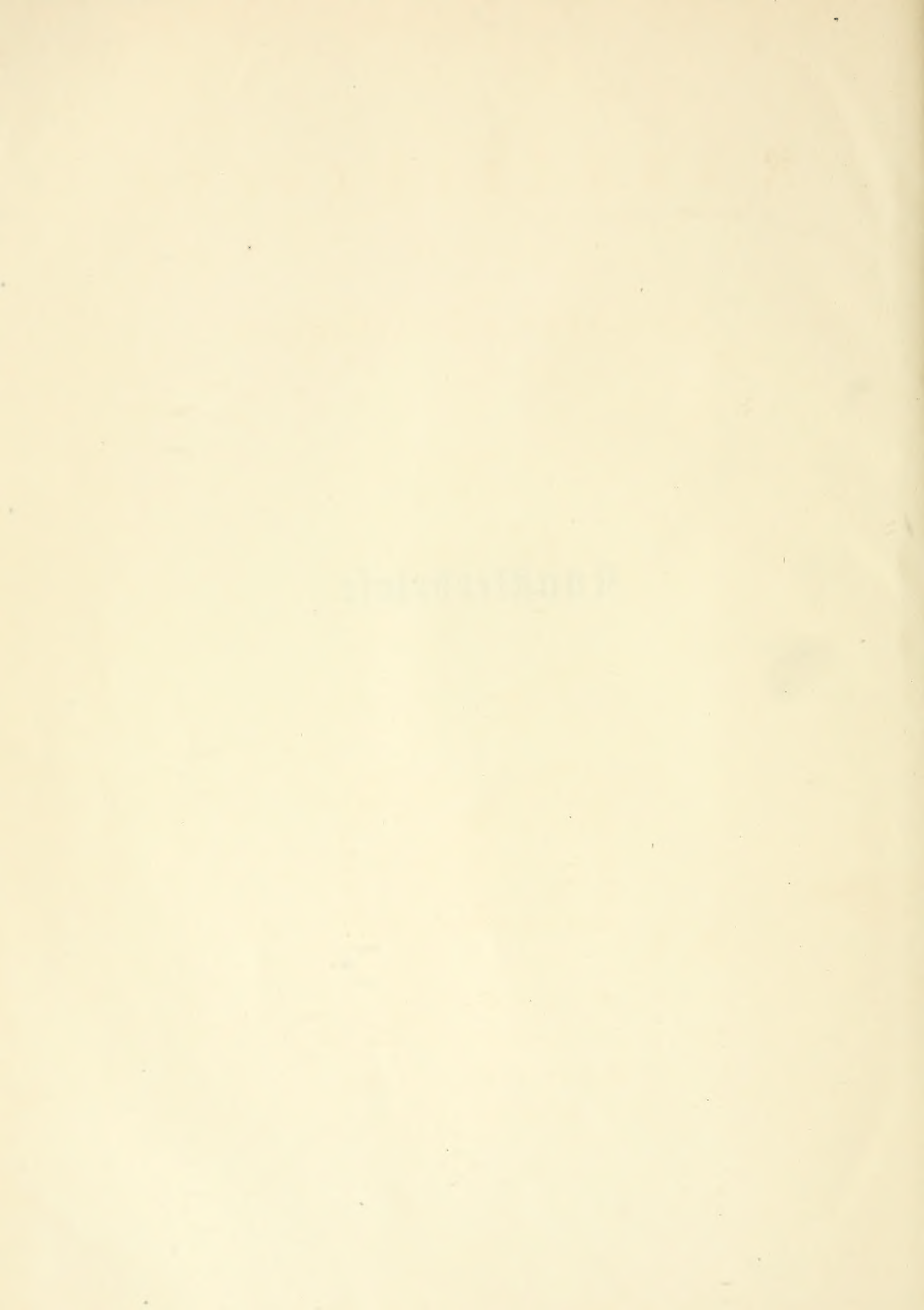

UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00082493 8







Künstlerbriefe



Künstlerbriefe

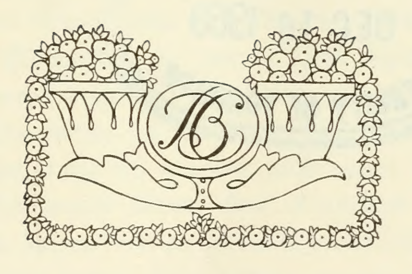
aus dem

neunzehnten Jahrhundert

Herausgegeben

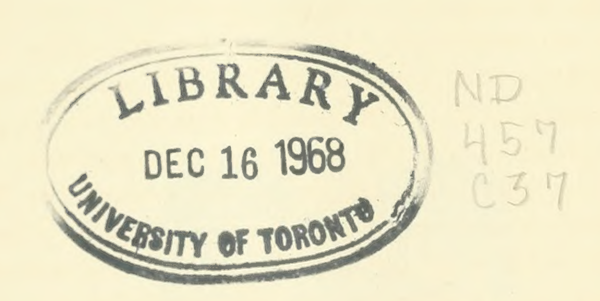
von

Else Cassirer



Mit 176 Abbildungen

Bruno Cassirer
Berlin 1919



Zweite Auflage

Vorwort

Zwischen dem, was Künstler über ihre Kunst denken, und dem, was die Schriftsteller, die Mittler für das Laientum, darüber schreiben, war von jeher ein gewisser Widerstreit. Es muß so sein, weil beide von verschiedenen Punkten aus denken: die Künstler von sich, vom Handwerk, von ihrem Willen, ihrem Talent, ihren Werken und von den Werken der ihnen Verwandten aus; die Schriftsteller vom Ganzen der Kunst, von allgemeinen Weltanschauungen und vom Vergleich der Gegensätze aus. Der Künstler geht vom Einzelfall aus und sucht das Gesetz; der Schriftsteller geht in der Regel vom Gesetz aus und sucht den Einzelfall. Es kommt vor, daß beide sich in der Mitte des Wegs in denselben Schlüssen begegnen; aber es ist weitaus häufiger, daß sie nicht zusammenkommen, daß eine Lücke bleibt. In diesen Fällen ist es stets wichtiger, mit dem Künstler zu gehen, als mit dem Schriftsteller, weil dessen Weg sicherer und aufschlußreicher ist, weil es vernünftiger ist, von einem festen Unten nach oben voranzuschreiten als von einem ungewissen Oben nach unten herabzusteigen.

Solchen Erwägungen verdankt diese Sammlung von Künstlerbriefen im wesentlichen ihre Entstehung. Alle Künstler, die hier zu Wort kommen, von Chodowiecki bis van Gogh, sprechen eigentlich nur von sich; selbst wo sie allgemein sprechen, bleiben ihre Gefühle und Gedanken immer sehr persönlich. Aus der Gesamtheit dieser Persönlichkeitsäußerungen aber ergibt sich wie von selbst etwas, das man eine Kunstgeschichte in Künstlerbriefen nennen könnte. Das ist natürlich durchaus cum grano salis zu verstehen. Schon darum, weil es sich naturgemäß nicht um die Darstellung einer klaren Entwicklungslinie handeln kann, sondern nur um eine Aneinanderreihung lebender Punkte. Es scheint dem Herausgeber aber, als ob eine solche lückenhafte Kunstgeschichte, die aus Briefen mittelbar abgelesen werden kann, in mancher Beziehung wertvoller ist als jede noch so fleißige und „objektive" Kunstgeschichte eines Historikers. Freilich setzt dieses Buch beim Leser eine gewisse schöpferische Phantasie voraus, die Brücken zu schlagen vermag; doch liegt in dieser Aufstachelung zu selbständigen Schlüssen ja auch wieder ein besonderer Genuß.

Der Herausgeber hat sich bei der Abgrenzung auf das neunzehnte Jahrhundert beschränkt, weil die Künstler dieses Jahrhunderts uns noch lebendig nahestehen und weil sie doch auch — sogar von van Gogh gilt es — in gewisser Weise bereits historisch geworden sind. Bei der Auswahl der Künstler konnten die anfangs gezogenen Richtlinien nicht immer eingehalten werden. Es sollten die wichtigsten Künstler zu Wort kommen und diese wieder sollten nach dem Grad ihrer künstlerischen und menschlichen Bedeutung hervortreten. Das ließ sich aber nur bedingt durchführen. Denn viele Künstlerbriefe sind nicht zugänglich, oder sie sind verschollen und nicht aufzufinden. Sodann ist auch in den verschiedenen Künstlergenerationen die Lust am Briefschreiben sehr verschieden. Die Deutschen schreiben im allgemeinen mehr als die Franzosen; die Nazarener waren passionierte, wortreiche Briefschreiber, wogegen die Impressionisten gar nicht schreiblustig gewesen sind; und die bedeutendsten Talente sind oft am wortkargsten.

Im allgemeinen sind Briefe bevorzugt worden, in denen die Künstler über ihre eigene oder über anderer Kunst sprachen, in denen also etwas wie künstlerische Glaubensbekenntnisse gegeben worden sind. Doch stellte sich die Notwendigkeit ein, den Rahmen weiter zu fassen. Es sind, zum Beispiel, auch Reisebriefe aufgenommen worden, sofern aus ihnen eine besondere Art der Naturanschauung oder des Erlebens hervorgeht. In allen Fällen aber sind aus der großen Fülle des Vorhandenen nur solche Briefe ausgewählt worden, die zu dem Grundgedanken des Buches unmittelbar in Beziehung stehen. Um in diesen Künstlerbriefen die nach Zeiten und Ländern wechselnde Kunstgesinnung eines Jahrhunderts zu konzentrieren, sind die Schriften auch in vielen Fällen nicht vollständig abgedruckt worden. Vielmehr sind sie so redigiert worden, daß das Zufällige und Gleichgültige entfernt ist und das Wichtige zusammengedrängt erscheint.

Orthographisch und grammatikalisch war Einheitlichkeit in keiner Weise zu erzielen. Wer Originale von Künstlerbriefen kennt, wer es weiß, wie frei die Schreiber oft mit der Sprache umgehen und wie sehr es oft zweifelhaft bleibt, was Nachlässigkeitsfehler und was persönliche Charakteristika sind, wird die Schwierigkeiten nach dieser Seite verstehen. Einheitlichkeit war um so schwieriger zu erreichen, als ein Teil der Briefe nach Manuskripten, anderes nach Abschriften und vieles auch nach bereits gedruckten Briefstellen gegeben worden ist. Die besonderen Sprachformen sind darum nur dort beibehalten worden, wo sie für die Künstler bezeichnend waren, zum Beispiel bei Chodowiecki oder Menzel.

Die Quellen, aus denen die Briefe stammen, werden in einem dem Buch angehängten Verzeichnis nachgewiesen.

In den Abbildungen ist irgend eine Vollständigkeit nicht erstrebt worden. Es sind im wesentlichen Zeichnungen abgebildet worden. Sie sollen die Briefe nur wie Anmerkungen, wie bedeutungsvolle Arabesken begleiten und die Phantasie des Lesers so berühren, daß er über das geschriebene Wort stets hinausblickt in die Welt der Kunstformen, die sich hinter diesen Briefen reich und groß ausbreitet. Es bleibt noch die Pflicht, allen denen zu danken, die zum Gelingen dieser Arbeit durch Nachweis, durch Hergabe von Originalbriefen oder durch andere Hilfe beigetragen haben. Der Herausgeber hofft, daß diese Künstlerbriefe so wirken werden, wie es die Absicht war, sie wirken zu lassen: als eine nicht doktrinäre, als eine künstlerisch intime und doch großzügige Einführung in die an Widersprüchen reiche Kunst des neunzehnten Jahrhunderts.

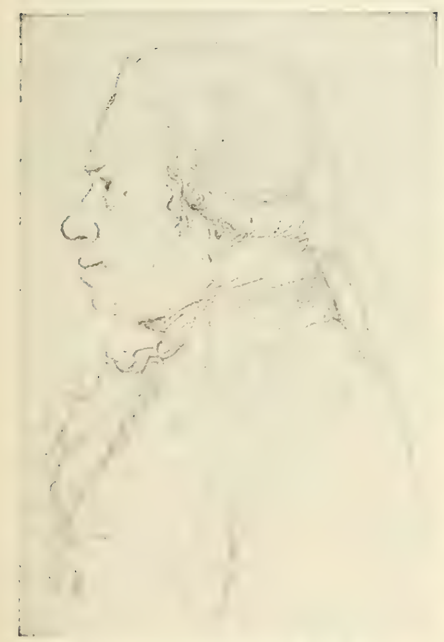
Der Verlag Bruno Cassirer.



Daniel Chodowiecki

geb. in Danzig 16. Oktober 1726,
gest. in Danzig 7. Februar 1801.

Die Welt ist ein Schauplatz,
Du kommst, siehst und gehst vorüber —,
Aßmus setzt hinzu, und wirst vom Schauplatz vergessen.
Lassen Sie uns, uns nicht vergessen.
Berlin d. 7. April 1778. D. Chodowiecki.



Porträt Chodowieckis von A. Menzel.

Aus Chodowieckis Tagebuch.

.... Ich setzte meine Palette auf und malte denselben Abend noch eines alten Mannes Kopfes; wie groß war meine Freude, da ich sah, ich würde die Abende können in Oelfarbe malen, bei Tage war es anderer Geschäfte halber unmöglich. — Darauf ging ich weiter; ich legte ein Stück Leinwand gerade horizontal auf den Tisch vor mich, setzte eine Lampe vor mich hin, fing die Strahlen des Lichtes durch ein convexes Glas auf und führte sie auf meine Leinwand, wohin ich sie brauchte. Das beleuchtete mir sehr die Arbeit und ich malte, so lange mir der Schlaf Frieden ließ. Nun malte ich einen Alten, der bei einer alten Frau um ihre Tochter anhält, auf dieses folgte die Geschichte Eliezers, der von Laban geführt dem Bethuel den Antrag machte, seine Rebecca dem Isaac zu geben; nachher habe ich verschiedene Wochenstuben gemacht. Eines Abends, als ich zu Herrn Rode in die Academie kam, sah ich das Modell noch ange-

kleidet neben einem eisernen Ofen sitzen; es war wenig anderes Licht im Zimmer als das Feuer im Ofen, das machte einen herrlichen Rembrandtschen Effect. Ich zeichnete es sogleich, und da ich nach beendeter Academie nach Hause kam, setzte ich nach dem Abendessen noch die Palette auf und malte denselben Abend bis drei Uhr in die Nacht das Bild fertig. Als der Sommer kam, setzte ich alle Woche einen Tag zur Oelmalerei an, konnte auf diese Art nur wenig vor mich bringen, habe auch nur einige Portraits sowie Studien und Historien gemalt. —

Herrn Geyser.

Berühmter Kupferstecher in Leipzig.

fco. Wittenbg.

Hochedelgebohrner Sehr geschätzter Herr und Freund!

Wenn der Geitz in Kunst Sachen eine Sünde wäre so wäre ich ohnstreitig einer der größten Sünder, und bin ich Eurhochedelgebor. in diesem Stück wie in dem Vergnügen mit welchem ich Ew. Kunst entgegensehe vollkommen gleich. Nehmen Sie also liebster Freund meine fröhlige Danksagung vor dero güttiges Geschenk hiemit an. Ich habe mit doppeltem Vergnügen gesehen wie schön Sie meine Wahrheit in Ihre Manier übersetzt haben. Sie verlangen theuerster Freund eine aufrichtige Critik darüber: wenn mir Ihre gutte Denkungsarth nicht bekannt wäre, so würde mich dieser auftrag in einige Verlegenheit setzen aber mit einem Mann wie Sie sind kan ich wie mit meinem Bruder sprechen. Wenn Sie meinen Strichen weniger gefolgt wären so hätte Ihre Arbeit gewiß viel mehr Freyheit erlangt und Sie würden weniger Mühe gehabt haben, mit der Zeichnung bin ich demnach nicht so wie mit der Behandlung zufrieden. Sie haben wertheſter Freund sich zu sehr an Ihr Format gebunden, dieses ist höher und schmäller als meins, daher haben Sie Ihre Figuren zu hoch und zu gerade gezeichnet, dieses bemerke ich insonderheit in der Minerva, ihre Lenden sind kürtzer und ihre Beine länger als der meinigen ihre, dieser ihr rechter Arm ist auch etwas länger als der meinigen ihrer. Meine Wahrheit ist von Kopf Brust und Leib breiter, und etwas von unten anzusehen weil der Horizont niedrich ist, sie ist auch klahrer gehalten in dem ihre Kleidung weiß sein soll, die Figur die ihr die leyer reicht ist ebenfalls etwas von unten anzusehen und hatt eine mehr gebogene Stellung ist auch in den Schatten viel leichter, um sie zurücke zu halten, die Kniende Figur ist auch etwas mehr gebogen, insonderheit der linke Arm. Der Minerva haben Sie fast keine Brüste gemacht, an den Köpfen (und dieses gilt fast von allen ihren Köpfen) sind die unteren augenlieder nicht genug bemerkt, wenn Eurhochedelgebor die Arbeit



Chodowiecki. Studie.

durchgehends etwas weniger dicht gehalten hätten, würden Sie dabey gewonnen haben, aber genug hiervon ein Künstler der einen andern copieren soll hatt zu viele schwierigkeiten zu überwinden und man solte es nicht von ihm verlangen. Dero Lippertsches Portrait freut mich ungemein, es ist unverbeßerlich gerathen, aber wenn ich anfange zu critisiren so kann ich kein ende finden, der unriß des Knorpels am Ohr, an der Seite der Backe scheint mir ein wenig zu hart zu sein, ich hätte ihn lieber so*) gesehen, aber vergeben Sie liebster Freund diesen angriff. An der Schattenseite der rechten Backe wünschte ich am Grunde eine Kleine verminderung desselben zu sehen. Leben Sie wohl und würdigen Sie mich ferner ihrer Freundschaft, der ich mit der besondersten Hochachtung und Liebe bin dero

Ergebenster Freund und Diener

D. Chodowiecki.

Berlin den 23. Januar 1773.

An denselben.

Mein liebster bester Freund!

— Sie wollen wissen mein liebster Freund wie ich bisher gelebt hate, wie ein Galeren Sklave; aber wie ein solcher der seine Räder mit lust bewegt, ich muß fast Tag und Nacht arbeiten, um einen jeden zu befriedigen, und ich thu es gern, aber es kommen

---

*) folgt eine kleine Zeichnung der Ohrmuschel.

manchmal solche Einschiebsel, die mich fast ungeduldig machen, Dinge die ich ungern mache und die ich doch nicht abschlagen kann. Eine große Versäumnis hatt mir das Absterben unseres großen Schmids*) verursacht; seine Hinterlaßenen batten mich seinen Kunst Schatz in Ordnung zu bringen, zu Taxir und einen Cathalogum daraus zu machen, hierüber sind über 14 Tage verfloßen die ich zu andern Geschäft so nothwendig brauchte, nun muß ich sie wieder einholen. Ich that es aber doch gern, so manches unbekante Blath kam mir unter die Augen, so manche schöne Handzeichnung, ich habe auch hirbey manch schönes Blath meiner Sammlung beylegen können, manch schöner Zeichnung auch Probeabdrucke sind mir als ein Theil meines Honorars zu Theil geworden.

Gesund bin ich Gottlob stets gewesen und ich beklage Sie sehr mein bester, daß Sie unpäßlich gewesen sind . . .

Von M. Nicolai habe ich für Ihre rechnung 27 Th. empfang. wie ich nicht anders weiß so sind es nur 5 1/2 Th. die ich bey Ihm gutt hatt. Schicken Sie mir kein Geld mit der Post, wenn es Ihnen zur Last wird, so geben Sie es an H. Bauser, der mir auch mit derzeit etwas schuldig wird, es ist dann ein porto bezahlen.

Leben Sie wohl mein liebster bester Freund, grüßen Sie Ihre liebe Frau Gemahlin von mir und den Meinigen und bleiben Sie stets mein Freund. Ich bin von Herzen

der Ihrige.

D. Chodowiecki.

Berlin den 25. Febr. 1775.

1776.

An Herrn Nicolai Hochwohlgeboren.

Ich bin wahrlich sehr betrübt, daß ich Ew. Hochwohlgeboren nicht helfen kann, ich habe etliche mahl die mir anstößigen Stellen gelesen, wenn ich die Blätter aus der Hand lege, däucht mir, ich thue Ihnen unrecht, und alles was Sie zu Ihrer Rechtfertigung sagten, scheint mir wahr und richtig, wenn ich sie aber von neuem lese, verschwindet alles dieses und ich finde nur Gelegenheit zu tausenderlei widrigen und gefährlichen Auslegungen. Ich finde in Ihren Ausdrücken zuweilen etwas beißendes, bitteres und spottendes wenn von der Religion und der H. Schrift die Rede ist und die Lehrer derselben können Sie durch das ganze Werk nicht genug herunter setzen, den eintzigen Alkmarer ausgenommen.**)

*) Berühmter Kupferstecher.

**) Es handelt sich um Chodowieckis Weigerung, den letzten Band des „Sebaldus Nothanker" zu illustrieren, der eine besonders starke antireligiöse Tendenz hatte.



Chodowiecki. Familienzeichnung.

Sie halten dafür es sey niemand mehr so einfältig die über natürliche Einblasung der H. Bücher zu glauben, ich glaube sie auch nicht so wie Sie dieses Wort auslegen. Aber daß etwas Übernatürliches bey Stiftung der Christlichen Religion, wovon diese Bücher folgen sind, vorgegangen ist, das kann doch nicht geläuchnet werden, was waren die ersten Prediger des Christentums? warens nicht gantz gemeine Leute, Fischer, Zöllner u. dgl. waren Sie nicht zu der Zeit, das Christus noch mit ihnen auf Erden war, einfältige, furchtsame und mit Vorurtheilen behaftete Menschen? flohen sie nicht Alle da Christus gefangen wurde, verleugnet Petrus ihn nicht? hielten Sie sich nicht verschlossen aus Furcht für den Juden? Nach dem Pfingsifest aber, oder nach der Ausgießung des H. Geistes über sie, wurden sie erst, was sie werden sollten. Mit welcher Standhaftigkeit redete Petrus nun nicht mit dem ganzen versammelten Volk, was für eine Folge hatte seine Anrede nicht, wurde er und die anderen Apostel von dieser Zeit an nicht ganz andere Menschen? war nun hier ein Wunder an ihnen geschehen, so mußte ja dieses Wunder Einfluß auf ihr ganzes folgendes Leben haben, und was sie geschrieben haben, kann man ohne die Notwendigkeit eines jedesmaligen neuen Wunders als Schriften von mehr als gemeinen vernünftigen Leuten ansehen; Ich halte davor, es gehörte noch mehr als Vernunft dazu die Bücher zu schreiben, die sie uns gelassen haben, sonst hätten die gelehrten Männer, die vor ihnen gelebt haben und die weit mehr natürliche Vernunft hatten als diese auch schreiben können.

Gott hat seit den Offenbarungen auf Sinai keine Offenbarung unmittelbar gegeben. Woher ist dann die Lehre Christi gekommen?, dem Sie doch die Gottheit nicht absprechen, er hatt sie ja unmittelbar gepredigt. Hier setze ich mich in die Stelle so vieler junger Leute, die Ihr Buch lesen und schon einen Hang zum Unglauben mitbringen und bete mit frohem Herzen nach.

Um nun aus diesen Schriften seine Pflichten kennen zu lernen, braucht es nicht vieler Betrachtungen und Schlüsse. Der gemeinste Mann (und man sieht oft, daß dieser es am besten thut) kann es. Ich habe oft, da ich noch Diacre bey unserer Kirche war bey den Ärmsten und Gemeinsten Leuten die besten Christen gesehen, und besonders auf dem Sterbebette im Hospital. Ich habe ein junges melancholisches Frauenzimmer gesehen von guter Familie, daß niemand besser trösten konnte als die Frau des Kutschers.

Diese armen Leute verstehen in diesen Büchern nichts als was ihnen nützlich ist; was sie nicht begreifen können, das können sie auch zu ihrer Besserung im Leben, zu ihrem Trost im Tode und zu ihrer Seligkeit entbehren. Die aber die alles erklären wollten, so dunkel es auch sein mag, die müssen notwendig in ihren Erklärungsarten sehr verschieden sein, aber es sey. Wenn sie nur das ihnen eigentlich Notwendige verstehen und befolgen, so hatt es keine Noth um sie, und es ist gleich viel von welcher Seite sie die Hironimische Perle durchbohren.

Die Heil. Bücher sollen alle Quellen der Wahrheit sein. Sagt man ihnen aber nicht erst, wie diese Bücher entstanden sind, so werden sie bei der ersten Gelegenheit, wo ihr Interesse und ihre Leidenschaft es verlangen, das Buch zumachen und sich befriedigen. Die Anzeigen der Varianten können bei Laien viel mehr Schaden als Nutzen stiften. Sind diese Stellen falsch befunden worden, wer weiß, wie es um die Anderen steht, wer steht mir dafür, daß sie nicht auch falsch sind. Sind das nicht die natürlichsten Gedanken, die darauf folgen?

Wie waren unsere Vorfahren beschaffen, ehe das Christentum und nachher die Reformation bei uns eingeführt wurde? Haben wir es nicht dem Christentum zu danken, daß wir unsere Natur haben kennen gelernt und unsere Erfahrungen nützen können; und das Christentum haben doch nur durch diese Bücher erlangt so wie sie sind.

Freilich mag man ungereimtes Zeug genug mit der Bibel vorgenommen haben. Aber sind die englischen Verse nicht auf eine zu bourlesque Arth übersetzt? Das Arme Buch! Jawohl ist zwischen Blindem Glauben und Unglauben ein Mittelding, das ist der rechtschaffene, einfältige demütige Glauben, den der Mann, der Christum ein mondsüchtiges Kind zu heilen zuführte, hatte, Ich glaube, schrie er, hilf meinem Unglauben.

Kein Freydenker ist Verwunschenswert, aber zu beklagen ist ein jeder der es ist, und man soll sich wohl hüten keinem Gelegenheit zu geben es zu werden.



Chodowiecki, Illustrationen.

Ich versichere Ew. Hochedelgeb. auf meine Ehre, daß ich Ihm keine üble intention zutraue, aber es ist doch auch fast keine Zeile auf den Seiten, die ich mir die Freiheit nehme zu untersuchen die mir nicht anstößig wäre, und die es nicht auch vielen Anderen sein wird. Was soll man doch dem Pindal für seinen Beweis, daß das Christentum so alt ist als wie die Welt, danken. Irre ich mich, oder haben wir alle denn Christum nichts zu verdanken; was könnte es helfen, wenn auch das Pockock'sche Kapitel in der Stelle der 9 ersten Capitel des ersten Buchs der Chronik gesetzt würde; wir haben ja im neuen Testament verschiedene Stellen, die Tolleranz hinlänglich empfehlen.

Die Vergleichung des D. Thortens ist doch eine wahre plaisanterie, die ich nicht recht verstehen kann.

Besser ist der folgende Abschnitt, der hat meinen völligen Beifall, oder ich versteh ihn auch nicht. Das, werden Sie sagen, sei meine Schuld, aber leider mögen viel solche verstopfte Köpfe sein. Ich setze nun den Fall, daß alles, was ich befürchte, geschieht nicht. Niemand ärgert sich an Ihrem Buch, niemand wird durch Lesung desselben schlimmer als er war, wer sind denn die, die davon Nutzen haben sollen, die

intoleranten? Die werden aber so satyrisch gegeißelt, daß sie vor Schmerzen das nicht bemerken, was zu Ihrer Besserung darunter verborgen ist.

Ihre Intention, alle Gottesgelehrten zu Vertragsamkeit zu bringen, ist sehr gut. Aber auf die Art wie Sie sie von Anfang des Werkes bis zu Ende der Bogen die ich vor mir habe, behandelt haben, werden Sie den Zweck nicht erreichen.

Anfangs 1774, da ich den Kalender mit den Kupferstichen der Liederlichen gemacht hatte, schrieb mir ein mir ehrwürdiger Mann, der in meiner Jugend mir oft mit gutem Rat an die Hand gegangen war, auch mir sonst viel Gutes gethan hatte; Qu'est ce que vous ont fait les pauvres Pasteurs pour vous obliger de donner une figure si comique à celui qui bénit le mariage de votre agréable Débauché? Je crains que le libraire Nicolai qui doit être un Grand enemi des Ministres ne vous aye Séduit, Je connais le Livre, qu'il a écrit depuis peu. Den Sommer vorher war der erste Teil des Sebaldus herausgekommen. Er wußte nicht, daß der Kalender älter war als der Sebaldus. Vor Kurzem schrieb mir derselbe Mann; croyés moi, vous feriez bien, de ne plus faire d'Estampes pour le livre de Sebaldus ou pour d'autres qui lui ressemblent, il faut bien que Nicolai soit un impie (vergeben Sie den Ausdruck) puisqu'il écrit des Livres contre la Réligion et vous les ornez de vos Estampes. Ich habe ihm hierauf noch nicht geantwortet; ich nahm Ihren Sebaldus zur Hand, las ihn von Anfang bis zu Ende und markirte mir alle Stellen, wo ich etwas fand, das zur Erlangung der Vertragsamkeit zwischen den Predigern und andern Gliedern der verschiedenen Religions Parteien dienen sollte, um ihm zu zeigen, daß dieses Ihr eigentlicher Zweck bey dieser Arbeit gewesen wäre. Ein einziger Artikel fiel mir auf den ich nun unschicklich fand, der vom Blauen Baume. Die Vergleichung Christi mit einem Baume kommt schon in den Propheten vor und ist in den Lutherischen Liedern nur zu sehr gebraucht worden. Dieser Einfall wird wohl allen frommen Leuten besonders den Lutheranern ärgerlich seyn, und er schien mir etwas schwer zu vertheidigen. Ich habe auch gehört, daß in einem Journal, ich weiß nicht in welchem, einen Recensenten es befremdet hat, daß ich mich mit verzieren dieses Werkes abgegeben hatte. Darüber würde ich doch lachen, wenn ich mich nur überzeugen könnte, daß ich mit gutem Gewissen in diesem letzten Teil, so wie er ist, die Kupfer machen kann; ich halte davor, daß in allen Sachen, wo man zweifelt ob man recht thut, man zurückhaltend sein muß.

Ich gestehe, daß mir Ihre Verlegenheit zu Herzen geht. Ich wollte Ihnen gern helfen, wenn ich könnte, aber wenn ich auch bei Ihnen für abergläubisch gehalten werden sollte, so sehr mich das betrüben würde, kann ich doch nicht.

D. Chodowiecki.

Sehr geehrter Herr,

Seit langem habe ich nicht die Ehre gehabt, Ihnen etwas von meinen Arbeiten zu übersenden. Anbei zwei Porträts des Königs, die ich für Herrn Himburg, den Buchhändler, gestochen habe: gestatten Sie mir, verehrter Herr, daß ich Ihnen deren Geschichte erzähle. Vor zwei Jahren bestellte Herr Lavater bei mir für einen Hauptmann des Jägercorps in Zürich ein Porträt des Königs zu Pferde, wobei er mir eine ausführliche Beschreibung der Art und Weise gab, in der er ihn dargestellt wissen wollte. Vor allem sollte das Porträt ganz natürlich und nicht etwa idealisiert sein. Ich machte es, sandte es ihm, und er war sehr zufrieden. Er ließ es sodann von einem Schweizer Künstler Namens Lips stechen und veröffentlichte es in dem dritten Bande seiner Physiognomik nebst vielen Bemerkungen über dieses Porträt, über den Monarchen, der zu ihm Modell saß, und über andere Künstler, die ähnliche Porträts geschaffen haben.

Als der dritte Band der Physiognomik hier erschien, kopierte ein Stecher namens Wolf den Lips'schen Stich und ließ diese Kopie durch unsere Kunsthändler verkaufen. Herr Himburg, dem zur Kenntnis gekommen war, daß mehrere unserer Kenner das Unternehmen des Herrn Wolf laut gelobt und mit Eifer seinen Kupferstich gekauft hatten, entschloß sich, von ihm eine zweite von dem Autor revidierte und korrigierte Auflage zu veranstalten, und wandte sich zu diesem Behufe an Herrn Berger, der es ablehnte, da er sich bereits einem Liebhaber gegenüber (der ein ähnliches Gemälde wie jenes besitzt, dessen sich Herr Lavater bedient hatte) dazu verpflichtet hatte, von ihm einen Kupferstich herzustellen. So blieb ihm denn kein anderer Ausweg, als sich an mich selbst zu wenden, obwohl er vorher nie gewagt hatte, mir etwas Anderes als einige Zeichnungen anzuvertrauen. Froh über seinen Vorschlag nahm ich ihn an; und da es ihm sehr angenehm war, seinen Kupfer von den beiden andern, die bereits erschienen waren, und dem, der unverzüglich erscheinen sollte, zu unterscheiden, ließ ich ihn den Entwurf eines Gemäldes sehn, das ich vor einigen



D. Chodowiecki, Illustration.

Jahren gemalt hatte, das sich jetzt in den Händen des Herrn Hauptmanns von Moltzan in Mecklenburg befindet und auf dem ich den König zu Pferd begleitet von den Prinzen von Preußen und gefolgt von den Herren Generalen von Ziethen, von Ramin u. s. w. vor einem Königlichen Adjutanten dargestellt hatte, wie er sich zu einem Bataillon seiner Infanterie-Garde begiebt. Er beschloß, diesen Vorwurf in dieser Art herauszugeben und teilte seine Absicht dem Publikum mit, was ihm ein so große Anzahl Subskribenten verschaffte, daß er bald daran verzweifelte, sie alle durch Abzüge nach einer einzigen Platte befriedigen zu können, von der ich ihm trotzdem 2000 Blatt versprach. Er bestellte sofort eine neue bei mir, die ich ihm nicht abschlagen zu dürfen glaubte, und da er mir mitteilte, daß mehrere Kenner den rechten Fuß des von dem Prinzen von Preußen gerittenen Pferdes, der zu weit von dem Körper des Pferdes entfernt wäre und gar nicht zu ihm zu gehören schien, heftig getadelt hätten, wollte ich aus Willfährigkeit gegen ihr Urteil auf der zweiten Platte den Fuß ein wenig näherrücken und gleichzeitig auf einer anderen kleinen Platte, die ich die Ehre habe Ihnen ebenfalls zu schicken, denselben Prinzen zu Pferde in großen Umrissen wiedergeben, die deutlich das ganze Pferd erkennen lassen, von dem auf dem in Frage stehenden Kupferstich ein Teil durch das Hintere des Pferdes des Königs verdeckt ist. Was diese Kritiker außerdem getäuscht hat, ist der Umstand, daß sie nicht darauf geachtet haben, daß dieses Pferd nicht gerade aus schreitet; da es aber kräftig ist und trippelt und da es sich von seinem Reiter angehalten fühlt, so wendet es sich zur Seite und geht in dieser Haltung weiter, so daß es also, anstatt seinen Fuß vorwärts zu setzen, ihn seitwärts und auswärts setzt. Außer dieser Änderung werden Sie, verehrter Herr, noch eine andere wichtigere bemerken; es ist der Kopf des General von Ramin, der auf der ersten Platte wie alle andern nach dem Gedächtnis und auf der zweiten nach einer Zeichnung, für die Seine Excellenz so gütig war mir eine Viertel Stunde seiner Gegenwart zu schenken, wiedergegeben worden ist. Kurz, der Herr Himburg hat es für ratsam gefunden, auf diese Platte den Namen des Königs zu gravieren, was ich für ebenso wenig notwendig halte, wie wenn man unter ein Dreieck schriebe: D a s i s t e i n D r e i e c k, — wofern er nicht etwa dadurch zum Ausdruck bringen möchte, daß er der Meinung ist, diese Platte bedürfe in stärkerem Grade dieser Erklärung als die erste.

Man muß an dieser zweiten Platte noch die Farbe der Hüte des Königs, des Prinzen von Preußen und des Generals von Ramin getadelt haben, die an dem des Königs stärker ist als an dem des Prinzen und schwächer an dem des Generals als bei den beiden andern. Ich gestehe, das ist böse, und ich hätte diese empörende Herabwürdigung dadurch vermeiden können, daß ich die vier Hüte in gerader Linie, einen nach den andern, wiedergäbe . . . Aber wer kann an alles denken?

Es ist noch ein sechster Kupferstich erschienen, der den König zu Pferde darstellt und der sich von allen andern durch das Pferd unterscheidet, das ebenso wie der Grund nach einem König zu Pferde kopiert worden ist, den der verstorbene Ridinger vor dreißig Jahren veröffentlichte, und durch den en face gesehenen Kopf des Königs; er trägt ebenfalls den Namen des Königs.

Da Sie Liebhaber von Stichen sind, habe ich, sehr geehrter Herr, geglaubt, Ihnen mit dieser kurzen Beschreibung aufwarten zu müssen, womit ich die Ehre habe, sehr geehrter Herr, mit dem Ausdruck meiner Hochachtung zu sein

Ihr sehr ergebener

Berlin den 23. September 1777. und gehorsamer Diener D. Chodowiecki.

Berlin den 3. August 1782.

Liebster Freund!

Auf ordre des Herrn Ettinger in Gotha habe ich die Ehre Ihnen nebengehende Kupferplatte, und nebenstehende Unterschriften, die unter Ihren Nachstich kommen sollen zu übersenden. Sie werden sich vielleicht über meine Wahl wundern — ich hätte freylich manches wählen können das interessanter oder mahlerischer wäre, aber ich hatte gebundene Hände, ich durfte nur das wählen, was sowohl in der teutschen Übersetzung als auch im französischen original befindlich ist, und Herr Wieland hatt manches weggelaßen, und noch mehr neues hinzugefügt. Beydes konnte mir zu nichts dienen. Es ist doch zu verwundern, daß heut zu Tage auch die Großen teutschen Köpfe so wenig Erfindungsgeist Besitzen, und mehrenteils nur nachahmer sind mir kommt Wielands Oberon so vor, als wenn ein geschickter Mann eine ganz simple Figur ohne Zieraten, und ohne Schmuck mit schwarzer Kreide gezeichnet hätte, nun kommt ein geschickter Mann, sieht diese Figur, sie gefalt ihm Oho! Daraus wäre was zu machen — er setzt sich hin zeichnet den Umriß durchs Fenster nach, setzt hin und wieder an der Draperie etwas zu kürtzt an andern orten etwas ab, schattirt sie sehr sauber mit Karmin aus, verziert ihr Har mit Bluhmen, und ihr Gewand mit Guirlanden, schmückt ihre Arme mit Bändern ihre Finger mit ringen, zeichnet ihr Grübchen in Backen und Kinn, verzieht ihren Mund zum Lächlen. Nun steht die reizende Figur da, wer sie sieht glaubt sie gehört gantz dem Nachahmer, Bis man endlich das Uhrbild entdeckt — dann sagt man, schade daß der Mann so wenig Erfinder ist!

Meinen Brief vom 18. Juny nebst den für Ihren Freund verlangten Kupferstichen, und einigen Ihnen bestimmte werden Sie doch empfangen haben. Hier sind einige Kupferstiche von Glam, von Jalbe, von Schmid (diese sind originell), von Höder aus der Hand für Billige Preyse zu verkaufen.

Leben Sie wohl mit Ihrer lieben Familie der ich mich und die meinigen empfehlen und erhalten Sie mir Ihre Freundschaft der ich mit aller Aufrichtigkeit bin

Ihr ergebenster Freund
D. Chodowiecki.

Berlin 6. März 1784.

Meine vortreffliche Gräfin!*)

Alle Ihre Briefe haben mir immer viel Freude gemacht, aber keiner soviel als der letzte vom 17. v. Monats; ich war oft um Ihre Gesundheit und Ihr Leben besorgt gewesen; Ihr langes Stillschweigen befremdete mich — und nicht ganz ohne Grund. Aber Gott Lob, daß das Übel überstanden ist, die Folgen davon werden sich auch wieder verlieren. Ihrem lieben Briefe sieht man es nicht an, daß er mit geschwächten Augen geschrieben ist, eben die geistvolle Leichtigkeit der Hand, wie sonst.



D. Chodowiecki, Illustration.

Ich soll bald wieder schreiben. — Morgen ist der erste Posttag, nachdem ich diese Aufforderung empfing, sonst hätte ich wohl die Antwort der Dem^{lle} Rohren abwarten sollen, sie hat Ihren Brief schon in Händen.

Ist's nicht eine Schickung der gütigen Vorsehung, daß sich, und auf so lange Zeit, so viele Fremde in dem Hause meiner liebenswürdigen (aber zum Schaden ihrer Gesundheit viel zu eifrigen) Künstlerin einquartiert haben? Sie haben mich oft um Ihre Gesundheit besorgt gemacht, wenn Sie mir die Anhaltsamkeit Ihres Fleißes beschrieben. Glauben Sie mir, meine vortreffliche Freundin, ein zarter weiblicher Körper hält das nicht aus, was ich mich von dem meinigen zu fordern traue. Aber sollte diese Gesellschaft, worunter es vielleicht reizende Stellungen und Gestalten giebt, nicht doch auch zum besten der Kunst etwas beitragen können?, wenn Sie diese Gestalten und Stellungen zuweilen mit dem Crayon unbemerkt abstehlen?, dergleichen Studien hab ich sehr viele und mit großem Nutzen gemacht.

Aber auf die Art wie Sie, meine liebenswürdige kleine Eigensinnige, bin ich nicht zu dem geringen Grad der Vollkommenheit in der Kunst gekommen; ich müßte viel Zeit übrig haben, wenn ich in 14 Tagen keinen Crayon anrühren wollte, weil mir die Arbeit nicht nach Wunsch gelingen wollte. So geht's nicht. Gerät es heute nicht, so

*) An die Gräfin von Solms-Laubach.

muß mans morgen wieder versuchen, nicht eben mit derselben Sache, mit etwas anderem — nur muß man sich hüten, nicht zu viel von den Fähigkeiten, die unser gütiger Schöpfer in uns gelegt hat, zu fordern. Freilich ist das ein Hindernis für weibliche Künstler, daß sie nicht können herumreisen und alles studieren, was männlichen erlaubt ist, aber wieviel Hindernisse liegen nicht auch diesen im Wege — wie wenig hab ich dieser Freiheit genießen können! Und nun, da ich für das Wohl einer immer stärker anwachsenden Familie arbeiten muß, wie selten mach ich jetzt Sachen, worin ich so studieren kann, wie ich noch gern wollte und sollte.

Ich wollte gern einmal eine Folge von historischen Gegenständen bearbeiten, worin ich mich im eigentlichen großen Ausdruck, in schönen Gewändern und malerischen Stellungen, Zusammensetzungen, Beleuchtungen üben könnte, und muß immer beim tändelnden Modekram der Romane bleiben. Für Lavater hab ich einige historische Blätter zu machen gehabt und andre sind noch zu machen, aber da kommt mir ein Genfer mit ein par Dutzend Blätter, die er zu einer neuen Übersetzung von der Clarisse bestimmt, über den Hals; zu Salzmann seinem moralischen Elementarbuch soll ich 60 Zeichnungen liefern, wovon ungefähr der dritte Teil erst gemacht ist; dann kommt ein Däne und will zu Balders Tod etliche Blätter und ebensoviel zu den Fischern (beide von Ewald) haben, da muß ich mich in das fabelhafte gothische Alterthum hineindenken, und Bauer- oder Fischerkostüm studieren.

Ich lebe jetzt von einem Theil meiner Familie abgesondert; meine Frau und zweite Tochter sind nach Bourg zu der ältesten dort verheirateten gereist; sie hatte ihre Mutter gebeten, ihr in ihren Wochen beizustehen. Sie hatte ihre Rechnung bis zur Mitte des Hornungs gemacht, meine Frau rechnete ihr nach und fand das Facit richtig; aber das kleine Mädchen, seines Gefängnisses überdrüssig, hatte sich daran nicht gekehrt und hatte zwei Tage vorher ehe meine Frau dort ankam ausgebrochen. Uebrigens fand sie alles in guter Ordnung und wir haben Ursach, Gott für diese glückliche Entbindung zu danken. Die Mutter hat viel Milch und das Kind viel Appetit, verursacht aber etwas Schmerzen, woran sich das arme junge Weib gewöhnen muß, glücklich ganz Mutter sein zu können.

Nun erwarte ich bald einen Brief von der Dem[lle] Nohren, den erlauben Sie mir doch, meine gütige Freundin, mit einem Umschlag zu versehen? Unterdessen empfehle ich mich der Fortdauer Ihrer mir so schätzbaren Freundschaft und bin lebenslang mit der vorzüglichen Hochachtung

Ihr ergebenster Freund und Diener
D. Chodowiecki.

23. April 1790.

Mit mir wills noch nicht recht vorwärts seit beynah 4 Wochen muß ich jetzt Tag und Nacht im Bette liegen, dadurch hab ich eine große Abnahme der Geschwulst in den Beinen erhalten und die Wunden nehmen auch ab, ich weiß aber doch nicht wann ich wieder werde können ausgehen, seit mehr wie drey Monathen hab ich nun nicht frische Lufft geschöpft. Das Beste ist, daß ich die Langeweile und öftere Schmerzen haben durch Arbeiten vergessen könne. Ich habe mir einen Tisch, der über mein Bette (welches parallel mit dem Fenster in meiner Arbeitsstube steht) [machen lassen], worauf ich bey Tage arbeite und Eße und des Nachts darunter schlaf.

An Graff.*)



Es ist nun sehr lange, daß ich Ihnen nicht geschrieben habe und daß ich keine Nachricht von Ihnen bekommen habe. Ich weiß aber, von Demlle Passaert jetzigen Mad. Robert daß Sie sich wohl befinden. .

Herr Schado ist aus Copenhagen, Stockholm und Petersburg zurückgekommen wo er hingeschickt worden war, um die Statuen von Sulley, Sorgell und Falconat zu sehen, und die Art wie dort mit dem Gießen ist procedirt worden. Künftiges Frühjahr wird er auch nach London und Paris gehen. Unterdessen disputiert man über das Costüm der Statue en question Friedr. II: Der König, die Mehrheit der Academie und viele Aristokraten sind für das Antique Costüm, der Kronprinz, das Publikum der Minister Heinitz, der Graf Arnim, Schado und meine Wenigkeit sind für das Costüm was Friedr. von Jugend auf bis an sein Ende getragen hat und dieses nenne ich das Preußische Costüm, denn es wurde von seinem Vater erfunden, von der ganzen Armee getragen und von allen andren Armeen nachgeahmt, Friedr. II hat es biß an sein Ende beibehalten, aber den Soldaten etwas bequemer gemacht, ein Nachfolger hat wenig daran geändert und warum solte dieser König, der seinem Seculum so viel Ehre machte, sich nach der Mode der Römer richten, die gegen ihn gestellt, so elende Kerle waren. .**)

Den 10. Februarv 1792.

*) Der Maler Anton Graff.

**) Die Ausführung des Denkmals wurde bekanntlich nicht Schadow übertragen, sondern Rauch, der Friedrich in modernem Kostüm darstellte.

An denselben.

Ich habe die Ehre Ihnen beygehend die Ihnen fehlenden Nummern*) 177 u. 392 zu übersenden, und da ich vor 14 Tagen ganz unverhofft noch 2 Exemplar von No. 419 aufgetrieben habe, so legte ich das eine für Sie zurück und jetzt zu jenen, ferner ein kleines Blath wonach die Sammler meiner Arbeiten schon lang seufzten, und da nur 4 Blath davon abgedruckt und in sichere Hände gekommen waren so daß noch kein Kopiste davon hatte Wind haben können noch weniger Gelegenheit es in die Hände und unter seine contrebande bekommen zu können, so ist es auch noch nicht kopirt worden. Dieses Blätchen (wenn Sie es in Ihr Sammlung einrangiere werde) gehört zwischen No. 527 u. 28 denn damahls ist es gemacht worden und von der Danigelea infortunata die es vorstellt im Embargo die auf die franz. Schiffe in dem Englischen Hafen gelegt werden, welches vor einigen Tagen erst aufgehoben worden ist. .

Ich möchte doch wissen, wer in aller Welt sich die Mühe giebt meine Seltenheiten nachzustechen, entweder er muß müßige Hände haben, oder es muß was damit zu verdienen seyn. .

Kunstnachrichten kan ich Ihnen jetzt wenig geben, die Kunst schläfft, die Kunstliebhaber auch, aber die Künstler nicht.

Schado arbeitet an einer Statue des verstorbenen Königs in Marmor, stehend die in Stettin aufgestellt werden soll. Balte hat sie gezeichnet und Berger wird sie stechen.

Der Herr Hofrath Puhlmann hat auf dem Boden des hiesigen Schlosses ein Gemählde von Correggio, eine Danae auf Brett gemahlt und in zwey Stücken gebrochen gefunden, welches jetzt reparirt wird.

So weit habe ich unterm 24. März geschrieben. Da überfielen mich mit einmahl die Herrn Buchhändler und setzten mich so in die Klemme. Seit 8 Tagen bin ich nun mit der Meßarbeit fertig, aber um desto mehr liegt jetzt das ganze Kalenderanfragewerk auf mir, so daß ich diesen Sommer wieder unaufhörlich werde arbeiten müssen. Gestern erhielt ich einen Brief aus München von einem Herrn Baron von Aretin der auch um seiner Sünden willen zum Sammler meiner Arbeiten geworden ist und dann noch 2. 3. 13. 16. 18. 20. 21. 22. 23. 47. 53. u. s. w. fehlen, sie bey mir sucht und wovon ich ihm nicht eines schaffen kann.

Berlin den 27. Aprill 1793.

---

*) Die Kupferstiche Chodowieckis.



D. Chodowiecki, Illustration.

Von den Ihnen fehlenden Blättern will sich immer noch nichts auffinden laßen, auch kann ich jetzt wenig ausgehen, der tägliche Umgang mit einem lieben reizenden Mädchen und die vielen Nächte die ich mit ihm durchgemacht habe, haben meine Beine wieder in einen solchen Zustand versetzt daß ich beynah nicht mehr ausgehen u. noch weniger reiten kann, da sitz ich nun unter den Händen eines Wundarztes und habe ein Bein rund um vom Fußgelenk bis an die Wade voller Löcher und singe das Hallische Studentenliedchen „Ich bin ein armer Teufel ich kann nicht mehr marschiren u. s. w. Aber vom Kopf bis an die Knie gehts ganz gut, sagen Sie davon aber nichts in Ihrem Hause daß könnte Ihre liebe Familie der ich mich sehr empfehle skandalisiren.*)

Geschrieben 14. Jan. 1798.

Jetzt geht alles wieder gut, bis auf ein krankes Bein (daß sich aber doch dem Ansehn nach mit großen Schritten zur Genesung anläßt) befind ich mich sehr wohl, mit dem besten Apetit esse ich alles was mir vorkommt von des Morgens bis in die Nacht, denn wenn ich von Tische aufsteh so nehme ich allemahl ein Stück Roggen Brodt mit uns und das Eß ich gegen Ein Uhr zu Mittag wenn das Essen nicht zeitig genug auf dem Tisch ist und um 1 Uhr in der Nacht wenn ich aufhöre zu arbeiten (oder bey der Arbeit) mit dem größten apetit von der Welt und nachher gehe ich mit eben dem Apetit zum schlafen zu Bett und denke offt dabey daß ich eben so freudig ins Grab gehen werde wenn Gott mich abruffen wird, und in 3 Minuten schlaf ich ein, binde einen Faden an meinen Wecker an der Uhr, (denn mein Bett steht gerade vor ihr) um meinen Daumen und um 7 Uhr bin ich wieder da, und mit dem Tage an die Arbeit, da kommen denn offt angenehme, uninteressante, auch unangenehme Besuche, die mich die kurzen Tage noch kürzer machen, aber ich habe Geduld mit allen, und hole des Abends wieder ein waß sie mich bey Tage versäumt haben. Aber verzeihen Sie liebster Freund daß ich Sie mit so unbedeutendem Zeug auch um Ihre Zeit bringe.

*) Von Engelmann anfang Mai 1796 datiert.

Anton Graff

geboren 18. November 1736 in Winterthur,
gestorben 22. Juni 1813 als Hofmaler in Dresden.

Dresden, den 29. März 1802.

Theuerster Freund! Ihren l. Brief und 5 rth. hat mir der Kammerjunker Krey selber überbracht, dem ich eine Quittung darüber nach aller Form habe zustellen müssen. Sie haben sich meiner zu sehr angenommen, daß Sie sich über die Ifflandsche Affäre geärgert haben, welches mir leid thut, aber ich sehe es als ein Zeichen Ihrer Freundschaft an. Vor ein paar Tagen habe ich nochmals an ihn geschrieben und ihn gebeten, da ich das Geld in Berlin auszuzahlen habe, daß er es möchte bald an Ihnen auszahlen. Geschieht es nicht, so bin ich entschlossen, es an einen Avokaten hier zu übergeben. Wegen Fabrian, glaub ich, würde es nicht helfen, denn wenn er es nicht bezahlen will, so würde er es auch an Fabrian nicht thun. Wie kann es einem solchen Mann an Ausflüchten fehlen? Man hat mir gesagt, daß ich mich an der Ehre ihn gemalt zu haben, begnügen sollte, soviel Eigenliebe soll der große Schauspieler haben. Ich habe den Originalkopf von ihm noch, auch seine ganze Figur, da ich ihn genau gezeichnet, aber im Gemälde sehr veredelt, damit er nicht lächerlich in dieser Rolle erscheinen solle. Wenn ich nun den Kopf, welcher immer schön ist, in Kupfer stechen ließe, seine Figur



Anton Graff, Selbstbildnis.

wie er wirklich ist als Sigmalion, so könnte man wohl ein Bild liefern, das immer Abgang finden würde, aber auch ein lächerliches. Wenn man ihm dieses könnte zu Ohren bringen, daß ich eine solche Idee hätte wenn er nicht bezahlte, so glaube ich, daß er bezahlte. Ich will noch ein paar Wochen abwarten, und wenn er mir nicht antwortet, oder Sie nicht bezahlt, so werde ich den Weg des Rechten gehen. Auch in einigen Tagen werde ich Ihnen die Gemälde schicken durch den Landkutscher. Ich habe alle Vorsicht gebraucht sie einzupacken; wenn Sie den Kasten öffnen, so wird es aussehen, als wenn blos ein Gemälde darinnen liege, weil die Magdalene ganz oben ist und die Uebrigen darunter. Kaatz*) hat mir seine Gemälde in der größten Unordnung zurückgelassen, die ich mit vieler Mühe habe aufspannen müssen.

Meine Scheererei ist nun überstanden, aber Sie haben noch etwas zu thun, alles gehörig zu besorgen. Uebrigens bekommt der Herr Graf M. für das Geld solche Sachen, daß er zufrieden sein kann. Einige Copien von Kaatz sind meisterhaft gemacht, besonders die Großen und die Copie nach Claude Lorrain. Ich habe alle diese Bilder, wie ich glaube, sehr sicher und gut gepackt, damit keines das Andere reibt, die Magdalene hat eine Querleiste, die weggenommen wird; ich habe dieses gethan, damit es nicht wackeln kann. Bey dem Aufmachen der Kisten, und auch beim Auspacken, muß behutsam verfahren werden.

Wenn Sie nun alle diese Sachen mit Rahmen packen, so dächte ich unmaßgeblich, in verschiedenen Kisten, das große allein und die die gleiche Größe auch usw.

Wie Sie mir melden, so haben Sie durch die Un. Handlung 13 Thr. 26. an die hallische Wegmesse nach Halle zahlen lassen. Letzten Posttag bekam ich von der in Berlin, wo die Bücher sind gekauft worden und wo ich auch vor einiger Zeit die Nota bekommen, einen Brief wo ich erinnert werde noch vor Ostern zu bezahlen; das mag daher kommen, daß sie es nicht wissen, daß es nach Halle ist bezahlt worden.

Ich mache Ihnen viel Mühe, verzeihen Sie. Mit Iffland muß ich es abwarten; wenn er auch nicht bezahlt, so sollte er mir doch antworten. Außerdem übergebe ich es einem Advokaten. Mit Mercy ist es so, daß auch nichts zu machen ist. Wenn nur die Berliner allein wäre; ich habe überall solche Herren.

Ich freue mich über die Beförderung Ihres Schwagers noch mehr aber über seine Braut und gratuliere ihm. N. Bold läßt Sie und Ihre l. Frau wie wir alle nebst des jung. Nord. Famillie herzlich grüßen. Der Ihrig.

A. Graff.

Wenn Sie meinen Brief nicht lesen können, so haben Sie mit einem Blindwerdenden Mitleid.

*) Der Schwiegersohn Graffs, 1776—1810.

Dresden d. 14. July 1803.

An Parthey.

Theuerster Freund! Ihren l. Brief mt dem Einschluß an Kaatz hab ich richtig erhalten — sobald ich an meinen Sohn schreibe werde ich ihn beischließen. Diese jungen Herren hören immer von einander und wo sich Kaatz jetzt aufhält, weiß ich nicht. G. . mußt auch in Rom begraben werden, wie viele geschickte Deutsche dieses Schicksal gehabt haben. Ich habe seine hinerlassenen Skitzen und Oelgemälde und Zeichnungen in mein Verwahrung bekommen, und soll den Verkauf davon besorgen. Es sind recht hübsche Sachen darunter, die einen großen Künstler verrathen.

Von der F. v. Beck habe ich vor einigen Wochen den Auftrag erhalten, den Wasserfall oder den Kirchhof von Ruisdaal kopieren zu lassen aber mehr als 20 Rth. soll er nicht kosten. Dieses Bild sollte den 1. July an G. v. G. . zum Geburtstag gesandt werden und vorher an Sie geschickt. Dieses ist nun nicht geschehen, weil ich nicht einmal eine erträgliche Copie für dieses Geld bekommen und die eben keine große Freude hätte verursachen können; so habe ich keinen solchen es auftragen mögen, der mir was schlechtes geliefert hätte. Sollte die Frau v. B. Ihnen was darüber schreiben, so entschuldigen Sie mich. Der General Kuhnheim, den ich vor 2 Jahren gemalt, hat an mich geschrieben, daß er wünschte noch einmal von mir gemalt zu werden und zwar in Lebensgröße, in den Rittersaal, wo das Bild 11 Fuß hoch und 5 Fuß breit sein müßte. Vorher muß ich ihm aber schreiben, wieviel Dukaten es kostet, damit er mit seinem Geldbeutel zuerst zu rate geht. Mit heutiger Post habe ihm geschrieben, mein gewöhnlicher Preis von solchem Bild sei 100 Dukaten. Vor drei Jahren sollte ich den Großwartensleben auch dorthin malen und vor 25 Jahren den Minister Friedenheim. Von jedem ist mir nicht mehr als 100 Rth. geboten worden. Auch dieses Mal zweifle ich, daß ein Pinselstrich von mir in diesen Saal kommen wird. Sollte aber der Gen. Kuhnheim es geben wollen, so käme ich in Verlegenheit ein gutes Bild zu machen. Da ich die Natur nicht dazu hätte, weil ich nicht in Berlin bin. Ich mußte den Kopf nach dem, was ich gemacht habe, machen und die Stellung aus der Beschreibung — so gerne ich wegen vieler Menschen nach Berlin ginge und blos auch meiner Bilder wegen es thäte, wenn es noch so wäre wie ehedem, käme ich gleich; für jetzt aber habe ich keine Neigung.

Daß Zelter nur einen Augenblick bei mir gewesen, war mir nicht angenehm. Ich hätte ihn gern lange gesprochen; er ist aber, ehe er zu mir kam, schon von Anderen in Beschlag genommen worden.

Sagen Sie mir doch gelegentlich, was mit der Frau Geh. Rath Ursinus geworden. Die wegen Giftmischerei ist arretiert worden. Ich habe ein Buch gelesen daß bei Unger herausgekommen. Das Lob einer Giftmischerin von ihr selbst geschrieben. Das möchte ich

doch wissen, ob es bloß ein Roman sein soll oder nicht. Ich und viele Andere hier die es gelesen, wünschten es zu wissen. Wenigstens ist es ein abscheuliches Buch. Was wir aber



Anton Graff.

am liebsten hören und wissen wollen, ist die Besserung Ihrer l. Frau; wir sprechen jeden Sonntag davon, denn der Doktor Paezold ist Ihnen auch mit Leib und Seele zugethan.

Er läßt Sie Alle herzlich grüßen, so wie es auch thun ganz der Ihrige A. Graff.

Heinrich Wilhelm Tischbein

geboren zu Hayna 1751, gestorben zu Eutin 1829.

An seinen Bruder. Rom.

Jacob, ich wollte, daß du bey mir seyn könntest, oder daß ich dir einige Figuren schicken könnte, worüber ich mich ein wenig deutlich erklären könnte. Weil das aber nicht seyn kann, so will ich Dir nur eine Kleinigkeit schicken, und dich gerade an die Natur oder die Antiken empfehlen. Am Ersten ists in der Antike zu finden, weil sie deutlich ist. Sie ist aber auch regelmäßig und deutlich; und durch sie kann man leichter einen Begriff von einer Figur bekommen. Sie haben, so zu sagen, einen gewissen Styl gehabt, nach dem sie gearbeitet haben. Hier habe ich dir ein Maaß beygelegt, das ohngefähr nach den Antiken ist. Man kann nach diesem viel leichter eine Figur zusammensetzen.

Lerne doch die Perspektiv recht fleißig. Sie ist höchst nötig. Man kann keinen Kopf ohne Perspektiv machen, und man gewöhnt das Auge, daß es viel leichter sieht, wie die Sachen gegen über stehen, und sich verkürzen müssen. Ich wünschte ich könnte dir einige Köpfe schicken. Ich habe sehr viel nach Raphael gezeichnet. Was da für herrliche Charaktere und wunderliche Physionomien unter sind, das kannst du dir kaum vorstellen. Aber es ist zu umständlich, sie wegzuschicken, und es sind auch so viele Sachen in C. daß man nichts mehr braucht; und mahlen kann man in C. besser lernen als in Rom. Ich denke immer an den Kopf in der Galerie von Morus, die Frau mit dem Hund. Was da für eine Natur in ist! den kopire doch mal. Auch das andere Familienstück von Holbein ist sehr natürlich. Ueberhaupt die drey werden für die natürlichsten Mahler gehalten, nemlich Raphael, Albr. Dürer und Holbein. Und es ist auch wohl wahr: denn die drey sind ohne Manier, bloß Natur. Was ich für herrliche Köpfe von Albr. Dürer gesehen habe, das kannst du dir nicht vorstellen; die wahre simple Natur, ohne ein schönes Colorit oder einen besonderen Pinselstrich zu zeigen, sondern es waren wie Menschen selbst. Titian ist auch ein großer Mahler gewesen, der hat aber die Natur mehr verschönert. Der ist ein rechter Zauberer gewesen, so wie er die Menschen dahingehext hat. Was ihm an der Zeichnung fehlt, dafür ist er gefälliger als die anderen. Aber Raphael, Albr. Dürer und Holbein die haben gewußt, was unter der Haut für Knochen und Muskeln sitzen.

An denselben.

Dein Brief hat mich gefreut, aber noch mehr die Nachricht, daß du wieder in dem schönen C. bist. Es ist gewiß kein anderer Ort für dich, wo du mehr lernen kannst. Nur muß ich dich bitten, daß du fleißig nach Gyps zeichnest. Hier ist es, wo man auf Ein-

mal soviel lernt. Hier in Rom zeichnet man beständig nach Gyps und Marmor. Ich zeichne immer nach Statuen, und wenn ich nach Hause komme, so probiere ich was ich gelernt habe. Da hab' ich ein großes Tuch, wo ich die Figuren in Lebensgröße aus dem Kopf aufzeichne. Darauf kömmt alles an, daß man auswendig zeichnen lernt. Das kann man aber nicht, ohne das Original recht betrachtet zu haben. Und wenn man glaubt fertig zu seyn, so muß man die Zeichnung noch recht nachsehen, so wird man finden, daß man viel ausreiben und ändern muß. Wenn ich eine Zeichnung in Einem Tag mache, so weiß ich sie nicht recht auswendig zu zeichnen. Bin ich aber den Einen Tag nicht fertig geworden, und nehme noch Einen Tag, und sehe noch recht nach und ändere, alsdenn bleibt sie mir mehr im Gedächtniß. Hier sind Künstler, die 4 Monate an einer Zeichnung machen, und sie sind sehr fleißig dabey. Das ist eigentlich die rechte Art. Diese Leute wissen denn auch die Figur recht auswendig, und können nachher zeichnen was sie wollen, und es wird alles richtig. Das will ich dir recht anempfehlen: nimm einen alten Kopf, den Apollo oder eine Tochter der Niobe, und zeichne den recht genau nach. Es muß dich aber nicht verdrießen eine ganze Woche an einer Zeichnung zu machen. In Teutschland hat man den Glauben, man muß alles auf den ersten Schwung richtig machen das ist aber nicht möglich.

Mengs saß und zeichnete einen Kopf, ein andrer Künstler trat herein, lobte die Zeichnung, wie sie so schön wäre. Ja, antwortete er, sie macht mir Mühe, und sehen sie die vielen Brodgrumen um mich her liegen? Diesen Kopf hab ich mehr mit Brodgrumen gezeichnet als mit Kreide. So muß man's machen. Nicht eher aufhören, bis man nichts mehr sehen kann was noch verbessert werden könnte. Alsdann lernt man an Einem Kopf mehr, als an Vielen. Man muß Einen Kopf so lange studieren bis man ihn auswendig zeichnen kann, nachdem kann man alle anderen leicht zeichnen. Du mußt mich aber recht verstehn; ich meyne, daß jeder Theil sein gehöriges Maaß hat, und die Form wie es aussieht. Kein Theil muß den andern den Plaz wegnehmen. Denn ist das Eine Theil zu groß, so nimmt es dem Andern was, und dadurch wird das Nebenstehende zu klein, und verliehrt seine gehörige Form.

Rom.

An einen Freund.

Hier haben Sie etwas von meinen Römischen Studien. Die Erwartung, von einige Zeit hinaus, und betrachten Sie dieses für das was es würklich ist, nemlich als Studien, die ich für mich gemacht habe, um mit den Verschiedenheiten der Charaktere in den Werken des großen Raphaels vertrauter zu werden. Sie sind nicht als fertige Zeichnungen, und als solche zu betrachten, die gefallen sollen. Sondern ich habe sie ab-

gezeichnet, um mit den Werken selbst bekannter zu werden, und daß sie meinem Gedächtniß zur Erinnerung helffen sollen. Ich habe es für das nützlichste gehalten, was ich in Rom thun könnte.

Ihnen brauche ich wohl nicht zu sagen, was Raphael in allen Theilen der Mahlerey für ein großer Mann gewesen ist. Allein man sieht es nicht mehr ein, als wenn man nach ihm studiert. Fast in allen Theilen ist er groß gewesen, besonders aber in der Composition und im Ausdruck wohl der größte der jemals gelebt hat; und in der Mannichfaltigkeit der Gesichter und der Mienen, die er jedem Kopf gegeben unerschöpflich. Im Vatican, wo man so viele Werke von ihm beyeinander sieht, hab ich mich oft verwundert, wie er Charaktere, die sich einander gleichen, doch von Einander unterschieden hat. Ich bin zuweilen in den Zimmern herumgegangen, und habe alle Kluge mit einander verglichen. Aber Er hat tausend Stuffen gewußt, sie alle von Einander zu unterscheiden, und doch sind sie alle klug, und so auch alle sanfte Charaktere. Eins gehört immer zum andern; am ganzen Gewächse sieht man, daß der Mann so denkt, der Kopf gehört zu einen solchen Körper, und die Hände und Füße und Finger sind immer in einer solchen Bewegung, daß man glaubt, so muß es seyn und nicht anders.

Raphaels Werke gefallen in dem ersten Anblick nicht. Je mehr man sie aber bebetrachtet, je mehr gefallen sie. Ich muß gestehen, da ich sein letztes Bild sah, gefiel es mir nicht. Nachdem ich es aber öfters besehen, so zweifle ich gewiß nicht mehr, daß es das erste und beste Gemälde in der Welt ist. Es ist eine weibliche Figur darauf, die, glaube ich, das vollkommenste ist, was je nach der Griechen Zeiten hervorgebracht worden. Er starb darüber, eh es ganz fertig war; und da er begraben ward, giengen alle Großen in Rom zur Leiche, und man trug dieses Bild voran. Julio Romano hat es nachher geendigt.

Zürich, den 11. Okt. (1781.)

An Merck.

So gern ich schon längst an Sie geschrieben hätte, so habe ich es doch mit Vorsatz nicht getan, denn Sie würden mit meiner verdrießlichen Laune beschwert worden sein. Denn seit der Zeit, daß ich Ihren angenehmen Brief erhielt, bin ich sehr betrübt gewesen. Ich war eben in Neapel und mit meiner Abreise beschäftigt, wieder zurück nach Deutschland, wo ich den alten Schlenderweg wieder vor mir sahe, der mir so verhaßt ist, denn das Portrait malen auf die Art, wie ich es schon getrieben habe und so wie ich es jetzt wieder treibe ist mir so unausstehlich, daß ich es Ihnen nicht sagen mag, ich könnte es Ihnen aber sagen, alle Beschwerden und alle Hindernisse wollte ich Ihnen deutlich machen, die einem verhindern ein gute Maler zu werden, aber ich mag es nicht

daher schreiben. Sie werden selber wissen, daß man unmöglich was gescheutes machen kann, wenn man mit der Palette von einem Ort zum andern wandern muß, wo kein ordentlich Licht ist. Dann sind noch tausend Umstände, die sich nicht gut ändern lassen, die schönen Damen kommen von 10 Uhr bis 12, da kann man keinen Kopf in malen. Auch der Preis ist manchmal so geringe, daß man nicht Zeit genug dazu anwenden kann um es auszuführen.

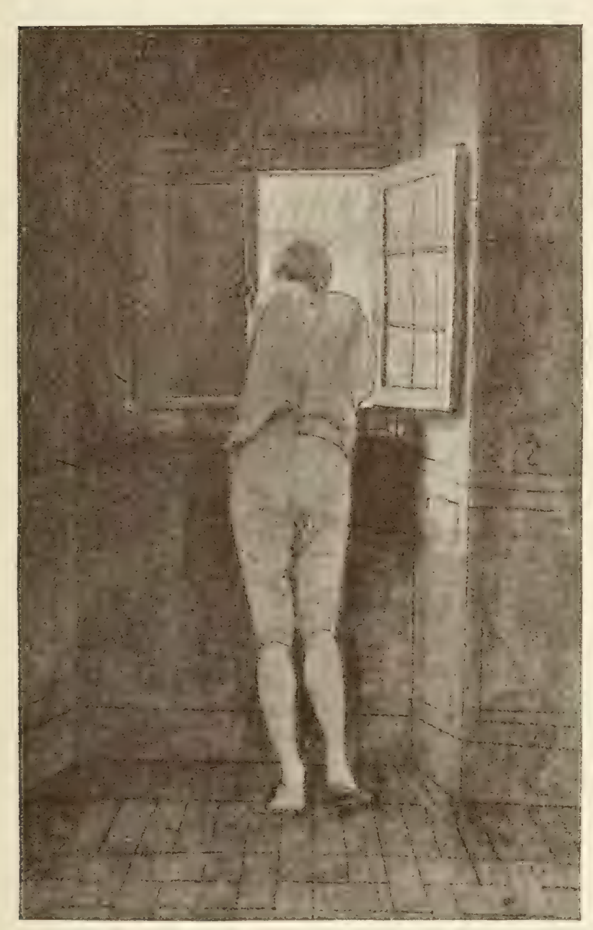
Das ist gewiß, ich wollte lieber mit einer Capuciner Kleidung und einer geringen Speise vorlieb nehmen, wenn ich nur Historien und Portraite nach meinem Willen malen könnte. Zu leben ist es ganz angenehm auf die Art, wie ich jetzt Portraite male. Aber ich genieße kein Vergnügen, daß ich nicht dabei weinen möchte, ich sehe mich so vergehen, ich bin so gar nichts — und doch fühle ich so was in mir, daß ich was werden könnte mit aller meiner Mühe kann ich mein unglückliches Schicksal nicht überwinden. . . Was hilft mir's nun, daß ich in Italien gewesen bin, das ist nicht halb und nicht ganz, ich habe nur einsehen lernen, wie schwer die Kunst ist und daß ich ein unglücklicher Stümper bin. Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen so kläglichen Brief schreibe, aber es ist eine Sache die mir viel am Herzen liegt, daß ich nicht einen solchen Mann was davon sagen sollte, der so gute Meinung von mir hat, wenn ich nun nicht fortfahre, so gute Sachen zu machen, als Sie von mir erwartet haben, so denken Sie, daß, es nicht meine Schuld ist. Ich muß mich nun wieder an das Portraitmalen machen, da will ich nur sehen, wie weit ich es bringen kann; meine Reise nach Italien hat mir doch so viel geholfen, daß ich ein wenig zeichnen kann und einen Kopf will ich nun erst recht anfangen zu studieren, zuweilen bekommt man doch auch Menschen zu malen, das einem Freude macht . .

Ich habe mich niemals über die Dummheit sondern über die Klugheit der Menschen gewundert, aber nie mehr, als ich die Sachen der Griechen gesehen habe, die Statuen sind gewiß das Vollkommenste und das größte was der Menschenverstand hervor gebracht hat und gewiß sind sie in der Malerei eben so groß gewesen. Ein antikes Bild habe ich gesehen, was mir besser gefallen als alles, was ich noch von der Malerei kenne und doch glaube ich, daß es nicht von denen Besten ist, denn es ist nur mit Leichtigkeit auf eine Mauer gemalt und nicht von denen, wo sich der Künstler Mühe bei gegeben hatt, aber man siehet, wie er eine Figur verstanden, denn so wie er mit dem Pinsel gefahren, so drückt es immer eine Muskel aus und das Colorit ist weit schöner als Titian. Bleiben Sie mir gut bis ich Ihnen einmal was machen kann, wodurch ich Ihre Freundschaft verdiene, als dann will suchen sie zu befestigen.

H. W. Tischbein.

Tischbein an Herder.

Mir thut sehr leid, daß ich nicht bei Ihnen in Rom sein kann, nur einige Werke der Kunst möchte ich mit Ihnen besehen.. Ich wollte, Sie besehen einige Sachen ganz allein für sich, ohne das Sie jemand mit sich nehmen. Denn öfters machen einem die Führer mit ihrem Geschwätze nur irre und man stehet vor einem Bilde als vor einem stummen Menschen der nichts zu einem sagt, und so stehet man vor einem Bild und guckt ohne daß man siehet. Ich will Ihnen nur einige Sachen aufschreiben, die mir besonders gefallen, und ich bitte Ihnen, lassen Sie sich durch einen Bedienten nur an den Ort führen und besehen Sie die Sachen für sich ganz allein und denken so wie Sie in Ihren reinsten Jahren dachten. In der Kapelle Sixti besehen Sie die Malereyen des M. Angelos, in dessen Werken werden Sie den größten Verstand und den verwegensten Geist sehen; er ist weit hinaus über das Gewöhnliche mit seiner geistigen Einbildung gegangen. Sein und Wirken hat er bis zur Karrikatur getrieben — Ich sollte hier in das (Detail) gehen und Ihnen zeigen, wo ich dieses bemerke, aber da ich nicht bei Ihnen bin, ist es zu schwer zu sagen, suchen Sie es selbst zu sehen und lassen Sie sich dieses genug sein, daß diese Malereyen seit einige Jahrhunderte für das größte Werk des Geistes und der Erfindung ist erkannt worden. Ich schreibe vielleicht meine Gedanken nicht deutlich



W. Tischbein.

genug, ich bin es auch nicht im stande, meine Gedanken in Wörter auszudrücken, aber ich tröste mich damit, das ich mit einem Gelehrten spreche, der mich wohl verstehen wird und ich bitte Ihnen denken Sie nicht gegen mich, sondern mit mir.

Von Rafael betrachten Sie genau die Schlacht des Constantins, die ist unter den Gemälden was die Ilias unter den Gedichten ist, da ist ein Ganzes und alle einzelnen Vorfälle, die nötig sind, eine Schlacht zu erzählen. Der Heliodor ist vielleicht das glücklichste welches er erfunden hat. Dieses Bild ist einem auf den ersten Anblick klar. Die Vorstellung ist deutlig. Wenn ich dieses Bild betrachte, dann kommt mir die Liebe Gottes vor. Wie er zum zweiten Mal mit seiner Hand Menschen schafft, wie er Rafaels Stirne bildet und ihm seine Seele einbläst. Die Farnesina betrachten Sie als eine nordische Malerey, durch die Ausführung lassen Sie sich nicht irre machen, die ist von Rafaels Schüler gemalt worden, und nachher durch Restaurieren sehr verdorben worden. Auch gehen Sie in diesem Palazzo eine Trepe höher und sehen die Gemälde von Sodoma; es ist die Geschichte von Alexanders, die fälschlich für die Arbeit des Julius Romano ausgegeben wird. Dann gehen Sie in die Galerie Borghese und sehen die h. Sicilia von Dominicino und die Grablegung von Rafael und die so genannte „Drey Grazien von Tizian"; bei diesem Werk halten Sie sich so lange auf bis es Ihnen gefält und gehen Sie eher weg, so müssen Sie nie wieder ein ander Bild besehen.

In dem Palazzo Spada besehen Sie die Dido von Guercino, nur den Kopf und Hals müssen Sie allein betrachten, da werden Sie eine verliebte Schwärmerin sehen, nicht die Königin die Kartago erbaute, sondern eine verliebte Italienerin. In S. Gregorio sehen Sie eine Geißelung von Dominicino, und in einer anderen Capelle, ein Betenter Papst, zur Seite stehen Engel von A. Caracci, das ist alles was man in der Kunst in Oel zu malen sehen kann. .

Von den griechischen Werken, welche sich in Rom befinden, will ich Ihnen nichts sagen, weil Sie in der Welt mehr bewandert sind als ich, und Winkelmann hat auch zu gut drüber schon gesprochen und das ist Ihnen alles bekannt; nun bitte ich, besehen Sie ja die Werke der italienischen Maler auch, denn da sind große Menschen unter gewesen; nur schade, daß sie gebunden waren, geistlige Geschichten zu malen und das für Pfaffen — wenn diese Leute Vorstellungen gemacht hätten um auf den Verstand zu wirken, so würden sie eben so viel gethan haben als sie auf den Glauben gewirkt haben; denn darum war es ihnen nur zu thun und der katholische Glaube hat auch gewiß viele Festigkeit durch die Bilder bekommen. Man muß also die Vorstellung bei vielen Bildern nicht betrachten, sondern die Kunst womit es gemacht ist. Doch sind einige ser gut vorgestellt, als die Geschichten des H. Paulus von Rafael; auch die jüdische Geschichte in denen Logen des Vatican und einige heilige Familien

u. m. Jetzo ist es fast unmöglich, das die Malerei wieder auf den Punkt kommt, wie sie under denen Päpsten war. .

(Rom) December 1786.

An Lavater.

Goethe war mir durch Sie und seine anderen Freunde schon ziemlich bekannt, durch die vielen Beschreibungen, welche ich von ihm hörte, und habe ihn eben so gefunden, wie ich mir ihn dachte. Nur die große Gesetztheit und Ruhe hätte ich nicht denken können, und daß er sich in allen Fällen so bekannt und zu Hause findet. Was mich noch mehr an ihm erfreut, ist sein einfaches Leben. Er begehrte von mir ein kleines Stübchen, wo er schlafen und ungehindert arbeiten könne, und ein ganz einfaches Essen, daß ich ihm leicht verschaffen könnte, weil er mit so wenigen begnügt ist. Da sitzet er nun jetzt, und arbeitet des Morgens, um seine Iphigenia fertig zu machen, bis 9 Uhr, dann gehet er aus und sieht die großen Kunstwerke. Er läßt sich wenig vor den großen Weltmenschen sehen, giebt und nimmt keinen Besuch außer von Künstlern an. Man wollte ihm eine Ehre anthun, was man den großen Dichtern, die vor ihm waren, gethan hat, er verbat sich's aber und schützte den Zeitverlust vor, und wandte auf eine höflich Art den Schein der Eitelkeit von sich ab, das ihm gewiß eben so viel Ehre macht, als wenn er wirklich auf dem Capitol gekrönt worden wäre.

Ich freue mich, daß ich jetzo lebe, des Goethe und Lavater wegen.

An Goethe.

Sie werden sich noch erinnern, als wir zu Neapel in der Locanda all Largo di Castello abgestiegen waren, forderten Sie ein Glas Wasser zum Trinken, und als man es Ihnen gereicht, wurde ich gewahr, daß viele Insekten darin waren; ich wollte verhindern, es zu trinken, und forderte reineres, aber wurde von dem Mädchen versichert, daß das das beste sei, welches sie hätten, und jeder trinke es gerne. Sie nahmen das Glas und tranken es ruhig aus, und sagten: essen wir doch Krebse und Aal und schaden nicht, so werden diese kleinen zarten Thierchen es auch nicht thun und nähren vielleicht. Dann ließen wir uns den Ort zeigen und schöpften selbst aus der Cisterne ein Glas recht aus dem Grunde, wo unzählige Geschöpfe in waren, von ungeheuern Gestalten. Hier schickte ich Ihnen nun eine Zeichnung von einem Neapolitanischen Krebs, den ich oft gegessen und erst spät bemerkte, daß er einen Eindruck vom Menschengesicht hat; nicht allein der Sonderbarkeit wegen, sondern daß Sie sehen sollen, wie ich bei den unbedeutendsten Geschöpfen, die doch mechanische Künste besitzen, meine Untersuchung über den Menschen angefangen habe, und bin vom Insect stufenweise höher durch alle Thierarten in diese Höhe gestiegen bis zum Menschen und ich finde, daß ein Ueber-

gang von den vollkommeneren Thieren im Menschengeschlecht liegt, und alle Kunstfähigkeiten, welche die Thiere einzeln besitzen, die alle liegen in der Gesammtheit im Menschengeschlecht. Nur gehören Sie dem einzeln Menschen nicht so an wie dem einzeln Thier, sondern dem ganzen Menschengeschlecht und dadurch entsteht das beständige Mit- und Gegenwirken.

Hätte ich vor einigen Jahren gewußt, daß Sie auch mit dergleichen Untersuchungen der Thiere und Menschen sich beschäftigen, so wäre ich zu Ihnen gekommen und hätte Ihnen meine Bemerkung mündlich mitgeteilt, und dazu die Formen gezeichnet; auf die Art wären meine Ansichten Ihnen deutlich geworden, und dann hätte ich gebeten, sie der Welt mitzutheilen, wenn Sie es werth gefunden hätten. Etwas bestimmtes läßt sich wohl nicht über die lebenden Geschöpfe sagen, auch die schärfsten Beobachtungen der Naturforscher reichen nicht hin, weil alles einzeln durch Uebergänge zusammen hängt und ein Ganzes ausmacht. Aber darum soll man nicht unterlassen, einige Schritte aus der Dunkelheit zu wagen. Denn Menschen mehr kennen zu lernen ist das Wichtigste für uns, und wir haben nichts höher zu schätzen und zu ehren, als den gebildeten Vernunft-Menschen.

December 1808.

An Zehender.

Nun bin ich mit dem*) Bremer Bild fertig und werde es in einigen Tagen fortschicken. Gestern, da es eben Sonntag war, hatte ich das Bild unten in die Vorderstube gestellt und hatte gesagt, daß wer es von meinen Freunden und Bekannten sehen wolle, dem sei es frei, zu kommen. Es traf sich, daß eben die Kirche ausging und die Vorbeigehenden sahen viele Menschen zu mir hereingehen, und der Wagen von Herrn von Römling stand vor der Thür, und die Frau von Hamerstein mit ihrer Familie; das war auffallend und erregte Neugierde; so kamen mit dem Strom viele Menschen und besahen das Bild. Das Gerücht verbreitete sich durch die ganze Stadt, und es strömten eine Menge Menschen herzu. Da es Sonntag war und viele Landleute hier waren, die das Bild sahen, brachten die Nachricht auch auf's Land, und so kamen noch spät im Dunkeln Leute vom Lande und begehrten das Bild zu sehen. Wir ließen es ihnen auch bei Licht sehen, denn sie wollten sich nicht abweisen lassen, und erwiderten, sie seien darum gekommen und bei Tage haben sie keine Zeit. Heute Morgen nahm ich mein Bild wieder zu mir herauf auf meine Stube und wollte noch was daran arbeiten, aber ich konnte es nicht, es kamen so viele Menschen, daß ich aufhören mußte. Das Gedränge wurde immer stärker, und ich mußte das Bild wieder herunter stellen; da

*) Gemeint ist: Das Bremer Altarbild: „Lasset die Kindlein zu mir kommen."

ist es nun den ganzen Tag voll gewesen, und meilenweit sind die Leute vom Lande gekommen, es zu sehen. Einige waren nicht allein mit dem Bild zu sehen zufrieden, sondern sie begehrten auch den Fabrikanten zu sehen und so mußte ich mich auch auf meiner Stube beschauen lassen. Einige Bauern wollten mir Geld geben und fragten, wie viel sie zu bezahlen hätten, ich sagte ihnen, nichts, es wäre mir genug, wenn es ihnen gefallen hätte; nun sagten sie, wenn wir nichts zu bezahlen haben, so nehme Er den Dank und daß wir nie so was gesehen haben. Das Nie sagte einer mit einem solchen Ton zu mir, daß es mir durch alle Glieder rührte, und es war mehr werth wie viel Geld.



W. Tischbein.

Da ich hier eben schreibe, so ist es schon ziemlich spät, und es kommen noch immer Leute, die das Bild zu sehen begehren, aber sie werden auf morgen, wenn es Tag ist, zurückbestellt. Was es nun morgen geben wird, weiß ich nicht, denn ich glaubte schon gestern, es seien alle Menschen hier gewesen, die so was sehen wollten, und heute war es so, daß ich nicht mehr sprechen konnte, und ich wollte es doch gerne, weil es jeder begehrt. Die Frauen sind's besonders und ihre Freude ist, den Christus zu sehen, und wenn sie mit einander sprechen, das ist lustig anzuhören: „Ja, das ist Er, nun haben wir doch einmal unsern Herrn Christus gesehen, he hett ene rothe Jack an und hat die Kinder lieb."

An Goethe.

Ich habe mich recht herzlich gefreut einmal wieder einen Brief von Ihnen zu haben, der so viel Erinnerungen aus alten Zeiten enthält, wo mir nun so viel Liebliches und auch manch Schauderhaftes vor meiner Seele schwebt. Oft bebt mir es noch durch alle meine Glieder, wenn mir das einfällt, als wir nach Neapel reisten und der Vitorino

vor der ersten Osteria nicht weit von Rom stille hielt. Wir stiegen aus und standen vor einem Abhang Erde und besahen die verschiedenen Erdschichten, wo Lagen von Kies hinstreiften, dann wieder Erde, Streifen von weißem Sande und dergleichen. Sie waren eben etwas zurückgetreten und ich stand um noch einige Kieskörner herauszupicken, als plötzlich ein schwerer Wagen mit Ochsen bespannt, den diese auf dem schrägen Berge nicht halten konnten, herunterrannte und zwischen uns durchlief. Ich hatte es nicht bemerkt, als ich mich aber umwandte, sahe ich unseren Vitorino zu seinen Pferden laufen. Diese haltend und sich gegen den Ochsenführer wendend, dessen Wagen ich eben auf der Berghöhe gesehen hatte und nun unten in der Tiefe, rief er in heftigstem Zorne, den gebogenen Finger zwischen die Zähne nehmend, alle Heiligen an, und verwies ihnen, daß sie den Menschenmord nicht erlaubten, da man doch das Messer gegen diesen Ochsenführer gebrauchen müßte, der ihm bald seine Pferde gerädert und seine Sedia zerbrochen hätte. Um uns bekümmerte er sich nicht, denn das waren ja nur Fremde, er wußte aber nicht was für ein seltenes Kleinod für die Welt hätte verloren gehn können. Denke ich daran, in welcher Gefahr Sie damals schwebten, so läuft mir noch jedes mal ein Schauder durch alle Glieder. Aber nie habe ich größere Freude empfunden, als damals wo ich Sie zum erstenmal sah, in der Locanda auf dem Wege nach St. Peter. Sie saßen in einem grünen Rock am Kamin, gingen mir entgegen und sagten: ich bin Goethe! und ich kannte im Augenblick den Mann, der das Wellen-Getöse des menschlichen Gemüth(es) in seiner Tiefe kennt; sowohl in den wildesten Stürmen, als auch in seiner Ruhe, wenn es den klaren Himmel in seinem Spiegel zeigt; so stehen Sie mir noch immer vor Augen. (Randbemerkung: ich kannte Sie schon durch unsere Freunde Jacobi und Lavater.) Und ich habe Sie in tausend Abwechselungen gesehen, aber immer mit dem Zepter, der dem Aufwogen Ruhe gebot; als Sie vor Moritz auf den Knien lagen, ihn haltend, und ich mußte ziehen, und Sie ihm sein höllisches Fluchen mit sanften Freundes Worten dämpften. —

Erinnern Sie sich noch eines Abends als wir beim Prinzen Lichtenstein waren, der so viele Beichtväter und Geistliche versammelt hatte, was diese, als ihnen der Wein in die Krone gestiegen war, da alle erzählten? —

Und als wir bei der Angelika waren? da habe ich zum erstenmal lesen hören, und das tönt noch immer vor meinen Ohren, obgleich ich schon viele male Ihre Iphigenia beim Lavater hatte vorlesen hören. —

Auch wird Ihnen das noch gegenwärtig sein, wie wir uns übten dem Vorbeigehenden den Mantel von der Schulter zu winden. —

Die kleine griechische Zeichnung, war ich überzeugt, würde Ihnen Freude machen, den es ist wirklich ein Schatz aus der damaligen schönen Geistes Blüthe der Kunst.

Ich wünsche mir Sie zu sehen, mit den Kindeskindern auf dem Schooß; Freude an denen zu haben, ist das höchste Glück! — Meine größte Lust geben mir meine Kinder, die, wie die Leute sagen, schöner sind als meine Bilder, die ich male; gesund und heiteren Geistes sind sie alle. Eine kann gar lieblich singen „dort oben auf jenem Berge, da stehe ich wohl tausendmal" u. s. w. Wenn sie ihre dunkelen Augen dabei in die Höh schlägt, so geben sie einen himmlischen Glanz, und schlägt sie die langen schwarzen Augenwimpern wieder nieder, so machen sie einen dunklen Schatten. Singt sie dann: „ich bin herunter gekommen, und weiß es selber nicht wie", dann geben ihre Augen und Züge des Gesichts eben die Töne an. „Vorüber ihr Schäfchen vorüber" sagten Sie immer in Rom, wenn Sie das Bleistift weglegten, „immer vorwärts gerückt, dann wird's fertig." So habe ich 5 Mädchens und einen Knaben, der ist der jüngste und ist ein tüchtiger Junge wo viele gute Anlagen in liegen. .

W. Tischbein.

Eutin d. 14. Mey 1821.

Anm. Der Schauplatz des Abenteuers mit den Ochsenkarren war der Albaner Hügel.

Gottfried Schadow

Bildhauer, geboren zu Berlin 20. Mai 1764, gestorben
zu Berlin 27. Januar 1850 als Direktor der Akademie der Künste.

Stockholm, 16. September 1791.

Liebe Frau. Die Nachricht, daß ich jetzt auf dem Wege nach Petersburg bin und Dir davon in Stockholm selbst nicht Nachricht gegeben habe, wird Dich verwundern. Diese meine Abreise ist so äußerst schnell gegangen, weil gerade ein russischer Courier denselben Weg geht, wovon denn der schwedische Gesandte Gelegenheit in Stockholm nahm, mich zu überreden, dieses zu benutzen. Ich sitze hier in Grisselhamm, einem schwedischen Hafen, wo ich und ein paar Couriere das Schiff erwarten, welches uns sieben Meilen von hier ans Land setzen soll. Übrigens machen wir diese ganze Reise, außer einigen kleinen Überfahrten ganz zu Lande. In drei bis vier Wochen denke ich wieder in Stockholm zu sein, wo ich, um nach Dänemark zu gehen, notwendig wieder zurück muß. Adieu, meine Liebe, meine Teure; mein Herz ist zu voll, wenn ich mich so weit von Dir und meinen lieben Kindern und von Allem was mich lieb hat, entfernt denke. Lebe wohl, ich bleibe Dein Dir ganz ergebener Mann

G. Schadow.



Gottfried Schadow, Selbstbildnis.

Dienstag, den 14. September Abend Glock 10 1/2 abgereist von Stockholm.
Donnerstag den 23. September Abend Glock 11 angekommen in Petersburg.
Den 11. Oktober Abend Glock 6 von Petersburg
Donnerstag den 14. Oktober 1791. Forsby in Schwedisch-Finnland zwischen Lovisa und Borgo.

Mitten in Finlands Wäldern denke ich an Dich, meine Liebe, und an meine beiden Kinder. Fern von euch, sind meine Gedanken und mein Herz euch doch immer nahe, bei euch wieder zurück zu sein, ist mein einziger Wunsch, und die Hoffnung diese Augenblicke der Ruhe zu genießen, läßt mich alle die Verdrießlichkeiten mit Geduld ertragen, welche solche große Reisen natürlicherweise mit sich führen. Mein russisches Fuhrwerk ist zerbrochen, und ich liege hier in einem finnischen Dorfe. Gleich dem Ulisses, denke ich entfernt von meinem Heerde, an meine treue Penelope. Das Du dann dies lesen, und Dir mich denken wirst, wie ich hier allein in einem kleinen Zimmer, beim Feuer des Camins und einer freundschaftlichen Pfeife Taback, die Bilder vergangener Zeiten in meiner Seele zurückphantasiere, dieser Gedanke ist reizend und trostvoll. Ich sehe Deine Gestalt und meine beiden Kinder neben Dir, wie ich dann werde zurückkommen und euch wieder umarmen. Nun habe ich solange das Vergnügen entbehren müssen, Briefe von Dir zu haben. In der gewissen Hoffnung in Stockholm welche zu finden, kannst Du Dir denken, was ich fühlte, da die Achse zerbrach, de quoi ne faut-il pas se priver, quand on ne reste pas chez soi? on n'est bien qu'au sein de sa famille.. wenn man es hat, schätzt man es nicht so, wie man wol sollte. Vielleicht werde ich einst klüger. Diese Reise nach Rußland war in der Tat eine Schule des Stoismus für mich. Von Stockholm reiste ich in der Nacht weg; es war schön Wetter und Mondschein. Für 18 schwedische Taler hatte ich ein Cabriolet gekauft, hinten auf mein Junge und ein Felleisen; denn mit Coffres kann man hier nicht reisen. Fahren muß man sich selbst, welches auf dieser langen Reise für mich sehr beschwerlich wurde, sodaß mich die Brust schmerzte, und ich auch dieserhalb des Nachts meistens einkehren mußte. Man reist beständig in Wäldern und unaufhörlichen Gebirgen. Zehn schwedische Meilen von Stockholm nach Norden herauf, kommt man nach Grisselhamm, einen kleinen schwedischen Hafen. Auf dieser Tour hatte ich das Unglück, daß ein Pferd niederstürzte, indem wir einen Berg herunterfuhren, denn man fährt hier nicht wie in anderen Ländern die Berge sachte herunter, sondern in vollem Gallop. Da hier meistensteils Couriere reisen, so sind die Pferde das schon so gewohnt. Das Pferd blieb wie todt liegen, bis zur nächsten Station fuhr ich nun mit einem andern Pferde; da ich selbst gefahren hatte, so sollte ich jenes Pferd bezahlen. In jedem andern Lande würde sich diese Sache sehr zum Nachteil meiner Börse geendigt haben, so kam ich nach vielem Streiten mit einem

Thaler davon, denn sie hielten mich für einen Courier. Als ich in Grisselhamm ankam, hatten die zwei wirklichen Couriere schon ein Boot fertig gemacht, um über den Aslands-haff zu fahren. Dieses sind Boote mit Seegeln, ganz offen, worauf auch zur Noth ein kleiner Wagen mitgenommen wird. Da wir guten Wind hatten, so erreichten wir die Insel Aland in wenig Stunden. Auf dieser Insel sind die schnellsten Pferde im ganzen Norden, auch flogen wir drüber hin; auf der anderen Seite, von Bomarsund aus, geht man wieder mit einem ähnlichen Boote 27 Meilen weit durch die sogenannten finnischen Scheeren bis Abo in Finnland. Hier ist der finnische Meerbusen voller kleiner felsigter Inseln und Klippen, sodaß man das Land auf dieser Reise fast gar nicht aus dem Gesichte verliert. Es war Abend, da wir uns einschifften, man baut auf diesen Booten ein Dach von Brettern für Passagiere, darin wird Stroh gelegt, man kann darin liegen, aber nicht stehen, auch muß man auf allen Vieren hereinkriechen. Wir Passagiere schliefen ein, durch ein entsetzliches Geheul wurden wir aus unserm Schlaf gestört. Es fing an zu tagen. Ich sah und fühlte die Schrecken des Todes. Es stürmte und regnete entsetzlich, das Boot lag auf einer Seite, die Wellen schlugen immer drüber weg, die Bootsleute rissen die Segel mit Gewalt herunter. In diesem Augenblick schlug das Boot gegen einen Felsen, es krachte so stark, daß wir jeden Augenblick be-fürchten mußten, es würde auseinander gehen. Unser Dach von Brettern fiel zusammen. Ich war schon herausgekrochen. Diese Finnischen Schiffer haben die Gegenwart des Geistes der größten Helden, in dem Augenblick wo das Boot von einer Welle gegen den Felsen angetrieben wurde, schlugen sie mit lange eiserne Hacken zwischen die Ritzen der Felsen herein. Nachdem sie dies ein paar mal versucht hatten, gelang es das Boot festzuhalten, da war ich aber schon am Land, mir war daran gelegen das Leben zu retten, und indem die Wellen das Boot gegen Land trieben, so sprang ich bis an die Knie ins Wasser hinein. Die Couriere folgten meinem Beispiele, außer meinem Jungen, über dessen Gleichgültigkeit bei dieser ganzen Scene ich nachher lachen mußte. Denn der sprang nicht eher heraus, als bis er alle meine Sachen über Bord ans Land geworfen hatte. Er hat aber auch im letzten Kriege auf der großen schwedischen Flotte gedient. Nun waren wir zwar auf dem Lande, aber auf einer kahlen kleinen gänzlich unbe-wohnten Insel, dabei regnete und stürmte es gewaltig, naß waren wir durch und durch, auch behielt ich von dieser Affaire einen innerlichen Frost, der mich erst einige Tage, nachdem ich in Petersburg war, verließ. Wir Passagiere hatten weder zu essen noch zu trinken mitgenommen. Hunderterlei Gedanken gingen mir durch den Kopf, an Dich und an meine Mutter dachte ich beständig, wenn ich nicht sollte wiederkommen, welcher Jammer das für euch sein würde. Denn auf das Wasser mußte ich doch wieder. Wenn je der Mensch wahrer Andacht fähig ist, so ist es in diesen Augenblicken, auch betete ich

da recht inbrünstig, daß mich der Himmel euch doch wiedergeben möchte. Nun kletterten wir die Felsen hinan um zu sehen, ob wir nicht könnten einen Schutz für den Regen finden. Da waren nichts als kleine krummverwachsene Birken — und Wachholdersträucher, ich setzte mich in so einen Strauch hinein, und was beinahe unglaublich scheinen wird, ich schlief mitten im Regen ein; als ich wieder erwachte, standen ein zehn oder zwölf wilde Ziegen ganz still um mich herum, wie ich mich aber bewegte, da liefen sie alle davon. Ich machte schon Entwürfe à la Robinson Crusoe, wie man diese Thiere im



Gottfried Schadow.

Falle der Not fangen müßte. Auch versuchte ich gleich darauf Wachholderbeeren zu essen, um zu sehen, ob sie genießbar wären. Ein jeder von uns hatte sich so in einen Strauch gehuckt. Nachmittags hörte es auf zu regnen. Die Bootsleute machten uns nun ein großes Feuer, und gaben uns etwas zu essen und einen Schnaps. Die sämmtliche Garderobe hing um uns herum, um zu trocknen. Ich war froh, wieder ein wenig Wärme zu empfinden. Ach, und wie oft und wie hartnäckig habe ich auf dieser Reise dieses süße Gefühl entbehren müssen. (In Stockholm weiter fortgesetzt.)

Nachher kamen 3 Fischer mit einem kleinen Boote an der Insel, meine beiden Couriere zwangen diese Leute, sie auf den Postweg zu bringen, der bald über Inseln, bald über Wasser geht. Da sie keinen Wagen mithatten, so ging das an, ich mußte aber dieserhalb zurückbleiben, der Wind war noch immer contrair und ich hätte viele Tage da liegen können, allein blieb ich nun auch, das machte mich wieder schwermütig. Die Nacht kam wieder heran, meine guten Bootsleute machten mir von Baum-Ästen eine Hütte, dabei unterhielten sie das Feuer die ganze Nacht, in meinen Pelz gehüllt schlief ich nicht übel; als ich den Morgen aufwachte, fand ich mich gantz allein, lang auf den Bauch hingestreckt mußte ich das Regenwasser zwischen den Spalten der Felsen herauf-schlürfen. Glücklicherweise hatte sich der Wind gäntzlich gedreht. Zum Glück waren mit einem andern Boote Leute gekommen, sodaß wir den Mast wieder konnten auf-richten, um 10 Uhr des Morgens waren wir fertig, und nachdem wir 28 Stunden auf dieser Insel gelegen hatten, so kamen wir denselben Abend um 11 Uhr in Abo in Finn-land an. Wer war froher wie ich, nun konnte ich doch wieder in einem Bette schlafen, und eine Tasse warmen Kaffee genießen; meine beiden Couriere waren nun einmal voraus, und die hätte ich so nicht können wieder einholen, denn diese machen gewöhn-lich diese 150 Meilen in Zeit von fünf bis 6 Tagen. Von hieraus reist man sehr schnell nach Friedrichshamm, der ersten russischen Grenzfestung; hier wird man scharf visitiert, und wegen der Pässe lange aufgehalten. Man fühlt es gleich, daß man nicht mehr unter Schwedens Scepter atmet, wo alles eingerichtet ist, den Reisenden zufrieden zu stellen. So ehrlich, brav und stolz der Schwede ist, so schäbicht, kriechend und laicieuse ist der Russe. An vielen Orten bekam ich Pferde und keinen Führer mit, dabei hatte ich die abscheulichsten Wege, wo ich halbe Stunden lang durch nichts als Wasser und Morast fuhr; man sagte freilich, daß wegen der Kriege mit Schweden diese Wege seien mit Fleiß verdorben worden, aber man weiß, daß sie nie viel getaugt haben. Dabei regnete es und des Nachts konnte ich nicht einkehren, denn man findet dort weder Städte noch Dörfer, sondern für die Postpferde erbaute offene Scheuren, und außerdem eine große Stube, worin ein unaufhörlicher und erstickender Rauch ist, worinnen die russischen Bauern wie das Vieh herumliegen. So mußte ich einst eine Nacht, in der ich beinah erfror, bon gré mal gré ganz durchfahren.

Endlich erreichte ich in so einer Nacht, wo es beständig regnete, Petersburg, aber von den ersten Häusern bis zum Gasthofe verging gewiß eine Stunde, keine in meinem Leben ist mir so lang geworden; hier kriegte ich ein gewaltig großes Zimmer, mit solchen zerissenen Fenstergardinen wie es gewiß in Deutschland keine giebt, ein elendes Bett mit einer dünnen und schmalen Decke, worunter ich vor Flöhen nicht schlafen, und vor Kälte nicht dauern konnte, meinen Pelz mußte ich meinem Jungen geben, denn

Bediente in Betten schlafen zu sehen, ist für den Russen ein nie gesehenes Schauspiel. Ließ ich mir auch einheizen, so wurde das Zimmer wegen seiner enormen Größe doch nie warm. Dieses Quartier, ob es wohl in einem der größten Gasthöfe, die Stadt London genannt, war, wird mir die Erinnerung an den Aufenthalt von Petersburg immer verbittern, obwohl kein Land in der Welt sich solcher Gastfreiheit rühmen kann. In die 18 Tage, daß ich da war, habe ich alles gesehen, was Petersburg Merkwürdiges, Schönes, Großes und Prächtiges enthält. . . Bei dem allen war dieser Aufenthalt für mich zu teuer, mit der möglichsten Ökonomie, wo ich gewiß keinen Heller für irgend ein unnötiges Vergnügen ausgegeben habe, verbrauchte ich in 18 Tagen 300 Rubel; freilich habe ich manches eingekauft; denn so konnte ich nicht wieder zurückreisen, wie ich gekommen war, außerdem mußte ich für mich und meinen Jungen Peltze, Peltzmützen, Pelzstiefeln etc. kaufen. Auch hatte ich eine weit bessere Rückreise, nur daß der Wagen 2× brach, in Abo, wo man wieder auf's Wasser muß, fand ich den jungen Engländer, mit dem ich von Petersburg abgereist war, im Begriff auf ein Schiff zu steigen, welches gerade nach Stockholm segelte, mir war es weit lieber hier mitzugehen, als wieder mit den kleinen Booten. Zwei ganze Familien mit Mädchen und Bedient, nemlich die Gouverneure von Abo und Tavastheus hatten das ganze Schiff für sich gemietet, sodaß wir beide nur mit dem Beding mitgenommen wurden, unten im Raum der Kasten und Tonnen zu liegen. Die Ähnlichkeit unserer Schicksale machte uns bald zum Orest und Pilades, er hat in Manchester eine Frau und zwei Söhne, er ist nun fünf Monate von ihr entfernt, hat viel durch alle Welt gereist, und ist ein Kaufmann. Die Freundschaft machte uns diese kleine Seereise erträglich, denn ich konnte niemand als ihn und er niemand als mich verstehen; was das verdrießlichste war, ich mußte meinen Wagen in Abo zurücklassen, und diesen erwarte ich nun hier in Stockholm mit einem andern Schiffe. Mein Freund reist nun schon fort und ich werde gewiß sobald nicht wieder soviel lachen als ich mit ihm gelacht habe. Er ist der liebenswürdigste Reisegefährte, den ich finden konnte, und unsere Trennung werde ich fühlen. Rentrant à Stockholm j'ai cru rentrerschez moi, c'étoit une illusion si douce que je ne voulois pas me l'ôter; j'ai retrouvé ton portrait que j'avois laissé ici pour l'enchasser dans une tabatière. J'ai trouvé tes lettres, dismoi un peu, si après le tourbillon dans lequel j'ai vécu à Petersbourg, si après un voyage si fatigant et si malaise, ce repos, cette aisance, cette propreté, et ce bon peuple suédois ne doivent pas me charmer?

G. Schadow.

Stockholm 27. Oktober 1791.

Deine drei Briefe habe ich mit einem Male erhalten, der erste ist vom 3. September, und er muß den folgenden Tag, als ich von Stockholm abgereist war, angekommen sein, der zweite ist vom 12. September datiert, den dritten vom 12. Oktober fand ich beim Bankier Schoene, und als ich meinen letzten Brief Dir schrieb, so wußte ich noch nichts davon. Ces trois lettres m'ont pris deux jours à les lire, et ils enfaudra six pour y repondre. Voilà ce que c'est, quand on a une femme spirituelle, remplie de talents. Diese Deine Briefe sind würklich Ursache, daß ich außer unsern Gesandten und dem Herrn Behrends noch niemand gesehen habe. Wie kann das auch anders sein? Denke Dir den Wechsel des Glücks. Fünf Tage und vier Nächte auf einem unruhigen Meere unten in dem Raume eines kleinen Schiffs, zwischen Tonnen und Kasten in meinem Pelz zuzubringen, und nun in Stockholm in einem eleganten Zimmer, wo alles von Wohlgerüchen duftet, auf einem Sopha hingestreckt, umringt von Deinen Briefen, welcher Abstand! Die Schilderung Deiner Träumereien, die Schilderung Deiner ängstlichen Besorgnisse, hat die rauhe Stimmung meiner Phantasie so gemildert, so umgeschaffen, daß ich mich nur mit Mühe aus diesen süßen Schwärmereien herausreißen kann, um doch wieder die würkliche Welt anzusehen. Ja Du hast wohl recht, es ist Zeit, daß ich zurückkomme, wieviel werde ich mit mir selbst zu tun haben, ehe ich wieder in die alte Leier hereinkomme. C'est une vie de vagabonde que j'ai menée tout ce temps ici, combien que vous trouverez à corriger! figurez vous outre cela, mon indocilité actuelle, qui est une suite de cette liberté, dont j'ai joui à present, je ne dis pas joui, mais que j'ai eu. Oui, ma chère amie, cest toujours dans vos bras, que je viendrois chercher le bonheur. O Entfernung! du bist ein häßliches Übel! ich hatte Dich selbst gewählt, es ist billig, daß ich bestraft werde. Aber daß Du dabei leiden mußt, das ist ungerecht und grausam; quelles prétentions les hommes n'ont ils pas toujours faites aus femmes! Werde ich das wohl wieder gutmachen können? So wie Du es würdig bist, gewiß nicht. Ich müßte so zärtlich lieben können, wie Du, ich müßte Deine schöne Seele haben. Weißt Du, daß Deine Briefe Dir hier unbekannte Anbeter verschafft haben? Die mich beneiden, und die Dir vielleicht nicht mißfallen würden. Des jolis garçons, qui s'écrient: quelle femme doit ce être! Toute la Suède n'a rien de pareil, und doch ist hier das Land, wo meiner Meinung nach, Dein Geschlecht den Beinamen des Schönen mit vielem Rechte besitzt. Die Schwedinnen sind würklich meistens hübsch, auch wohl gar zuweilen schön, lernen wenig und sind sehr coquette. Der hiesige Ton in Gesellschaften ist hier von der Art, daß man sich der übelsten Aufnahme, wenigstens von seiten der Frauenzimmer gewärtigen muß, wenn man kalt,

trocken und unempfindlich sich anstellt. Sie sind dies so wenig gewohnt, daß sie sich sogleich dadurch für beleidigt halten; dans ce cas, on fait l'amoureux sans l'être, et l'on ne prétend pas plus. . .

Ich habe Dir von Stockholm geschrieben gehabt, daß ich nach Petersburg abreiste, soltest Du diesen Brief nicht erhalten haben? Daß verstehe ich nicht! Ich habe viel länger ohne Briefe bleiben müssen als Du, oder bedarfst Du öfter welcher als ich? Dein Gehirn schmiedet dann gleich kleine Tragödien und es ist ein Glück, daß des Schicksals Schlüsse milder sind, als Deine Vermutungen. Du bist und bleibst dieselbe, ob Du wohl zuweilen Dich so geschickt verstellst, daß man glauben solte, Du hättest Dich geändert. Du bist ein liebenswürdiges Geschöpf, Deine Philosophie taugt nichts, oder besser gesagt: Du hast keine und willst keine.

Die Neuigkeit mit dem neuen Gesetzbuche von 2 Weibern gefällt mir, nun weiß ich nicht, soll ich es für Spaß oder Ernst halten. Der türkische Gesandte ist ein Jurist, sollte er Anteil an diesem Artikel haben? wenigstens macht man diesen Herren ein Compliment damit. Mit unserm hiesigen Gesandten habe ich schon darüber disputiert, c'est un jeune Monsieur fort modeste, mais avec tout cela il est d'opinion que c'est une loi fort sage, il est sure que les femmes des conseillers seront des prodiges de vertu et de sagesse, tout pour n'avoir point de rivales.

Das Vergnügen ein schönes Buch zu lesen, das habe ich gantz vergessen. Wie ein Wilder habe ich so im Tag hineingelebt, nun habe ich seit langer Zeit erst hier wieder eine Zeitung gelesen, und Du weist wie wichtig und unentbehrlich dieser Artikel sonst für mich war. Der Doctor Hertz wird mich viel zu beneiden haben, in jedem Betracht viel*).

Im ersten Briefe machst Du mir noch Vorwürfe über meine Stralsundianische gute Laune, wir waren beiderseits froh uns zu sehn, wenn sie gesagt haben, daß ich ihnen den dortigen Aufenthalt angenehm gemacht habe, so ist das so eine alte und gewöhnliche Redensart. Ce qui regarde Madame Meyer j'aurois du être fort attendri à la revoir, parceque je me souviens d'une huitaine de jours dans ma vie, que j'étois amoureux d'elle, mais mon étonnante modestie est cause qu'elle n'en a jamais rien su, et qu'elle n'en sait rien encore.

Nun wird es wol wieder etwas stille in Berlin sein, nachdem die große Vermählung vorbei ist**). Du hast Recht, es ist gewiß ein seltenes und angenehmes Schauspiel, ein so hohes Paar verliebt zu sehn. Ich denke aber doch, im Winter Opern in Berlin

*) Der berühmte Arzt, Gatte der bekannten schönen Frau.

**) Prinzessin Friederike, älteste Tochter Friedrich Wilhelms II., vermählt am 29. September 1791 mit Herzog Friedrich von York.

zu finden, besonders bin ich neugierig Deinen schönen Tenoristen zu hören; hier wechseln noch immer Opern und französische Comödie in Drottningholm beim Könige und in der Stadt dramatisches Schauspiel und Operetten ab. Concialini*) hat gantz Recht, es ist alles schwedisch, Musik, Sänger und Sängerinnen können mit der Oper in Berlin gar nicht verglichen werden. Der beste Sänger ist ein gewisser Carsten, der mal in



Gottfried Schadow.

Berlin gesungen hat, die beste Sängerin ist Mademoiselle Stading, eine geborne Berlinierin, mit einer schönen hellen Stimme, mais il s'en manque beaucoup, que l'on quisse comparer cela à une Madame le Brun, ou à une Todi, ou à Concialini. Soprano's sind garnicht hier. Außer der Musik, welches freilich die Hauptsache bei einer Oper ist, ist das andere auch besser (in Berlin). Balette sind vorzüglich schön. C'est un charme de lire la déscription de votre Assemblée féminine, pourquoi n'avez vous pas reservé cela que je sois arrivé? vous savez que je suis fort sensible à tout cela.

*) Ein berühmter Sopransänger, der letzte seiner Art in Berlin.

C'étoit une mauvaise disposition, de cacher tant d'attraits. Umarme meine beiden schönen Kinder. Der Himmel gebe, daß ich euch gesund, munter und vergnügt antreffe, wie schön mußt Du sein mit diesen beiden Kindern neben Dir. Grüß meine Mutter, meine Schwester, Schwager und Bruder.

Du glaubst gar nicht, wie schwer es ist, hier das geringste Geschäft zu machen, hier herrscht eine allgemeine fainéantise, man macht sich hier gar nichts daraus einen Tag zu verschleudern, wie oft muß man nicht laufen, ehe man einen zu Haus findet. Der Schwede sieht mit der größten Verwunderung einen Menschen an, der pressirt ist, und um 4 Wochen halber kann er sich gar nicht denken, daß man nach Stockholm kömmt. Wäre es wie in Berlin, so hätte ich schon manches durch meine gewöhnliche Emsigkeit erhalten, aber darüber lacht man hier. Genug, sobald mein Wagen hier ist, reise ich ab, meinen Coffre werde ich zur See nach Deutschland schicken, und außerdem eine Kiste mit Kunstsachen etc. Lebe wohl, mein gutes Weib! Grüß alle unsre übrigen guten Freunde. Mache Dich lustig, so viel Du willst, wenn ich Dir auch mal von einem Domino geschrieben habe, so hätte ich doch bis jetzt keinen brauchen können. Du bildest Dir vielleicht ein, ich lebe in lauter Singsang, unterdessen ich gantze Abende zubringe an Dich zu schreiben. Freilich bin ich nicht sowie ich sein wollte, aber ich gebe mir doch alle Mühe, und wenns nicht gelingt, so glaube sicher, daß es mir unmöglich war. Adieu, Adieu, meine liebe, meine beste, schreib nun nach Coppenhagen, wenn Du schreibst. Ich werde wohl noch einmal von hier schreiben. Küsse meinen Ridolfo und meinen Wilhelm.

Stockholm den 27. Oktober 1791. Ich bin Dein Schado.

A Madame Schado
wohnhaft in der neuen Müntze
vor dem Königsthor in Berlin*).



Gottfried Schadow.

*) Jetzt Münzstraße 10—12.

Seit geraumer Zeit hatte ich es im Sinne, Ihnen, verehrter Freund, Nachricht zu geben, gewissermaßen eine Rechenschaft abzulegen von meinem Künstlerleben. Aber zum Schreiben gehört eine besondere Stimmung, und die kommt uns selten; Lust dazu, möchte ich sagen, gar nicht; Lust haben wir Künstler nur zu unserer Arbeit; — und wenn wir ja schreiben, so warten wir am besten, bis die Fülle der Gedanken uns drängt, auszuströmen, was man auf dem Herzen hat. Sie wollen es, und ich spreche von mir zu Ihnen.

Meine mehreste Zeit nehmen bestellte Arbeiten weg, selten bleibt mir eine Stunde, die ich meiner Laune weihen kann; und wieviele Ideen schweben einem nicht vor, die man wenigstens mit dem Griffel auf dem Papiere festhalten, andere, die man ganz verkörpern möchte!

Manchmal komme ich mir vor, wie ein ehrsamer Meister, der in der Stadt so sein Gewerbe treibt, nachdem die Leute es ihm bestellen. Er hat seine Werkstelle, seine Gesellen und Buben, und was in sein Fach schlägt, ist bei ihm zu haben. So betrachtet, sieht es prosaisch um uns aus; ist aber nicht. Denn weder ich, noch meine Gehülfen, noch meine Buben, gehn an die Arbeit nach Schlag und Stunde; Lust und Liebe allein bringt uns heran.

Nein; handwerksmäßig arbeitet bei uns nur der Steinmetz, der Steinschneider, der Steinschleifer und der Former; dieser Former spielt aber zwei verschiedene Rollen. Von Haus aus ein Maurer, hat er sich zum Gipsformer erhoben, und von da zu einem, der Meissel und Hammer nach streng mathematischen Gesetzen regiert. Er setzt das Modell von Gips und den Marmorblock, beide unter ihnen schwebende horizontal gerichtete Winkel, von beiden hängen Senkbleie in bestimmten Abteilungen herab; mit einem Stabe mißt er die Entfernungen der hervorragenden Teile des Modells und schlägt vom Marmor an eben diesen Stellen so viel weg, bis sein Stab vom Senkbleie eben so tief als am Modelle am Marmor herangeht. Wir nenen dies Punkte setzen, oder eigentlich: eine Figur punktieren; die Entfernungen unter den Punkten werden mit Zirkeln bestimmt. Sowie das Firmament mit Sternen, ist der Marmorblock mit kleinen Bleistiftpunkten übersät, wovon kein einziger weder mehr rechts noch links, noch höher noch tiefer stehen darf, als er steht. Diese Arbeit will eine durchaus nicht zu störende Aufmerksamkeit und einen rechten Liebhaber des Genauen. Bei Skulpturen auf flachem Grunde, als Bas- und Hautreliefs ist das Verfahren anders und geschieht mit Hülfe einer sogenannten Krücke; ich schweige aber davon, weil das bloße Beschreiben solcher Dinge doch keine anschauliche Vorstellung hervorbringt.

Hat es mir doch nur selten gelingen wollen, jemandem, der vom Formen und Gießen nichts weiß, einen Begriff davon beizubringen, aber auch einer geringen Anzahl halber muß man etwas tun; es lohnet doch.

Den Genuß mag es nicht verstärken, wenn man ein Werk der Kunst betrachtet, und dabei weiß, wie es entstanden ist; aber Liebe und Achtung müßte es doch dem Künstler bei seinen Landsleuten verschaffen, wenn sie wüßten die vielfachen und mühseligen Schwierigkeiten, die sowohl sein Geist als sein Körper zu bekämpfen haben, ehe eine große Arbeit vollendet ist.

Der Thon ist zwar eine geschmeidige und weiche Masse, die sich abnehmen und antragen läßt, indessen erfordert doch das Aufbauen stehender Figuren und die Ausarbeitung freier Teile eine mehrjährige Übung; Arme, Hände und Finger und überhaupt alle dünneren Teile trocknen schneller als das übrige, und erfordern Stützen oder innere Gerüste von Eisen, um sich zu halten. Ist ein solches Modell von Thon beendigt, so wird es abgeformt und in Gips ausgegossen, und verwandelt sich auf diese Weise aus einer Materie in die andere! Mancher frägt: wozu das? Antwort: Weil der Thon schwindet, um ein beträchtliches kleiner wird, weil er im trocknen und ungebrannten Zustande sehr zerbrechlich ist. Man würde ein Modell von trocknem Thon nicht viel drehen dürfen, es würde das Ansetzen großer Zirkelspitzen zum Maßnehmen nicht aushalten; man könnte es brennen, ist es aber etwas groß, so fehlen die Öfen; dann muß es ausgehöhlt werden, und oft springt es im Feuer in viele Stücke. Der Sicherheit halber unterzieht man sich also lieber des freilich kostspieligen Umwandelns in Gips.

In Italien haben vor Zeiten die Bildhauer sich kleine Entwürfe von Wachs gemacht, und nach diesen in Stuck ebenso große Modelle aufgebaut, als in Marmor ausgeführt werden sollte, welche Methode aber nachmals nur zu metallenen Statuen beibehalten worden ist. Denn die Fleischpartien kann man schwerlich in Stuck mit dem Schmelze und der Weichheit ausführen als in Thon, und in Marmor noch besser als in Thon.

Die deutschen Bildhauer schnitten sich ihr Modell aus einem Stück Holz, ja sie machten sogar ihre Studien in Rom auf diese Weise, und es gab eine Zeit, nämlich diejenige, in welcher Bernini für groß gehalten wurde, wo sie zum Verwundern der Italiener, auf dem St. Petersplatze und auf der Engelsbrücke standen und Berninis Arbeiten nachschnitten. Dieses aber wird hoffentlich nicht wieder geschehen.

Des Wachses bedient man sich heutigen Tages nur noch zu ganz kleinen Entwürfen, oder zu gefärbten Stücken, welche letztere gegossen werden, und von andern Modellen abgeformt sind.

Bevor man das eigentliche ausgeführte Modell macht, entwirft man ein kleines, um seine Idee festzuhalten; freilich muß man auch öfters eine Zeichnung machen, weil diese leichter vorgezeigt und auch allenfalls in einem Briefe mitgeteilt werden kann; diese aber nutzt dem Statuar darum wenig, weil sie nur eine Seite, eine Ansicht gibt.

Soll es eine bekleidete Statue werden, so wird die Gliedergruppe, die lebensgroß sein muß, bekleidet; hier wird manches Stück Gewand wohl zwanzig Mal von neuem überworfen, ehe es einem behagt. Hier tut Übung und Erfahrung die besten Dienste. Das Modell selbst wird erst nackend gemacht, und wenn etwas Gutes werden soll, muß freilich ein lebendiges Modell dabei sein.

Bei nackenden Sachen hab ich gewöhnlich vor dem eigentlichen Modelle ein besonderes Studium nach dem Leben vorangehen lassen, und Hände, Arme und Kopf wieder nach einem anderen lebenden Vorbilde genommen, aus welchen Studien zusammen ich nachmals das auszuführende Modell unternommen habe. In Rom gibt es Mädchen, deren Gewerbe es ist, den Künstlern zum Vorbilde zu dienen; andre sei es aus Sittsamkeit, oder weil sie Frauen sind, geben zum Studium nur Kopf, Hals, Nacken, Arme und Hände. Hierin sind uns Deutschen Gebräuche, Klima und Sitten entgegen, und alle diese Riegel wegzuschieben, muß Jupiters Stratagem bei der Danae oft wiederholt werden.



Gottfried Schadow.

Mit welcher Genauigkeit, mit welchem Calcül wird ein Marmorblock von allen Seiten vermessen, um alle Schaalen zu bestimmen, die die Säge noch wegschneiden kann; denn diese Materie ist hier so kostbar, daß auch die kleinsten Stücke verbraucht werden, und wäre es auch nur als Zierraten von Meubles.

Was unter dem Schlage des Hammers abgeht, ist dazu untauglich, weil alle diese Stücke verprellt sind.

Zur Tractation des Marmors gehört eine vieljährige Übung, und sollte eine Statue durch einen Arbeiter allein gemacht werden, so möchte das Ende davon wohl nicht abgewartet werden; deshalb verteilt sich die Arbeit unter drei verschiedene, deren jeder eine eigene Übung erlangt hat. Der erste ist der eben erwähnte, der unter den Winkeln der Arbeit punktiert; daraus entsteht ein roh ebauchiertes Gebilde, einem Schneemann ähnlich; der zweite, ein wirklicher Artist, schält gleichsam die Borcke ab, die aneinanderklebenden Glieder werden von ihm durchbrochen, isoliert; hierbei werden die verschiedenen Gattungen der Bohrer gebraucht, mit denen auch die tiefen Falten der Gewänder ausgehöhlt werden. Dem dritten, der mit dem frischesten Mute antritt, bleibt die Haut, der letzte Strich in den Haaren, die völlige Ausbildung der Gesichtsteile, wobei der Augenlider-Schnitt mit dem Meissel das schwierigste Stück ist, die völlige Ausführung der Hände und Füße und überhaupt der letzte Hauch, bei welchem selbst das Schleifen mit Empfindung geschehen muß.

Kommen deutsche Bildhauer an, um in meinem Atelier zu arbeiten, so muß man sie abweisen, oder von neuem unterrichten, denn sie kennen diese Methode nicht. Meine Vorgänger, von König Friedrich des Großen ersten Regierungszeiten an, waren französische Bildhauer und ihre Leute Franzosen und Italiener; von daher schreibt sich die ganze Verfahrungsart, welche alle Vorteile vereinigt, um prompt und exakt den Marmor zu behandeln.

Haben sie nicht vollkommene Meisterwerke geliefert, so lag es nicht an dem, was sich an Handgriffen erlernen läßt, denn die wußten sie; sondern an demjenigen Teile der Kunst, der sich weder durch Werke anderer, noch durch deren Unterricht erlernen läßt, und der aus der Tiefe unsers eigenen Ichs sich entwickeln muß.

Was frommt die glühende Natur
An deinem Busen dir?
Was hilft dich das Gebildete
Der Kunst rings um dich her?
Wenn liebevolle Schöpfungskraft
Nicht deine Seele füllt,
Und in den Fingerspitzen dir
Nicht wieder bildend wird?

Dennoch glaube ich, daß wir manche Vorteile der Alten entbehren; ihre Statuen von Porphyr und andern sehr harten Steinen, und dann die eigene Art von Falten an gewissen marmornen Statuen, die nämlich eng beim Eingange sind und in der

Tiefe immer weiter werden, und doch zuweilen noch eine Falte wie eine Wand stehen haben, kann ich mit unsern Instrumenten nicht gut erklären. Denn in dieser Tiefe müssen doch hin und wieder die Spuren des Bohrers sich zeigen, wie das auch bei den alten römischen Arbeiten der Fall ist.

Statuen der ersten Art sieht man hier zu Lande zwei: im Antikentempel bei Potsdam eine Tochter des Lycomedes und den bekleideten Achill; beide griechische Arbeit. In Rom stand zu meiner Zeit eine Hygiea im Capitol, an deren Gewand die Falten ebenso bewundernswürdig waren. Ich bin deshalb auf die Vermutung geraten, daß die Alten diese Tiefen mit Säuren herausgebeizt haben, und Versuche, die ich selbst gemacht, bestätigen mich darin.

In Porphyr zwar kann dieses Mittel nicht angewendet worden sein, auch wird man daran weder diese dünnen isolierten, noch tief gehöhlten Stellen antreffen. Alles, was die Neuern in Porphyr erzwungen haben, war höchstens eine Büste. Ich nehme hier Gefäße und Platten aus, denn was sich drehen, mit der Säge und dem Schmergel zwingen läßt, ist zu überwinden. Es läßt sich vermuten, daß die Alten in Härtung der Instrumente, zur Bearbeitung dieser Steinarten, manches wußten, worin wir noch zurück sind, so wie wir es unstreitig sind in der Kunst, in Metall zu gießen.

Außer Feilen und Raspeln schmieden wir unsere Instrumente selbst, ebenso müssen wir auch unsere Bossierbeine selbst verfertigen. Es scheinen Nebendinge, bedürfen aber Zeit, um erlernt zu werden. So vergeht manches Jahr, bevor man den Ton, den Gips, das Wachs, den Sandstein, den Marmor zu handhaben weiß. Geometrie und etwas Architektur muß man auch inne haben, um einen Schnitt im Steine richtig anzugeben und Piedestal, Consolen und dergl. vorzeichnen zu können. Das Schneiden in Holz erfordert wieder eine eigene Übung, sowie das Gießen in Metall und das Ciselieren desselben neue und ganz eigene Vorrichtungen und Erfahrungen bedürfen.

Von einer vollständigen Werkstatt der Skulptur könnte man alles dieses begehren; daß dies alles aber auszuführen ein Mensch nicht hinreiche, ist leicht einzusehen. Doch alles zu leiten und anzuordnen muß einer wissen und verstehen. Ein solcher kann aber nur dann entstehen, wenn er das Glück hat, daß in allen Fächern der Skulptur bei ihm bestellt werden, und wenn er früh schon recht große und complicierte Werke zu Stande zu bringen hat.

Denn auch das Aufrichten oder Versetzen großer und sauber gearbeiteter Stücke bietet manche Schwierigkeit dar; und erfordert einen wohlgeordneten Mechanismus.

Die Not, die Umstände erwecken unser Nachsinnen und bringen uns auf Mittel, von denen ich hier einige Beispiele geben will. Zu der Marmorgruppe der beiden

fürstlichen Schwestern, hatte ich ein Modell in Gips, ebenfalls Naturgröße angefertigt. Die Größere, die Königin vorstellend, hielt in der rechten Hand einen Korb, der sich an die Hüfte lehnte; dieser Korb mußte auf hohen Befehl wegbleiben, welches auch recht war; aber die Schwierigkeit war, den Arm wo möglich in derselben Lage zu erhalten. Ich nahm ein schmales und längliches Stück Gewand, tauchte dieses, um das schnelle Binden zu verhindern, in einen mit dünnem Bier eingerührten Gips, warf dieses über die schon vorhandenen Falten, ließ es mit der rechten Hand halten, und dann wieder frei niederfallen; die ganze Partie der vorherigen Falten schien unter diesem neuen Überzuge durch, und es entstand eine ähnliche Wirkung, wie an einigen antiken Statuen, wo man durch die oberen Falten die untern durchlaufen sieht.

Die ganze Partie ist auf der hinteren Seite, die nach meinem Plane zu sehen sein sollte; die Gruppe ist aber an eine Wand gestellt worden und gerade gegenüber zwei tiefherabgehenden Fenstern, folglich sehr schlecht beleuchtet. Sie konnte an eine Seitenwand in guter Beleuchtung gestellt werden, es geschah aber nicht, um für ein paar Couverts an der Tafel Platz zu lassen.

Lange schon hegte ich die Vermutung, daß die alten griechischen Meister an den Modellen zu ihren Gewandfiguren die Draperie nicht möchten bossiert haben; nach meiner Meinung haben sie ihr Modell nackend gemacht und darüber eingetauchte Tücher gelegt, die fest geworden sind, und über diese nachher andere, wodurch die ersten durchschimmerten.

Eine Gruppe, die eheliche Treue vorstellend, mit deren Ausführung ich gerade jetzt beschäftigt bin, ist auf diese Weise gemacht, der Marmor ist nehmlich geradezu gleich nach dieser eingetauchten Leinewand gearbeitet. Bei Festivitäten, sowohl Triumphbögen als Trauergerüsten, wo Statuen schnell fertig dastehen sollten, ist diese Methode in alten Zeiten schon gebraucht worden, und es stehen noch hin und wieder dergleichen Stuckfiguren; aber das Gewand ist nicht ans Fleisch gelegt, sondern, was man große Partien nennt, und viel Luft dazwischen, auf Art des Bernini.

Eine andere Art, Gewandfiguren zu bilden, habe ich angewendet an dem 116 Fuß langen Basrelief von Sandstein, an dem Münz- und Bau-Academie-Gebäude, welches sich durch die sorgfältige und saubere Ausführung aller Teile sehr auszeichnet. Ich bekam zeitig genug die Bestellung, um meinen Teil daran mit Bedacht zu entwerfen und auszuführen.

Bei Betrachtung der Werke des Raphael in Rom äußerten die Künstler: Er müsse bei seinen Gewändern nicht die Gliederpuppe, sondern ein lebendes Modell, mit Gewand bekleidet, gebraucht haben, indem das höchst ungezwungene und das von einem vorigen in den gegenwärtigen Moment Übergegangene in den Falten mit einer Gliederpuppe

nicht zu erreichen sei. Mit einer prompten Faust und einem guten Gedächtnis läßt sich's möglich machen, eine Zeichnung als Studium auf diese Weise zu entwerfen. Daß jemand in der Skulptur dieses Mittel angewendet habe, ist mir nicht bekannt.

Nachdem ich mich im Nachzeichnen und, was ebenso wesentlich war, mein Modell im Faltenwerfen geübt hatte, versuchte ich es im Basrelief in Thon. Jener hatte es dahin gebracht, zwei bis drei Stunden, nachdem das Gewand sich glücklich geworfen hatte, unbeweglich zu bleiben, in welcher Zeit ich mein Tonmodell, Figuren von zwanzig Zoll, entwerfen mußte, nämlich die Falten daüber; was nun noch zu tun war, mußte mit dem frischen Gedächtnisse geschehen. Inwieweit dies gelungen ist, geziemt mir nicht zu entscheiden. Mehrere Figuren in dem Basrelief sind so entstanden, und diese Methode bleibt auf jeden Fall vortrefflich, nur bei freistehenden Figuren ist sie nicht anzuwenden, weil es nicht möglich ist, alle Seiten so schnell zu machen, als ein Mensch ausdauern kann, in derselben Attitüde zu stehen. Aber allen, die auf flachen Grund darstellen, ist sie zu empfehlen.

Figuren in unserer heutigen Tracht kann man gänz nach dem Leben ausführen; unsere Kleider werfen in derselben Attitüde wieder dieselben Falten oder vielmehr Brüche, und so konnte ich bei den Statuen des Generals von Zieten und des Fürsten von Dessau mit Muße zu Werke gehen. Indessen hat eine solche Aufgabe dennoch ihre Schwierigkeiten. Würde, Geist, Leben und einen gewissen, dem Zeitalter angemessenen Charakter darzustellen, ist nicht leicht; und das Schicksal dieser unserer Zeitalter-Kostüme, wenn sie vorüber sind, ist, daß man darüber lacht. Nur den Vorteil haben sie, nicht wie manches Bild und Statue im poetischen und fantastischen Gewande verwechselt zu werden, und sowohl dieses wie jenes vorstellen zu können.

Diese zwei letzten Jahre habe ich in Brustbildern mich zu üben viel Gelegenheit gehabt; in Marmor ausgeführt, betrachtet man sie gewöhnlich als Denkmäler, und so muß eine gewisse Celebrität der darzustellenden Person vorausgehen, ehe man sich entschließt, sie so kostbar bilden zu lassen. Indessen habe ich doch einige von Frauen gemacht, die nach ihrem Tode die Liebe ihres Gatten verfertigen ließ. Aber daß jemand, um den vorübergehenden Reiz weiblicher Schönheit festzuhalten, sie in Marmor bei mir hätte machen lassen, ist zu wenig vorgekommen, als das man dies dem Geiste des Zeitalters zurechnen könnte, ein Geist, der doch der Kunst so günstig wäre.

So geschieht es denn, daß ich oftmals die Büste zu machen bekomme, nachdem die Personen gestorben sind, und das Schwierigste, was selbst nach dem lebendigsten Leben schwer zu fassen ist, soll ich denn so obenein geben. Dafür mich zu entschädigen und zu erholen, mache ich, bestellt oder nicht bestellt, eine Büste, die mir behagt und wovon ich das Vorbild leben und weben sehe.

Doch hat auch der Tod etwas zuweilen, was der Nachbildung wert ist. Nachdem Karl Fasch gestorben war, entschloß man sich seine Büste in Marmor machen zu lassen; ich hatte ihn im Tode abgeformt, im Leben recht gut gekannt; man gab mir ein Bild von ihm, von Graff gemalt, freundlich lächelnd (ein Moment, der eben der Skulptur und insbesondere bei einem alten Mann nicht günstig ist), und so sollte ich ein lebendiges darstellen. Ich fand aber in der abgeformten Maske ein so ruhiges, feierliches, verklärtes Wesen, und besorgte, dies möchte verloren gehen, daß ich in Marmor nichts



Gottfried Schadow.

tat, als dies nachbilden. Dies Gesicht hat Ähnlichkeit mit des Dante Kopf in Raphaels Parnaß.

Das Brustbild Meierotto's mußte auf eine andere Art hervorgehen; denn obwohl auch von ihm eine Toten-Maske da war, so hatte solche doch wenig Ähnlichkeit behalten, und mein Gedächtnis mußte hier helfen. Große Gesichtstheile, kleinen oben zusammengezogenen Schädel mit gewaltig hervorragenden Augendecken an der Stirn (nach Gall, großes Ort- und Sachgedächtnis), deutsche und strenge Physiognomie, durch ein liebreiches Gemüth gemildert, waren die Hauptzüge seines Äußeren.

Diese beiden und dann das Brustbild des zu früh verstorbenen Architekten Gilly, welches ich sozusagen ganz aus dem Gedächtnis machen mußte, stehen als Denkmäler in den Sälen öffentlicher Anstalten, aber alle drei in einer schlechten Beleuchtung.

Schön wäre es, wenn es sich ziemte, eine Lampe vor einem solchen Bildnisse aufzuhängen, wie die Katholiken vor Heiligenbildern tun, dann würde man sie zur Nachtzeit gut sehen, und das ist für den Marmor das beste Licht.

Am besten vorgestellt ist Immanuel Kant von meinem Gehülfen Hagemann, der die Reise nach Königsberg deshalb machte, und den Kopf dieses Weltweisen also noch im Leben nachbilden konnte. Seine Verehrer warteten nicht auf seinen Tod, um ihn so zu ehren, auch ist dieses Brustbild schon zweimal in Marmor ausgeführt worden.

An dem oben erwähnten Denkmale — die eheliche Treue vorstellend, eine Matrone, die nachdenkend bei dem Aschenkruge ihres Gatten sitzt — ist der Kopf ebenfalls nach dem Leben aufgefaßt, jedoch mit Künstlerfreiheit, und so bleibt wohl für viele nur eine leichte Spur von Ähnlichkeit. .

Brustbilder von Damen, die frühzeitig starben, habe ich diese letzten Jahre in Marmor auch einige gemacht, und leider nach Masken und mit Hilfe mittelmäßig gemalter Bilder von ihnen. Da sind denn Schwierigkeiten zu überwinden, die auch nicht überwunden werden, um desto mehr, da es teils junge, teils wohlgebildete Gestalten waren; die Gräfin Maltzahn, die Frau von Reibnitz, und die verstorbene Gemahlin des Herrn Staatsministers von S. geb. von Ostau.

So mußte ich auch nach zwei kleinen mittelmäßigen Bildern den Fürsten von Hohenlohe-Öhringen mit seiner Gemahlin abbilden, sich einander die Hand gebend, auf einem vertieften Fond en haut relief gearbeitet; das Ganze bildet ein Denkmal im altrömischen Stil.

Die Büste unsers vortrefflichen und unvergeßlichen Curators, des Herrn Staatsministers von Heinitz, habe ich leider nur auch erst nach seinem Tode machen können, und so ist sie weder ganz zu seiner sonstigen Verehrer noch zu meiner eigenen Genugtuung ausgefallen. Von Kotzebue, von Göcking, von Goldbeck, und mehreren anderen Portraits, habe ich das Vergnügen gehabt, nach dem Leben zu machen. Ebenso hat Hagemann die Brustbilder der Professoren Marcus, Herz und Feßler angefertigt.

Weibliche Büsten sind eine der schwersten Aufgaben in der Kunst; diese zu lösen habe ich mir immer unglaubliche Mühe gegeben. Ähnlichkeit mit Anmut zu vereinigen, in einen Moment den Reiz zusammenzufassen, der im Leben durch das beseelte Bewegte, Mannigfaltige unendlich vieler Momente liegt, erfordert ein zartes Kunstgefühl und einen möchte ich fast sagen, an List grenzenden Beobachtungsgeist.

Reichten Worte hin, so ließe sich hierüber viel sagen — genug, ich ergriff begierig

jede Gelegenheit, mich hierin zu üben. Wie weit oder wie wenig ich darin fortgeschritten bin, zeigt eine kleine Anzahl weiblicher Büsten, die ich in die diesjährige Kunstausstellung gegeben habe. Madame Berger, Madame Mila, Madame Meier, die bekannte Schauspielerin, Frau von Knoblauch, geborene von Schröter, Henriette von Arnstein aus Wien, und die Demoiselle Friederike Unger.

Letztere Büste ist eine Statue geworden. Ein alter Schriftsteller erzählt von einer Statue, wovon die eine Hälfte in Rhodus und die andere in Corinth verfertigt wurde und beide Hälften, als sie zusammengesetzt waren, ein wohlzusammenstimmendes Ganze bildeten. Die Geschichte dieser ist zwar nicht ganz so, doch jener ähnlich.

Die erste Intention war, ihr Portrait en buste zu machen; da sie selbst nachher begehrte, die Arme möchten auch dabei sein, so wurde ein Ballen Thon untergebaut, und daraus die Arme geschnitten, gleichsam in einer Attitüde, als lehnte sie sich auf eine Brüstung und blickte freundlich umher in eine schöne Gegend. Indem sie nun dazu stand, fand ich die Stellung des ganzen Mädchens, die wohl gebaut ist, sehr anmuthig und meine Büste mit den Armen allein gar zu fragmentarisch; es entstand so in mir ein recht brennender Eifer, die Figur ganz nachzubilden; es kamen aber Unterbrechungen. Nach einiger Zeit machte ich den noch übrigen Teil, und so ist es eine ganze Figur geworden, die die Hoffnung vorstellen soll, indem sie sich auf einen Anker lehnt. So recht zusammen stimmt nun wohl das Ganze nicht, daher ich auch niemanden raten will, auf diese Weise Statuen zu machen, ohne vorherigen Entwurf und Fassung des Ganzen.

Diese Figur ist drappiert, und so ward ich diesmal von meinem Gehülfen Hagemann übertroffen, der eine liegende Najade, mit einer Muschel spielend, gebildet hat, die gar keine Hülle hat. Anmutvoll und nackend liegt sie da, jeder Teil ist beseelt, und keine Falte verbirgt die einzig schönen Umrisse, die die Natur in den weiblichen Körper, und noch zarter und schöner in seinen inneren Kunstsinn legte, und die sich in einem feinen und makellosen Marmorstein blendend entwickelt haben.

Es bleibt mir nur übrig, Ihnen noch etwas von meiner Nebenbeschäftigung, die Sie kennen, zu sagen. Meine mathematischen Beobachtungen nehmlich über den menschlichen Kopf mit Hilfe des Zirkels und Tasters, setze ich fort, und ich habe zu diesem Werke, welches zwanzig Jahre bis zur Beendigung erfordert, schon eine gute Anzahl Materialien gesammelt. Camper, Blumenbach, Gall haben in neueren Zeiten diesen Gegenstand rege gemacht, meine Zwecke sind aber wieder anders, nehmlich, einmal soll es eine Geschichte des menschlichen Kopfes werden, seiner Gestalt und seines Wachstums, von der Geburt bis zum völligen Auswuchse; da es sich denn zeigt, daß die Gesichtstheile weit stärker zunehmen, als der gehirnfassende Teil oder der eigentliche Schädel, und dann die Wirkung des Alters.

Zweitens will ich die unterscheidenden Merkmale des Weiblichen und Männlichen bestimmt angeben, welche Beobachtungen hauptsächlich über sich ähnelnde Brüder und Schwestern angestellt werden müssen.

Und drittens die Nationalphysiognomie, nehmlich nur der einen Menschenrace, die wir unter dem Namen der kaukasischen begreifen. Ich habe zu diesem Behufe Spanier, Russen, Türken, Juden u. a. m. gemessen, und nach Maßen gezeichnet, aber von allen diesen noch nicht genug beobachtet, um entscheidende Resultate aufstellen zu können.

Was hilft es mir, wenn ich Mitglied sovieler auswärtiger Academien bin, wenn ich in meinem Vaterlande vergessen werde, während ich! Gott sei Dank! eine Fülle der Gesundheit genieße, die mir in meinem Kunstfach tätig zu sein wohl noch gestattet!

Berlin, den 15. September. G. Schadow.

Nachdem die Bronzestatue des Dr. Martin Luther beendet ist ... findet sich, daß für meine Person nichts zu tun ist, als die Aufsicht und die Schreiberei, welche mein Amt als Direktor veranlaßt.*) Es steht noch bei mir an fertiger Bronzearbeit eine Statue des Paris, eine Büste des Kaisers Alexander, und eine des König Friedrich II. Nach beendeter Ausstellung sind zwei Marmorstatuen aus Rom angekommen. Um zu den Frachtkosten zu kommen und auch wieder dem großen Waisenhause den etwaigen Überschuß zuzuteilen, wollte ich von den genannten Gegenständen eine Ausstellung machen. Dabei sollte auch das große Bild des Justiz-Ministers von Kircheisen zu sehen sein, woran der Unterzeichnete noch arbeitete ... Nachdem ich früher vielfache Gnade von dem Könige genossen, bin ich von Allerhöchstdemselben nachher gewissermaaßen vergessen worden; daraus kann ich die Zurücksetzung herleiten, die man mich erdulden läßt. Vom Jahre 1789 bis 1806 machte ich die Entwürfe und Modelle zu allen Skulpturen der königlichen Bauten, und war die Bestellung hierzu von der jetzt regierenden Majestät königlichem Herrn Vater. Unter mehrerem will ich nur die Quadriga des Pariser Thors anführen, die nach meinen Modellen und unter meiner Leitung ausgeführt wurde. Auch ziehe ich noch davon einen Gehalt; doch habe ich seitdem nichts zu leiten gehabt, als die Restaurationen am hiesigen Zeughause von Seiten der königl. Regierung. Obwohl mir nun jene Arbeiten mancherlei Erfahrungen in der getriebenen Kupferarbeit verschafft haben, so hat man doch vermieden mich von den neueren Arbeiten der Art das geringste wissen zu lassen. Man hat sie nicht an Männer des Fachs übertragen; sie sind nicht aus dem Ganzen getrieben, sondern aus Hälften zusammengenagelt. Wäre die Wirkung der Gruppe des Apollo auf dem Comödienhause gelungen,

*) Wahrscheinlich Entwurf eines Berichtes an den Minister.

so wäre nichts zu sagen. Als ich die Modelle von den Victorien am Wachtgebäude machte, gab ich dem Geh. Rath Schinkel zu bedenken, daß seine angenommenen Dimensionen schwerlich von Wirkung sein könnten. Er war zu verliebt in seine Zeichnung, um hierauf zu reflektieren; und um nicht fernere Gegenreden zu hören, übertrug er dem Medailleur Brand das Modell zum Frontispiz, mit noch kleineren Figuren. Ich hätte freilich statt der 30 Figuren ein Wappen oder Adler mit zwei Figuren angenommen und damit das Frontispiz hinreichend gefüllt....

An seine Kinder Eduard und Lida.

Dienstag 2t. November 1841 am Tage aller Seeligen wegen Emil Wolf hatte ich geschrieben, an H. Hof Marschall v. Meieringk: Sr. Majestät, dessen Hiersein u. Kommen von London etc. zu melden, u da ich von denselben Herrn auf die Bitte: profet Jeremias von Bendemann copiren zu dürfen — prompte Antwort erhalten hatte; so erwarteten wir: ein Gleiches; erfuhren aber, Herr von Meyeringk sei krank: Emil W.*) kam. Heute früh u sagte Herr v. Usedom habe ihm gerahten, auf gut Glück, ins Vorgemach des Koenigs sich zu präsentiren: Der Koenig, gerade in Berlin, u eingedenk des sonst gnädigen Empfanges, bestimmten mich, zur Begleitung u begaben wir uns um 12 Uhr, nach der alten Koenigs Garderobe, wo die Dienerschaft mich kennt, auch sogleich dem Kammer Diener gemeldet wurde; dieser nahm meine Visiten Carte auf welcher geschrieben stand das ich den Emil Wolf zu präsentiren wünsche u die Eingabe des Emil Wolf u sagte: Beides würde er Sr. Majestät geben, Die itzt sich im Staatsrathe befänden; u würde so ein ehrwürdiger alter Herr, ohne Zweifel, gleich vorgelassen worden sein: Wir gingen ab u ich dachte: Redensarten, très flatteur speiste stille, u nahm die Attitude du Sommeil, wurde bald geweckt: und ein homme de La Cour im Jäger Costum, meldete: Se Majästet wolle mich u den Wolf um 5½ Uhr sehen: Hienach lief mein Bote zu dem Wolf, hievon avis zu geben.

Es war 4 Uhr, u Zeit zur Toilette; ich war nemlich en Robe de Chambre, u meine byjouitere weggelegt. ganz unerwartet, ist das Schlüsselchen von meinem Secretär verschwunden — Man sucht, Man überlegt man fühlt die Unentbehrlichkeit, Man sinnt auf Mittel aus der Verlegenheit zu kommen, u kommt dadurch heraus, das die Zembrizka am untern Saume des Schlafrock, den Schlüssel fühlt. So war der Moment des Abmarsches herangekommen, u mein Geist, wieder in ruhiger Temperatur: die Leute

*) Emil Wolff war das dritte Kind von Prof. Wolff und Christiane, Schadows Schwester. Er war Bildhauer, und kam aus London zurück, wo er im Buckingham Palace die Büste der kleinen Prinzessin Royal, später Kaiserin Friedrich, und die des Prinzgemahls modelliert hatte.

in der Garderobe lassen unser einen gleich ein, in das Vorzimmer, eine alte Capelle, deren Pfeiler mitten inne stehen — Sofa, großer Tisch mit vielen Papieren Postamente, Staffelei mit Gemälden, einzeln stehende Büsten Basreliefs u Lampen, bedingen die Stelle wo man bleiben kann. Bei unsern Eintreten stand da: ein Officier; sind Sie herbestellt fragte Er. ich erkannte Se. Excellenz v. Thiele. Er setzte sich auf den Sofa, u lud uns ein: ein Gleiches zu thun das Gespräch war zwischen Ihm u Wolf, von G. R. Bunsen annoch in London doch täglich erwartet, von seinen Neveu: bald danach öffnete sich die gegenüber thür — wir sprangen auf. 5 Damen traten ein, u stellten sich neben einander auf die Fensterseite, der Koenig Prinz Albrecht u noch 2 Herren in Gespräch — der Koenig hatte mich nun erblickt, schreitete vor, u sagte: Alter Schadow, wie freue ich mich Sie mal zu sehen; 2 mal haben Sie sich müssen bemühen das thut mir leid: ich praesentierte den Wolf.



Gottfried Schadow.

Nun hieß es: folgen Sie mir in mein Cabinet! zu Wolf: es muß Ihnen schwer geworden sein, die kleine Prinzeß zu modelliren: a.*) Allerdings, jedoch ist Sie glücklicher Weise von ruhiger Haltung; auch habe ich wieder die Büste des Prinzen Albert modellirt, u soll Ihn in ganzer Figur arbeiten. Der Koenig: oh wie werden Sie Ihn vorstellen? Die Antwort wurde gehemmt durch das Eintreten des Prinzen Albrecht, der den Koenig frug: ob man ihn Abend erwarten dürfe. Seine Frau sei zu Hause, ginge gern vor 10 Uhr zu Bett; des Koenigs Worte hierauf habe nicht gehört, schlossen

*) Antwort.

aber mit der Frage hast Du mir sonst was zu sagen? worauf der Prinz abtrat. Auf Befragen sagte Wolf: er habe einen Prometeus modellirt den er in Marmor ausführen wolle; über Restaurationen angekaufter Antiken, bekannte er sich u von einer Bachus Gruppe, die dem Koenige gefällt sagte er: die Restauration sei unterblieben, weil es zu viel kosten würde: hier meinte der Koenig: er solle dieselbe Idee ganz u neu entwerfen, er wähnte die Gruppe der Hebe u sagte der Telephus sei gar schön: dann frug der Koenig nach Bendemann, u erzählte ich wie derselbe zur Zeit in Como sei, mit Frau 2 Kinder Köchin u Amme worüber der Koenig laut auflachte. Für den fresco sagte ich haben nur Ihre Majestät den Cornelius: An*) Ja, dieser hat sich mir angetragen, u um die Schinkelschen Ideen auszuführen hat Er einen von seinen Leuten, bei den Beinen genommen, u braucht ihn so, als seinen Pinsel: es damit auf die Wand zu bringen. Sie haben die Antigone nicht gesehen. Ant.*) ich muß auf so



Gottfried Schadow.

Manches Verzicht leisten, Wolf war da. K. So nicht wahr; Wolf. Die Wirkung ist grandios u neu, der Koenig u hinterläst nicht wie bei unsern Tragödien, eine trübe Gemütsstimmung, ich werde es in Charlottenburg wiederholen lassen, u das können Sie vielleicht beiwohnen. wie steht es mit Ihren Augen? sehr schwach doch kann ich mit Hülfe der Stahlbrille schreiben: d. K. das hab ich mit Vergnügen, auf Ihrer Carte gesehen, die teuren Züge!**) Sie haben an der Koenigin von Hannover eine Freundin verloren, Sie erzählte uns immer, wenn Sie Selbige mit einem Besuche begünstigt hatten: Ihre Majestät können denken das ich glaubte, meine letzte Gunst bei Hofe verloren zu haben, Nun Ihre Majestät so gnädig sind, kann ich getröstet sein. K. Ich habe Sie sehr lieb gehabt. Ich: bei mir war es Liebe u Ehrfurcht Ihre Art zu reden war so, das es konnte gedruckt werden. Der König, wie und meine Reden nicht auch? Nun Sie werden mich doch besuchen, wenn besser

*) Antwort.
**) Die Königin von Hannover, Schwester der Königin Luise.

Wetter wird, unser Verhältniß ist ein altes, dann könten wir länger mit einander plaudern. adieu!

zum 2t November Anschluß.

Um die Scenen im alten Schlosse, nicht zu unterbrechen, trage hier nach das: Wir beide noch vor dem Mittag Essen, in Koenigs Palais gingen; der alte 80jährige Castellan Ising lies sein Essen stehen, nahm das Bund Schlüssel, u führte uns hinauf; Emil Wolf muste Krügers Parade sehen; an der Stelle wo sonst Charles Vernet Parade hing; u sahen wir auch die andern Zimmer wo Sculturen von Emil W. Ridolfo Schadow u Canova stehen. Gebauer copirt da, im Kleinen, des Bury Copi der Madonna Sisto der eine Saal, ist eine würkliche National Gallerie.



Gottfried Schadow.

Nachdem wir Abend, entlassen waren, fuhren wir nach dem Schach Club, beim Aussteigen bezahlte Emil Wolf den Fuhrmann, u schritt ich mit dem linken Fuß auf die Brücke, der rechte Fuß aber in den Rinnstein, u so mit mein ganzes Ich, verstaukte mir die Finger der rechten Hand, diese u die Flügel der beiden Röcke, so wie der Schuh u Stiefellette, gut angefeuchtet mit Rinnstein-Nässe. Der Schach Club lieferte einen großen Waschnapf u trockne Lappen; den Orden steckte ich in die tasche, setzte mich an den Conversationstisch, rauchte Cigarro, u sah honnet aus, u sagte nichts — am Finger vermiste ich meinen Ring den Koenigs Cameo, u schwankte, ob ich solchen zu Hause gelassen oder, mitt hatte. arrivato a casa, klärte sich auf: der Verlust. Frölich wurde beordert: Morgen vor Tages Anbruch den Ring wieder zu finden. Er aber nahm seine Laterne u seine Frau, u ging sogleich an Ort u Stelle.

Wir saßen noch beim Thee, nemlich: ich, Carl Spener u die Zembrizka, da trat Frölich still ein, u zeigte den wieder gefundenen Ring; in Bescheidenheit stand Er nun da,

als ein kluger Kerl — Er, der dies zuweilen bezweifeln lies — un pezzo duro war sein Lohn. Dies ist die Geschichte eines Tages, den ich: La journée des Émotions nenne; u Eurenthalben so genau beschrieben habe.

Ohne Datum und Überschrift.

Hier mag auch mal gedeutet werden auf den Verein der Kunstfreunde in Weimar, unter Leitung des H. v. Goethe. Preisaufgaben gingen uns für Maler u. Bildhauer. Das sämtlich darauf verwendete Geld, möchte wohl nicht mehr betragen, als Manch in Düsseldorf einzeln bestellte Gemälde, wo man z. B. itzt für eine Landschaft allein 1000 F giebt, die von jener Zeit ausgehende Feder Arbeit, hat der Kunst gute Dienste geleistet, nemlich die Propyläen u. die Hefte für Kunst im Altertum. Goethe kämpfte gegen die Nazarener, welche, par force, à la Cimabue Engellein u. Muttergottesbilder lieferten — hienach folgten die sich ausruhenden Räuber, abwechselnd schlafend, selten anfallend, bisweilen Schmuggelei treibend.

Im Fache der Landschaft hatte früher schon Fridrich in Dresden,*) einen Nachtwächterton angegeben, der noch wiederhallt, in Klosterkirchhöfen, die verschneiet sind, u. wo vermummte Puppen, herumschleichen. Hievon sagte Goethe: schöne Arbeit, aber ich meinte immer die Kunst solle das Leben erheitern; hier ist Kälte' Hastereien, Hinsterben u. Trostlosigkeit — wenn die Holländer den Winter darstellen, so sieht man Schlitten u. Schlittschuhläufer und Lebenslust u. letzteres nemlich: Lebenslust, wird zur Zeit in der Geschichtsmalerei, sparsam angebracht. Von Faunen, Satyren u. Nimfen, oder sonstigen sinnreiche Fabeln der Griechen ist gar nicht die Rede, dagegen vertriebene Griechenfamilien, die ausruhen. Gefangene, die escortirt werden von Neuerfundenen Kriegern, die aber auch ausruhen. Die ersten Christen, unterirdisch, lesend u ausruhend. Zu den verwegenern gehören diejenigen, welche einen Troubadour malen, den zwei sitzende Frauen zuhören, oder einen Barden mit der Harfe, den alte u junge Ritter zuhören, ferner ein stehender Prediger, umgeben, mit sitzenden, u knienden Betenden — einen Hiob mit seinen tief in Gedanken versunkenen Freunden — selten sieht man eine menschliche Gestalt frei dastehend. Man hat es gewagt, eine Venus zu malen, die den Apfel empfängt; diese steht, aber die Nebenbuhlerinnen sitzen. Eine andere hazardirt mit Talis, mit einem Achill. Man hat über das Aktmalen, über die gezeichneten Vorbilder von sitzenden, gekrümmten und liegenden Akten, gespöttelt und nun erscheinen gerade diese Stellungen am meisten u wo die Haut zu sehen, möchte ein voraus geganes Einüben im Malen derselben, nach dem lebenden Modell zum Ziele geführt haben; denn neben der Vortrefflichkeit alles Übrigen zeigen sich hierin noch

*) Casper David Friedrich.

Schwächen. Die Bildhauer sind es, welche uns von Zeit zu Zeit den Begriff geben von der eigentlichen Gestaltung des menschlichen Körpers und sind davon genug vorhanden, um an die Stelle der monströsen Figuren auf der Königsbrücke und anderswo wolgestaltete hinzusetzen. Der Prinz Belmonte, von Neapel kommend, bewunderte am mehrsten diese Colonnade — hiebei ist auf jenen Artikel zurückzukommen, wo von der Dresdner Kleinstädterei die Rede ist, von dem sich Rechts halten auf der Brücke, diese würde uns Berliner auf der Koenigsbrücke u in derselben ganzen Straße, zu statten kommen.

Zu den Berliner Großstädtischen Vorfällen gehört, wo A rechts ausbiegt und B. links, so kommen sie sich auf den Leib: A. sagt: mein Herr man biegt rechts aus: B. antwortet: ja, die Pferde; A. richtig — er: links die Esel.

Brl. G. S.—ow. der Alte.
(Schadow.)



Antonio Canova

geb. 1. November 1757 zu Possagno
gest. 13. August 1822 in Venedig.

An den Grafen Leopoldo Cicognara in Venedig.

Rom den 24. October 1812.

Mein wertgeschätzter Freund.

Jeder Eurer Briefe ist ein neues Zeugnis Eurer herzlichen Freundschaft für mich. Ich bin Euch dafür so dankbar wie ich es nur immer sein kann. Wenn Euch die Erkenntlichkeit eines empfindungsvollen Herzens genügt, das meine hört keine andere Stimme als die einer unaussprechlichen Dankbarkeit gegen Euch. Wie habt Ihr Euch doch nur in den Kopf setzen können, Euch so ernsthaft mit mir u. mit meinen Werken beschäftigen zu wollen? Dieser Euer Vorsatz erweckt in mir Rührung und Schamgefühl zu gleicher Zeit. Ich wünschte wol mit etwas anderem als mit Worten das Gefühl der Dankbarkeit, mit dem ich Euer Wolwollen erwidere, Euch zum Ausdruck bringen zu können. Auch ich begreife, daß für die Ausführung einer solchen Idee, wie Ihr sie habt, freundschaftliche Unterhaltungen zwischen uns beiden nicht unnützlich wären. Ihr könnt wol glauben, wie ich sie von Herzen gewünscht habe u. sie noch auf das lebhafteste wünsche. Aber Verbindlichkeiten sowohl künstlerischen Charakters als auch anderer Art haben mich daran verhindert, in diesem Herbste einen Ausflug nach Florenz zu machen. Ich gebe jedoch die Hoffnung nicht auf, Euch im Frühling wiederzusehen.

Ihr werdet mit Erstaunen hören, daß ich bis jetzt noch kein Wort über meine Kunst geschrieben habe. Ich hatte immer den Gedanken, es zu thun, habe aber bisher noch nicht den günstigen Augenblick zur Ausführung der Absicht gefunden. In der Folge wird das aber anders werden. Ich habe den festen und bestimmten Willen, meine eigenen Ansichten über meine Werke aufzuzeichnen, u. ferner bei dieser Gelegenheit über die Sculptur und ihre wenigen Elemente zu sprechen. Nicht jedoch, um ein Werk zu schreiben; solche Thorheit wird mir nie in den Sinn kommen. Ich beabsichtige nur, anderen die Prinzipien meines Schaffens zu erklären, und nichts weiter. Aber wir werden uns ja wiedersehen, bevor ich irgend etwas zu dictiren begonnen haben werde. Ihr könnt also ruhig sein, ich werde immer von dem guten Willen erfüllt sein, Euch alle meine Ideen über meine Kunst kundzugeben. Ich werde meinen Bruder veranlassen, mir ein Verzeichnis der ihm bekannten Schriftsteller, die über mich u. meine Werke geschrieben haben, anzufertigen. Ihr dürft aber darum doch nicht eine vollständige und genaue Aufzählung erwarten, da ich nicht glaube, daß er imstande wäre es zu thun, besonders von den Zeitungsartikeln, die uns fast unbekannt sind.

. . Zweifelt nicht: mit der ersten Gelegenheit werde ich Euch einige andere Stiche, die ich neuerdings nach anderen meiner Werke habe machen lassen, senden. Ihr werdet in dieser Hinsicht weder Söhne noch Schwiegersöhne zu beneiden haben.

An denselben.

Paris 2. October 1815.

Liebster Freund. Ihr werdet Euch wundern, daß ich Euch noch nicht von hier aus geschrieben habe, und das mit Recht. Aber wenn Ihr nur den hundertsten Teil der Ärgernisse und Mühsale, die ich in diesen Tagen gleich nach meiner Ankunft in Paris, zu dulden gehabt habe, kenntet, würdet Ihr diese Verzögerung ganz entschuldbar finden. Ich will mich nicht über die Geschichte meiner Sendung hierher verbreiten; ich sage Euch nur, daß ich sie zu einem guten Abschluß bringen konnte. Es wäre auch wirklich eine Schande gewesen, daß alle ihre Kunstwerke zurückerlangt hätten, und Rom allein leer ausgegangen wäre. Ich habe also von den verbündeten Mächten die Vollmacht erlangt, den größten und besten Teil unserer Meisterwerke der Malerei u Sculptur wiederzunehmen. Ich sage, den größten und besten Teil, weil ich gezwungen bin, verschiedene Werke, allerdings nach meiner Auswahl, hier zu lassen. Ich habe den Trost, Euch sagen zu können, daß wir unsere venetischen Gemälde wieder haben, und daß sie schon eingepackt sind zur Versendung nach Italien. Das berühmte Abendmahl Paolos bleibt hier. Ihr werdet erzählen hören, daß der Kaiser von Österreich meine Ansicht über diesen Punkt habe wissen wollen, um die Gründe, die man dafür aufführte, daß das Gemälde hier bleibe und gegen andere eingetauscht werde, darzuthun: Diese bestanden im Wesentlichen darin, daß man die Leinwand hätte in Stücke schneiden müssen, weil sie anders ohne sicheren Untergang nicht zu transportiren gewesen wäre. Ich habe an dieser Entscheidung weder Schuld noch überhaupt Anteil, weil sie getroffen worden ist noch bevor man mit mir davon gesprochen hatte. Die vier Pferde sind von dem Triumphbogen heruntergeholt worden u. werden nach Venedig zurückkehren. Der Kaiser sagte mir, daß er sie meinem Vorschlage gemäß aufstellen lassen werde; und ich antwortete ihm, daß sie sehr gut zur Seite der Thür des Dogenpalastes Platz finden könnten, zwei zu jeder Seite, gegenüber von San Giorgio. Diese Mitteilung mag Euch als Richtschnur dienen. Oh, warum kann ich nicht mit Euch sprechen oder wenigstens mich brieflich eingehender unterhalten? Aber das eine ist mir in diesem Augenblicke so unmöglich wie das andere. Ihr könnt Euch wol denken, mit wie vielen Ungelegenheiten ich überhäuft bin. Indessen erfreut Euch an der Tröstung, die für mich wie für Euch unaussprechlich ist, unsere Meisterwerke wieder in unserem geliebten Italien wiedersehen zu dürfen.

P. S. 8. October 1815. Beachtet wol, daß ich, als man mir sagte, der Kaiser Franz wolle meine Ansicht über den vorgeschlagenen Tausch des Abendmahls von Paolo hören, antwortete, ich werde nie das Interesse und die Ehre meines Vaterlandes verraten und nie einen solchen Tausch gebilligt haben. Es war gut für den, der ihn vorgeschlagen hat, daß ich zu spät kam, als nichts mehr zu ändern war. Ich sage Euch das, damit Ihr die Wahrheit wißt und sie andern sagen könnt, wenn man die Sache anders darstellen sollte.



Gottfried Schadow.

Die ersten Meisterwerke der Sculptur sind nun in meinen Händen, sogar in einer österreichischen Kaserne, und die besten Bilder, die ich wiedererlangen konnte, aus Rom und dem Kirchenstaat werden eingepackt; ohne daß ich ein genaues Verzeichnis von ihnen hätte, das nötig wäre und das ich jeden Augenblick aus Rom erwarte. Wenn irgend ein Gegenstand zurückgelassen wird oder verloren geht, ist es nicht meine Schuld, sondern die Schuld derer, die mich hierher geschickt haben ohne eine Hoffnung auf Erfolg und ohne ein einziges Document über das, was wiedergefordert werden sollte. Trotzalledem haben wir das Beste wieder an uns bringen können, und das alles nur mit Hilfe der preußischen, österreichischen und englischen Bajonette; denn diese drei Mächte beschützen uns besonders.

Karl Friedrich Schinkel,

Architekt und Maler,

geboren 13. März 1781 in Neuruppin, gestorben 9. Oktober 1841 in Berlin.

Schinkel ist der Begründer der neuklassischen Richtung in der Architektur, die in Berlin ausschließlich Geltung behielt, bis zu Ende der 80. Jahre die Herrschaft der Renaissance begann.

An den Geheimen Ober-Baurat David Gilly, Architekt, Lehrer Schinkels.

(Paris, Anfang December 1804).

Wieviel mir daran liegen muß, dem Gedächtnis Ew. Hochwohlgeboren niemals fremd zu werden, davon werde ich Sie zu überzeugen nicht nötig haben, wenn Sie in mir das Gefühl der Hochachtung und des Dankes, wozu ich seit so langer Zeit Ihnen auf immer verpflichtet worden bin, nicht erloschen glauben; ja ich schmeichle mir sogar, daß Ihnen von der Fortentwicklung eines Ihrer Schüler (wenn Sie mir das Glück dieses Namens erlauben) einige Worte zu hören, wenigstens nicht lästig sein werde. Das ist's, warum ich zum Schreiben einen Zeitpunkt gewählt, der für mich das weiteste Interesse bietet. Ich will versuchen letzteres in dem Blatte wiederzugeben, womit ich mich Ihrem Gedächtnis auf's neue vorführen möchte.



Franz Krüger, Bildnis Schinkels. Zeichnung.

Nachdem ich Italien von der nordöstlichen Spitze Istriens, von Venedig bis zum südlichsten und letzten Ufer Siciliens, und von dort wieder bis zum nordwestlichsten Punkte, Genova, durchstrichen habe, genieße ich jetzt die ganze Übersicht deßen, wohin meine Beobachtungen gerichtet waren, und erkenne bei der Vergleichung die Verschiedenheit und die Beziehung dieses Landes zum Vaterlande näher, woraus der Nutzen für die Folge meiner Arbeiten entspringen muß, den ich mir von der Unternehmung meiner Reise versprach. Sie erlauben mir wohl, Ihnen in der Reihe, in welcher ich die

merkwürdigsten Eindrücke empfing, meine Bemerkungen mitteilen zu dürfen, die Ihnen vielleicht eine Idee geben können, welcher Nutzen aus diesem Lande für's Vaterland zu ziehen ist.

Der Eintritt in Italien zeigte sogleich, vom Klima abgesehen, den Grund der Hauptverschiedenheiten seiner Architektur, nämlich seinen Mangel an Holz und seinen Überfluß an allen Steinarten, welcher häufig da Gewölbe baut, wo wir Balken legen, und eine andere Construction der Mauern und des Daches veranlaßt. Es ist sehr natürlich, daß eben deshalb die Italiener im Holzbau weit hinter uns stehen, weil sie weniger darauf zu achten haben und weniger damit umgehen. Dagegen haben sie in dem Bau aus Quadersteinen, welchen sie vorzüglich im Mittelalter vervollkommneten, jetzt aber mehr und mehr vernachlässigen, Werke, die wir mit Bewunderung betrachten müssen, obschon leider bei uns nur wenig Anwendung davon zu machen ist.

Von Triest umschiffte ich die Küsten Istriens bis zur letzten Spitze, dem seiner Altertümer wegen berühmten Pola. Auf dieser Reise sah ich den größten Teil der Städte, die an dem Gestade des Meeres Hafenplätze bilden, welche den ehemaligen Welthandel Venedigs unterstützten. Die Bauart dieser Städte kann ein Architekt nicht ohne Freude sehen; das herrliche Material verschiedener Marmorarten, die aus demselben Boden gebrochen werden, der die Städte trägt, gab auch den geringeren Gebäuden eine Dauer, die sie im Zustand ihrer ersten Gründung (vom elften zum fünfzehnten Jahrhundert) bis auf unsere Zeiten erhielt. Dadurch bekommt man die anschaulichsten Begriffe des damaligen Kunstbetriebs und bedauert zugleich, daß die Liebe zur Solidität und accuraten Ausführung durch Modesucht und Schein verdrängt worden ist. Nicht allein die vortreffliche Zusammenfügung der Grundsteine beim geringsten Wohnhause, deren Fuge oft schwer zu erkennen ist, sondern auch die ganze Anordnung des Details gab ihm die Dauer, welche kaum der sparsamsten Reparaturen je bedurfte. Man mied Alles, was dem Einfluß der Zeit und des Wetters vorzüglich ausgesetzt war. Die scharfen Ecken an Fenstern, Türen und sogar an den Enden des Gebäudes, in den Gesimsen etc. sind auf die verschiedenste und sinnreichste Art abgerundet, ohne dadurch dem Gebäude in Hinsicht des Ansehns die Bestimmtheit zu rauben. Man verband die sämtlichen Mauern des Gebäudes in dem unteren Stockwerke mit Gewölben von wohl erfundener Construction; in den oberen vermied man gewöhnlich, die Balkenlage in die Mauer zu legen, um durch das Faulen der Hölzer der Solidität der Mauer nicht zu schaden und zog eine andere Vorrichtung vor, die bei der Leichtigkeit ihrer Fußböden wohl vorteilhaft sein konnte. Es wurden nämlich da, wo die Decke der Etage liegen sollte, mehrere starke Consolsteine in die Zimmer hinausgestreckt, auf denen man dann rings umher Gewölbe legte, die den Boden halten, so daß jedes Zimmer seine abgesonderte Balken-

lage erhielt, die bei eintretender Schadhaftigkeit um so leichter auszubessern war. Ein gewöhnliches Zimmer hat nicht mehr, als drei Balken, über welchen lattenähnliche Hölzer in der Zwischenweite eines Fußes gestreckt sind, auf denen Fliesensteine oder Holztafeln mit Kalkfugen gedeckt wurden.

Ob die niedrigen Dächer aus einem gewißen Herkommen, oder der Holzersparung wegen, oder auch weil das Klima sie nicht anders verlangt, entstanden, ist mir nicht möglich, genau zu entscheiden. Obgleich diesen Gegenden der starke Schnee fehlt, der bei uns am meisten für das hohe Dach spricht, so haben sie doch manche Monate lang einen so heftigen Regen, daß wir uns in dieser Hinsicht kaum mit ihnen vergleichen können; ich finde aber, daß sie gegen denselben in der Art ihrer Dachdeckung bei weitem vorsichtiger zu Werke gehen als wir. In der Zeichnung sehen Sie ungefähr die gewöhnliche Art derselben. Die großen Spannwerke liegen bis achtundzwanzig Fuß auseinander; über denselben liegen die Hölzer, welche die Latten tragen, auf denen in Kalk Fliesen gelegt sind; über diesen werden dann wieder in Kalk die Ziegel gesetzt. Sehr eigen ist's, was ich aber mehr einer Art von Nachlässigkeit als der Unwissenheit zuschreibe, daß nämlich die gewöhnliche Verbindung von Balken, das Aufkämmen, Einsetzen der Sparren etc., nicht durch künstliche Einschnitte, wie bei uns, sondern durch die Kraft von eisernen Nägeln und Bändern geschieht. Das Äußere ihrer Häuser bedarf bei ihrer vortrefflichen Construction und dem schönen Material keines Überzugs, das Innere aber empfängt ihn wegen Nässe der Mauern, in heller Farbe von einem Muster vorzüglichen Kalks, der sehr leicht die Härte des Marmors und seine Politur annimmt und ein beneidenswertes Material ist. Die Treppen der Häuser sind fast ohne Ausnahme von Stein-Construction und häufig sehr künstlich.

Die Bauart dieses Landes gewährt, wie Sie aus dem flüchtigen Überblick ersehen, den Vorteil mehrerer Feuersicherheit; eine große Feuersbrunst ist ein fast in ganz Italien jetzt nicht gekanntes Unglück.

Durch diese Reise einigermaßen vorbereitet, kam ich nach Venedig. Die Architektur dieser Stadt erweckt Erstaunen. Man sieht hier, was der größte Überfluß an Geld unter Leitung sinnreicher Köpfe hervorbringen konnte. Zu diesem Eindruck kommt noch der des Altertums, welches fast bei jedem Gebäude dieser Stadt das Interesse vermehrt. Allein der Stil dieser Architektur fällt ganz außerhalb der Sphäre unseres Wirkungskreises. Die Kirchen und Paläste, deren Facaden vom künstlichen Getäfel vieler Marmorarten glänzen, und deren große Vestibüle und Säle durch eine Reihe zierlicher, auf kühnen Säulchen ruhenden Arkadenstellungen erleuchtet werden, die an Friesen und Cornichen das feinste Schnitzwerk in hartem Stein enthalten, und deren innere Gewölbe mit großen Frescogemälden und oft mit musivischen Arbeiten

prangen, sind weit mehr gemacht, unsere Theaterscenen zu dekorieren, als in unseren Bauwerken ihre Anwendung zu finden, da uns die Natur die dazu nötigen Mittel nicht verlieh. Doch läßt sich für die schöne Architektur mancher Nutzen aus diesem Stil ziehen, den man gewöhnlich den saracenischen nennt, weil er durch die Vermischung morgenländischer und antiker Architektur in der Zeit der Völkerwanderung entstand. Man findet in der Anordnung dieser Gebäude eine außerordentliche Vorsicht, jedem Detail zugleich neben seiner Schönheit eine gewisse Zweckmäßigkeit und Unschädlichkeit den übrigen gegenüber zu verleihen, die auch bei uns gar wohl ihre Anwendung finden könnte.



Karl Friedrich Schinkel.

Man baut in Rom vorzüglich mit Mauerstein und mit Travertin. Die Mauersteine sind von guter Qualität, doch sehr teuer; die Puzzolanerde aber ist für den Bauenden das Kostbarste. Man bringt sie auf Eseln in kleinen Säcken zur Stadt, eine Transportart, die durch die Umstände erfordert wird. Die Puzzolangruben sind nämlich so schmale und lange, in die Gebirge hineingearbeitete Höhlen, daß ein Wagen nicht hineingehen kann, sondern daß die Esel sich mit den Säcken unaufhörlich durchwinden müssen. Die Einrichtung, diese Höhlen so schmal anzulegen, ist von Alters her Gebrauch, und dieser hat hier noch immer großen Wert, sei's auch ein schlechter. Wie kostbar, beschwerlich und langweilig also die Herbeischaffung dieses Materials sein muß, können Sie leicht denken. Da man nun also einmal um ganz Rom zu dieser Arbeit Esel oder Maulesel hält, so verrichten diese auch die Herbeischaffung der Mauerziegeln, des Kalks und anderer Materialien, ohne Wagen, auf eine ebenso kostbare und langweilige Manier. Bei dem Aufwande vieler Menschen arbeitet man offenbar in Rom doch langsam und überaus teuer.

Der größte Teil der Denkmäler alter Baukunst bietet nichts Neues für einen Architekten, weil man von Jugend auf mit ihnen bekannt wird. Allein der Anblick dieser Werke in der Natur hat etwas überraschendes, was nicht sowohl von ihrer Größe, als von der malerischen Zusammenstellung herkommt. Die Größe dieser Werke fällt nicht auf, weil wir Werke gotischer und neuerer Baukunst haben, die in dieser Rücksicht mehr Wirkung tun; überdies steht der größte Teil der Ruinen Roms sehr nahe beieinander, ist mit einer Menge von Gebäuden umringt und erlaubt, die Aussicht vom Capitol auf's Forum abgerechnet, keine vorzügliche Übersicht. Es ist ein Vergnügen zu sehen, wie viel auch die Alten auf die Vervollkommnung des Bau's mit Mauerziegeln verwendet haben. Der größte Teil ihrer Gebäude, die Portiken und großen Arkaden der Amphitheater und einige andere Teile abgerechnet, bestand aus dem Bau mit Mauerziegeln. Das Innere der Mauern errichteten sie mit einem außerordentlichen Aufwand von Kalk unregelmäßig; indem sie das Äußere im accuratesten Stil aufführten, füllten sie mit Steinstücken, gemischt mit Kalk, das Innere. Aber sie führten ungeheure Werke in diesem Bau aus, wovon die großen überwölbten Corridore in den Thermen zeugen, die oft mit einem Tonnengewölbe im Halbkreis von siebzig bis hundert Fuß Breite gewölbt waren. Von eben der Art sieht man Nischen in diesen Werken, deren Kappe nicht einmal aus regelmäßiger Construction besteht, sondern aus der reinen Masse des Kalks und Mauerziegelstücken, die über ein untergespanntes Brettgestell, welches genau die Form der Nischenkappe hat, hingegossen und getrocknet, ein festes Stück bildeten; indes ist dies nicht leicht ohne jene Puzzolane zu wagen.

Je weiter nach Süden man geht, je mehr weicht die Architektur von der unsern ab. In Neapel und Sicilien kennt man die Ziegeldächer fast gar nicht. Man wölbt das ganze Haus oben flach zu und gießt einen sehr festen Guß aus Puzzolane und Gyps darüber. Auch in Rücksicht der Distribution ist die Architektur dieser Länder weiter von der unsrigen entfernt. Das, was wir gewöhnlich bei Wohnhäusern Platzverschwendung nennen, tritt immer stärker auf, je südlicher die Länder sind. Offene Hallen, von Pfeilern und Arkaden getragen, und weite Corridore, die auf allen Seiten zu breiten Altanen oder Weinlauben führen, nehmen den größten Teil eines Hauses ein. Bei der geringen Zeit, die man dort in den Zimmern zubringt, dienen diese Räume zum Verkehr und zur Arbeit in der Schwüle, da sich in ihnen die durchstreichende Luft abkühlt.

Bei einer Rückreise über Neapel, Rom, Florenz, Livorno, Genova, Mailand und Turin nach Frankreich hatte ich Gelegenheit, die vorzüglichsten Theater dieser Städte schnell hinter einander zu sehen und zu vergleichen. Und es ist gewiß keins, an dem man nicht etwas aussetzen könnte. Das wegen seiner Größe berühmte San

Carlo-Theater in Neapel tadle ich, außer wegen einer Menge anderer Mängel, eben seiner Größe wegen; man sollte, meiner Meinung nach, nie so große Theater bauen. Auch wenn die Theorie des Schalles hinlänglich auf's Reine gebracht wäre, was bis jetzt noch nicht geschehen ist, halte ich's für unmöglich, einen solchen Raum durch eine bloße Form für die vollkommen gute Aufführung einer Musik geschickt zu machen. Ich weiß wenigstens von solchen Theatern, daß auf einem von der Scene entfernten Platz von der Musik unendlich viel verloren geht, und die Sprache selbst im Recitativ gänzlich unverständlich wird. Die Construction des Theaters selbst, welches durch seine unbegreiflich nachlässige Zimmerarbeit merkwürdig wird und jetzt große Reparaturen veranlaßt, weil man befürchtete, daß der Plafond einstürzen würde, ist gleicher Weise schlecht in seiner Einrichtung der Scene, die nicht nur unbequem, sondern für die Spielenden durch die nachlässige Behandlung der Maschinerie fast gefährlich wird. So sind die Contrepoids, deren es eine große Menge gibt, (welche bei uns von Eisen gegoßen, in Kanälen an der Mauer herabfallen) offene Holzkasten, mit Steinen angefüllt, die über den Köpfen der hinter den Coulissen sich verbergenden Schauspieler schweben, und aus denen, bei zu schnellem Herabziehen häufig Steine fallen, oder die bei ihrer losen Arbeit oft auseinanderlassen und, ihre ganze Steinmasse hinabschüttend, eine Menge Menschen beschädigen, oder gar wohl töten können. In dem großen Theater von Mailand, der Scala, bemerkte ich hinten im Parterre, der Scene gegenüber, denselben Verstärkungshall, der in unserem neuen Berliner Theater wahrzunehmen ist. Aber es sei genug, Herr Geheimer Rat; ich darf Sie Ihrer Zeit nicht weiter berauben. So flüchtig auch die Bemerkungen sind, die ich in Hinsicht meiner Bestimmung über die genossenen Eindrücke machte, so haben sie doch mehr Raum erfordert, als ich mir vorgesetzt hatte, um mich, ohne lästig zu werden, Ihrem Gedächtnis wieder vorzuführen. Ich schließe daher nun mit der Bitte, mir Ihre Gewogenheit zu schenken, und mit der Versicherung, daß niemand dadurch mehr verpflichtet werden kann, als Herr Geheimer Rat,

Ihr gehorsamer Schinkel.

Das Prinzip der Kunst in der Architektur.

1) Verschiedene Materien zu einem, einem bestimmten Zweck entsprechenden, Ganzen verbinden, heißt bauen.
2) Diese Erklärung, umfaßt sie das Bauen geistiger oder körperlicher Art, so zeigt sie deutlich, daß Zweckmäßigkeit das Grundprinzip alles Bauens sei.
3) Das körperliche Gebäude, welches jedesmal ein geistiges voraussetzt, ist hier der Gegenstand meiner Betrachtung.

4) Die Zweckmäßigkeit eines jeden Gebäudes läßt sich unter drei Hauptgesichtspunkten betrachten; diese sind:

A. Zweckmäßigkeit der Raumverteilung, oder des Plans;

B. Zweckmäßigkeit der Construction, oder der dem Plan angemessenen Verbindung der Materien;

C. Zweckmäßigkeit des Schmuckes oder der Verzierung;

5) Diese drei Punkte bestimmen die Form, das Verhältnis, den Charakter des Gebäudes.

6) Die Zweckmäßigkeit der Raumverteilung oder des Plans enthält folgende drei Haupteigenschaften:

a. Höchste Ersparung des Raums;

b. Höchste Ordnung in der Verteilung;

c. Höchste Bequemlichkeit im Raume.

7) Die Zweckmäßigkeit der Construction enthält folgende drei Haupteigenschaften:

a. Bestes Material;

b. Beste Bearbeitung und Fügung des Materials;

c. Sichtbarste Andeutung des besten Materials, der besten Bearbeitung und Fügung des Materials.

8) Die Zweckmäßigkeit des Schmuckes oder der Verzierung enthält folgende drei Haupteigenschaften:

a. beste Wahl des Ortes der Verzierung;

b. beste Wahl der Verzierung;

c. beste Bearbeitung der Verzierung.

An Sulpiz Boisserée.*)

Köln, 3. September 1816.

Hier in Köln fand sich viel Arbeit. Für den Dom vor allem andern trug ich Sorge und es werden die Anstalten auf's schleunigste gemacht, wobei ich die Tätigkeit des Grafen Solms nicht genug rühmen kann. Die Zerstörungen an diesem herrlichen Denkmal haben mich erschreckt und es ist an allen Orten die schleunigste Hilfe notwendig; ich habe mein möglichstes getan, hier alles dafür zu interessieren und werde es in Berlin ebenfalls tun. Da ich besonders auch deduziert habe, daß eine ganz gründliche Herstellung ohne einen Fortbau, sei er auch noch so langsam, gar nicht möglich wäre, so wird man sehr bald für Ihr gütiges Mitwirken in diesem wichtigen Gegenstande Bitten ergehen lassen, indem niemand anders so in das Innerste dieses Kunst-

*) Berühmter Sammler.

werks eingedrungen ist. Die nächsten Arbeiten sind die Herstellung des ganz verdorbenen Daches und die gänzliche Änderung der Entwässerung des Gebäudes.

Ersteres geht leichter, das letztere zog meine ganze Aufmerksamkeit auf sich und ich habe Gelegenheit gehabt, bei dem vielen Regen die Ursachen der Zerstörung recht gründlich zu studieren. Das sehr sinnreiche und künstliche System der Abflußkanäle über die Bogen der Strebepfeiler weg und dann senkrecht hinab auf die Dächer der Seitenschiffe, unter diesen in steinernen Kanälen, welche an den Pfeilern festgearbeitet sind, bis zu den Abflüssen gegen den Platz hin, ist darauf berechnet, daß jährlich ein Erhaltungsfond von mehreren tausend Thalern verwendet werden sollte. Seit Jahrhunderten fehlen hiezu die Mittel und die Zerstörung hat überhand genommen. Alle Fugen der Strebebogen rings um den Chor sind ausgewaschen und das Wasser läuft wie durch ein Sieb überall hindurch, das wenige, welches den Weg des Kanals noch findet, stürzt aber in der Ecke jedes Pfeilers wie ein zerstäubter Regen hinab und wäscht nicht allein die Pfeiler und unteren Strebebogen aus, sondern verbreitet in den Winkeln der unteren Dächer eine solche allgemeine nicht zu tilgende Feuchtigkeit, daß alles Gestein selbst das Metall der Rinnen und der Schiefer auf den Dächern, mit dickem Moos überzogen ist, wodurch das Faulen und Zernagen aller Teile mächtig fortschreitet. Die Dächer über den Seitenschiffen sind vollends auf's unzweckmäßigste angelegt, diese Unendlichkeit von Kehlen und Thälern müssen im Winter gar nicht mehr zu behandeln sein, selbst das Reinigen vom Schnee und das Aufeisen der Rinnen und Kanäle, welches häufig mit glühendem Eisen geschieht, verdirbt soviel als es nur nützen kann und der unübersehbare Diebstahl an den Bleirinnen in den tausend Winkeln, ist das verderblichste. Daher dringt das Wasser auch an der hohen Chorwand ins Innere der Kirche und träufelt durch alle Gewölbe. Eine Vereinfachung dieses ganzen Gegenstandes ist das notwendigste, was sogleich in Ausführung kommen muß.

Schinkel's Gutachten über die Erhaltung der Statuen auf dem Königlichen Schlosse zu Berlin.

An den Geheimen Kabinetsrat Albrecht gerichtet,

d. d. Berlin, den 13. Mai 1817.

Die starken Gründe, welche für Erhaltung der Statuen auf dem Schlosse sprechen, sind folgende:

1 Das Schloß wird allgemein angesehen als ein Denkmal der Gründer des Königlichen Hauses, welches in seiner Würde und Pracht diesem Charakter vollkommen entspricht und den ersten Gebäuden Europens in jeder Hinsicht gleichgestellt werden kann. Als ein solches Denkmal ist es unantastbar, und es wird Pflicht eines Königs-

staates, es wenigstens in seinem dermaligen Zustande der Nachwelt zu überliefern, — wenigstens! — denn eine höhere und schönere Pflicht ist es, dasselbe ganz zu vollenden, nach den vorhandenen Verhältnissen mit dem noch fehlenden Schmuck zu zieren und so auf die Nachwelt zu bringen.

Seine Majestät haben aus einem gleichen Grunde früher einmal zu befehlen geruht, die großen Prachttreppen am neuen Schlosse in Potsdam herzustellen, weil dies Gebäude auch als ein Monument Friedrich's des Großen auf den siebenjährigen Krieg angesehen wird.

2. In architektonischer Hinsicht muß unsere Zeit demütig das Talent unseres großen Künstlers und Landsmannes Schlüter anerkennen und gutheißen, was ein solcher Meister geordnet. Mit einem tiefen Sinn hat er die gedachten Statuen als eine edle Krönung des Palastes, als einen schönen Schmuck und als Verhältnispunkte für die Höhe und Ausdehnung des großen Gebäudes angebracht, und es wäre höchst wünschenswert, auch auf dem fortgesetzten, von ihm nicht ausgeführten Teile des Schlosses gegen die Schloßfreiheit zu, diesen Schmuck künftig einmal auszuführen, indem dieser Teil im Vergleich mit dem Schlüter'schen, vorzüglich durch diesen Mangel, immer etwas nüchternes und kahles hatte.

3. Von eigentlich klassischen Gebäuden, die in ihrer ganzen Idee etwas wirklich eigentümliches und vorzüglich großartiges haben, besitzt Berlin nur zwei: das Königliche Schloß und das Zeughaus. Den Kunstwert beider verdanken wir Schlüter; sie stehen zugleich als Monumente der Kunst da und werden immer wichtiger, je weniger die Zeit im Stande sein wird, sich auf so große und vollkommene neue Werke einzulassen, und zugleich wird von dieser Seite die Pflicht um so dringender, die geerbten Schätze in ihrer ganzen Herrlichkeit zu erhalten, selbst in den ungünstigsten Zeiten sind die hierauf zu verwendenden Mittel nie als eine überflüssige Verschwendung anzusehen, weil der zwar nur indirekte Nutzen, welcher daraus erwächst, zu allgemein und groß ist.

4. Welch einen widrigen Eindruck würde es im Lande und im Auslande machen, wenn nach so glänzenden Ereignissen in der Geschichte das Königliche Schloß in Berlin eines Hauptschmuckes beraubt würde aus einem ökonomischen Grunde. Mit demselben Recht würde man in einem ähnlichen Falle der Baufälligkeit auch dem Zeughause seine herrliche Trophäenkrönung rauben können, und so fort, bis die Stadt ganz kahl geworden wäre. Das Nützliche und Notdürftige, so gut es an sich ist, wird widrig, wenn es ohne Anstand und Würde auftritt, und zu diesen hilft ihm bloß die Schönheit, welche eben deshalb ebenso wesentlich wird und immer gleichzeitig mit jenem Berücksichtigung verdient.

5. Alle Monumente des Altertums und späterer Zeit bedurften der Reparaturen, und am glücklichsten ging es mit denen, welche gleich bei ihrer Gründung ein Ver-

mächtnis für diesen Zweck erhielten, aus dessen jährlichem Betrage die Erhaltung, zuvörderst bei vielen die Vollendung des noch Unfertigen, besorgt werden konnte. So gering diese Vermächtnisse oft waren, so entstand doch mit der Zeit etwas Großes. Auch in dem vorliegenden Falle schiene es zweckmäßig, durch eine mäßige Summe jährlicher Verwendung dem Königlichen Schlosse leicht die letzte Vollendung zu geben. Zunächst die zwölftausendeinhundertsechszig Taler für achtzehn Statuen betreffend, so kann nach meinem Dafürhalten durch die dazu fähigen Künstler in Berlin jährlich nicht mehr beschafft werden, als vier Statuen. Diese würden also jährlich noch nicht einmal die Summe von dreitausend Talern erfordern, welche unter so manchen anderen Luxusausgaben keinen Gegenstand des Hindernisses abgeben können. Die noch der Ausbesserung fähigen vier Statuen auf dem ganzen Schlosse zu verteilen, würde nicht anzuraten sein, indem dies ein höchst dürftiges Ansehen geben würde. Es ist am Zweckmäßigsten, diese vier Statuen als Krönung eines der Portale, von welchem jedes vier bedarf, gleich in diesem Jahre zusammenzustellen, als ein erster Anfang zu der fortgesetzten Ausfüllung der jetzt leer gewordenen Plätze*).

Schinkel.

Über den Bau des Neuen Schauspielhauses in Berlin. 1818—1821.

A. Schinkel's Schreiben an den General-Intendanten der Königlichen Schauspiele, Grafen Brühl,

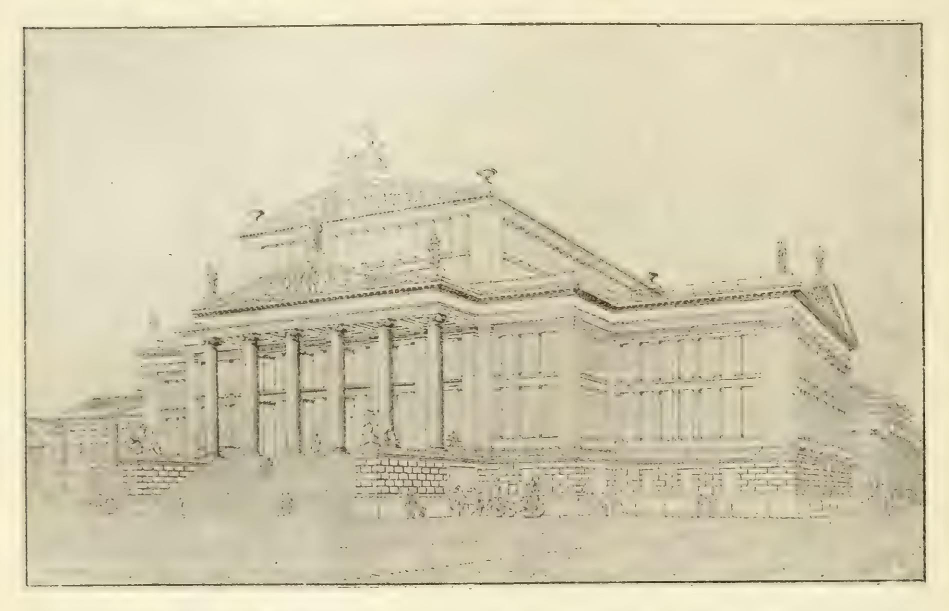
d. d. Berlin, Donnerstag den 15. Januar 1818.

Ew. Hochgeboren haben durch die mir am Dienstag gemachte gütige Mitteilung Ihrer Gedanken über den Wiederaufbau des hiesigen Theaters, und durch das Vertrauen, welches Sie mir schenken, indem Sie mich auffordern, den Plan weiter zu bearbeiten, mich zur größten Dankbarkeit verpflichtet; umsomehr aber möchte ich mich auch des Vertrauens würdig erweisen und zugleich dahin wirken, daß den Wünschen Sr. Majestät des Königs vollkommen Genüge geleistet werde. Aus diesem Grunde halte ich es für Pflicht, Ew. Hochgeboren zuvörderst folgende Bemerkungen über den Gegenstand mitzuteilen, um deren Berücksichtigung ich ergebenst und dringend bitten muß:

---

*) Trotz Schinkels Befürwortung geschah damals für die Erhaltung der Statuen nichts, und erst viel später unter der Regierung Friedrich Wilhelm IV. erhielt der Ober-Hof-Baurat Albert Schadow den Auftrag, neue Statuen für die vier Hauptportale des Königl. Schlosses anfertigen zu lassen. Von den alten Statuen sind einige in der alten Münze und im Schlosse noch vorhanden. Schinkel hat überhaupt am Königl. Schlosse nur die innere Ausstattung der kronprinzlichen Wohnung und der Wohnung des Prinzen Wilhelm in den Jahren 1826 und 1828—1829 bewerkstelligt. Sein Plan zur Kuppel der Schloßkapelle ist nicht ausgeführt worden.

Ew. Hochgeboren, als einem vollkommenen Kenner, darf ich nicht erst die Wichtigkeit und den architektonischen Umfang der Aufgabe für den Bau eines Theaters in der Hauptstadt des preußischen Reiches auseinandersetzen, und wenn uns nicht der Gedanke allein schon ein Sporn wäre, ein so großes und kostbares Werk um seiner selbst willen zu einem überall vollendetem, außen und innen vollkommen zusammenstimmenden schönen Kunstwerk zu erheben, so müßte doch diese Gattung öffentlicher Gebäude, woran sich die Kritik des Inländers, ebenso wie die des Ausländers, vor allen anderen zu heften pflegt, eine vorzügliche Beachtung von uns fordern.



Friedrich Schinkel, Schauspielhaus, perspektivische Ansicht.

Eine oberflächliche Bearbeitung des Plans für ein so bedeutendes Werk, worüber die allerhöchste Genehmigung etwa in Eile eingeholt werden könnte, wie solches bei anderen minder wichtigen Gegenständen in der neueren Zeit nicht ohne Nachteil geschehen ist, würde aber im gegenwärtigen Falle jeden, der bei der Ausführung mitzuwirken hätte, in's Unglück bringen und das Werk selbst ganz verderben können.

Leider wähnt man jetzt oft, mit ein paar guten Bemerkungen über einzelne hie und da erprobte Einrichtungen und mit ein paar Linien, die nach guten Principien gezogen sein mögen, ein Werk dieser Art erschöpfend angegeben zu haben, da so etwas doch kaum der entfernteste Schatten von einem gerundeten und alles umfassenden Gedanken zu demselben genannt werden darf.

Ew. Hochgeboren muß ich um Vergebung bitten, wenn mich die Wichtigkeit einer recht vollständigen Bearbeitung des Projekts vor irgend einem Anfang am Bau selbst zu vielen Worten veranlaßt hat.

Eine so vollständige Bearbeitung des Plans erfordert aber Zeit und große Mühen aller Art, und es könnte sich wohl zutragen, daß bei unserm beiderseitigen besten Willen für die Sache, die Arbeit so ausfiele, daß Allerhöchsten Orts wegen einzelner Anstöße mittelst eines Bleistiftstrichs das Resultat vieler angestrengt durchwachter Nächte vernichtet würde, und nun von neuem Zeit und Mühe aufgewendet werden müßten, woraus die Förderung des Werkes nicht erwachsen kann.

Vor der ausführlichen Bearbeitung dieses Gegenstandes halte ich daher einen Schritt, den wir tun müssen, für unerläßlich, durch den indes nach obigen Bemerkungen keineswegs eine Verzögerung, vielmehr eine sichere Beschleunigung bewirkt werden wird, die auch schon vorzüglich begünstigt wird durch die schönen Vorarbeiten Ew. Hochgeboren sowohl, als durch meine seit Monaten, Tag und Nacht dem Gegenstande gewidmeten Arbeiten, deren Resultate mit denen Ew. Hochgeboren im Wesentlichen sonst überall schon jetzt zusammentreffen.

Dieser Schritt wäre folgender:

Se. Majestät den König zu ersuchen, daß er über eine Reihe von Bestimmungen die feste Entscheidung schriftlich zu geben geruhe, welche Bestimmungen so gestellt und so vollständig ausgemittelt werden müssen, daß die danach behandelte Bearbeitung durchaus keiner wesentlichen Abänderung mehr unterworfen sein kann, sondern gleich die vollständige Genehmigung erhält.

Diese Bestimmungen würden etwa folgende sein.

1. Ob das Theater als Gebäude wirklich eine Zierde der Stadt werden solle, in welchem Falle, ohne luxuriös zu bauen, doch an dem stehenden Mauerwerk mancherlei Veränderungen stattfinden werden, wenn auch größtenteils die alten Umfassungswände genutzt werden möchten. Hierbei ist zu bemerken, daß die Schönheit eines Gebäudes nicht in dem vorgebrachten Schmuck zunächst besteht, sondern vorzüglich aus der Wahl der Verhältnisse erwächst, welche aber ihren ersten Grund in der Verteilung und Anordnung des Plans haben; aus dem die Verhältnisse der Profile und Facaden erst bestimmt werden können. Der Plan muß daher schon ein regelmäßiges, ästhetisch geordnetes Ganze sein; unerläßlich aber ist es auch, daß der Charakter des Gebäudes sich von außen vollkommen ausspreche, und das Theater durchaus nur für ein Theater gehalten werden kann.

Auch ist zu bemerken, daß mit dem flachen Dache allein die Schönheit nicht an dem Gebäude erreicht wird, wie man hier häufig wohl zu glauben geneigt ist und darin

den Hauptfehler des alten Gebäudes suchte, der doch vielmehr in der Anordnung seiner Mauern und des Plans überhaupt lag. Soviel zur Verteidigung mancher wesentlichen Veränderung an dem bestehenden Mauerwerke.

2. Ob das Theater circa eintausendundachthundert Menschen fassen solle, welches wohl notwendig wäre, wenn das Theater bestehen soll. Hierbei muß es dem Architekten überlassen bleiben, ob eine Gallerie oder Balkon vor den Logen oder nicht, oder irgend anderswo angebracht werden solle. Bestimmt muß hierbei nur sein, die Anzahl der Menschen, das gute Sehen und Hören und die schönste Form des auf diese Bedingung hin eingerichteten Raumes.

3. Ob in dem Theater nur kleine Stücke gegeben werden sollen, oder ob, bei der so höchst mangelhaften und gefährlichen Maschinerie des Opernhauses im neuen Theater auch größere und sogenannte Spektakelstücke aufgeführt werden sollen. Im letzten Fall könnte durch eine einfache und schöne Vorrichtung eine Erweiterung des Prosceniums über die in gewöhnlichen Stücken erforderliche Weite von circa sechsunddreißig Fuß hinaus stattfinden.

4. Ob Concertsaal und Festlokal durchaus in dem Gebäude verlangt werden, welches sich sehr wohl einrichten ließe.

5. Ob bei der Königlichen Seitenloge der eigene Zugang, die Treppe, das Teezimmer etc., ausdrücklich verlangt werden.

6. Ob es nicht notwendig wäre, auf möglichst feuerfesten Bau und Sicherung des Publikums bei eintretender Gefahr zu sehen, da wir das Schicksal der großen Theater von London, Paris und so vieler italienischer Städte endlich auch selbst erlitten haben.

Nachdem nun Se. Majestät diese Bestimmungen festzustellen geruht hätten, würde ein vollständiger Auftrag an mich zur Bearbeitung des Projekts in allen seinen Details mit der Zusicherung an mich auszuwirken sein, daß mir die obere Leitung der Ausführung des Baues in Hinsicht auf die strengste Beobachtung aller Formen des von mir entworfenen Planes übertragen werden solle. Mit dem Geldcalcul und überhaupt dem Rechnungswesen würde ich indes, meiner vielen anderen Geschäfte wegen, in jedem Falle verschont werden müssen. Die Bedingung: die Ausführung nach meinem Plan im obigen Sinne und mit Freiheit in Rücksicht auf die anzustellenden speziell ausführenden Baumeister und Bauhandwerker, sowie auch die Bestimmung des paßlichen Materials etc. selbst zu leiten, bin ich mir durchaus schuldig, da ich leider nur zu oft erfahren habe, wie durch Mißverstehen, oder, was noch weit schlimmer ist, durch Vermischung meiner Ideen mit anderen, jahrelange Arbeiten und die schönsten Hoffnungen zertrümmert wurden, und ich viele solcher Jahre nicht mehr ungenutzt zu verlieren habe.

Noch bemerke ich, daß bei dem Auftrage an mich zugleich bewilligt werden müßte, zur Beschleunigung der Arbeit und zur Unterstützung für mich, da ich meine anderen Berufsgeschäfte nicht aufgeben darf, junge Baumeister als Zeichner anstellen zu dürfen, welche aus einem anzudeutenden Fonds den üblichen (für die jetzigen Zeiten zwar, wo der Handwerksmann dasselbe und mehr bekommt, sehr geringen) Diätensatz von einem Taler zwölf Groschen täglich erhielten.

Ew. Hochgeboren lege ich die Erfüllung meiner hier aufgestellten Wünsche in die Hand, welche, wie Ew. Hochgeboren sie gewiß mit Billigkeit beurteilen werden, nur zum Vorteil der Sache gereichen können, sowie, was die letzten Bemerken betrifft, es mir meine Ehre nicht erlaubt, anders zu handeln. Auf diesem Wege aber hoffe ich, daß wir zusammen etwas Schönes und Großes zu Stande bringen werden, woran wir uns selbst, sowie die Mit- und Nachwelt sich erfreuen werden.

Hochachtungsvoll verharre etc.

Schinkel.

B. Schinkel's Bericht an den König,

d. d. Berlin, im Sommer 1818.

Ew. Königlichen Majestät überreiche ich hierbei untertänigst den mir durch die Allergnädigste Kabinetsordre vom 2. April 1818 befohlenen Entwurf für den Wiederaufbau des Schauspielhauses in fünf Blättern:

1. die perspektivische Ansicht des Äußern, vom Platz aus gesehen;
2. die perspektivische Ansicht des inneren Theatersaals, von der Bühne aus gesehen;
3. den Grundriß des untersten Geschosses;
4. den Grundriß des mittleren Geschosses;
5. mehrere Details von geometrischen Facaden und Profilen.

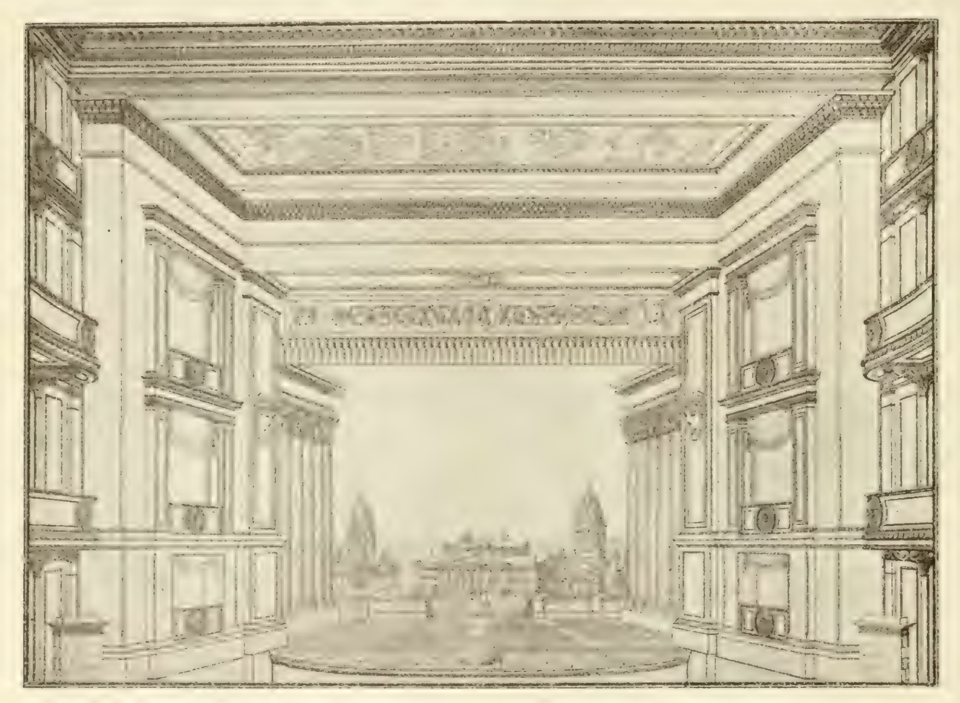
Wenngleich zur Vollständigkeit des Entwurfs noch mehrere Details fehlen, so war bei der anbefohlenen Beschleunigung nur möglich, soviel in's Reine zu bringen, woraus die Anlage sich aber schon vollständig wird beurteilen lassen*).

Der Gedanke, welchen Ew. Königliche Majestät für die Bestimmung des neuen Hauses in der Allergnädigsten Kabinetsordre auszusprechen geruhten: daß dasselbe nur für das Lustspiel, die Operette und das kleine Schauspiel dienen solle, wo kein großer Aufwand von Dekorationen gefordert wird, und wo eine zu große Bühne der Darstellung nachteilig ist, weshalb es diesen Bestimmungen gemäß sowohl in Hin-

*) Schinkels Zeichnungen zum Schauspielhause verwahrt das Schinkelmuseum.

sicht der Bühne als des Zuschauerraums die angemessene Größe erhalten solle, — ist, bei Benutzung der alten Mauern, einer in jeder Hinsicht vorteilhafteren Anordnung, als die ehemalige war, höchst günstig, und es wird mir umso leichter einen Entwurf zustande zu bringen, von welchem ich hoffen darf, daß er in dieser Hinsicht den Allerhöchsten Absichten Ew. Majestät nahe kommen könnte.

Auf folgende Punkte richte ich besonders meine Aufmerksamkeit, welche ich unten näher erörtern zu dürfen alleruntertänigst bitte:



F. Schinkel, Inneres des Schauspielhauses mit Perspektive des Gendarmenmarktes.

1. auf die Zweckmäßigkeit des Innern in Betreff des guten Hörens, Sehens, des Theaterdienstes, der bequemen Aus- und Eingänge etc.;
2. auf die Schönheit des Innern und Äußern;
3. auf die Feuersicherheit, wozu die überall so häufigen Unglücksfälle bei dieser Gattung von Gebäuden uns vorzüglich auffordern;
4. auf die möglichste Sparsamkeit bei diesen Anordnungen.

Den ersten Punkt, die innere Zweckmäßigkeit, erlangte ich dadurch, daß das Gebäude seiner natürlichen Bestimmung gemäß, in drei Hauptteile geteilt wurde:

in der Mitte das Theater als das Wesentlichste; an einer Seite den Concertsaal mit den dazu gehörigen Lokalen; an der anderen die Garderoben, Direktionszimmer, Zimmer zum Ankleiden der Schauspieler, Statisten, Versammlungszimmer, Probezimmer etc.

Die zweckmäßig getrennten Eingänge gehen aus dieser Einteilung unmittelbar hervor; zum Schauspiel sind solche für Fußgänger und Wagen geschieden, und letztere können bequem in einem ganz geschützten Raum zum Aussteigen unterfahren. Ein besonderer Eingang von der Seite des Concertsaales führt unmittelbar in das Teezimmer vor der Seitenloge Ew. Königlichen Majestät, und aus demselben Zimmer geht eine eigene Treppe in die Königliche Loge des Concertsaales, damit bei vorkommender Gelegenheit beides, Schauspiel und Concert, auf das Bequemste genossen werden kann.

Wenngleich der Raum der Bühne um eintausendunddreihundert Quadratfuß kleiner als im vorigen Zustande wird, so bleibt er dennoch ganz vollkommen hinreichend für die bequemste Aufführung der von Ew. Königlichen Majestät beabsichtigten Stücke. Die jetzt bei allen neuen Theatern eingeführte Einrichtung, daß die Dekorationen gerade hinaufgezogen werden, ist wegen ihrer großen Vorteile auch hier angewendet worden. Es wird dadurch nicht allein die Conservation der Malerei außerordentlich befördert, sondern alle störenden Fehler bei Verwandlungen werden vermieden; bei der Theater-Arbeit werden große Ersparungen gemacht, indem vier mal soviel Dekorationen hängen können, als bei der alten Einrichtung, und folglich das häufige und kostspielige Einrichten der Scene wegfällt, auch nur die Hälfte des sehr kostbaren Tauwerks erforderlich ist.

Der Saal für die Zuschauer ist so angelegt, daß die Logen fast alle das Theater gerade vor sich haben, und der schlechteste Platz den vorderen Teil des Theaters ganz und von dem letzten Hintergrund mehr als die Hälfte übersehen kann.

Vor den Logen ist nach Art vieler französischer Theater eine Gallerie angebracht, welche sehr angenehme Plätze abgibt, und für Personen, welche einzeln den ersten oder zweiten Rang besuchen wollen, höchst bequem ist. Die Logen dahinter können dann zum Teil ganz abgeschlossen werden, so daß sie abgesonderte Zimmerchen mit der Aussicht auf das Theater bilden.

Die Brüstungen der Gallerie und Logen laufen im Halbkreis, welcher dem Sehen und Hören höchst vorteilhaft ist und zugleich eine schöne Einteilung der Plafondverzierung zuläßt.

Die Unterstützung der Logen geschieht durch feine eiserne Säulchen, die im Sehen nicht hindern, wie solches in mehreren englischen Theatern angewendet worden ist.

Für die große königliche Loge im Fond ist ebenfalls ein besonderer Aufgang durch das Concert — und Balllokal, und hinter der Loge ist auch ein Zimmerchen angebracht.

Der Concertsaal ist mit einer Gallerie und einer Tribüne versehen, welche gleich angenehm für Concerte und Bälle zu benutzen sind. Neben demselben sind unten zwei Säle und in der Gallerie-Etage gleichfalls, wovon die Tribüne den einen ausmacht; eine schöne, breite und gut erleuchtete Treppe führt aus der Mitte des Saals in die oberen Lokale, so daß im Fall eines Balles die Gesellschaft sich bequem oben und unten verteilen kann. Außerdem sind noch zwei andere Treppen zur Bequemlichkeit dieses Lokals angebracht, mittels welcher man zugleich auf die Gallerie und zu den oberen Sälen gelangen kann.



F. Schinkel, Inneres des Konzertsaales.

Ein Malsaal für Dekorationen ist über dem Zuschauerraum angelegt. Die Magazine für Dekorationen sind sämtlich in dem Unterbau des Gebäudes, damit die große Gefahr vermieden wird, welche bei dem alten Hause durch die Aufhäufung der Lasten über den Köpfen der Zuschauer auf einem nur durch Hängewerke getragenen Boden entstand und zu oftmaligen dringenden Erinnerungen behufs deren Abstellung Anlaß gab. Zu jeder Seite der Bühne gibt ein kleiner Hof Licht in die Scene und die angrenzenden Zimmer und Treppen, und dient zugleich dazu, bequeme Feuerlöschanstalten anzubringen.

Den zweiten Punkt, die innere und äußere Schönheit, erlangte ich zugleich mit den Anordnungen, welche bei dem ersten Punkt erwähnt sind.

Dadurch, daß das Theater als der wesentlichste Teil die Mitte des Gebäudes einnahm, gab es hier eine Erhöhung, welcher die Seitenteile nicht bedurften, und hierdurch wurde die lange einförmige Masse des alten Gebäudes unterbrochen, und das Ganze in die pyramidale Form gebracht. Flache Dächer mit ihren gegen die Eingänge hin gebildeten Frontispicen konnten dem Gebäude ein edles Ansehen nach Art griechischer Bauwerke verschaffen. Der für die Dekorationsmagazine notwendige Unterbau trägt zugleich vorzüglich viel zum edlen Stil des Gebäudes bei, indem die Architektur dadurch über die gewöhnlichen Stadtgebäude hinausgehoben wird.

Die sechs noch brauchbaren alten Säulen, welche beim Neubau wieder angewendet werden, sind würdiger auf diesen Unterbau mit einer schönen Treppe zu bringen, und werden so eine größere, dem öffentlichen Gebäude entsprechende Wirkung machen. Zugleich wird hierdurch die bequeme Unterfahrt gewonnen.

Ein im Verhältnis des Ganzen geringer Vorbau nach dem Platze, welcher nur den durch das Feuer ohnehin sehr schadhaft gewordenen Teil der alten Mauer wegfallen läßt, ist nötig für die Größe des Theaters und die gesonderten Eingänge; er gibt aber besonders der langen flachen alten Facade eine schöne Abwechslung.

Die Architektur der sämtlichen Facaden ist mit möglichster Strenge nach griechischer Art durchgeführt, um mit dem Portikus, der schon gegeben, in Übereinstimmung zu kommen. Dies war besonders an der alten Facade nicht berücksichtigt, wo man fast alle Arten von Fensteröffnungen nebeneinander sah, halbrunde, ovale, quadratische und hohe Fenster, welche ohne Grund angebracht waren, und wodurch selbst jetzt die Ruine, nachdem sie nicht einmal durch das hohe Dach noch mehr entstellt wird, unangenehm in die Augen fällt.

Die Regelmäßigkeit der inneren Raumverteilung läßt überall einen zweckmäßigen Schmuck zu, und besonders ist die Form des Zuschauerplatzes in den schönen Linien des Halbkreises an sich schon angenehmer, und kann durch die in dem Blatt 2 gegebene Anordnung des Schmucks höchst freundlich werden. Das Ganze würde, in weißer Farbe mit Gold geziert, in der Lichtbeleuchtung sich am vorteilhaftesten ausnehmen.

Den dritten Punkt, die Feuersicherheit, erhielt ich durch die schon erwähnten Anordnungen gleichfalls. Das Gebäude war in drei Hauptteile geteilt, die nicht unter einem Dach liegen, folglich, wie verschiedene Gebäude, durch sehr starke Mauern geschieden sind. Hierzu kommen die flachen Dächer, welche im Falle eines Unglücks keine hohe Flamme zulassen und mehr ins Innere hineinstürzen, folglich außen in der Nähe

alle Löschanstalten zulassen. Es würde hier bei einem etwa entstehenden Unglück immer nur höchstens ein Drittel verbrennen können, besonders da in den Etagen und Corridoren Treppen mit überwölbten Räumen vorkommen, die überall das Feuer hemmen und Rettungsanstalten zulassen. Selbst die Bühne ist vom Zuschauerplatz durch ein massives Proscenium geschieden, welches, oben zusammengewölbt, im Dache einen Brandgiebel zuläßt, der den gefährlichsten Teil, die Bühne, von dem übrigen Raume trennt, und an dem sich sehr leicht nach Art eines englischen Theaters ein aus Eisenblech bestehender Vorhang anbringen läßt, wodurch selbst die Öffnung des Prosceniums geschloßen werden kann.

Auf gleiche Weise trägt die Anbringung der Dekorationsmagazine im Unterbau des Gebäudes in gewölbten Räumen viel zur Feuersicherheit bei. Der Hauptgrund daß bei dem Brande des alten Hauses die Glut im Dache so außerordentlich stieg, lag darin, daß eine so beträchtliche Anhäufung von Decorationen unter dem Dache stattfand, die auch durch ihre Last für die Zuschauer jeden Tag drohend war.

Der vierte Punkt, die möglichste Sparsamkeit bei dem Entwurfe, wurde ebenfalls durch die schon gedachten Anordnungen erreicht.

Das Theater, in die Mitte des Gebäudes gelegt, so daß der Eingang vom Platze ausging, machte es möglich, daß nur dieser Teil die durch das Theater geforderte Höhe erhalten durfte, dagegen die beiden anderen Drittel des Gebäudes niedriger bleiben konnten, welches bei dem alten Hause nicht der Fall war, wo ein ungeheures Dach das ganze Gebäude bedecken mußte. In der geometrischen Ansicht der Facade auf dem Blatt Nr. 5 ist mit rot punktierten Linien das Dach des alten Hauses über der neuen Anordnung eingetragen, woraus sich die Vorteile sogleich deutlich beim Überblicke ergeben.

Bei dem Portikus, welcher einem öffentlichen Gebäude so angemessen ist, werden, wie gesagt, die aus dem alten Theater herrührenden Säulen benutzt. Die Fenster an den Facaden sind so angebracht, daß die alten Fensteröffnungen mit geringen Veränderungen benutzt werden können, damit den Mauern nicht zuviel durch Einbrechen geschadet werde.

Die Einteilung des Planes gewährt noch für die Solidität den Vorteil, daß nur die Mauern, welche die Bühne unmittelbar einschließen, neu werden; dies ist höchst nötig, weil die großen Hänge- und Sprengwerke über den weiten Räumen, sehr solide Mauern erfordern, wobei den durch den Brand beschädigten Umfassungen nicht zu trauen ist.

Außerdem werden durch die Einteilung die Mauern der Bühne durch mehrere Scheidewände, wie durch Strebepfeiler noch solide gemacht, welches auch nur bei dieser Anordnung möglich ist.

Was die Größe des Raums für das Theater anbetrifft, so glaube ich, daß es gerade das mittlere Verhältnis zwischen dem Operntheater, welches circa dreitausend Menschen faßt, und einem dritten noch zu bauenden Theater halten wird, indem es zu circa eintausendundsechshundert Menschen berechnet worden ist.

Das Proscenium ist nur . . . . 36 Fuß breit;
beim alten Hause war es . . . . 40 „ „
in Charlottenburg ist es . . . . 35 „ „
im Opernhause ist es . . . . 41 „ „



Friedrich Schinkel, Von Jena nach Weimar.

Der Abstand der Logenbrüstung der großen Königlichen Mittelloge von dem Theatervorhang ist in dem neuen Entwurf . . . . 50 Fuß:
im alten Theater war er . . . . 60 „
im Opernhause ist er . . . . 71 „
in Charlottenburg ist er . . . . 45 „

Aus den Verhältnissen werden Ew. Majestät zu ersehen geruhen, daß das Theater seiner Form nach recht schön in die Mitte zwischen der großen Oper und dem kleinen dritten Theater treten und zugleich heimlich und für Sehen und Hören bequem sein wird.

In tiefster Ehrfurcht etc.

Schinkel.

An Sulpiz Boisserée.

Dresden, 8. August 1829.

Verehrtester Freund! . . Ich eile in Bezug Ihres Wunsches, wegen eines vollständigen Längenprofils des Magdeburger Doms zu berichten, daß leider die Aufnahme

dieses Gebäudes noch nicht ins Archiv der Oberbaudeputation gekommen ist. Es scheint mir daher am zweckmäßigsten, daß Sie sich das Profil von dem Magdeburger Baubeamten durchkalkulieren lassen. Ich lege zu dem Ende ein Schreiben an den Herrn Regierungs- und Baurat Clemens bei, worin ich denselben bitte, Ihren Wünschen zu genügen.

In Betreff des Kölner Doms werden Sie viele Konstruktionen der Restauration, solider als die alten, auch das Material besser gewählt finden; es ist leider zu bedauern, daß, um in jeder Art das Gebäude sicher zu stellen, viel Altes fortgenommen werden muß, aber der enormen Kosten wegen nicht wird wieder gemacht werden können. Nach meiner Ansicht möchte ich, wenn die Sicherstellung des Gebäudes bewirkt ist, die pro fabrica fortlaufende Einnahme der Kathedralsteuer und was sonst sich dann noch durch die Einwirkung des Herrn Erzbischofs Spiegel von Derenberg für Mittel vorfinden werden, darauf verwenden, allein das Innere des ganzen Doms vollständig in seinen Gewölben auszuführen, wenn dabei auch vorläufig alles Ornament nur en bloc gearbeitet bliebe. Hiedurch würde außer der schönen und einzigen Wirkung, welche das vollständige innere Verhältnis darböte, auch die Sicherstellung des ganzen Gebäudes erreicht. Die Kosten würden gar nicht so gewaltig sein, vorausgesetzt, daß außerhalb gleichfalls alles roh bliebe, denn sich auf die Unendlichkeit der Ornamente einzulassen würde ich vorläufig für ganz unangemessen halten.

In Köln bitte ich meinen guten Bauinspektor Ahlert aufs herzlichste von mir zu grüßen, er wird eine besondere Freude haben, Sie in dem Baue des Doms herum zu führen.

Hoffentlich werden wir im kommenden Jahre unser Museum in Berlin vollständig mit Kunstwerken ausstaffiert haben, und dann hoffe ich, wird Ihnen die bequemere Art, unsere nicht unbedeutenden Kunstschätze genießen zu können, einigen Reiz geben, uns in Berlin einmal zu besuchen, wozu wir so sehr lange schon das Versprechen haben...

An den Hofmarschall von Maltzahn.

Hochwürdiger hochgeborener Herr Wirklicher Geheimer Rath,
Besonders hochzuehrender Herr Hofmarschall.

Eurer Exzellenz verfehle ich nicht in Betreff einer Preisabschätzung der beiden, das Palmenhaus auf der Pfaueninsel darstellenden Bilder des Professors Blechen, welche ich im Palais nochmals angesehen habe, mein Gutachten im folgenden gehorsamst abzugeben:

In diesen Bildern, wenngleich nur in mäßigem Umfange, scheint mir die Größe gerade dem Gegenstande recht entsprechend gewählt. Das viele Detail der Pflanzen

wird noch genügend charakterisiert und wird doch nicht leer, welches durch zu großen Maßstab leicht herbeigeführt wird. Die Auffassung des Gegenstandes ist höchst originell, die Ausführung mit großem Verstande, mit vielem Naturstudium und ausgezeichnetem Geschmack geleistet. Die tropische Pflanzenwelt in ihrer Fülle, wie sie sich hier zeigt, ist uns Nordländern fremd und der Künstler hat zu kämpfen und hat Anstrengung nötig um in dieser Region mit Freiheit zu produzieren. Die hierin ver-



Friedrich Schinkel, Vor Eisenach.

wendeten vielen Mühen sieht man den Bildern nicht an und dies ist gerade ihre vortreffliche Seite.

Wenn ich dazu rechne, wieviel Zeit diese Studien bei den Aufenthalten in einem fremden Orte dem Künstler kosteten, so kann ich, zugleich in Beziehung der als gelungen anzuerkennenden Werke, den Preis von 100 Friedrichsd'or für jedes Bild nicht übermäßig finden, wenngleich andere landschaftliche Bilder von diesem Maßstab nicht so hoch dürften bezahlt werden.

Mit größter Hochachtung verharre

Euer Excellenz gehorsamster Schinkel.

Berlin, 27. Mai 1834.

An den Königl. Professor Herrn Blechen.

Potsdam, 30. Juni 1834.

Euer Wohlg. benachrichtige ich mit wahrem Vergnügen, daß S. Majestät der König den von Ihnen gemalten beiden Bildern, innere Ansichten des Palmenhauses auf der Pfaueninsel darstellend, die Allerhöchste Zufriedenheit haben angedeihen lassen und sich wiederholentlich sehr beifällig darüber geäußert haben. Auch haben S. Majestät den von Ihnen für die beiden Bilder geforderten Preis mit in Sa. 1000 Reichsthaler Golde (in Friedri d'ors) — und die Bezahlung der Rahmen mit zusammen 38 Reichsthaler 10 Silbergroschen an den Bildhauer Paehle zu bewilligen geruht und ich ersuche Sie demnach, Ihre Quittung über obige 1000 Reichsthaler in Golde, welche auf die Chatulle S. Majestät lauten und auf dem gesetzmäßigen Stempelbogen von 1 Reichsthaler 20 Silbergroschen ausgestellt sein muß, am Mittwoch den 2ten J. um 10 Uhr Vorm. im K. Hofmarschallamte vorzulegen, damit sie von mir bescheinigt werde, worauf Sie sodann den Betrag von dem Herrn Geh. Rath Schlöttke in der K. General-Staats-Kassette werden erheben können.

Es ist mir sehr angenehm, Ihnen diese Mitteilungen machen zu können.

Frhr. v. Malzahn, Hofmarschall.

Christian Rauch

geboren zu Arolsen 2. Januar 1777, gestorben 3. Dezember 1857.

Motto. Du schöne Natur bist nicht einerlei,
Und bist doch immer die gleiche,
Und alles ist alt und alles neu,
In deinem blinkenden Reiche;
Strebt weiter und weiter, doch haltet immer
An der ewig wahren alten Natur.

An Tieck.

Rom d. 2. Mai 1818.

Liebster, bester Freund! Am vorigen Mittwoch (29. Apr.) sind wir wohl und heiter hier angekommen; wir fanden schon von Siena aus den ärgsten Siroco, und dauerte auch noch hier die ersten Tage fort; eine Erhitzung der Art ist mir nie vorgekommen, und noch heute hat auch die bessere Luft etwas gar beklommenes für mich. glüht immer wie ein von innen erleuchteter Ballon.

Thorwaldsen hat schöne Werke seit dem Jahre geliefert. Ein dem Argus auflauernder Mercur ist das Kühnste und Schönste aller seiner Werke, die schönste Blüthe seines Genies . . . Canova hat seine liegende Nymphe sehr sorgsam und schön in Marmor ausgeführt, sehr schön, aber wie verödet und todt kommt mir diese Werkstatt vor; noch einmal eine Venus mit dickem Kopf steht im Modell da; o Gott! wie sonderbar kommt mir manches vor! Ich war nicht nach Tische da, nein in aller Frühe. Morgen sehe ich das Modell Washingtons; aber erstaunt stand ich vor der Statue Phidias aus Athen, ein über die Natur geformter Coloß, nicht wie von Menschen-



Christian Rauch von Franz Krüger.

händen gebildet scheint es mir. Die Rippenform ganz in dem Sinne gebildet, wie wir solche an der Cartolinischen Figur sahen. Ich habe keine Worte dafür, Ihnen anzudeuten, wie sehr die natürliche Oberfläche der Haut nachgeahmt ist. Der Dädalus des Canova zeigt ein solches Streben an, und wie antikisiert erscheint der sterbende Fechter neben diesem Fragment, um so deutlicher da die Stellung der Lage dieselbe beinah ist.

Thorwaldsen wünscht die Rio sehr in Abguß aus Marmor zu haben, bevor aber was es kostet bis Carrara bitte mir zu schreiben.

R. Schadows beider Marmor wegen habe ich Lazzarini geschrieben, weil ich Sie in Florenz dachte; sollte noch nichts verfügt sein, so bitte ich diese beiden Marmor oder andere schöne selbst zum Preise á 50 Francs zu kaufen, und Wechsel auf Schadow in Rom á 15—20 Tage Sicht auszustellen. Ich danke für Rechnung und Mitteilung der Werkstatt, sowie auch des Neusten aus Carrara.

M. Steins Büsten bitte ich sogleich nach Frankfurt a/M. an den Hof Bankier Mühlens daselbst abgehen zu lassen, und dieselben in meinem Namen zu schicken, so-wie ich selbst Stein schreiben werde.

Freidhof ist in Berlin am Schlagfluß todt im Bette gefunden, hat 16 000 Thaler ohne Testament hinterlassen. Der König hat seine schönsten in Italien gesammelten Bilder gekauft. Ludw. Wichmann kommt im Herbst nach Rom. Ihre Büste Wolfs hat dort sehr viel Aufsehen erregt, selbst Vater Schadow schreibt davon, ohne sie ge-sehen zu haben.

Prinzess Pleß' Büste bitte so zu addreßiren über Wien. An den Herrn Tomke in Biala nach Pleß in Oberschlesien.

Könnten Sie nicht Lazzarini ein paar Tage an der Königin Statue Kopf, Maske und Haar etwas arbeiten lassen? Erstere ist noch gar zu plump auch der Kranz, dem, wenn solcher durch die Bearbeitung der Haare etwas gelöster ist von Colaci nach gegangen werden könnte; auch das schlecht eingesetzte Blümchen muß ersetzt werden. Bitte sich der Sache anzunehmen.

Wenn Scharnhorst lotrecht dasteht, bitte mir ja genau zu berichten, wie solcher steht und sich ausnimmt. Daß Bülow so lange am Meer liegt ist doch sehr unangenehm; ich fürchte die Bosheit des Volkes, wie an des Königs Büste bewiesen.

Anliegend erfolgt ein Zeitungsartikel, Bischof Seffelius Biografie angehend. Nun leben Sie recht wohl, und behalten mich lieb.

Ihr aufrichtiger Freund

Ch. Rauch.

An Sulpiz Boisserée.

Berlin, 11. April 1827.

Von Herzen gratuliere ich Ihnen und München zu endlicher Bestimmung Ihrer schönen Gemäldesammlung, ich bin nun darüber beruhigt da solche uns in Berlin nicht beschieden war, daß ein hochgebildeter deutscher Fürst, welcher so mächtig und verständig mit der Tat zur höhern Bildung einwirkt, Besitzer davon geworden ist;*) indem ich immer fürchtete, daß keiner in unserm deutschen Vaterlande sich dazu finden und das Ausland über kurz oder lang diese Kunstschätze verschlingen würde.

Dem guten Genius verdanken wir es also und Ihnen, daß diese immer seltener werdenden Wundergebilde uns erhalten sind. Preußen oder Bayern durften Sie nur besitzen, die einzigen Staaten, woraus Bildung hervorgehen kann, wenn der Himmel den Fürsten gnädig bleibt.

Am Sonntag bin ich mit Schinkel den neuen Museumsbau durchgegangen, welcher als Rohbau im vorigen Jahr als vollendet anzusehen war, und wo der äußere und innere Ausbau nun wieder begonnen hat; wiederholt hat sich bei mir die Überzeugung bestätigt, daß für den bedingten Zweck der Aufnahme unserer Kunstwerke, welche die Zeit vermehren soll, nichts schöneres und genügenderes erfunden werden konnte, als Schinkel zu erreichen so glücklich gewesen ist, worüber auch gebildete Reisende, Künstler und Architekten, deren ich in dieser Zeit mehrere sprach fast einstimmig mit einverstanden sind. Wenn also in etwa zwei Jahren der Bau vollendet sein wird, so dürften wir hoffen, Sie dann einmal bei uns zu sehen; Goethe's Statue hoffe ich, soll dann auch sehr avancirt sein, indem das große Modell noch in diesem Frühling begonnen wird, worauf ich nach so vieler Herrenstandbilder en pantalon mich außerordentlich freue. Ich hoffe, daß man meine Sehnsucht nach etwas nackten Beinen und Schultern rechtfertigen wird, wenigstens doch die nach einem Kostüm, welches die Formen nicht allzu willkürlich versteckt.

Ihrer Nachsicht empfehle ich die Ihnen durch die Kunsthandlung von Gertäcker zukommende erste Lieferung meiner Arbeiten. Sie werden danach beurteilen können, wie es mit der Kupferstecherei für solche leichte Gegenstände bei uns steht. Die Regierung tut aber auch gar nichts für diesen Kunstindustriezweig.

Nun leben Sie wohl, grüßen Sie herzlichst Ihren Herrn Bruder Bertram und den gemeinschaftlichen Freund Hofrat Dannecker, und schenken Sie mir ferner Ihr wohlwollendes Andenken.

---

*) Der bekannte Sammler hatte seine berühmte Galerie alter Deutscher Meister der Münchener Pinakothek für 120 000 Thlr. überlassen.

An Thorwaldsen.

Berlin, den 22. März 1828.

Sehr verehrter Freund!

..Die gefällig mitgeteilte Inschrift zum hiesigen Museo habe ich S. E. dem Herrn Minister v. Humboldt mitgeteilt, welche nun wahrscheinlich mit den dreißig eingereichten dem König jetzt vorliegen wird. Keine Entscheidung ist noch erfolgt.

Vor meiner Abreise nach Nürnberg und München (21. Januar) hat Seine Majestät die vom Geh. Legat. Rath Bunsen und Geh. R. Schinkel zu Rom gekauften antiken Marmorwerke in Begleitung des Erstern in meinem Atelier in Augenschein genommen wovon ich das Verzeichniß beilege. Sämmtliche Statuen, Büsten etc. sind von guter, ja von schöner Art, aber alle auf den Kauf gemachten Restaurationen daran sind von unbegreiflicher Mittelmäßigkeit, die andern von Tenerani und Emil Wolf sind gut. Ich ergänze jetzt eine schreitende Dianenstatue (vom Grafen von Ingenheim uns verkauftes Werk), welche der Präsident der Academie von St. Luca, der Bildhauer Maß im Laboureur restaurirt hatte. Denken Sie sich, daß derselbe das Standbein zum bewegt schreitenden, und dieses zum Standbein gemacht hatte! und so kömmt mehreres vor. Montag wird der Antikentempel zu Sanssouci geräumt, und so kommt nun das Schönste unseres Besitzes unter den ergänzenden Meißel, worauf ich mich sehr freue! denn die verstümmelte Statue kann ich nach einer gleichen ganz erhaltenen Musengestalt der Glypthothek zu München vollkommen herstellen.



Christian Rauch.
Erster Entwurf des Blücherdenkmals für Berlin.

Eine zweite Statue der Höchstseligen Königin Louise in genauer Lebensgröße ist nach 14 Jahren (ihres Beginns in Carrara) im Dezember des vorigen Jahres vollendet worden. Ein Product der Reue und

des am Charlottenburger Denkmale Versäumten! Niemand, selbst der König, wußte von diesem Unternehmen etwas, bis zu dem Tage, an welchem ich die Majestät in die Verlegenheit setzen mußte und die Anzeige Ihrer Existenz, Entstehung etc. anzeigte (sic.) Der König, obgleich betroffen, hat höchstgnädig dieses neue nicht bestellte Marmorwerk aufgenommen, und das Publicum hat eine so große Aufmerksamkeit keiner meiner Arbeiten gewidmet als dieser. Die Arbeit war sehr angenehm und unterhaltend, das Geheimhalten aber so viele Jahre war lästiger, als man glauben sollte. Ein Abguß in Erz Ihrer schönen Minerva, aufs sauberste hergestellt, würde eintausend Thaler kosten.

Mr. Bosio zu Paris hat unserm Könige seinen schönen Hyacinth in Broncegus übersandt. Die liegende Knabengestalt mit der Flinte wiegt nur 80 Pfund. Nie sah ich einen bessern Guß! Ist von Crozatier, bei welchem unsere Eleven arbeiten.

Brandt's Medaille auf Alex. v. Humboldts jetzige Vorlesungen (wozu ich das allegorische Bild und Tieck das Bildniß modellirte) ist ihrer Vollendung nahe; gleich nach dem Erscheinen erhalten Sie einen Abdruck! oder wollen Sie lieber mein Modellchen?

Die Skizze zu Dürers Denkmale ist bald vollendet. Heideloff hat dazu das Piedestal entworfen, welches nie schöner erfunden ist. Die Schüler in Statuen und die Bildnisse der Freunde zieren den Würfel und letztere den Sockel. Statue und Piedestal alles im Kostüm der Zeit. Kann leicht das beste unsrer modernen Denkmale werden!

Durch Bunsen erfuhr ich bei meiner Rückkehr, daß die antiken Werke, welche in Lesbos gefunden, zum Theil flott gemacht waren nach andern frequentern Häfen, wohin Bunsen dann von Rom aus Leute senden wollte, solche nach italienischen Häfen zu transportiren. Herr v. Wangrow war noch dort.

Anliegend erhalten Sie das Verzeichniß der Bronce-Copien, welche unser Hopfgarten in Rom besitzt und verkauft. Von Münchens Kunstpracht königlicher Conception sage ich Ihnen nichts, Sie würden mich sonst für einen Exaltirten schelten. Cornelius, Heinrich Heß, und Schnorr, diese drei Meister werden dort für Deutschland für Jahrhunderte ihr Fach begründen und uns aller übrigen Pinseleien ins rechte Licht stellen das heißt überheben, bestimmter auch angeben, wie viel technische Fähigkeit dazu gehört sich Maler nennen zu dürfen. Prof. Zimmermanns letzte Gruppen (Cornelius'sche Zeichnung) in der Glypothek reihen sich als vollendete Darstellungen an die Werke des Vatikans an. Die Sculptur dagegen ist dort wie anderswo die Malerei.

Mit besonderer Hochschätzung beharrend

Ihr ganz ergebener Freund

Rauch.

Lieber, bester Thorwaldsen!

Schon längst hätte ich Ihnen schreiben sollen, aber immer glaubte ich Ihnen mit mehr Bestimmung über mich selbst schreiben zu können, und so unterblieb die Sache bis jetzt. Erst bei meiner Ankunft fand ich schon viele Modelle in Thon und Gyps von anderen Bildhauern fertig, auch andere wurden erwartet. Hiezu mußte auch ich meine Skizzen anreihen.*) Der König war gleich entschlossen für eine der meinigen. Am letzten Freitage, d. 10. d. M., zeigte ich dem Könige diese Idee, ungefähr halblebensgroß, aber mehr ausgeführt, und zugleich den Sarkophag dazu mit allen Basreliefs in der Skizze. Der König war ungemein zufrieden damit und erklärte, daß er unabänderlichen Sinnes, das Monument so wie es da wäre, wolle ausführen lassen. Die Gegenstände zu den Basreliefs sollten aus dem neuen Testament dazu genommen werden, die Auferstehung Christi etc. Dies wurde alles vor einer Menge Gäste, die beim Könige gegessen hatten, abgehandelt. Gegen Abend kam der König noch einmal allein und sprach sehr lange mit mir und mit vieler Zutraulichkeit. Dann sagte ich ihm auch, daß Sie mir privatim geäußert hätten aus besonderer Achtung gegen ihn und die Hochselige Königin, auch daß er Sie zu diesem Monumente aufgefordert hätte und dann aus Freundschaft gegen mich — um diese zu erkennen zu geben, so wollten Sie ein Stück Basrelief dieses Monuments dazu componieren und ausführen. So unerwartet ihm dies kam, so sagte er so: Thorvaldsen ist so ein großer Künstler, daß seine Arbeit und Name den Wert des Monuments um so mehr erhöhen wird, und wird mir viel Vergnügen machen etc.

Der Kronprinz und des Königs Schwestern sprechen täglich von Ihnen, wovon die jüngere eine wahre Künstlerin ist. — Sie glauben nicht, wieviel hier von Ihnen gesprochen wird; man sollte glauben, Sie wären hier geboren. Schade, daß Sie die Reise nicht mitgemacht haben, Sie hätten unterdessen Copenhagen besucht, und so wären wir dann wieder zusammen zurückgereist. —

Morgen ziehe ich nach Charlottenburg, einem Lustschlosse, eine Stunde von hier, um dort im Grabe selbst das Modell im Großen anzulegen, um die Größe und Beleuchtung genau einzurichten. Künftige Woche wird sich's entscheiden, ob ich's hier oder in Rom ausführen soll. — Mit dem Könige muß man Schritt vor Schritt gehen, drum habe ich ihn noch nicht gefragt. —

*) Betrifft das Mausoleum der Königin Luise in Charlottenburg.

Euer Hochfürstlichen Durchlaucht!

Schreiben vom 5ten Juli d. v. J. welches mir am 10. Mai des laufenden mit der Zahlung von dreißig Thaler für den Steinschneider Weltzel zugekommen ist, ist in einem Tone abgefaßt, der mir in Geschäfts- und anderen Verhältnissen bisher glücklicherweise fremd geblieben. Ich sehe mich dadurch genötigt gegen Ihre darin ausgesprochene Anschuldigung wiederholt darauf zurück zu kommen, wie das zu restaurierende Figürchen der Diana, ohne die geringste übliche Vorsicht, in einem offenen Papiere von einer Dame Arbeitern meines Ateliers in meiner Abwesenheit übergeben worden, in diesem lockeren Zustande ist es mir, dem Prof. Tieck, und mehreren vom Personale des Ateliers zuerst zu Gesicht gekommen, Kopf und Hände fehlten! Dieß sei meine Rechtfertigung, daß Sie mir Schuld geben, der antike Kopf sei durch eine Nachlässigkeit meiner Seite abhanden gekommen.

In Ermangelung im Steinschneiden, blieb Ihre Statue in einem Schrank meines Wohnzimmer längere Zeit verwahrt und verschlossen. Unterdessen ich mich über ein Jahr teils in München teils in Italien aufhielt. Während meiner ital. Reise bemühte ich mich die bei uns empfundene Lücke im Fache der Skulptur, welche darin bestand, daß es in Berlin an einem Steinschneider von bewährter Meisterschaft gebrach, dadurch zu ergänzen, daß ich einen Meister jenes Landes für die Heimat zu gewinnen suchte; dies gelang mir endlich, indem ich Herrn Calandrelli aus Rom vermochte, die ihm angetragene Stelle eines Lehrers der Steinschneidekunst am hiesigen Königl. Gewerbe-Institute anzunehmen. Dieser genannte vortreffliche Künstler würde die von Euer Durchlaucht gewünschte Restauration unter meinen Augen aufs befriedigendste ausgeführt haben, wenn nicht meine gutgemeinte Absicht, durch einen mit Citissime bezeichneten Brief von Ihnen selbst, vereitelt worden wäre; dieß Schreiben traf während ich noch abwesend war, hier ein, die schleunigste Erfüllung Ihres Wunsches verlangend, so daß Herr Prof. Tieck, (in dringenden Fällen in meinem Namen zu handeln, beauftragt) die endliche Erledigung des genannten Gegenstandes erwägend, nach Anfertigung der erforderlichen Modellchen die Ausführung in Blutjaspis, dem hiesigen Steinschneider, Herrn Weltzel — welcher durch mehrere Arbeiten für mich wenigstens in seiner Kunst erprobt — übertrug.

Nach Euer Durchlaucht Voraussetzung würde es — unnütz sein Sie zu versichern daß ich, einen ital. Steinschneider für unsere Kunstindustrie zu engagieren beschäftigt, Ihrer Bitte stets eingedenk gewesen, doch ist mir nie eingefallen dafür eine besondere Dankbarkeit von Ihnen zu erwarten; diese gebührt aber jedenfalls dem Herrn Prof. Tieck, der für Ihren Zweck die Modellchen machen ließ, und sie korrigierte, also einer

ihm fremden Sache mehr Aufmerksamkeit schenkte, als Sie darin zu erkennen vermögen, wenn jedoch die Arbeit des Wetzl: Ihren Ansprüchen nicht genügt, so mögen Sie wohl bedenken, daß nur die eigene Eile es notwendig machte, sich des hier lebenden Mannes zu bedienen.

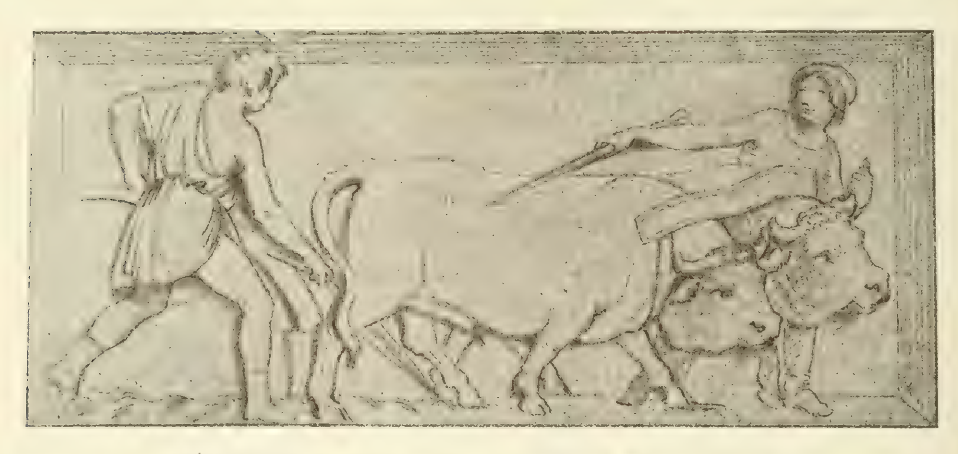
Wäre es also auf mich angekommen, so würden Sie jetzt statt der Wetzl-Arbeit eine von Calandrelli haben, sollten Sie eine von letzterem wünschen, so habe ich Ihnen diesen hinlänglich bezeichnet, daß, Euer Durchlaucht selbst sich an ihn wendend der Vermittlung des Kommissionärs entgehen, über dessen Nachlässigkeit Ihr Schreiben Klage führt.

In unveränderter Devotion beharrend

Euer hochfürstlichen Durchlaucht gehorsamer Diener

Rauch.

Berlin 16. Mai 1832.



Christian Rauch, Teil des Grabdenkmals des Grafen Itzenplitz.

Jacob Asmus Carstens

geboren 10. Mai 1754 in St. Jürgen bei Schleswig,
gestorben 25. Mai 1798 in Rom.

An den Minister v. Heinitz.

Gnädiger Herr.

.. Mit dem zuversichtlichsten Vertrauen, daß Euer Excellenz es nicht ungnädig ansehen werden, habe ich folgenden Reiseplan entworfen:

um mit Nutzen in Rom sein zu können, wünsche ich die kurze Zeit von zwei vollen Jahren, damit ich die Wunder-Werke der Kunst nicht allein sehen sondern auch studieren kann.

Meine Lehrstelle bei der Akademie muß bis dahin besetzt sein, wozu ich meinen Bruder vorschlage, der den Unterricht bei meinen Schülern nach meinen Grundsätzen fortzusetzen die erforderlichen Kenntnisse besitzt. Seine Armut ist Schuld, daß er bei gegenwärtiger Exposition sich nicht hat zeigen können.

Durch Euer Excellenz gnädiges Wohlwollen steht mein Gehalt itzt auf 250 Thaler. Wenn ich aus der Akademischen Kasse 200 Thaler dazu erhielte, würde diese Summe zum Studieren in Rom und meinem Bruder eine Entschädigung zu geben, hinreichend sein. Mein Wunsch wäre, im September-Monat dieses Jahres reisen zu können, um vor dem Winter in Rom zu sein. Und, um mich mit dem Notwendigen zur Reise versehen zu können, würde mir alsdann im September die Hälfte von der, von Euer Excellenz bewilligten Summe ausgezahlt werden. Meine Hinreise würde auf der Post, der geradeste Weg sein, um keine Zeit zu verlieren. Über Nürnberg, Augsburg und Tirol. Die Rückreise über Venedig, Wien und wo ich etwas zum Nutzen der Akademie in Augenschein nehmen kann.

Dies wäre mein Platz, von dem ich wünsche, daß Euer Excellenz ihn gnädig anzusehen geruhen möchten.

Mit der vollen Zuversicht, mich meines hohen Beschützers würdig zu zeigen, ersterbe ich in tiefster Ehrfurcht

Euer Hochfreiherrlichen Excellenz

untertänigster

Berlin, den 8. Juni 1791. Carstens.

An denselben.

Gnädiger Herr!

Auf Euer Excellenz gnädigen Befehl habe ich gegenwärtigen Plan zu meiner Reise nach Rom entworfen, als wozu Hochdieselben mir die 200 Thaler, so Herr Burnat

auch zu diesem Zweck gehabt, als eine Zulage zu meinem gegenwärtigen Gehalt von 250 Thaler versichert haben.

1. geht meine Reise-Route durch folgende Städte, wobei ich angemerkt, wie viele Tage mir, hie oder dort, aufzuhalten nothwendig sind.

Dresden	8 Tage	um die Werke der Malerei, Bildhauerkunst und Baukunst zu betrachten.
Wien	8 „	
Venedig	14 „	
Mantua	8 „	
Parma	14 „	
Bologna	4 „	
Florenz	3 Wochen	

Rom, als das Ziel meiner Reise, zwei Jahre; die ich ungehindert auf Euer Excellenz hohe Versicherung unter dem 23. Februar zu meiner Weise im Studiren, und mich als Autor zu zeigen gebrauchen soll . .

. . In der Zuversicht, daß Euer Excellenz meine freimütige untertänigste Vorstellung nebst meinem Reiseplan, nicht ungnädig ansehen werden, ersterbe in tiefster Ehrfurcht

Euer Hochfreiherrlichen Excellenz

untertänigster Knecht A. J. Carstens.

Berlin d. 22. März 1792.

Der Minister an Carstens.

Auf die vorhergehende Eingabe wird dem Herrn Professor Carstens . . . zur Antwort gegeben daß derselbe zwar, der Resolution vom 22. Junii a. c. an, behufs seines Studiums in Rom, zwei hundert Thaler jährlich auf zwei Jahre erhalten soll.

Besondere Reisegelder können dem Herrn Professor Carstens, da die Ausgaben der academischen Kasse sämtlich fixiert sind, und nichts dabei entübrigt werden kann, nicht bewilliget werden, sowie derselbe auch in seinen beiden ersten Vorstellungen vom 8. und 30. Junii vorigen Jahres nicht verlangt hat, und darauf also auch nicht die mindeste Rücksicht genommen worden.

An den Minister von Heinitz.

Rom den 9. Februar 1793.

Gnädiger Herr!

Die Schönheit in den Werken Raphaels und Michel Angelos kann so wenig mit Worten beschrieben werden, als Kupferstiche und Zeichnungen einen Begriff davon geben. Mit Dingen, die bloß für den Sinn des Gesichtes sind, wo man nur durch das

Anschauen der Sache selbst sich belehren kann, ist dieses fast immer der Fall. Wie ganz anders habe ich es hier gefunden, als ich mir aus den Nachrichten des Herrn Rehberg einen Begriff gemacht habe. Kein einziges Gemälde ist mir zu Gesicht bekommen, worin nur eine Spur zu sehen, daß sein Verfasser die unsterblichen Werke der beiden obengenannten Männer gesehen hätte. Ich habe die Kunstausstellung auf der hiesigen französischen Akademie gesehen, aber gedankenlosere Mahlereien sind mir noch nicht vorgekommen. Es scheint diesen Künstlern nie eingefallen zu sein, daß die Kunst eine Sprache der Empfindung ist, die da anhebt, wo der Ausdruck mit Worten aufhört; daß sie es mit der anschaulichen Darstellung von Begriffen zu thun hat; daß sie eine Unterhaltung für Vernünftige und nicht für Thoren ist. Alles Mechanische der Kunst verstehen diese Männer sehr gut, und es scheinet, als stünden sie in der Meinung, daß die Kunst darinnen bestehe. Alle Nebensachen sind oft sehr schön, die Hauptsache aber schlecht. Ein hingeworfner Helm, Pantoffel, ein Fetzen Gewand, das über einen Stuhl hängt, ist oft so schön, ja zum Angreifen natürlich, daß man wünschen sollte, der Künstler mögte nie etwas anderes machen. Die Alten wahrhaftig großen Mahler wandten allen Fleiß auf die Hauptsache, und behandelten die Nebensachen so, daß sie Erstern nicht schadeten. Bey den itzigen ist es umgekehrt. Die Franzosen, die fast alle in den gegenwärtigen Umständen Rom haben verlassen müssen, waren doch noch bei weytem die besten. Mit denen deutschen Mahlern sieht es hier sehr elend aus. Sie stehen in allen Stücken weit unter jenen. Mit der Bildhauerey steht es so so, sie ist nie so hoch gestiegen wie die Mahlerei seit der Wiederherstellung der Kunst, und nie so tief gesunken. Herr Schado ist ein besserer Bildhauer als Canova und dieser ist hier der Beste. In der Baukunst habe ich nichts gesehen, was mit dem hängenden Thurm, dem Dom und dem Baptisterium in Pisa zu vergleichen wäre, außer etliche von den alten Ruinen in und um Rom. Ich bin seit Oktober Monath vergangenen Jahres hier und es ist mir, als wären es nur fünf Tage. Vom Morgen bis am Abend, beschäftiget mich meine Kunst, wenn ich nicht in Gesellschaft Kunstwerke besehe, welches alsdann nicht so kostbar ist, und das Leben itziger Zeit noch außer den Kunstbedürfnissen theuer ist. Dieses und daß ich des Abends bey Licht, meine noch nicht gantz wieder hergestellten Augen nicht angreifen darf, ist die Ursache, warum Ihro Excellenz noch keinen Brief von mir erhalten. Ohnehin gehöret ein ganzes Jahr dazu, Rom zu übersehen. Ich bin itzo wieder krank gewesen und da ich noch nicht wieder arbeiten kann, schreibe ich Briefe. Man sagt mir, daß ich mich durch zu viel Arbeiten ruiniere; aber, ich muß meine Zeit nützen, so viel ich nur kann, sollte es auch auf Unkosten meiner Gesundheit geschehen.

Ich habe einen Carton von meinen Argonauten gemacht, von ungefähr halber Lebensgröße Figuren, worin ich von meiner ersten Idee gänzlich abgewichen bin. Meine

Arbeiten machen Aufsehen. Man gaft und staunt und weiß nicht wie ich den großen Styl aus Deutschland mit nach Rom bringe, ja, wie ich dazu gekommen. Ebenso sehr wie ich mich verwundere, wie alle hiesige Künstler auch keine Spur davon in ihren Arbeiten haben. Es ist eine wahre Belohnung für meinen Fleiß, wenn mir zu Ohren kommt, daß man meine Arbeiten nur mit Julius Romanus, Polidor oder Michelangelo vergleicht. Es ist ein Zeichen, daß ich auf dem Wege bin, den die großen Männer geebnet haben. Vielleicht habe ich schon zu viel zu meinem Lobe gesagt. Aber, kann Selbstlob mich zu einem bessern Künstler machen, als ich bin? die Zukunft, diese strenge unbestechliche Richterin, wird meine Verdienste und Fehler genau gegeneinander abwägen, und dieses furchtbare Gericht habe ich stets vor Augen.

Meine Reise hierher ist nicht über Venedig gegangen. Man hat es mir schon in Dresden widerraten mitten im Sommer dorthin zu gehen, indem der Ort sehr ungesund sei. In Dresden bin ich acht Tage gewesen. Die Gallerie ist eine der vorzüglichsten in Europa. Solche Arbeiten von Correggio, wie dort sind, findet man nirgends. Von dort setzte ich meine Reise nach Nürnberg fort. Eine Grablegung von Albrecht Dürer, in der Sebalduskirche, ist von solcher Schönheit, daß man sie mit den besten Werken Raphaels vergleichen kann. Albrecht Dürer wird hier in Italien außerordentlich geschätzt. Diese Grablegung und ein Monument des heiligen Sebaldus, aus vielen Figuren von Bronze, von Peter Fischer, sind das Merkwürdigste von Kunstsachen in Nürnberg. In Augsburg habe ich nichts Bemerkenswerthes gefunden. Von dort bin ich auf Lindau, welches eine sehr schöne Lage hat, und auf den Bodensee den Rhein hinab bis nach Schafhausen gefahren, wo ich wie alle Reisende den Rheinfall von oben und unten begafft und wie ers wirklich verdient, bestaunt habe. An Kunstsachen ist außer den Werken des Holbeins in Basel nichts erhebliches zu sehen. Diese sind sehr schön. Er ist den großen Malern Italiens sehr nahe gekommen... Michel Angelo ist der Vater des schlechten Geschmacks in der Baukunst, der unter seinen Nachfolgern bis auf unsere Zeit sich immer verschlimmert hat. An den Werken der gothischen Baukunst erblickt man überall Genie. An den Werken der neueren nur Regeln. Das Abendmahl von Leonardo da Vinci in Mailand ist eins der schönsten Gemälde in der Welt. Unter den Gemälde-Gallerien ist die des Cavalliero Melzi die sehenswürdigste dort. Sie besteht aus lauter Malereien, die vor Raphaels und Michel Angelos Zeit verfertigt worden; worunter man ausnehmend schöne Stücke findet...

Ihro Hochfreiherrlicher Excellenz

unterthänigster

Carstens.

Minister von Heinitz an Carstens.

Hochedelgebohrner Hochzuehrender Herr Professor!

Mit Euer Hochedelgebohrn Schreiben sine dato, welches den 31ten August allhier eingegangen ist, habe ich die von Denenselben zu der diesjährigen hiesigen Kunstausstellung eingesandten 3 Stücke, nämlich

1. Die Überfahrt, ein Gemälde in Tempera.
2. Die Helden von Troja, in Acquarell,
3. Achill und Priamus, eine Zeichnung

erhalten . .

Mit Befremden aber ersehe ich zugleich aus Ihrem Schreiben, daß Sie

1. Die kostenfreie Zurücksendung dieser 3 Stücke, falls die Academie solche nicht für den von Ihnen bestimmten ansehnlichen Preis an sich behalten will, verlangen; und daß Sie
2. Statt ihre, gegen die Academie habende Verbindlichkeiten zu erfüllen, den Entschluß gefaßt haben, es lieber darauf ankommen zu lassen, in Rom zu bleiben, und dort für ihre Rechnung zu malen.

Sie wurden nach Ihrem vielfältigen Verlangen zum ordentlichen Lehrer bei der Academie bestellt, und mit einem jährlichen Gehalt von 250 Thaler auf den von des Königs Majestät höchst Selbst vollzogenen Etat der Academie gebracht.

Hienächst wurden Sie auf Ihr inständigstes, oft wiederholtes Ansuchen gegen Ihr heiligstes Versprechen:

> der Academie nach Ihrer erfolgten mehreren Ausbildung in Rom desto ersprießlichere und nützliche Dienste zu leisten

Behufs Ihres Studierens in Rom nicht nur, mit gänzlicher Beibehaltung Ihrer Professoratbesoldung ad 250 Thaler jährlich, von den Obliegenheiten Ihres Lehramts anfänglich auf 2, und hernach auf 3 Jahre dispensiert, sondern es wurde Ihnen auch auf diese 3 Jahre zu Ihrer Unterstützung und zu besserer Fortsetzung Ihrer Studien in Rom eine jährliche Beihülfe von 200 Thalern aus der Akademischen Kasse bewilligt, ja es wurden sogar, ehe Sie von hier abreiseten, bei Ihrer damaligen großen Dürftigkeit und Verlegenheit Ihre Schulden aus der akademischen Kasse mit 100 Thalern bezahlt, und Sie verpflichteten sich dagegen unterm 28. May 1792 schriftlich:

> daß Sie diese 100 Thaler nach Ihrer Zurückkunft in effectu bar oder terminweise, von Ihrem Gehalt wieder zurück bezalen wolten.

Solchergestalt haben Sie lediglich in der Erwartung, daß Sie Ihr mündliches und schriftliches Versprechen als ein ehrlicher Mann pünktlich erfüllen würden; in dem

Zeitraum von 3 Jahren eine für die Fonds der Akademie sehr ansehnliche Geldsumme nemlich

vom 1. Jun. 1792 bis ult. May 1793	450 Thl.	
— — 1793 — — 1794	450 —	
— — 1794 — — —1795	450 —	
und pro 1795/96 annoch	112 —	12 gr.
auch bei Ihrer Abreise im Jahre 1792 zur Bezalung Ihrer Schulden	100 —	
mithin überhaupt erhalten	1562 —	12—

Fragen Sie sich nun selbst, wie Sie diese große Wohltaten erkant — welche nützliche Dienste Sie in diesem ganzen Zeitraum der Akademie für jene ansehnliche Geldsumme geleistet haben?

.. Da Sie, mein Herr, die Verbindlichkeiten, unter welchen Ihnen jene Summe bezalt worden, nicht erfüllt haben, da Sie vielmehr nach dem Genuß dieser Wohltat der Akademie den Dienst aufkündigen; so nehme ich zwar diese Aufkündigung an, und entlasse Sie hiemit in Sr. Königlichen Majestät Nahmen Ihres bisherigen akademischen Lehramtes.

Dagegen fordere ich, von wegen Sr. Königl. Majestät, die indebite genossene 1562 Thaler von Ihnen hiemit zurück, und erwarte binnen drei Monathen Ihre bestimmte Erklärung, in welcher Art Sie die Königl. Akademie-Casse deshalb befriedigen wollen?

Bis dahin werde ich Ihre eingesandte 3 Stücke bei der Akademie asserviren lassen, und Sie können darüber, wenn Sie die Akademie-Casse erst befriedigt haben, disponieren.

Erfolgt aber diese Befriedigung nach Ablauf des gedachten dreimonatlichen Termins nicht; so werde ich nicht nur diese Stücke plus licitanti allhier verkaufen und den Ertrag davon auf Ihre Schuld der 1225 Thaler*) abschreiben lassen, sondern mir auch vorbehalten in Ansehung des Rückstandes, Sie auf gesetzmäßigen Wegen zu dessen ebenmäßigen Bezahlung zu belangen.

Ich verharre

Euer Hochedelgebohrnen

ergebenster

Berlin, d. 19ten Dec. 1795. Fr. von Heinitz.

Carstens fühlte sich durch diesen Brief unwürdig behandelt, ihm wurde Pflichtvergessenheit und Wortbrüchigkeit vorgeworfen, obwohl er sich bewußt war, die Pflicht seiner Ausbildung, die er für seine erste und größte hielt, gewissenhaft erfüllt zu haben. Er schrieb dem Minister unterm 20. Februar 1796:

*) Sollte dem obigen zufolge heißen: 1552 Thaler.

„Aus Euer Hochfreiherrlichen Excellenz zuletzt an mich ergangenem Schreiben vom 19. December vergangenen Jahres, welches mir Herr Rehberg am 8. d. M. hat zustellen lassen, ersehe ich, daß meine Arbeiten nicht nur von der Akademie, sondern auch von dem gesamten Publikum sehr gut sind aufgenommen worden. Ich hätte also, nach einem Schreiben vom 23. Februar 1795, wo es lautet:

> Es wird alsdann (nemlich, wenn Hochdieselben in Gemeinschaft mit Kennern meine Arbeiten würden geprüft haben) eine nähere Erklärung erfolgen, ob man Ihnen die Bezahlung eines Gehalts kontinuieren kann, oder Ihnen lieber überlassen will, für Ihre Rechnung zu malen.

Am Ende desselben Briefes heißt es ferner:

> Es verbleibt übrigens dabei, wie es bereits gesagt worden, daß Ihre Unterstützung Ultimo Mai dieses Jahres aufhört, es sei denn, daß man über ihre einzusendenden Arbeiten ein ebenso vorteilhaftes Urteil fällen könnte, als Sie es sich selbst schon geben".

Ich hätte also, der guten Aufnahme meiner Arbeiten gemäs, statt meiner Entlassung eine fernere Pension zu erwarten gehabt. In dem Schreiben vom 18. Juli 1795 lautet es:

> Dies wird die erwünschte Gelegenheit sein, die in obgedachtem Journal schon so vorteilhaft beurteilten Kunstsachen Seiner Königl. Majestät Selbst vor Augen zu stellen, und Höchstdieselben mit Euer Hochedelgebohrnen Talenten und Geschicklichkeit zu Ihren künftigen Vorteil näher bekannt zu machen.

Hievon geschieht nicht allein das Gegenteil, sondern ich werde noch dazu auf eine höchst ungerechte Weise behandelt. Mir wird sogar der Vorwurf gemacht, der Academiecasse, wegen des Porto für meine übersandten Arbeiten, Kosten verursacht zu haben, obgleich dies letzte auf den eigenen Willen Euer Excellenz geschehen ist, indem Hochdieselben in gedachtem Briefe sich folgendergestalt erklären:

> Solte aber diese meine Vermuthung (nemlich, daß meine Arbeiten schon unterwegs sein möchten) ungegründet sein, so muß ich bitten, diese Kunstsachen gleich nach Empfang dieses Schreibens auf das Schleunigste anhero abgehen zu lassen, damit solche noch zu rechter Zeit, gegen die in der Mitte des Septembers zu eröffnende Ausstellung allhier eintreffen können.

..Es wird mir in dem letzten Schreiben Undankbarkeit gegen das Curatorium vorgeworfen. Dieses kann ich nur von Sr. Excellenz verstehen, weil ich bis diese Stunde nicht weiß, ob noch sonst jemand dazu gehört. Ich muß also dagegen erinnern, daß ich noch anderthalb Jahre hier mit kranken Augen, als Folge meiner dort geleisteten

Dienste habe studieren müssen. Der Saal im Hause des Herrn Marschall v. Dorville, den ich für Euer Excellenz gemalt habe, mag für mich reden. Hier haben Hochdieselben, als ich die erste Figur malte, aus eigenem freien Willen, mir zur Ausbildung meines Kunsttalents eine Reise nach Rom versprochen, welches auch nach Vollendung dieser ansehnlichen Arbeit in eben diesem Sale, von Allerhöchst Seiner Majestät bewilliget wurde. Mein Hiersein bürgt für die Wahrheit. Ich habe die von Seiner Königl. Majestät zu meiner Ausbildung mir geschenkte Pension nützlich und gewissenhaft angewendet, und Euer Excellenz als Staatshaushalter sind dieserhalb außer Verantwortung..

Da von gegenseitigen Verbindlichkeiten die Rede ist, so dienet darauf zur Antwort: daß ich gegen die Akademie nie Verbindlichkeiten gehabt habe. Ich habe für eine mittelmäßige Besoldung, unabhängig vom Direktorium, guten Unterricht ertheilt. Ich bin nicht einmal Mitglied. Wenn ich Verbindlichkeiten habe, so sind diese gegen Euer Excellenz. Aber ich habe oben schon gezeigt, weil ich aus Gerechtigkeit gegen mich selbst dazu genötigt werde, wie sich diese gegenseitige Verbindlichkeit aufhebt.

Izt folgt in dem Briefe von Hochdenenselben eine Unwahrheit, oder wenigstens ein Irrtum. Es heißt:

> Sie wurden, nach Ihrem vielfältigen Verlangen, zum ordentlichen Lehrer bei der Akademie bestellt.

Wo ist nur eine Zeile davon aufzuweisen?..

Ich habe nun im Nahmen Seiner Königlichen Majestät meine Entlassung erhalten, und die mir zu meiner Ausbildung (als woran ich mit allem Eifer arbeite) von Seiner Königlichen Majestät allergnädigst bewilligte Pension, hat diesem gemäs, vom 19ten December vergangenen Jahres an, aufgehört. Es sind von mir an die Akademiekasse hundert Thaler zu bezahlen, die sie mir zur Bezahlung meiner Schulden geliehen, und wofür ich meine Handschrift ausgestellt habe. Nun aber kommen mir noch für die Monate August, September, Oktober, November, bis den 19ten December als dem Tage meiner Entlassung, von der von Allerhöchst Seiner Majestät mir zu meiner Ausbildung geschenkten Pension, noch aus der Akademiekasse circa fünf und siebenzig Thaler zu. Diese von hundert abgezogen, bleiben fünf und zwanzig, die ich nach postfreiem Widerempfang meiner Arbeiten sogleich auszahlen werde. Solange dieses nicht geschehen, habe ich die Summe von dreihundert Zechinen bar von der Berlinischen Akademie zu fordern, die kein Recht an meinen Arbeiten hat, also dieselben auch wieder in Beschlag nehmen, noch verakzionieren kan. Ich will nicht, daß sie unter diesen billigen Preis verkauft werden, und solte dieses denoch geschehen, so werde ich mich öffentlich darüber, als über eine Ungerechtigkeit eines öffentlichen Collegiums gegen einen Privatmann beschweren.

Übrigens muß ich Euer Excellenz sagen, daß ich nicht der Berliner Akademie, sondern der Menschheit angehöre; und nie ist es mir in den Sinn gekommen, auch habe ich nie versprochen, mich für eine Pension, die man mir auf einige Jahre zur Ausbildung meines Talents schenkte, auf Zeitlebens zum Leibeigenen einer Akademie zu verdingen. Ich kann mich nur hier, unter den besten Kunstwerken, die in der Welt sind, ausbilden, und werde nach meinen Kräften fortfahren, mich mit meinen Arbeiten vor der Welt zu rechtfertigen. Lasse ich doch alle dortigen Vortheile fahren, und ziehe ihnen die Armuth, eine ungewisse Zukunft, und vielleicht ein kränkliches, hülfloses Alter, bei meinem schon jetzt schwächlichen Körper vor, um meine Pflicht und meinen Beruf zur Kunst zu erfüllen. Mir sind meine Fähigkeiten von Gott anvertraut, ich muß darüber ein gewissenhafter Haushalter sein, damit, wenn es heißt: Thue Rechnung von Deinem Haushalten! ich nicht sagen darf: Herr, ich habe das Pfund, so du mir anvertrauet, in Berlin vergraben.

Da ich Euer Excellenz stets als einen wahrheitliebenden Mann gekannt und geschätzt habe, so habe ich auch keinen Anstand genommen, die Wahrheit freimütig zu schreiben, und ich werde sie auch im Nothfalle öffentlich bekennen, um mich vor der Welt ebenso zu rechtfertigen, als ich vor mir selbst gerechtfertigt bin.

Mit tiefster Ehrerbietung verharre

Euer hochfreiherrlichen Excellenz

ganz ergebenster

Carstens.



Jakob Asmus Carstens.

Joseph Anton Koch

geboren 27. Juli 1768 in Elbingenalp im Lechtal, gestorben 1839 in Rom.

Er studierte auf der Karlsschule in Württemberg von 1785—1791. 1795 lebte er in Rom, von Carstens beeinflußt.

An G. F. v. Fischer.*)

Rom, den 3. Mai 1805.

Hoho! hoho! eine Sache all' improviso, ein Brief von meinem alten Mitgenossen in der Trübsal. Wahrlich ein guter Freund, der nach so langer Zeit meiner eingedenk, wie mir unvergeßlich ist. Tolles Zeug haben wir erlebt, es ging drunter und drüber — wahrlich tolles Zeug. — Zuvor ganz kurz meine Geschichte seit meiner Entweichung aus der Akademie. Ich kam nach Straßburg, hielt mich dort einige Wochen bei de la Vaux auf, wollte aber kein Jakobiner ohne eigenen Erwerb sein, nahm daher, nachdem ich mich mit meiner rothen Mütze auf dem Kopfe noch tüchtig um den unfruchtbaren Baum herumgetummelt hatte, von der populären Gesellschaft Abschied und ging nach Basel. Hier blieb ich beinahe ein Jahr, bis ich in den Geruch eines gefährlichen Menschen kam, und verwiesen wurde. Ich kam nach Bern, da wollte man mich nicht haben; ging nach Biel, da wurde ich geduldet. Der Schuldheiß des Ortes war mir günstig und alle Kabalen gegen mich prellten an ihm ab, wie die Meereswellen von trotzenden Felsen, obwohl manchmal die Worte: à bas les Jacobins in meine Ohren klirrten. Meine Börse hatte wie gewöhnlich die Schwindsucht, ich stellte mich daher auf die Beine, ging nach Neufchatel, verkaufte einige Bagatellen, machte Bekanntschaft mit einem englischen Prediger aus Oxford der mir Mehres abkaufte, und mir Muth nach Italien zu gehen, machte. Vorher ging ich in die Berner Alpen, fraß Rahm mit am Feuer gebratenen Käse und stolperte gleich einem Gemsenjäger auf den Bergen herum. Dort hörte ich den Sturz der Jakobiner und war darüber entrüstet, denn an diesem fatalen neunten Thermidor sah ich die Gegenrevolution im Geiste voraus. Ich ging wieder nach Neufchatel zurück, allda empfing ich einen Brief des obgedachten Engländers Georg Nott aus Neapel, daß er mich dort erwarte. Es war das Ende des Monats Dezember. Ich marschirte deshalb in allgewaltiger Kälte über den Gotthard, Mailand, Bologna, Florenz und Rom nach Neapel, blieb dort zwei Monate und ging, nachdem ich noch Salerno und das alte Pästum oder Poseidonia gesehen hatte, nach Rom zurück. Außer einer kleinen Streiferei nach Livorno, Pisa und Florenz war ich seither immer in dieser famosen Stadt. Drei Jahre hatte ich eine Pension von etwa 200 Skudi jährlich vermittelst dieses Freundes; diese Zeit ging vor-

*) Ein Schulgefährte und Freund Kochs, später württembergischer Staatsrat.

über, um als Künstler zu verlernen, was ich in der Akademie gelernt hatte. Nun machte ich für Frauenholz in Nürnberg mehrere Zeichnungen. Damals war Papier statt Silbermünze, der Verfall des Papiergeldes war für den Fremden eine ungeheure Begünstigung, man lebte damals für nichts, denn für einen römischen Thaler bekam ich oft sieben in Assignaten. Da ich aber doch dem Handel nicht traute, schaffte ich mir wohl weislich alles Papiergeld vom Halse, kaufte mir eine gewaltige Menge Kupferstiche und versah mich mit einer braven jungen Hausgenossin. Nun wälzte sich der Sturm der Revolution auch hierher. Eine kleine Partei sogenannter Patrioten machte Unfug, wollte mich auch mit Dolchen bewaffnen, aber ich wollte in einem fremden Lande, einer Sache, die mich eigentlich nichts anging, mich nicht annehmen. Noch klang zwar süß in meinen Ohren die Marseiller Hymne, aber wie ganz verändert war der Geist dieser Propaganda della libertà. Die Gesichter der Chefs drohten Verbrechen, Betrug und Raub, an die Stelle spartanischer Simplicität kam durch Plünderung mehr als asiatischer Prunk. Ich fing an, mich des Republikanismus zu schämen, dieweil die Freiheit zur feilen Dirne geworden; man sah alles, nur keine Republikaner; Leute, die vor dem Einzuge der Franzosen noch mit mir den Löffel in eine Schüssel tauchten, hatten einige Wochen nachher schon eigene Equipage und schwelgten wie die Sardanapale. Nur wenige waren kauscher; wer sein Glück machen wollte wurde Patriot und verriet aus Patriotismus sein Vaterland; der größte Teil der römischen maskirten Republikaner übertraf an Niederträchtigkeit die französischen. Ein gewisser Barberini, um nicht Namensähnlichkeit mit einem hiesigen Monsignore zu haben, ließ sich auf öffentlicher Tribune die Taufe abwaschen, legte sich drei Tage zu Bette und ließ uns sagen, er sei gestorben, dann stand er auf und ließ sich Tisifonte nennen; seine Frau und ihre zwei Töchter überließen ihre Gunst gratis allen Patrioten und rauchten Tabak, was sonst bei Römerinnen nicht Brauch ist. Zwei solche Republikanerinnen, die ich früher und nicht als Vestalinnen kannte, verschlossen mir ihre Thüre, die von nun an nur für Kokardenträger offen blieb. Eines Tages sah ich in Trastevere ein Mädchen ihrem Liebhaber die zerlöcherten Kleider flicken, als ich darüber lächelte, riefen Beide: adesso siano tutti eguali, d. h. alle Bettler. Hier sah man Leute, die weggeworfene Beine abnagten und faule Salatblätter fraßen, dort Freiheitsfeste voll Glanz und Herrlichkeit; Muskadins, welche die Republikaner spielten, besonders solche, die hübsche Weiber hatten, meistens ausgesuchte Schurken, bekamen die besten Stellen. Einem hungernd und blaß herumschleichenden Bettler wurde ein Zettel aufgeheftet mit der Aufschrift: La republica romana. Ihr werdet mir zutrauen, daß ich nicht Lust hatte, Bürger einer solchen Republik zu sein, aber fast wäre ich ein Giovanni Procida geworden, indem ich vielmals versucht war, eine sicilianische Vesper

zu predigen. In Neapel wurden einige ächte Republikaner Opfer ihrer Hingebung an Verräther, die mit der Politik Handel trieben; Vincenzo Rosso, ein Freund von mir, ein Mann voll Geist und Wärme für die Sache der wahren Freiheit wurde zugleich mit dem bekannten Arzte Cirillo gehenkt; er haßte die Franzosen, konnte sich aber nicht mehr aus der Schlinge ziehen. Als später die berüchtigten neapolitanischen Helden Rom besetzten, mußten die zwei Konsuln den Eselsritt durch den Korso machen und wurden mit Koth beworfen. Endlich ist die Republik dem Kaiserthume gewichen, das alles Republikanisiren zu ersticken scheint, und jetzt, da der Janhagel abgetreten ist, und die Schurken von Freiheitsheuchlern ihre Gesichter wieder unmaskirt zeigen, jetzt erst ist es eine Ehre sich zur Freiheit zu bekennen. Für mich war es ein Glück, daß die Franzosen mit ihrer Freiheitsboutique noch zur rechten Zeit abzogen; ich war nebst andern hiesigen Inwohnern, mit welchen ich Abends auf Trinità di Monte spazieren ging, bereits aufgezeichnet, um in die Engelsburg geführt zu werden. Meine Neigung zu politischer Freiheit ist unverändert, aber ich bin ein giftiger Franzosenfeind geworden und es rührt sich in mir die Galle, wenn ich den Namen der „großen Nation" höre. Jetzt haben wir hier wieder die Rothstrümpfe und die Blaustrümpfe, sie gehen mit hohen Krägen einher, gleichsam als wären sie im Triumph eingezogen. — Nun noch etwas von mir und dem Geiste der heutigen Kunst. Sie gleicht einem Treibhausgewächs. Sinn für das Große und Schöne, besonders in den zeichnenden Künsten fehlt ebenso, wie dem heutigen Republikanismus der Charakter der Zeit des Perikles oder des 15. Jahrhunderts; Ruhm kann ein Künstler nicht erwerben, oder die Fama müßte ihre Trompete verkehrt blasen. Ich war, wie Ihr wißt, in der Akademie kein Freund der dortigen Künstler — die hiesigen sind, einige wenige ausgenommen, um kein Haar besser; großenteils sind sie Dummköpfe, die Verdienste an Kabaliren suchen. Freund, ich bin noch der alte Sepp; noch wie weiland besudeln die garstigen Harpyen mir, wie dem alten Phineus, das Essen; ich bin wie Prometheus an den Felsen gefesselt, wüthende Geier zernagen mir die Knochen. Die Kunst ist ein Augiasstall geworden, die Mode verdrängt den gesunden natürlichen Geschmack. Vor zwei Jahren war ich tödtlich krank, es grassierte hier eine Seuche, die der französischen Republik zu vergleichen war, nämlich das Faulfieber. In meiner Wohnung lagen acht Personen auf den Tod, fünf starben, auch meine vielgeliebte ragazzina ging drauf, ich aber kam wieder auf die Beine und blieb seitdem gesund. Ich beschäftigte mich mit Geschichte und Landschaftsmalerei. Vor vier Jahren schickte ich einen ganzen Plunder nach England, aber ich bin kein guter Spediteur; auf dem Waegn vermag ich wie Achilles die Lanze zu führen, aber Automedon muß der Wagenlenker sein, oder ich bin verloren. Ich bin wie der wütende Ajax, den Ulysses um Achilles Waffen betrog, möchte aber nicht

vierbeinige, sondern die zweibeinigen Schafe todtschlagen, die bei der Schafdummheit noch bösartig sind — basta! — Es kommt fortwährend eine tolle Race von Menschen über die Alpen, die sich Aesthetiker nennen, sie tragen Brillen, schmachten aus Schönheitsgefühl und sehen nichts, ohne Schriften aus der Tasche zu ziehen, allwo sie ihre geistreichen Bemerkungen hineinschreiben, sodaß die Kustoden versucht sind, sie für Notare zu halten. Friderike Brun, eine geborene Münter werdet Ihr wohl kennen. Diese Frau macht viel tolles Zeug hier; es gibt unvernünftige Künstler, aber die unvernünftigen Gelehrten sind noch ärger. O maledetti guastatori! Schreibet mir bald wieder, dann sollt Ihr von diesen Gräueln weiter Nachricht empfangen und Euch mit mir halb todt lachen. Meine sichere Adresse ist: al Caffe greco, strada Condotti. Grüßet mir alle, die sich meiner erinnern, was machen denn Hiemer, Touret u. s. w. Lasset die Freundschaft nicht verrosten und schreibet mir bald etwas Launiges. Euer alter Sepp.

(Koch.)

Gottlieb Schick

geboren in Stuttgart im Jahre 1779, gestorben ebenda 1812.

An die Geschwister.

Rom, den 17. November 1802.

Hier in Rom ist es noch Sommer; die Bäume und das Gras, die durch die fürchterliche Hitze dieses Sommers versengt wurden, leben nun wieder auf, und die Felder prangen mit dem schönsten Grün; man pflanzt alle Garten-Gewächse wie bei uns im August, und alle Blumen, womit die Wiesen im Frühling geziert sind, keimen hier in der Mitte des Novembers auf dem frischen Grase. Welch' ein herrliches Land das ist, könnt ihr Euch nicht denken. Jeden Morgen, wenn ich erwache, höre ich den Gesang der Vögel, wie bei uns im Mai, und kaum kann ich mir selbst begreiflich machen, daß das Jahr bald zu Ende ist. Dieß und die Kunstwerke, die man hier beisammen trifft, sind aber auch die einzigen Vorzüge, die dieses Land vor andern besitzt. Außer diesen beiden Sachen müßte es höchst unangenehm sein, in Italien zu leben; keine von allen Bequemlichkeiten des menschlichen Lebens ist hier anzutreffen. Die Bürger, besonders die von Rom, lieben es mehr zu betteln, als mit Hände Arbeit ihr Brod zu erwerben. Die Regierung des Papstes ist die schlechteste, die sich nur finden läßt. Die Prinzen vom Hofe haben das ganze Land in Pacht, und lassen die Hälfte davon aus der verfluchten Ursache wüst liegen, daß das Korn immer im Preise bleibe. Das gemeine Volk geht darüber zu Grunde. Sie essen das Brod, wie man bei uns das Confekt ißt; ein Stück Brod in der Größe eines Kreutzer Weckens kostet nach unserm Geld 3 Kreutzer. Das Pfund Butter 1 fl. und etliche Kreutzer; daher schmelzen die Leute mit allerlei unreinlichem Fett, das ihnen das Fieber zuzieht. Die Armuth, die unter dem gemeinen Volke herrscht, geht über alle Beschreibung. Der Hunger treibt sie zum Aeußersten; sie wühlen in Misthaufen, und was sie da finden, das nur einigermaßen zu essen ist, verschlingen sie mit dem größten Appetit. Wenn sie abgenagte Knochen finden, so nagen sie sie noch einmal ab; verdorrte Stücke Brod, die vielleicht schon ein paar Monate auf der Straße liegen mögen, sind ihnen noch nicht zu schlecht zu essen. Es ist auch gar nicht selten, daß Menschen hier Hunger sterben. Die Italiener achten nicht darauf, sie sind an diese Auftritte gewöhnt. Es sind auch der Leute zu viel, die Hunger sterben wollen, als daß man ihnen helfen könnte. Ich selbst bin hartherzig geworden und mußt' es auch werden, wenn ich nicht alles mein Geld in einem Monat hätte an Arme geben wollen. Wenn die Regierung diesem Elende nicht abhilft, so ist dieses Volk, das ehmals die höchste Rolle in der Welt spielte, verloren. Wenn man die Ruinen der alten Tempel und Palläste von Rom sieht, und diese elende Menschenrace, die man

auch Ruinen nennen kann, so möchte man weinen, daß man nicht früher gelebt hat. — Vor ein paar Tagen habe ich das Gefängnis besucht, worinnen Petrus und Paulus geschmachtet haben; es war mir ganz besonders zu Muthe, an diesem Orte zu stehen, wo diese beiden berühmten Apostel gelitten haben. In der Peterskirche liegt Petrus begraben; über seiner Gruft, brennen immerwährend hundert Lampen. Über der Gruft steht der Hochaltar, der allein mehr als die Höhe unsres Hauses hat, aber in dieser unermeßlichen Kirche nur ein kleiner Punkt ist. 20.000 Menschen sind in dieser Kirche kein großer Haufen. Sie bewegen sich darinnen wie ein Haufen Ameisen, sie erscheinen außerordentlich klein durch die unermeßliche Höhe des Gebäudes. Heute sah ich auch den Leichenzug eines Mönchs, welcher mit vielem Pomp verknüpft war; der ganze Orden (aus dem der Verstorbene ein Glied war) gieng feierlich vor der Leiche her, und sie sangen mit brennenden Kerzen in den Händen Seelen-Messen; dann kam die Leiche, von vermummten Brüdern offen auf einem alten hölzernen Schragen getragen; hinten folgte noch ein Zug Mönche von einem andern Orden der Leiche nach; diese sangen mit den vorderen wechselweise; zusammen machten sie einen Zug von einer Viertelstunde aus, zu welchem sich noch vieles Volk von den Straßen gesellte, um den Todten anzugaffen. — Morgen ein Mehreres; ich mache mir alle Abende vor Schlafengehen die Freude mit Euch zu reden, und so will ich nun etwas auf morgen ersparen.

— — — 19. Nov. Ich mache nun über Hals und Kopf Skizzen zu dem Gemälde, das ich für den Herzog bestimme; ich werde den jungen David mahlen, wie er vor Saul (der vom bösen Geist geplagt wird) auf der Harfe spielt, um in diesem den Dämon zum Schweigen zu bringen. Für Cotta habe ich auch schon einige Compositionen gemacht, die ich nächster Tage ausführen werde. Auf das nächste Jahr um diese Zeit soll schon ein Gemälde von mir im Schlosse hängen. Ich werde (wenn ich dem Herzog dieses erste Gemälde schicke) fragen, ob ich ihm nicht ein anderes machen dürfe, und erlaubt er mir das, so fange ich gleich ein Stück von Bedeutung an, das mir schon einen Nahmen machen soll.

Ich bin ewig Euer

Gottlieb.

An Schelling.

Rom, den 3. Dezember 1808.

Welche Freude mir die Ankunft Ihres Briefes gemacht hat, kann ich nicht aussprechen; ich zitterte, als ich ihn aus den Händen des Herrn Dillis empfing, und konnte ihn in der Hast des ersten Durchlesens gar nicht verstehen; erst nachdem ich mich gesammelt hatte, genoß ich die süßen Worte.

Sie hatten die Güte mir nebst dem Briefe einen Abdruck der Verfassung*) der Münchener Academie zu schicken. Ich habe dieselbe, indem ich Ihnen doch etwas darüber sagen wollte, mit großer Aufmerksamkeit durchgelesen. Doch wage ich es jetzt kaum, Ihnen meine Bemerkungen darüber mitzuteilen, da ich ja nicht wissen kann, mit welchen Augen Sie selbst dieses neue Institut betrachten. — Aber weg mit diesen Bedenklichkeiten! Ich will sprechen, wie ich es fühle; irre ich, so haben Sie die Güte und Freundschaft für mich, mir den bessern Weg zu zeigen. Und so sage ich denn, daß es mir Leid tut, daß man in München ein neues Hospital der kränkelnden Kunst erbauen will, denn wozu? Zur Erhaltung und Fortpflanzung der Kunst? Wo ist denn die Kunst, und wer sind die, die sie fortpflanzen werden? Sie muß ja doch vorher an dem Orte existieren, allwo sie fortgepflanzt werden soll, wenigstens ein wahres Prinzip von ihr muß sich blicken lassen, ich könnte ja sonst eben so gut einen Stein statt eines Kerns nehmen, um einen Baum zu pflanzen. Der aufmerksam auf die Kunst gerichtete Sinn ist so erloschen, daß man noch nicht einmal von ihrem schon lang erfolgten Tode weiß man ist so blind, daß man ihren Leichnam für die lebendige Gestalt nimmt. Alle Fürsten von Europa, fast den kleinsten nicht ausgenommen, haben in ihren Residenzen so ein Haus, wo diese Kunst-Mumie aufbewahrt, erhalten und fortgepflanzt wird. Diese Kunstställe, Treibhäuser, erfordern noch zu ihrem Unterhalte große Summen Geldes, welches zwar viele geistesarme Künstler ernähren, der wahren Kunst aber keine Hülfe leisten kann, ja vielmehr sie unterdrückt. Man könnte mir einwenden, daß ja doch die Kunst durch Stiftung der Academie der drei Caracci wieder in die Höhe gehoben worden wäre. Darauf antworte ich aber: daß dieses nicht die Frucht der Academie, sondern die des Genius der Caracci war. Ihre Schüler Guido, Dominichino, Alabani u. s. w., die sich unter ihren Augen gebildet, sind, für die Zeit in der sie blühten, als große Meister zu achten; welche andere Früchte hat aber die Academie nach dem Tode dieser Caracci

*) Im Morgenblatt 1808 veröffentlichte Schelling einen sehr ausführlichen, begeisterten Aufsatz: „Über die Verfassung der neuen königl. Akademie der bildenden Künste in München." Unter anderem schrieb er: „Wenn Künstler von wirklich freiem und großem Sinne sich mit Lebhaftigkeit gegen Akademien erklären, so könnten sie sich, wie es scheint, dieser Polemik wohl überheben; denn wäre es wahr, daß Akademien, statt den freien und selbstkräftigen Kunsttrieb zu begünstigen, sich zu Kunsttreibhäusern constituiren, statt des gesunden Gewächses die kränkliche Pflanze einer Kunst, die selbst künstlich ist, erziehen; daß sie an die Stelle der Wahrheit das Herkommen, der Natur die Convenienz, des Styles eine beschränkte gleichsam am Boden des Ortes klebende Manier setzen: so wird dies immer da der Fall sein, wo keine großen selbstständigen Geister sich der Kunst weihen- und Werke hervorbringen, deren wahrhafter, gediegener und ursprünglicher Glanz jene Schatten- und Scheinbilder von Kunst auslöscht. Niemals giebt die Schule als solche, sondern immer und überall, wo es nur wahrhaft erscheint, giebt das Genie die Regel, den Maßstab der Beurteilung und des öffentlichen Gefühls für Kunstschönheit. Der wirklich mächtige Geist hat keine Schule oder Akademie zu fürchten . ."

weiter hervorgebracht? — Und nun, um auf die Münchener Kunstschule zu kommen, so habe ich mich bei verschiedenen Personen erkundigt nach den Lehrern, die dabei angestellt worden, und höre, daß sich nicht ein einziger bedeutender Künstler darunter befände. Dies ist aber der Fall bei allen jetzt existirenden Academieen, und ich finde, daß es notwendig so sein muß, denn diejenigen Künstler, welche sehen, daß ihr Talent nicht hinreicht, um sich durch ihre Kunst Ehre und auch Brod zu verschaffen, trachten darnach, in ein solches Hospital aufgenommen zu werden, um so mit wenig Mühe und guter Besoldung nebst dem süßen Professortitel ein recht bequemes Leben führen zu können. Sie sind da kleine Könige, herrschen über einen Gänsestall von Buben, welche meistens die Kinder von Leuten der niedrigsten Klasse sind, die ihre Eltern die Kunst erlernen lassen, einmal, weil sie sie umsonst erlernen können, und dann, weil die Eltern sich vorstellen, daß auch ihr Söhnlein einmal entweder eine kleine Pension oder eine Stelle als Lehrer erhalten könnte. So werden von Fürsten große Summen verschwendet, um zu zeigen, daß sie gebildet sind und die Künste beschützen, und ich bin versichert, daß alle die Academieen, die jetzt in Europa zusammen existiren, mehr Geld in einem Jahre verschwenden, als alle große Kunstwerke, die das fünfzehnte Jahrhundert hervorgebracht hat, zusammen gekostet haben. Man klagt, es werde jetzt nichts mehr für die Kunst gethan, kein Künstler werde mehr beschäftigt; wie kann es auch anders sein, da die Academieen so große Ausgaben erfordern, daß für nichts anderes Geld übrig bleibt? In der Zeit, wo wahre Kunst blühte, wußte man nichts von dergleichen. Der alte Sanzio hielt seinen jungen Raphael bei sich in seiner Werkstätte, bis er einsah, daß dieser nichts weiter von ihm erlernen könnte, da nahm er ihn bei der Hand und führte ihn nach Perugia zu Meister Pietro, und bat diesen, daß er seinen Sohn weiter fortleiten möchte. Nachdem der junge Raphael auch diesem Meister gleich gekommen und zu der Überzeugung gelangt war, daß er auch von ihm nichts mehr erlernen könnte, reiste er nach Florenz, und hier bildete er sich durch die Betrachtung der besten Kunstwerke seiner Zeit zu dem, was er nachher geworden. Seine Zeit war aufmerksam auf jeden neuaufkeimenden Genius, und so fand Raphael bald auch eine weite Sphäre, um den eigenen in seinem ganzen Glanze zu zeigen.

Der kleine Michel-Angelo, von Liebe zur Kunst getrieben, modellirte in dem Garten des Palasts Pitti in Florenz einen Kopf; einer der Fürsten aus dem Hause der Medicis sah ihn da und freute sich über die Geschicklichkeit und den Eifer des Knaben; er ließ sich in ein Gespräch mit ihm ein und war nicht wenig verwundert über den Geist und die Lebhaftigkeit des jungen Buonarotti. Er schenkte ihm darauf einen schönen Rock, nahm ihn zur Gesellschaft an seine Tafel, und gab ihn dem Ghirlandajo in die Lehre.

Cimabue ging einmal spazieren, da sah er einen Hirtenknaben, welcher mitten unter seiner Heerde an einen Baum gelehnt, zeichnete; er schlich sich heimlich hinter ihn und sah mit Erstaunen, mit welcher Genauigkeit und Schönheit dieser alle Gegenstände auffaßte und nachzeichnete; da fragte er den Knaben, ob er ein Maler werden wollte, und als er mit ja antwortete, so führte ihn Cimabue gleich mit sich nach Hause, und der kleine Hirtenknabe wurde durch seinen Unterricht der große Maler Giotto.

Sie werden mich fragen, warum ich dieß alles erzähle? Nur um zu zeigen, auf welche Weise Maler entstehen, und daß erstens erfordert wird, daß diejenigen, die die Kunst fortpflanzen sollen, auch Fähigkeit dazu haben, und daß man zweitens die angespannteste Aufmerksamkeit beweise, wo ein neu emporkeimendes Kunsttalent sich zeigt, — und nicht einen Stall baue, welchen man mit Lehrern und Schülern vollfüllt, ohne zu untersuchen, ob jene auch etwas lehren und diese auch etwas erlernen können.

Ich will deßwegen nicht gesagt haben, daß es überhaupt keinen Künstler in der jetzigen Zeit gebe, der andere die Kunst zu lehren vermöge; eben so wenig will ich leugnen, daß es junge Leute gebe, die große Talente zur Kunst besitzen; sie treffen sich nur beide nicht auf Academieen. So lebt zum Beispiel ein Maler in Stuttgart, Namens Wächter, einsam, verachtet, welcher schon fähig wäre, durch Unterricht und Beispiel vortreffliche Schüler zu bilden; er würde auch gewiß, wenn äußere Umstände ihn mehr begünstigten, Werke an den Tag fördern, welche der deutschen Nation zu hohem Ruhme gereichen könnten, denn sein Sinn für die Kunst ist keusch und rein. Auch hier in Rom befindet sich ein Maler, Namens Koch, ein Tyroler, (also bayrischer Untertan), ein Mensch von ausgezeichneten Talenten; er lebt in schlechten Umständen, indeß hier einige andere bairische Künstler ohne einen Funken Talent einer reichlichen Unterstützung genießen. Noch ist hier ein Bildhauer, Namens Thorwaldsen, von Geburt ein Däne, ein Mann, der auch in den besten Zeiten der Kunst noch Aufsehen gemacht haben würde. Auch in Stuttgart befindet sich ein vortrefflicher Bildhauer, Namens Dannecker...

Diese genannten Männer würden schon fähig sein, eine Stadt in Künsten blühen zu machen, wie Florenz zur Zeit der Medicäer blühte, das heißt in Proportion mit den übrigen. Es scheint mir auch nicht gut, daß ein Hof nur einen einzigen vorzüglichen Künstler in seine Residenz berufe. Nein, es müssen deßwegen mehrere sein, damit nicht dieser einzige, wenn er sich so groß unter den übrigen erblickt, sich gemächlich in den Lehnstuhl seiner erworbenen Reputation niederlasse, sondern damit, indem mehrere der ausgezeichnetsten an einem Platze sich befinden, auch da wieder Acumulation stattfinde und so Jeder, aus Furcht, daß ihm ein anderer den Lorbeer entreiße, in steter Geistes-Anstrengung erhalten werde. Wird sich so die Kunst an einem Orte in lebendiger Regung bewegen, so werden Schüler nicht fehlen, so gewiß, als aus einem schönen großen

gesunden Ehepaar schöne Kinder entsprießen. — Ich bin auch gewiß, daß Sie selbst Ihre philosophischen Kenntnisse keiner Universität zu verdanken haben. — Aber verzeihen Sie mir nun, hochgeehrtester Herr Schelling, wenn ich, statt etwas über die Verfassung der Münchener Academie zu sagen, über Academieen überhaupt so viel geplaudert habe. .

Leben Sie tausendmal wohl!

Ihr ergebenster·

Schick.



Friedrich Overbeck.

Johann Friedrich Overbeck

geboren 3. Juli 1789 in Lübeck, gestorben 12. November 1869 in Rom.

Overbeck war einer der Gründer der romantischen Schule.

An Steinle.

Rom den 23. Febr. 1835.

Mein unvergeßlicher, geliebter Freund und Bruder!

.. Die große Composition für die Ludwigskirche in München, die ich zwar, weil grade unpaß gewesen, nicht selber an Cornelius, wie Du es gewünscht, überbringen konnte, über die ich jedoch in der Folge sehr bald und umständlich mit ihm gesprochen, hat auf alle, die sie sahen, einen so gleichen Eindruck der Freude und Erbauung gemacht, daß es nur der Gesammtausdruck deßen, was wir alle dabei fühlen ist, wenn ich Dir meinen herzlichen Glückwunsch ausspreche dazu, daß Gott der Herr Dich so graden Weges auf das Richtigste geführt, was Seinem Hause zur Zierde und den Seinigen zur Erbauung gereichen kann, und den Wunsch dazu, daß Du es ganz in demselben Geiste durchführen mögest bis ans Ende. Wahrscheinlich wird Dir zwar längst Cornelius selber mit kräftigen Worten dasselbe ausgesprochen haben, aber ich weiß, daß Du nicht ungern auch dazu meine Aeußerungen als eine begleitende Sekundstimme hören wirst. Es weht darin durchaus der Geist der Sammlung und Betrachtung und zugleich jener kirchlichen Ordnung, die jener der Betrachtung gleichsam zur Trägerin dient; und dieser Geist erscheint zugleich in einem seiner würdigen Leibe, einer Formenschönheit, die nicht aus Fleisch und Blut stammt, sondern vielmehr durch Abtötung des fleischlichen Sinnes aus Erneuerung in Gott hervorgeht. Ganz dasselbe gilt von dem Entwurf zur Verzierung der Altarswand in Rösners Kirche, und möge Gott uns die Freude schenken, diese herrliche Idee zur Ausführung gedeihen zu sehen, — denn es wäre dadurch dem verkehrten Prinzip ein wesentliches Terrain abgewonnen, und würde von unberechenbarer Frucht sein. Laß uns keineswegs daran verzweifeln denn wir haben der Beweise schon so viele, daß der Herr nach seiner Erbarmung, das redliche Wollen selbst des Geringsten nicht unbeachtet noch verloren gehen läßt, sondern durch Seine Gnade zu seiner Zeit Frucht bringen macht, über alles menschliche Erwarten. Laß uns vielmehr von Tag zu Tag mehr jene menschliche Ungeduld abstreifen, die es nicht abwarten kann, daß das Samenkorn zuvor gleichsam in der Erde erstürbe, sondern gleich die Frucht sehen möchte, nachdem kaum ausgesäet worden und dem Herrn es überlassen die Zeit zu bestimmen, wann diese aufgehn soll. Aber beten wollen wir mit ausdauernder Inbrunst, daß Gott ein so großes Gutes zu Stande kommen laße zu Seiner Ehre und zur Erbauung vieler Seelen. Auch Deine Entwürfe zur

Stanislauskapelle schließen sich, wiewohl in beschränkterer Sphäre, doch dem Geiste nach, ganz diesen größeren Conceptionen an, und stimme ich ganz dem Wunsche Veiths*) bei, daß Du dem Wesen nach ganz bei denselben bleiben mögest, indem die Bemerkungen, die Dir Veith wird ausgesprochen haben, durchaus nur Kleinigkeiten sind, die Du leicht, wofern Du sie gegründet findest, wirst zu verarbeiten wissen. .

Das Bildchen endlich, wodurch Du uns den gottseligen Einsiedler Nikolaus von der Flur so leibhaftig vergegenwärtigt hast, wofür Alfons Dir noch besonders seinen Dank ausspricht, wäre, trotz des engen Raumes den es einnimmt, allein schon hinreichend uns zu überzeugen, daß Gott in Deiner Seele lebt, mein Theurer! und daß Du so durch Ihn Alles hast, und zu Allem kräftig bist. Bleibe denn in Ihm und wachse in Ihm, auf daß Er in Dir bleibe mit wachsender Gnade! —

. . Innige Wehmut aber wandelt mich an, indem ich dieses Blatt nun zu Ende gehen sehe, und bedenke, daß so dürftige Worte Alles sind, was ich auf so reiche Beschenkung von Deiner Seite zu entgegnen habe. Möge Gott mir bald Gelegenheit zu tätiger Erwiderung schenken, und möge überdieß Er Selber Deine überreiche Vergeltung sein.

Von mir füge ich Dir noch die Neuigkeit hinzu, an der Du gewiß brüderlich Theil nehmen wirst, daß der Erz-bischof von Cöln den Entschluß gefaßt hat, den Hochaltar in dem Dom erneuern zu lassen, wozu ich das Altarbild machen soll, vermutlich ein Flügelbild nach alter Weise auf Goldgrund, mit gothischer Einrahmung im Styl des Gebäudes. Da sich jedoch ganz neuerlich, selbst nach der Entschließung des Erz-bischofs, noch ein Widerspruch dagehen erhoben hat, so darf ich die Sache noch nicht als ganz ausgemacht ansehn, und bitte Dich daher sie Gott anzuempfehlen, und um Segen zu solchem Werk zu bitten, das in der That ein herrliches Unternehmen wäre! — Mein Frankfurterbild rückt Gottlob vor, doch werde ich die ziemlich fleißige Untermalung wohl nicht viel vor St. Peter beenden. Cornelius ist nun mit seinem Carton, den er glorreich durchgeführt hat dem Ende ganz nahe.

Unveränderlich Dein herzlichst Dir ergebener

Friedr. Overbeck.

Ariceia am St. Peterstage 29. 6. 1857.

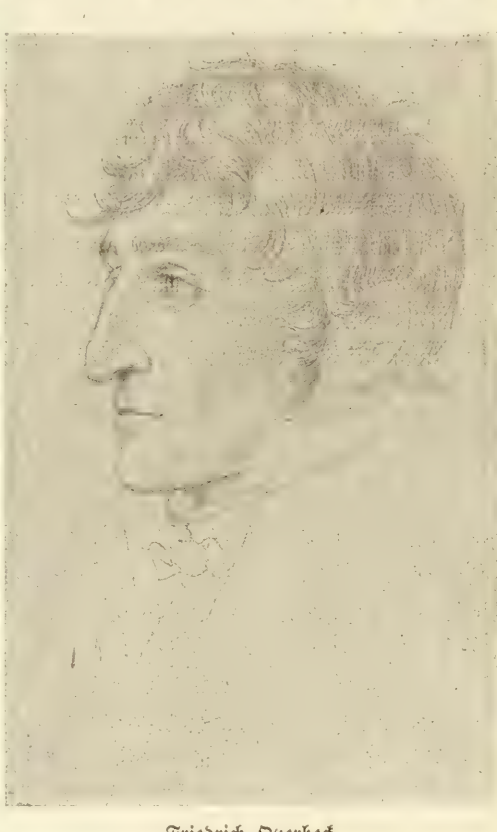
Geliebter Freund!

Ein eigennütziger Beweggrund veranlaßt mich heute Dir zu schreiben; indem ich wünsche in einer mir wichtigen Angelegenheit den Rat erfahrener Freunde einzuholen.

. . Ich weiß nicht, ob ich vielleicht selber Dir mündlich schon von meinen Entwürfen zu den 7 Sacramenten gesprochen haben dürfte; oder ob vielleicht Andere Dir

*) Philipp Veith, Maler, geb. 1793 in Berlin, gest. 1877 in Mainz.

davon erzählt haben; kurz seit einer Reihe von Jahren beschäftigt mich in Nebenstunden die Idee, die genannten Sacramente, in einer vielleicht neuen und wie mich dünkt interessanten Weise zu behandeln; nemlich mit Randverzierungen, nach Art der Raphaelschen Tapeten, in welchen die kirchliche Lehre über die Sacramente, durch Zusammenstellung des Vorbildlichen aus dem alten Testamente, anschaulich gemacht wird. Die vorhandenen Entwürfe dazu (bis jetzt existieren deren nur 5 von derselben) haben eine so ausgezeichnete Aufnahme gefunden, wie vielleicht keine andere meiner Arbeiten; und das bei Leuten der verschiedensten Klassen, vorzüglich aber bei Geistlichen, die sich davon einen Nutzen der Belehrung für das gläubige Volk versprechen. Zuletzt haben nun zwei Kardinäle sich werktätig für die Ausführung derselben zu interessieren begonnen; zuerst der trefliche Card. Siale Prelà, und später der heilige Erzbischof von Wien Card. Rauscher; welcher letztere nun ernstlich beabsichtigt, sie für die Stephanskirche in Wien, und zwar zunächst zur Ausschmükkung des Presbiteriums zugleich aber auch um als Festschmuck bei der Frohnleichnamsprozession zu dienen, ausführen zu lassen. Zwar schreibt derselbe, daß die Verhandlungen darüber noch keineswegs beendigt seien, und ich denke es mir als sehr möglich, daß die Sache noch an den großen Schwierigkeiten auf die er stoßen mag, gänzlich scheitern kann; und deshalb bitte ich Dich dringend geliebter Freund! einstweilen davon noch nichts laut werden zu lassen. Da indessen in meinem Alter, ich vollende binnen wenigen Tagen mein 68tes Jahr, keine Zeit zu verlieren ist, so will ich vorläufig trachten, auch jetzt schon mir klar zu machen, in welcher Weise die Bilder ausgeführt werden müßten, um ihrer Bestimmung zu entsprechen; damit eine wirkliche Aufforde-



Friedrich Overbeck.

rung, falls sie erfolgt, mich gerüstet finde, unverzüglich Hand ans Werk zu legen. In meinem schon vor längerer Zeit, auf Verlangen, eingesandten Vorschlage, war nun zwar eigentlich von Vorbildern für Teppiche die Rede. Jedoch vermute ich, daß der Erzbischof diese Ausführung in Teppichen, um des allzugroßen Umfangs willen sowohl in Rücksicht auf Kosten, als auch auf die erforderliche Zeit, einstweilen nicht berücksichtigen, sondern sich mit den Bildern selbst begnügen dürfte; wiewohl es mich ratsam dünkt, bei Anfertigung dieser, die Möglichkeit einer später vielleicht wünschenswert erscheinenden Übertragung in Teppiche im Auge zu behalten. Und das ist es nun, worüber ich sehr wünsche, Deine Ansicht zu erfahren, in welcher Weise nemlich Bilder ausgeführt werden müßten, die zunächst, wie oben gesagt, dienen würden, selber ein Presbiterium auszuschmücken, und gelegentlich als besonderer Festschmuck (also wohl transportabel sein müßten); zugleich aber auch als Vorbilder dienen könnten, um Teppiche darauf zu wirken, wenn es anders möglich ist, beides mit einander zu verbinden.

Du hast einerseits kürzlich selber ein Werk ausgeführt, das einigermaßen verwandter Natur ist; ich meine die Kirchenfahne für den Speyrer Dom; andrerseits hast Du Gelegenheit gehabt, die Weise, in welcher die Rafaelischen Kartons behandelt sind, genau kennen zu lernen, wie ich aus den beiden herrlichen Köpfen weiß, die Du copiert hast, und die ich selber durch Deine Güte zu besitzen das Glück habe.

Nun glaube ich zwar, daß diese Rafaelischen Cartons niemals als Bilder selber gedient haben, sondern nur zu dem Zweck angefertigt worden, um zur Nachbildung in Teppichen verwendet zu werden.

Es würde sich daher wohl zunächst fragen, ob zu diesem Zweck notwendig gerade dieselbe Behandlungsweise wie die der Rafaelschen Cartons, (ich meine in Aquarellefarben auf Papier?) erforderlich wäre; und auf diese Frage würde wohl am sichersten die Antwort bei solchen einzuholen sein, die der Teppichwirkerei genau kundig sind; wiewohl auch darüber Deine Ansicht zu erfahren mir sehr interessant wäre . . .

An den Maler Ahlborn*).

Fahren Sie fort in Ihrer so wahren und einfachen Weise, fürwahr Gott müßte Gott nicht sein, wenn er Sie nicht zum guten Ziele sollte gelangen lassen. Im Übrigen, was ich Ihnen oft mündlich gesagt, das sage ich Ihnen auch jetzt: es kann mir nicht einfallen Sie zu einer andern Weise der Kunstübung hinüberziehen zu wollen. Es ist auch nichts daran gelegen, ob Einer gerade Heiligenbilder male oder nicht; ein einziges

*) Aug. Wilhelm Julius Ahlhorn, geb. 1796 in Hannover, gest. 1857 in Rom.

Bild nur ist uns Allen als Aufgabe fürs Leben zu malen gegeben, das Ebenbild Gottes in unserer Seele nach dem Vorbilde, das Er uns vom Himmel herab in Seinem Eingeborenen gesendet hat; ja daran ist alles gelegen, daß es dem himmlischen Vorbild ähnlich sehe, der wird einst ein guter Maler heißen vor Gott und seinen Engeln, wenn auch seine Bilder sonst, die mit Farben auf Holz oder Leinwand gemalten, von Kennern oder Nichtkennern nicht höher sollten geachtet worden sein, als um ins Feuer geworfen zu werden. Wer aber dieses eine Bild nicht zur Zufriedenheit dessen, der es ihm aufgetragen, durchgeführt, der wird einst als ein elender Stümper von allen Engeln Gottes mit Schmach bedecket werden und hätten ihn auch alle Geschlechter auf Erden um seiner Kunst willen zu den Sternen erhoben. Darum meine ich nun, so Einer von Gott die Gabe empfangen hat, daß er durch seine Kunst sich selber und Andern kann zum Gelingen dieses einen Bildes förderlich werden, der tut nicht allein wohl daran, seine Gabe dazu zu verwenden, sondern er kann auch vielleicht schwerer Verantwortung entgegen gehn, so er es verabsäumt; wer aber die Gabe nicht empfangen hat, kann auch nicht dafür verantwortlich sein und tut genug, wenn er mit seiner Kunstübung nicht sündigt, noch auch andern Anlaß zur Sünde gibt. Darum male ein Jeder, wie er berufen ist, der Eine so, der Andere anders; aber wie immer einer malen möge, so erhebe er sich nicht in thörichtem Dünkel, sondern preise im Gelingen Gott, der es gegeben, und verzage nicht im Mißlingen, das ebenfalls vor Gott nach Seiner Weisheit geordnet ist zu seinem Heil.

Dieses, lieber Freund, ist in Kurzem mein Glaubensbekenntniß in der Kunst, das ich geglaubt habe, zur Erinnerung und Vervollständigung unserer Gespräche Ihnen niederschreiben zu müssen in der Hoffnung, daß Sie mit eben der Güte meine Zeilen aufnehmen werden, wie Sie so oft meine Reden aufgenommen haben.

An Cornelius.

Rocca di Papa, 28. Juni 1869.

Vielgeliebter Freund! Wir mußten uns erst in unserm Sommerquartier einigermaßen eingewohnt haben, vor allem mußte meine neue große Arbeit erst eingeleitet und begonnen sein (was beides lange nicht gelingen wollte, weil wir hier, statt Sommer, förmlich Winterkälte zu überstehen hatten) bevor ich mich entschließen konnte, Dir, mein innigst geliebter und wahrhaft verehrter Freund, Nachricht von uns zu geben; und so blieb der Dank für Deinen köstlichen Brief, durch den Du mich so in der Seele erfreut hast, so lange hinausgeschoben. Nun haben wir endlich den lang entbehrten italienischen Himmel wieder, in wunderbarem Glanz und Klarheit liegt die duftige Ferne da draußen vor mir, so daß ich nicht mehr zu fürchten brauche, das trübe

Grau Deiner Umgebung, von dem Dein Brief erzählt, durch trübe Färbung meines Briefes noch zu vermehren.

Auch ist die Arbeit begonnen, bei der freilich allzuoft das drückende Gefühl, der ungeheuren Aufgabe, zumal in meinem Alter, nicht gewachsen zu sein lähmend



Friedrich Overbeck.

eintritt, und Erschöpfung mich zwingt auszuruhen, während ich so sehr Ursache hätte, in ununterbrochener Tätigkeit die Zeit zu benützen die mir noch gegönnt ist. Wo aber könnte ich besser ausruhen als bei Dir, in der Erinnerung an Dich und Deine treue Freundschaft; und das soll denn auch heute geschehen; ich werfe mich im Geist an Deine Brust, um Dir zu sagen, wie unvergeßlich mir die Tage sind und bleiben werden, die

Du mir hast schenken wollen, und wie Du dieses Geschenk durch Deinen lieben so reichen Brief wahrhaft gekrönt hast. Innigen Dank für Alles, namentlich auch für den Bericht Deiner Reise, der auf so belebende Weise Jugenderinnerungen wach gerufen hat.

Pisa! Padua! ach wer sie an Deiner Seite hätte sehen können! allzusehr sind im eigenen Gedächtniß die dort empfangenen Eindrücke schon erbleicht. Wohl mir, daß durch Deine Vermittlung das ehrwürdige Bild jener herrlichen Vorzeit in seiner Gesammtheit noch Einmal mich begrüßt hat und ich es erkannt als den Stern, der meiner Jugend einst so glänzend geleuchtet hat, dessen Schimmer ich unserer Zeit zu vermitteln mein langes Leben durch bemüht gewesen bin, was aber ach, so unvollkommen gelungen ist. Du aber, muthiger Schiffer mit Deinen ungebrochenen Kräften, steure unverdrossen ihm nach, den Blick unverrückt nach ihm gerichtet, er wird zu herrlichem, zu segensreichem Ziele Dich führen. Die Welt zwar, sie wird fortfahren auch in der Kunst das Ihre zu suchen, zu lieben und anzupreisen; aber der edle Samen, den Du bisher ausgestreut hast und den Du noch ausstreuen wirst, er wird dennoch erblühen unter den Kindern Gottes und Frucht bringen für kommende Geschlechter! — Unsere Aufgabe ist ja die der Machabäer, zu streiten; die Salomonischen Zeiten, die der tausendjährigen Herrschaft des Christentums auf Erden sie sind vorüber. Sichtbarlich ist dem Satan Macht gegeben zu schaden auf Erden. Aber getrost! wir sind stärker als der Satan, denn das Kreuz Christi steht auf unserer Stirne und auf unserer Fahne; wer kann uns schaden!

Dies, Vielgeliebter, habe ich Dir als Bruder in Christo schreiben wollen, weil die Zeiten böse sind, und es noth thut, daß die den Herrn lieben sich untereinander starken. Wir haben ein großes Vermächtniß unsern Nachkommen zu hinterlassen, das der heiligen Furcht und Liebe Gottes! Mich dünkt, wir sollten unablässig es unsern Kindern und Kindeskindern sagen, damit diese es wiederum ihren Kindern sagen und einschärfen, daß Gott fürchten und lieben und Ihm von ganzem Herzen dienen, die einzige wahre Weisheit sei, das einzige wahre Glück im Leben und im Sterben. Ich habe dies ein Vermächtniß genannt, das uns anvertraut ist, weil nicht abzusehen ist, was für Verheerungen der wachsende Unglaube vielleicht in nächster Zeit noch anzurichten im Stande ist.

Darum laß uns vereint beten, damit wir nicht wanken; aber namentlich beten auch für das bevorstehende Concilium, daß es zu Stande komme und der Welt den Segen bringe der von ihm zu hoffen ist.

Meine (Adoptiv-) Tochter grüßt Dich mit aller Herzlichkeit, sie ist wie immer die treue unermüdliche Pflegerin. Grüße Dein ganzes liebes Haus!

Herzlichst Dein treuer Bruder in Christo Fr. Overbeck."

An Eduard Steinle.

Rom am 19. Febr. 1869.

Teurer Freund! Es wird mir so selten die Freude zu Theil, Dir selber ein Lebenszeichen von mir geben zu können, daß ich mit lebhafter Freude das Anerbieten unserer beiderseitigen Freundinn, Frl. Joh. Pastor ergreife einige Zeilen an Dich vermitteln zu wollen.

.. Aber es hat Gott gefallen, mir in meinem Alter (ich hoffe binnen vier und einen halben Monat mein 80stes Jahr zu vollenden) noch eine große Aufgabe von weit aussehendem Umfang aufzuerlegen. Was wirst Du zu meiner Kühnheit gesagt haben, wenn Du es vielleicht schon erfahren, daß ich unternommen habe, für den trefflichen Bischof Stroßmaier die Kartons anzufertigen zu den Bildern mit denen er seine neue Kathedrale zu Diakovar in Slavonien, die noch im Bau begriffen ist, auszuschmücken beabsichtigt. Mögest Du mich nicht der Vermeßenheit zeihen, sondern vielmehr meine Schwachheit durch Deine brüderlichen Gebete unterstützen. Mein Vertrauen ist einzig auf den Allmächtigen gegründet, der mir verlieben hat, auch wirklich schon 12 Cartons zu vollenden, so daß ich soeben mit den 13ten beschäftigt bin, der für eine der drei großen Ansichten bestimmt ist. Aber wie ferne liegt noch das Ende der ganzen Aufgabe! Darum wirst Du es begreiflich finden, daß ich alles Andere abweisen muß. — Wer doch so glücklich wäre Deinen Rath, Dein Urtheil hören zu können! — Sollte denn selbst ein allgemeines Concilium nicht im Stande sein, Dich noch einmal nach Rom zu führen? Wie müßte eine solche Reise Dich auffrischen, wie die Anstrengungen, die sie erfordern würde sich lohnen! —

O, daß Du den Vorschlag beherzigen möchtest. Wie glücklich würdest Du machen.

Deinen Dir so innig ergebenen

Fr. Overbeck.

Peter von Cornelius

geboren 23. September 1783 zu Düsseldorf, gestorben 6. März 1867 zu Berlin.

Motto:
Ungestraft bleibt nie ein Deutscher, der nach männlich Hohem ringt,
Und das große Heer der Grauen aus dem Eselstrabe bringt;
Das an helle Geistesflammen setzt die Koch-schmorbratenpfannen,
Und die Hippokrene leitet in die Wasch-scheu'rbadewannen.

An seinen Jugendfreund Flemming.

Freund!

Ja, das bist Du mir und nur Du allein! Seit ich Dich habe, fühle ich gar kein Bedürfnis mehr, mich noch Andern zu nähern. Es kommt mir dann immer vor, als wenn es Dich schmerzte, wenn ich einen Andern eben so innig lieben könnte, wie Dich. Es ist so etwas Eigennutz in diesem Gefühl. Doch ich bin ja nur ein schwacher Mensch. Daß ich aber kein böser Mensch bin, beweist ja die Liebe, womit mich mein Plato beglückt, wenn ich oft in schwüler Stunde auf mich einen Blick werfe und mich so fern noch hinter meinem Ideal fühle. Wenn ich dann tiefgebeugt vom Gefühl meiner Schwäche meines Unwerts, mich selbst beklage, — o, dann denke ich an Dich, an unsere Liebe. Dieser edle Mensch! würde er mich so lieben, wenn ich so beklagenswert wäre? Nein, o nein! er kann keinen Elenden lieben.



Peter v. Cornelius von Franz Krüger.

Dann fühle ich mich oft wieder ganz erheitert, wieder ganz zu Allem Guten aufgelegt; und der Gedanke an Dich, Bester, hat mich oft von unedlen Thaten liebend abgelenkt. O, wer, wer verkennt hier der Freundschaft hohen Werth? wer fühlt sich

nicht glücklich bei dem Gedanken: „Dir ist der hohe Wurf gelungen, Eines Freundes Freund zu sein!“ ...

An denselben.

Da ich am Untermalen meiner Composition war, besuchten mich zwei junge Männer aus Cöln. Du wirst sie kennen. Der eine heißt Boisserée, der andere Bertram, Jünglinge von feiner Bildung und großer Liebe für alles, was Kunst ist. Diese erzählten mir zu meiner größten Verwunderung, daß jener so famöse Hoffmann nichts als ein elender Mechaniker sei, ohne alles Gefühl für das Große und Schöne seiner Kunst, ohne alle feinere Bildung des Herzens und des Geistes, kurz: ein phlegmatischer, trockner Mensch; daß alle jene schönen Ideen, die seine Bilder ausschmückten, die Erfindungen des Prof. Wallraff seien, mit dem er jetzt total gebrochen habe, und seitdem nichts als Schmiererei mache, die ihm nur in den Wurf käme.

Höre nur, welches Glück dieser Mensch hätte haben können! Herr Göthe von den dichterischen Ideen Wallraff's entzückt, wunderte sich, daß ein junger Mann, wie Hoffmann, so etwas hervorbringen konnte, schrieb ihm einen freundschaftlichen Brief an den andern, erkundigte sich sorgfältig um sein Alter, seine Lage etc. und bestellte bei ihm gleich den Plafond für den Palast der Herzogin, berief ihn auch nach Weimar, um in einen Gehalt von 1000 Thalern zu treten und die herrlichen Arbeiten (nebenbei noch gut bezahlt) zu verfertigen. Täglich sollte er mit den drei großen Männern, Göthe, Schiller und Wieland, umgehen, kurz: alles das genießen, was man von jeher den größten Künstler nur kärglich genießen ließ. Er aber, der sich zu allem diesen unfähig fühlte, mußte darauf verzichten. Wallraff, der seine Kräfte wohl kannte, sagte ihm gleich: „Herr Hoffmann, das gibt nichts! Sie können nicht hingehn!“ Freilich, wenn er selbst mit ihm hätte hingehen können! Der Plafond sollte in einem halben Jahre fertig sein. Schon sind zwei Jahre verflossen und noch ist er nicht halb fertig. Da das halbe Jahr verflossen war, schrieb er nach Weimar um noch ein halbes Jahr Ausstand; er erhielt es, und als auch dieses verstrichen war, erhielt er wieder einen Brief von Herrn Göthe, worin er sich wunderte, daß er gar nichts mehr von dem Plafond höre; ob er ihn vielleicht überraschen wolle, und daß er die Hoffnung noch gar nicht aufgegeben habe, ihn in Weimar zu sehen.

Vor Kurzem erhielt er wieder einen Brief (von Göthe), worin er ihm meldete, daß wenn der Plafond nicht bald fertig wäre, er die Stelle mit Stuccaturarbeiten ausfüllen würde. Doch äußerte er noch den Wunsch ihn in Weimar zu sehen.

Ich kann die Ursache leicht errathen. Nemlich: Herr Göthe hat im Sinn, die Kunst noch auf eine höhere Stufe zu stellen; sie sollte nicht allein zum Herzen, sondern

auch zum Verstand sprechen, sie sollte nicht allein vergnügen und erschüttern, sie sollte auch belehren. Denn die Menschheit würde nie so abstract werden, daß sie alle sinnlichen und bildlichen Mittel zu ihrer Veredelung entbehren könnte. Darum will er auch immer, daß ein Bild sich selbst ausspricht, so daß jeder Unbefangene, wenn er auch die Geschichte nicht kennt, den Sinn des Bildes gleich erkennt und dann seine Resultate ziehen kann. Auf diese Art würde die Kunst mit der Philosophie verwandt werden und immer mit ihr Hand in Hand gehen; sie würde wichtig, gemeinnützig und am Ende der Menschheit ganz unentbehrlich werden. Um nun diesen großen und schönen Plan auszuführen, muß er einen jungen und talentvollen Künstler um sich haben; er muß ihn gleichfalls zu diesem hohen Endzweck bilden und fähig machen; er muß ihm täglich das erhabene Ziel vor Augen stellen und die Mittel es zu erreichen liebreich in die Hände geben.

O mein Plato! sowie der der ersten Liebe würdige Gegenstand immer vor der Phantasie des platonisch liebenden Jünglings in der Jugend blühender Schönheit schwebt, also umschweben diese Bilder unaufhörlich meine Phantasie. O wenn es dem durch Leiden geprüften Raphael vergönnt würde, im echten Sinn ein Wiederaufhelfer der gesunkenen Kunst zu werden — dann, o dann würde ich inniger im Gefühl meiner Würde meinen unvergeßlichen Plato an mein Herz drücken.

Herr Göthe hat sich zwar an Hoffmann geirrt; er wird aber um eine solche Kleinigkeit seinen Plan nicht aufgeben. Ich habe alles mögliche angewandt, meine Composition nach seinem Wunsch einzurichten. Höre und sage mir Deine Meinung.

Nun Dein Urtheil!...... Leb wohl! Dein

Raphael.

An denselben.

...Der Gedanke, bald aus Düsseldorf erlöst zu werden, beschäftigt schon seit dem Frühling meine ganze Phantasie. Du kannst daher leicht denken, welchen Eindruck Dein Brief auf mich machte. Besonders ist Wien so der rechte Ort, der mich dem gewünschten Ziele näher bringen könnte, nehmlich Raphaels Styl (und) Composition durch Corregios liebliche Schattenabstufung wichtiger, gefälliger und anlockender zu machen, und durch des Tizian lebhafte Carnation der Farben gleichfalls ganz zu beleben. Wien ist dazu ganz geschaffen; die dasige Galerie besitzt eine große Menge Tizian's und Corregio's, wovon wir nur, wie Du weißt, einige Köpfe haben, wonach man diese großen Männer nicht beurtheilen kann. Auch hat man da einige schöne Bilder von Raphael. Doch den kann man nach jedem Kupfer studieren. — Du kannst Dir eine gute Idee von Corregio's schöner Schattierung machen, wenn ich Dir sage, daß Van der Werfft sie sehr studiert, aber doch nicht erreicht hat. Denke Dir

ein Bild in Lebensgröße mit einer solchen Haltung von Schatten und Licht in unendlicher Abstufung, dabei aber klareren, reineren Schattenfärbung und kühneren, geistigeren Pinsel. — Die göttlichen Antiken und die ewig große Natur aber müssen gleich schützenden Genien mir immer zur Seite stehen; denn sie sind das Dictionär der Kunstsprache. Übersetzt der Künstler die Sprache des Herzens und der Phantasie in die Sprache der Wirklichkeit, so kann er die ihm noch fehlenden Worte immer in diesem Buche finden. Ich muß immer über mich selbst lachen, wenn ich über die Kunst zu plaudern komme; bin dann so gesprächig wie eine Modehändlerin. Doch Jeder hat so seine schwache Seite, wie Du mit Jonay sagst: und die wird am heftigsten verteidigt.

Ich denke jetzt oft über mich und meine Lage nach und finde, daß ich (— ich spreche jetzt über den wichtigsten Punkt mit meinem Plato; er wird die Offenherzigkeit seines Raphael nicht prahlerische Eitelkeit nennen —) und finde nach genauer Selbstprüfung, daß ich die Kunst auf einen ziemlich hohen Grad bringen könnte. Doch ich müßte jetzt auch blos mit ihr beschäftigt sein; nur blos das Höchste, was je alte und neuere Kunst hervorbrachten, müßte jetzt das Muster meines täglichen Lebens sein; keine unwürdige, den Künstlergeist abstumpfende Arbeit müßte mehr die glücklichsten Ideen in ihrer Geburt ersticken. Keine centnerschwere Last, an die Fittige des Geistes geheftet, müßte seinen kühnen Flug im schönsten Steigen unterbrechen. Frei und fessellos muß der Künstler in der Kunst nie endende Regionen dem niedrig Irdischen kraftvoll enteilen!...

An den Maler Moßler*).

Rom im März 1812.

Das Du mir von dem Gemälde im Dom sagst, ist mir eine wahre Erquickung gewesen, denn außer bei den Klosterbrüdern hört man hier nur mit einer gewissen Vornehmheit von der deutschen Kunst sprechen, welches mir um so schmerzlicher ist, da mir das Wesen derselben hier in Italien erst recht in seiner Glorie erschienen und mir immer lieber wird. Ich sage Dir, Moßler, und glaube es fest: ein deutscher Maler sollte nicht aus seinem Vaterlande gehen. Ich habe nun diesen Schritt der Zeit entgegen gethan, und es ist gut so, aber lange mag ich nicht unter diesem warmen Himmel wohnen, wo die Herzen so kalt sind, und ich fühl es mit Schmerz und Freude, daß ich ein Deutscher bis in's innerste Lebensmark bin. Indessen ist nicht zu leugnen, daß hier viel an Kunstmitteln zu holen ist, aber auch viel Verführung ist hier und zwar die feinste im Raphael selbst. In dieser liegt das größte Gift und der wahre Empörungsgeist und Protestantismus, mehr als ich je gedacht. Man möchte blutige Thränen

*) Karl Moßler gehörte zu dem engeren Freundeskreis von Cornelius. Er war Historienmaler, geboren in Koblenz.

weinen, wenn man sieht, daß ein Geist, der das Allerhöchste gleich jenem mächtigen Engel am Throne Gottes geschaut, daß ein solcher Geist abtrünnig werden konnte. Ueber diesen Punkt ein ander Mal, jetzt ein Wort von den Klosterbrüdern. Diese sind eine Gesellschaft ganz vorzüglicher Menschen, die sich für die Kunst und alles Gute verbrüdert haben und musterhaft sich lieben und einander anhängen. Es sind ihrer sechs, fünf davon sind hier, einer in Wien. Overbeck aus Lübeck ist derjenige von ihnen, der durch die Milde seiner Seele und die Kraft seines edlen Geistes die andern Alle um sich versammelt und für alles Herrliche entflammt hat. Er mag wohl der größte Künstler sein, der jetzt lebt, und Du würdest erstaunen, wenn Du seine Arbeiten sähest. Dabei ist er die wahre Demut und Bescheidenheit selbst. Pforr kennst Du schon durch seine Arbeiten; er besitzt das edelste und treueste Herz von der Welt, eine unerschütterliche Festigkeit in Dingen, die er für echt hält, aber auch eine Strenge, die oft in's Herbe geht und ihm selbst sehr nachteilig ist. Eine Brustkrankheit, die ihn all' die Zeit, seit ich hier bin, auf's Bett hält, macht ihn milder und liebender, aber Gott wolle ihm seine Prüfungszeit verkürzen und ihm Freudigkeit und Zuversicht geben, die sein edles Herz so sehr verdiente. Vogel aus Zürich ist ein von der Natur auf's rüstigste und reichste ausgestatteter Mensch. Mit offener Brust und Geist ergreift er alles, was die Natur Schönes, Gutes und Herzliches in die Seelen der Menschen gestreut, um sie zu vereinigen. Er fühlt alle Beziehungen der Herzen gegen einander so reich und menschlich schön, als ich je bei Einem gefunden habe. Dabei besitzt er ein erstaunliches Kunsttalent. Er macht Gegenstände aus der Schweizergeschichte auf's herrlichste. Wintergerst aus Schwaben besitzt neben einem aufgeschlossenem Sinn für alles Gute und Schöne all' jene Tugenden, die jetzt so wenig geachtet und die kleinen genannt werden, die aber im Himmel groß angeschrieben stehen: Demut, Teue, Dankbarkeit, Dienstbarkeit bis zur Unterwerfung, Anhänglichkeit und Liebe. Er arbeitet im Styl von Michel Angelo und ist äußerst tätig und eifrig.

. . Auf unserem Weg hierher fanden wir Einen in Lodi, Namens Hollinger, der auch zu ihnen gehörte, der aber ausgeartet und abgefallen war. Sie bedauerten diesen Verlust einer Seele, wie man billig soll, weil er der größte ist. An seiner Stelle bin ich nun aufgenommen, und ihre Freude darüber ist so groß und ungeheuchelt, daß ich es zu den glücklichsten Ereignissen meines Lebens zähle und mir so die Entfernung vom Vaterland erträglicher wird. Auch Du, lieber Moßler, wirst mich beneiden, aber ich hoffe, auch Du sollst einmal zu uns gehören, wie Du es in Deinen Gesinnungen, Deinem Streben und Deiner Vereinigung mit mir auch schon bist. Da aber unser Verein republikanisch ist, so muß und soll ein Jeder das Herz eines Jeden gewinnen, weil die Liebe das Band ist. Auch kann hier Keiner Jemand empfehlen, er muß

es auf irgend eine Art selbst; dann aber ist er's auch bei Allen auf Leben und Tod.

Ich mache jetzt Zeichnungen zu dem Liede der Nibelungen, und habe heute die Nachricht bekommen, daß Reimer in Berlin dieselben unter sehr vorteilhaften Bedingungen die ich ihm vorgeschlagen, verlegen will. Meine Existenz in Italien ist also auf eine angenehme Art gesichert. Ich verkaufe ihm die Platte zu 3 bis 4 jedes Blatt zu 12 Carolin. Das ist honett, nicht wahr? Ich aber meines Theils lasse mir's auch sauer werden, das wirst Du glauben. Dafür wird es auch seinen Zweck, den, zum Besten unserer Nation ein Saatkörnlein zu pflanzen, nicht verfehlen.

Lebe wohl, lieber, bester Freund. Ewig der Deine

Cornelius.

Ludwig Kronprinz von Bayern an P. Cornelius.

Bad Brückenau, 1. September 1824.

Glück wünsche ich der Kunst in Bayern, einen herzlich lichten Tag seh ich werden, weil Cornelius zum Director der sie befördern sollen (den), und nun gewiß sie trefflich befördern werdenden Academie ernannt ist. Noch an dem Tage wo ich Ihren Brief vom 23. August empfangen, sandte ich das beiliegende Schreiben an Staatsminister Graf Thürheim, von dem mir heute Ihre Ernennung angekündigt wurde, und obgleich der Zeit nicht viele habend (da ich morgen nach Würzburg zurückkehre) kann ich mir doch die Freude nicht versagen, Ihnen, nun ganz meinem Cornelius, das lebhafte Vergnügen auszudrücken, daß unser Beider Wunsch erfüllt ist.

Daß Sie Wagnern, den General-Sekretär, nicht eher verlangen, als bis sein für mich verfertigendes Fries vollendet, soll mir vorzüglich lieb sein. Es bedarf dermalen nichts, als daß Sie dieses Begehren unterlassen, sonst keiner Erwähnung.

Mit den Gesinnungen, die Sie (von) mir kennen meines Cornelius sehr gewogener

Ludwig, Kronprinz.

An das k. pr. Ministerium etc. (v. Altenstein).

Hochgebietender Herr Staatsminister,
Hochgeborener Freiherr!

Unmittelbar nach dem Tode des Direktors von Langer in München erhielt ich durch Se. königl. Hoheit den Kronprinzen von Bayern den ehrenvollen Antrag, dessen Stelle zu übernehmen. Ein zweites Schreiben Se. königl. Hoheit war begleitet mit

der Anfrage, des königl. Bayer. Staatsministers Grafen von Thürheim, ob ich geneigt wäre erwähnte Director-Stelle in München anzunehmen.

Mein persönliches Verhältnis zu dem humanen und kunstliebenden Hof in Bayern, besonders zum Kronprinzen ist eins der glücklichsten, deren je Künstler zu ihren Fürsten sich erfreuten; die Aussicht auf künftige, praktische Ausübung in der Kunst wahrhaft großartig, und dabei alle äußere Mittel einer Schule reich und wohl gestellt.



Peter v. Cornelius.

Von der anderen Seite waren meine Bemühungen hiesigen Orts von so ungemein glücklichem Erfolg, daß ich mit der größten Gewißheit und Zuversicht deren fernerem Wachsthum und Gedeihen entgegensehe, wenn ein hohes Ministerium, wie es bis jetzt gethan, meinen Ratschlägen, die unten folgen werden, geneigtes Gehör gönnen will.

Dazu kommt, daß meine gute Frau zwar mit der größten Bereitwilligkeit mir folgt, wo es Pflicht und Amt erfordert, aber heimlich von einem zerstörenden Heim-

weh und entschiedenen Widerwillen gegen Düsseldorf verzehrt wird. Hier sehe ich sie immer krank; und so verliere ich Zeit, Heiterkeit und Vermögen, und wohl am Ende ein treues wackeres Weib und die über Alles zärtliche Mutter zweier lieben, hoffnungsvollen Kinder, deren Erziehung durch den ewigen Wechsel am Ende doch nicht von rechter Art sein möchte.

Dieses Alles fordert mich auf, einer Stimme zu folgen, die mir in jeder Hinsicht als eine Stimme Gottes erscheint, und ich bitte Ew. Excellenz und nehme Ihre mir so oft erwiesene Huld und Großmuth in Anspruch, mir den ohnehin schweren Abschied von Preußen nicht ganz zu erschweren.

Um nun wieder auf meine Schule zurück zu kommen, als auf diejenige Angelegenheit, die mit der zärtlichsten Sorgfalt mein ganzes Herz erfüllt, so bitte ich ganz gehorsamst, folgenden Vorschlägen Ihre geneigte Aufmerksamkeit nicht zu versagen.

Für's Erste kommt es darauf an, nun einen Nachfolger in meinem Amte zu finden, der im selben Geiste sie fortzusetzen die gehörigen Erfordernisse hat. Diesen zu finden würde manchem Andern schwerer fallen, als mir, weil ich das Glück hatte, fast alle ausgezeichneten Zeit- und Kunstgenossen nicht allein zu kennen, sondern ihrer Liebe und ihres Zutrauens mich zu erfreuen.

Von allen aber, die ich kenne, hat keiner die entschiedenen Eigenschaften zu diesem Amte, sowohl in Hinsicht seines Charakters, als seines Talentes, als Julius Schnorr aus Leipzig, gegenwärtig in Rom. Sein Werk al Fresco in der Villa Massimi erregt die Bewunderung Aller, die es gesehen, und der Kronprinz von Bayern hat bei dessen Anblick ihm sogleich den Wunsch geäußert, auch von ihm eine ähnliche Arbeit in München zu sehen. Ich schlage zu fernerer Berichterstattung über diesen Mann den geheimen Staatsrat Niebuhr und die jetzige königl. Preuß. Legation in Rom vor, die ihn ganz genau kennen. Ich selbst erbiete mich, ihn zur Annahme dieses Amtes zu bestimmen.

Da aber Schnorr erst nach zwei Jahren mit seiner Arbeit in Rom fertig sein wird, so erbiete ich mich, alle Jahre im Winter einige Zeit in Düsseldorf zuzubringen und in jeder Hinsicht die Sache nicht allein zu erhalten, sondern zu fördern und stehe für den Erfolg. Dafür würde ich mir blos die Reisegebühren und Diäten während meines Aufenthaltes untertänigst erbitten, bis Schnorr das Amt aus meinen Händen nehmen kann.

Es versteht sich von selbst, daß ich diesen Winter hier bleibe.

Möchten Ew. Excellenz aus diesen Vorschlägen meine aufrichtige Liebe für meine Schule wahrnehmen und ihrer Beachtung würdig finden.

Möchte es mir sodann vergönnt sein, den Preußischen Staat — vielleicht ohnehin nur auf einen Zeitraum — zu verlassen, ohne die mir so teuere Theilnahme Ew.

Excellenz und die Liebe desjenigen Mannes, der mir Vater, Bruder, Freund, ein Muster jeder Tugend ist, Niebuhr, zu verlieren! Möchte Gott es fügen, daß ich mit jenen großen Männern Italiens einige Ähnlichkeit hätte, die dem Beispiel des hochbegeisterten Giotto folgend, durch ganz Italien zogen und überall die Spuren ihres Geistes, ihres kräftigen Wirkens zurückließen, so daß der Kreis mit dem großen Michel Angelo sich schloß, den die Welt ewig bewundern wird.

Genehmigen Ew. Excellenz mit Ihrer gewöhnlichen Huld die Äußerungen einer ungeheuchelten Liebe und Ehrfurcht

P. Cornelius.

Düsseldorf, 4. September 1824.

Ludwig, Kronprinz von Bayern, an Peter Cornelius.

Nürnberg, Vorstadt St. Johann, 16. September 1824.

Nahe dem Grabe Albrecht Dürers schreibe ich Ihnen dieses, mehr gedacht habend über Ihren letzten Brief. Überflüssig wäre es Ihnen zu wiederholen, wie wichtig Ihr Besitz mir scheint; aber daß Sie nur aus Gefälligkeit für mich die Directorsstelle annehmen, will ich nicht, der ich Ihnen nicht übel nehmen kann, wenn deren Gehalt geringer ist, als Sie geglaubt, Sie solche ablehnten. Ich glaubte, Ihren größten Wunsch zu erfüllen, ich wiederhole: aus Gefälligkeit nehmen Sie es nicht an! Wenn von Herzen aber, wird es das Herz hoch erfreuen. Mit dieser Gesinnung Cornelius' Wert anerkennender

Ludwig Kronprinz.

König Ludwig an P. v. Cornelius.

München, 25. März 1835.

Werter Cornelius! Auf Ihren Brief vom 10. dieses erwiedere ich, daß im August Sie in der h. Ludwigskirche zu malen anfangen können, der ich durchdrungen von der Richtigkeit dessen bin, wie Sie hinsichtlich des baldigen Gelingens mir äußerten. Meines Willens Festigkeit, meine Beharrlichkeit gehörte dazu, um solches, sowie um der Kirche schleunigen Ausbau zu bewirken; denn es sah übel, sehr übel damit aus. Nun aber wird es gehen. Fortwährend ist hier ein rechtes, reges Kunstleben, und großartig wird die Kunst getrieben. Und wie wird dieses vermehrt, wenn Cornelius in der h. Ludwigskirche sein herrliches Werk beginnt!

Zimmermann hat keine Skizzen mehr für die Pinakothek-Loggien. Schicken Sie ihm doch bald neue; wünsche, Sie möchten alle noch fehlenden in Rom entwerfen.

Welcher Ort eignet sich mehr dazu? Und unberührt von dem Alltäglichen sind Sie daselbst, was in München nicht der Fall.

Nun, werter Cornelius, Lebewohl, erhalte sich der große Künstler der Kunst und dem was er an ihm besitzt zu schätzen wissenden

Ludwig.

*) An König Ludwig.

Zu meinem größten Bedauern habe ich gestern das Glück verfehlt, Ew. Majestät mündlich wiederholen zu können, was ich dem P(rofessor?) Sch(lotthauer?) aufgetragen habe, schriftlich an Ew. Majestät auszurichten, nehmlich die Arbeiten in der St. Ludwigskirche, soweit sie nun gediehen sind, Ihrer Allerhöchsten Aufmerksamkeit zu würdigen.

Ew. Majestät werden das Werk nun in einem andern Zustande finden und ich habe den Mut nicht verloren, immer noch zu hoffen, die üble Meinung, die Ew. Majestät von meinen Fähigkeiten als Maler hegen, noch zu überwinden; ja es könnte dieses ein Stachel mehr für mich werden, wenn sich die Möglichkeit dazu nur einigermaßen kund gäbe.

Indem ich den ferneren Befehlen Ew. Majestät mit Sehnsucht entgegensehe, ersterbe ich etc.

P. v. Cornelius.

An denselben.

Als ich früher der allerhöchsten Gnade Ew. Majestät mich zu erfreuen das Glück hatte, habe ich mich dessen nie überhoben; und als ich später bestimmte Zeichen der Ungnade erfuhr, ertrug ich Sie in Geduld und Ergebung, Dem alles anheimstellend, der die Herzen der Könige lenkt.

Aber wenn Ew. Majestät mit mir über Manches unzufrieden sind, so liegt es gewiß nicht in Ihrem königlichen Sinn und allerhöchsten Willensmeinung, mich von Einem Ihrer Untergebenen rücksichtslos mißhandelt zu sehen, und zwar von einem Manne, dem ich durch eine Reihe von Jahren alles das Gute erzeigt habe, was die aufrichtigste Freundschaft zu ersinnen und meine Kräfte zu leisten vermochten.

Daß ich am Schlusse meiner größten Arbeit den brennendsten Wunsch hege, dieses Werk unverkümmert, mit seinen Vorzügen, mit seinen Fehlern, Ew. Majestät zu Füßen zu legen, ist nicht allein verzeihlich, sondern eine Pflicht.

*) Cornelius hatte inzwischen die Gunst König Ludwigs verloren. Professor Gärtner war der Schützling des Königs geworden, nachdem Cornelius ihn zum Bau der Ludwigskirche empfohlen hatte.

Nun aber soll das Hauptbild nicht allein durch ein Gerüst in zwei Teile geteilt, sondern auch der gelungenere Teil in gänzliche Nacht gesetzt werden; während sich auf dem obern Gerüst die dort sichtbaren Teile dem Auge noch immer zu nahe und deshalb in ungünstiger Verschiebung darstellen. Selbst die umgebenden Verzierungen würden — von dem tiefern Gerüst aus gesehen — erst ihre wahre Wirkung machen.



Peter von Cornelius.

Ich klage hiemit Niemanden an, sondern verteidige mich nur gegen unverdiente, rücksichtslose Mißhandlung, was ein jeder Rechtliche seiner Sache schuldig ist. Deshalb wage ich an Ew. königliche Majestät die alleruntertänigste Bitte, den Befehl allergnädigst erteilen zu wollen, daß das so störende Gerüst, welches das Jüngste Gericht auf eine zernichtende Weise bedeckt, in möglichster Bälde abgetragen werde, und daß Ew. königliche Majestät die hohe Gnade haben wollen, dieses mein Werk nicht eher in allerhöchstdero Augenschein zu nehmen geruhen möchten. Ew. Königl. Majestät etc.

P. v. Cornelius.

An König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen.

Die Größe dieses Augenblicks gibt mir den nötigen Mut und das Selbstgefühl, mich dem Trone Ew. Majestät zu nahen. Ihre Besteigung dieses Trones trifft mit dem wichtigsten Beschluß meines Lebens auf eine so wunderbare Weise zusammen, daß ich schon darin den Wink der Vorsehung erkenne, der mich auffordert, jenen Vorsatz auszuführen, der so viele Jahre in meiner Seele gelebt hat.

In diesem Herbste nehmlich werden zwei Werke vollendet sein (die Ludwigskirche und die Loggia der Pinakothek), deren Ausführung und Leitung mir anvertraut waren. Zu anderweitigen Arbeiten habe ich mich hier bis jetzt nicht verpflichtet, weil ich glaube, daß ich hier meine Aufgabe, so viel es die Verhältnisse nur immer zuließen, gelöst habe.

Als ich dem Rufe hieher Folge leistete, wußte ich recht wohl was ich damals verließ, und ich ging mit blutendem Herzen; aber ich ging, weil ich mußte. Von hundert Welten trächtig fand ich keine Veranlassung, diesem Drange zu genügen, und das Pfund auf Wucher zu setzen, das mir Gott anvertraut hat. Ist es mir nun einigermaßen gelungen, Einiges zu schaffen und Anderes zu leiten und zu veranlassen, so wird dieses in dem Maße es gut ist, auf das gesammte Vaterland nicht ohne Einfluß sein. Ich selbst aber habe Erfahrungen gesammelt und mich auf meine Weise ausgebildet. Diese meine Erfahrungen, alle meine Fähigkeiten, mein Talent, alles was ich kann und bin, biete ich Ew. königlichen Majestät mit freudiger Zuversicht an, mit der Zuversicht, daß wenigstens die Reinheit meiner Absicht nicht verkannt wird. Daß in Ihrer begeisternden Nähe, unter Ihrem intelligenten und männlichen Volke, meine Kunst erst ihre wahre Stelle, Weihe, Vollendung und Würdigung finden wird, ist meine feste Überzeugung. Da Gott das Herz der Könige überhaupt, aber besonders das Ew. königlichen Majestät lenkt, so bin ich über den Erfolg dieses meines Schrittes vollkommen ruhig.

Aber die bis jetzt beinahe verfehlte Lebensbestimmung eines Mannes von den höchsten künstlerischen Gaben bekümmert mich sehr, ich meine Genelli. Verkehrtheiten mancher Art, und jugendliche Überschwenglichkeiten hat er bereits schwer gebüßt und bereut. Er ist noch jung genug, um einzuholen, was er versäumt hat, und es scheint mir, er habe dazu nun auch den Willen.

Ew. Majestät werden durch den Herrn Geh. Rath Schinkel in den Stand gesetzt werden, über sein Talent ein Urteil zu fällen; er wird Ihnen verschiedene Compositionen dieses Meisters zu Füßen legen.

München, 15. August 1840. Ew. königlichen Majestät etc.

P. v. Cornelius.

Alexander v. Humboldt an P. v. Cornelius.

Berlin, 4. October 1840.

Es ist mir der ehrenvolle Auftrag meines Königs geworden, diese Zeilen unmittelbar an Sie, verehrungswerther Herr Director, richten zu dürfen. Se. Majestät haben leider! als Einschluß in einem Briefe des Gesandten, Herrn Bunsen vom 16. Sept. erst seit einigen Tagen Ihren schönen Brief vom 15. August erhalten. Durch diesen Umstand allein erklärt sich die Verzögerung der Antwort. Der geistreiche Monarch fühlt zu lebhaft den Wunsch, den Glanz seiner Regierung dadurch zu begründen, daß er die großen Geister seiner Zeit, die Schöpfer erhabener Kunstwerke, um sich versammelt, seinem Lande zueignet, als daß er nicht die innigste Freude empfunden habe bei den Hoffnungen, zu denen Ihr Schreiben berechtigt. Ihre großen Schöpfungen in der Glyptothek und Ludwigskirche sind vollendet; Sie geben nun meinem Vaterlande, was es so lange erwartet, die Aussicht Sie zu besitzen! Die Zeit ist so bewegt in dem kurzen Abstande der Huldigungs-Feste (15. Oct.), daß der König fürchtet nicht den Augenblick der freien Muße zu finden, um Ihnen selbst zu danken, um Ihnen auf eine ausführliche Weise selbst auszudrücken, wie gern er Sie für sein Land gewönne und eine Lage anböte, die Ihres Namens und Ihrer Leistungen würdig wäre. Damit keine Zeit verloren geht, befiehlt mir der König, Ihnen, hochverehrter Mann, zu schreiben, Sie zu bitten, in einem vertraulichen Briefe an den Herrn Gesandten, Dr. Bunsen, recht frei auszusprechen, wie Sie Ihre künftige Lage wünschen, wie sich die Verhältnisse in Berlin für Sie gestalten sollen, die „Prosa des Lebens", die man immer berühren muß, mit eingeschlossen.

Der Monarch würde Sie gern gleich jetzt an die Spitze der Kunst-Academie stellen; aber aus Schonung für den braven, bejahrten Director Schadow würde für den Augenblick nur eine zweite Stelle zu creiren sein. Mögen an diesem Punkte nicht unsere schönsten Hoffnungen scheitern!

Der König schlägt Bunsen als eine Ihnen nahe Mittelsperson vor, als eine Person, zu der er ein inniges Vertrauen hat, und welche zu den tiefsten Bewunderern Ihrer Schöpfungen gehört. Ich bescheide mich gern, diese Gelegenheit gefunden zu haben, Ihnen den Ausdruck der innigen Verehrung zu erneuern, mit der ich unverbrüchlich verharre

Ew. Hochwohlgeboren

ganz gehorsamster

Alexander v. Humboldt.

An König Ludwig.

Allerdurchlauchtigster etc.

„Gott lenkt die Herzen der Könige!" Es war eine schöne Zeit, als er mir das Herz Ew. königlichen Majestät mit entschiedener Gnade zuwandte. Aller Anfang ist schwer; aber durch den Strahl der königlichen Gnade wurde ein neuer Frühling der Kunst hervorgerufen, der sich nachher so weit verbreitete und so mannichfaltige und großartige Schöpfungen erzeugte.

Allein Gott lenkt die Herzen der Könige! und es gefiel ihm, das Herz Ew. königlichen Majestät gegen mich zu verschließen. Es sei ferne von mir darüber zu murren und mit meinem König und Herrn, meinem größten Wohltäter, zu rechten. Ich unterwerfe mich in Demut allem dem, was Ew. königliche Majestät in Ihrer Weisheit beschließen.

Nur sei mir vergönnt auszusprechen, daß diese hohe Gnade allein mich hierher zog, sie allein mich eine Reihe von Jahren hier fesselte, mich begeisterte und antrieb, alles das zu schaffen, was nur immer in meinen Kräften lag; daß ohne diese königliche Huld München für mich ein Grab ist. Ohne sie würde ich hier in Schwermut versinken; ich würde den Glauben an mich selbst, und mit ihm alle schöpferische Kraft verlieren, die mir Gott gegeben hat; so daß ich bald von der Mittelmäßigkeit überflügelt, ein Spott, eine Augenweide des Neides würde, der gleißend schon so lange mich zu untergraben bemüht war. Tief fühlte ich schon lange die Wahrheit dieser Betrachtung, und sie führte mich zu der innigsten und festen Überzeugung, daß meine Mission in München vollkommen erfüllt ist, und daß ich nur meiner Bestimmung Genüge leiste, indem ich jetzt dem Rufe zu einem neuen Wirkungskreise andewärts folge.

Aber nun da ich scheiden soll — wie tritt da alles das, was Ew. königliche Majestät für mich gethan haben, so groß und glanzreich vor meine Seele! wie segne ich jene Stunde, da die Vorsehung mich der erhabenen Person Ew. königlichen Majestät entgegen führte! für mich eine ewig heilige Erinnerung, Ich wäre untröstlich ohne das Bewußtsein, daß ich Ew. Majestät und der Kunst alle meine Kräfte, mein Talent, mein ganzes Leben mit Ernst und Liebe geweiht habe.

Vielleicht wird die Zeit und Entfernung mich und meine hiesige Wirksamkeit einmal wieder in diesem Lichte erscheinen lassen. Möchte aber jetzt ein freundlicher Wiederschein der frühern königlichen Huld mir das Scheiden erleichtern! Ich würde es als ein segenbringendes, glückliches Augurium deuten und meine neue Bahn mit größerer Freudigkeit und Zuversicht betreten. So würde ein schönes Verhältnis auf eine würdige Weise sich lösen und der Alltäglichkeit das Mittel genommen, es schadenfroh in ihre dunkeln Kreise hinab zu ziehen.

Dieses ist die letzte Bitte, die ich ehrfurchtsvoll vor den Stufen des Trones Ew. königlichen Majestät niederzulegen mich unterfange, der ich etc.

München, . . Januar 1841.

P. v. Cornelius.*)

An M. v. Schwind.

Berlin, den 22. Januar 1862.

Seit geraumer Zeit habe ich mich sowohl des Lesens, als des Schreibens enthalten müssen, meiner Augen wegen. Nun komme ich auf dem Wege des Dictierens doch endlich dazu, Ihnen auszusprechen, welche unbeschreibliche Freude mir die Zusendung Ihres Werkes „Die sieben Raben" gewährt hat. Sie haben aus einer einfachen Volkssage ein so wunderbares Werk zu schaffen gewußt, das für die deutsche Nation für immer ein wahrer Schatz bleiben wird. Bei Wahrheit, Natur und Leben atmet alles Anmut und Seele; und was ich am höchsten dabei schätze — es ist alles mit wahrem Styl durchgeführt. Das zeigt sich auch bis ins Geringste bei dieser Arbeit, in jeder Haarlocke, in jeder Falte der Gewandung.

Ich wiederhole, was ich Ihnen schon einmal in München ausgesprochen habe, daß dieses Ihr Werk mir bei Weitem das liebste ist, was mir damals zu Gesicht kam. Ja, es tröstete mich für so vielen Verdruß, den mir anderweitige Arbeiten verursachten. Sie erschienen mir als der Einzige, der das von uns Aelteren so schwer und mit so vielen Opfern Errungene auf Ihre Weise und mit der Ihnen eigenen Gabe der Natur noch fest hielt.

Fahren Sie nur mutig fort, Ihren Weg zu wandeln. Sie haben jetzt schon zum Herzen der Nation gesprochen, während der Nimbus, der um das Haupt manches falschen Propheten der Kunst geleuchtet, schon angefangen hat, stark zu erbleichen.

Leben Sie wohl, verehrter Freund, und lassen Sie doch von Zeit zu Zeit etwas von sich hören. Sie können versichert sein, daß ich mit dem größten Interesse und innigster Teilnahme alledem folgen werde, was Sie ferner schaffen. Ihr treuergebener Freund

Dr. P. v. Cornelius.

*) Am 12. April 1841 siedelt Cornelius nach Berlin über.

Julius Schnorr von Carolsfeld

geboren 17. März 1794 in Leipzig, gestorben in Dresden 24. Mai 1872.

An Rochlitz.

Rom, den 12. September 1818.

Verehrtester Herr Hofrat!

.. Die Elemente, die hier mein Leben gestalten, mich bewegen, beruhen besonders auf meinem Stande. Soll ich die Gegenstände nennen, die mich besonders aufregen und beglücken, so sind es folgende: der Süden, die alte Kunstwelt, das Kunstleben unserer Landsleute hier zu Rom und endlich das eigene Treiben meiner Kunst..

Was nun den Künstler insbesondere anbelangt, so ist das Treiben und Leben des Italieners, seine Erscheinung fürs Auge im ganzen weit mehr geeignet, ihn aufzuregen, als das Treiben deutscher Bauersleute; wenigstens sehe ich eine schöne Albaneserin auf ihrem Maultier weit lieber als die Frau Höhn aus Schönfeld mit ihrem Tragkorb auf dem Rücken, gleichsam selbst ein Lasttier. Wenn nun von der sogenannten leblosen Natur die Rede ist, wer kann sagen (wenn er sie gesehen und nicht von Holz ist), daß er nicht entzückt sei? wer sich nicht mit ihr auf das innigste befreunden und an sie schließen? Und so kann auch ich nicht genugsam es sagen, wie mich diese recht eigentlich lebendige Natur mit gewaltsamer Macht anzieht. Engel und Heilige kann ich mir in unsern Fluren besser denken, denke mir sie lieber da; kommt es daher, weil ich ein Deutscher und parteiisch bin, oder weil wirklich unsere Natur mehr als die italienische auf etwas Geistiges hinführt, welches in den wunderbaren Uebergängen aus dem Winter durch den Frühling in den Sommer, aus dem Sommer durch den Herbst in den Winter zum Teil liegen mag, denn diese Uebergänge sind bei uns viel schärfer und bedeutungsvoller.

Das zweite, worin ein großer Teil meines Glücks besteht, ist das Anschaun, das Genießen der Werke alter christlicher Kunst. Fürwahr, süße Früchte in einem schönern Frühling der jetzt so winterlichen Erde gereift. Von dieser süßen Kost darf man nur einmal genossen haben, um ein stets wachsendes Verlangen darnach zu empfinden. Je öfter man Raphaels Werke betrachtet hat und deren Vollkommenheit uns aufgegangen ist, desto mehr fühlt man, daß man sie noch lange nicht genug betrachtet hat.. Und was wäre nun noch alles über die Kapelle des Fiesole, über die Sixtinische Kapelle zu sagen, deren Decke besonders zu den erstaunlichsten Werken, die je in der Kunst hervorgebracht worden, gezählt werden muß! was wäre über die zahllose Menge trefflicher Werke, die Rom enthält, noch alles zu sagen, wenn ich überhaupt etwas gehörig zu sagen wüßte!



Peter von Cornelius.

. . Obwohl ich die feste Ueberzeugung habe, es sei zu wünschen, daß einst der Zeitpunkt komme, wo die deutschen Künstler nicht mehr scharenweise nach Rom ziehen, daß wir in unserm Lande ein deutsches Rom haben (wie es wohl Köln einst gewesen sein mag), weil dies das einzige Mittel ist, wollen wir wieder eine deutsche Kunst haben — so muß ich doch bekennen, daß, wie die Lage der Dinge jetzt nun einmal war, Rom dem Aufblühen einer neuen deutschen Kunst nicht nur nicht schädlich, sondern höchst förderlich war. Rom war wirklich der günstigste Ort, um den deutschen Künstler, dem ein anderer Sinn aufging, in diesem sonderbaren Zeitpunkt aufzunehmen. Das Publikum sträubte sich gegen die neuen Produktionen, der Künstler wollte und konnte das, von dessen innerer Echtheit er überzeugt war, nicht fahren lassen, trat mit der Welt in Kampf, zerfiel mit der Gegenwart. Es würde zu weit führen, auch wär' es über meine Kräfte, hier entwickeln zu wollen, ob einzig und allein, oder wie weit durch die Schuld der Gesamtheit des Publikums, oder auch wie weit durch den neuen Künstler selbst, der, sich umwendend, eine neue Bahn suchend, nun auch nicht gleich gesund, nicht als Meister auftrat, nicht als solcher auftreten konnte (denn bei jeder gewaltigen

Veränderung kann es kaum fehlen, daß die Kräfte, denen nun auf einmal andere Verrichtungen angewiesen werden, nicht mehr oder weniger aus dem Gleichgewicht kommen) — genug, im ganzen genommen fühlte sich der deutsche Maler, der deutsche Kunst wieder herstellen wollte, nicht recht zuhause, so lieb ihm immer sein Land war. Das Auge derjenigen, durch deren Anteil und Beifall er ermutigt und unterstützt werden konnte, zu neuen Anstrengungen aufgeregt, war gewöhnlich blind genug, um den Kern zu verkennen, wenn er ihnen in ungewohnter Form erschien. Und so war es denn besser, sich lieber ganz und gar zu trennen, da die Gemüter schon getrennt waren.

..Es scheint mir nun unter solchen Umständen Italien am besten ins Mittel getreten zu sein, sowohl seiner Natur und seiner Kunstschätze wegen, weil es, in beidem so sinnlich en gegentretend, gewiß vorteilhaft auf den sich leicht in Ideen verlierenden, strengen deutschen Maler wirkte, als auch besonders weil es den günstigsten Vereinigungspunkt darbot für viele Gleichgesinnte, Künstler und Kunstliebhaber, die durch ein schönes freies Leben sich kräftigten, durch wechseitigen Austausch der Ideen ihre Ansichten berichtigten, durch Liebe und Teilnahme einander aufmunterten, mutvoll und treu den eingeschlagenen Weg zu verfolgen. Das fremde Land, die fremde Sitte und Sinnesweise bleibt ihm darum immer fremd, der Deutsche ist nie deutscher gewesen, als er es jetzt hier ist. Das Element, das nicht das seine werden kann, macht, daß er sich erst recht in dem eigenen fühle und sich darauf stütze und stelle. Darum ist das Verhältnis der Künstler unter einander hier edler als oft selbst in Deutschland. Die Trennung von seinem ewig geliebten Vaterland macht ihn weicher, und der jetzt leider so gemütlose, falsche Italiener lehrt ihn gegen seinen Bruder und Landsmann zärtlicher sein.

..Im Durchschnitt machten die schon früher Ausgezeichneten die allerwesentlichsten Fortschritte. Sähen Sie die gelungensten Werke von unserm Cornelius, Herr Hofrat, Sie und alle Kunstfreunde meiner lieben Vaterstadt würden erstaunen. In seiner letzten großen Arbeit, in einem Carton zum Dante (welchen er nun leider nicht in Fresco ausführen wird) hat er sich am vollkommensten gezeigt. Dieses Werk ist aber so trefflich, daß man es dem trefflichen Alten an die Seite setzen kann. Erstaunen würden Sie und jeder sinnvolle Beschauer, sähen Sie seine neuesten Kompositionen für den Kronprinzen von Bayern mythologischen Inhalts, die Darstellung des gesamten Götterreichs der Griechen. Anstatt unsern Kindern, denen man die Mythologie der Griechen einprägen will, jahrelang vorzuschwatzen, soll man sie in die Säle des Cornelius führen, und sie werden in einer Woche vielleicht mehr gelernt haben. Ja, mein verehrtester Herr Hofrat, schenkt Gott unserm Cornelius das Leben und unterstützt er ihn mit seiner Kraft und Liebe, dies

Werk durchzuführen, so werden wir ein solches sehn, welches allein schon einen jeden nicht ganz verschrobenen Menschen überzeugen muß; der eingeschlagene Weg war der rechte, die Richtung, welche die Kunst der Deutschen nahm, ist nicht als ein Irrtum oder Abweg zu betrachten, denn solch ein Werk, würdig in der besten Zeit der Kunst entstanden zu sein, konnte daraus hervorgehen. Unter den Künstlern, die ich kenne, muß ich den Cornelius als den gedankenvollsten, schöpferischsten anerkennen. Der enge Raum gestattet mir nicht, das Wie und Warum weiter zu entwickeln, auch wär' es hier nicht am Platze, aber nur Geduld, Sie werden's einst schon erfahren, Sie werden's mit gewaltigen Buchstaben in den Decken in München lesen können..

An Bunsen.

Bologna den 5t Juni 27.

Theuerster Bunsen!

Ich bin auf meinem neuen Lebenswege, der mit dem Austritte aus der Porta del Popolo begann, bereits bis Bologna vorgerückt, und wenn die Umstände meinen Wünschen günstig sind, so geht es von jetzt an noch rascher, als es bisher gegangen ist. Ich fühle mich von einem neuen Hauche angeweht, und es drängt mich mit Gewalt der Zukunft entgegen. Doppelt stark fühle ich, daß ich ein Herz habe; aber auch doppelt stark, daß ein Verlangen nach Etwas in ihm lebt, das ihm bisher noch nicht geworden ist. Ich habe ausgehalten und geharret; einmal werde ich rasch zufahren wie im Sturme. Was der Freund hierbei denken und mir rathen kann, weiß ich und ich lasse mir sein Denken und Rathen gerne gefallen; aber ich fühle mich so gezogen, daß ich glauben muß, Gott selber ziehe mich. Er kann mich ja im Sturme leiten wie auf ebenem Wasser.

Meine Reise ist bisher sehr angenehm gewesen: das üble Wetter, welches wir einige Tage über hatten, hat uns im Wesentlichen um nichts gebracht. Ich habe den Wasserfall bei Terni, Spoleto, Assisi gesehen und selbst in Perugia, obwohl ich mich daselbst nur einige Stunden aufhielt, nichts Wichtiges übergangen..

Ich habe meine Reise ziemlich schnell und glücklich fortgesetzt..

Obwohl ich so schnell reiste, so habe ich doch sehr viel von meiner Reise gehabt. Ich kann behaupten, daß ich viel vielseitiger bei dieser Reise bin angeregt worden als bei der, die mich nach Rom brachte, und daß alle Eindrücke bei weitem stärker und völliger waren als bei dem ersten Schauen der Dinge. Man wird vielleicht nicht wissen, was man von mir denken soll, wenn ich sage, daß Giotto, Giulio Romano und Correggio innerhalb einiger Tage mich gleich stark und dauernd berührten, daß meine Meinung von allen dreien zugleich in hohem Grade gestiegen ist, daß ich von allen dreien glaube,

daß sie mit einer edlen Begeisterung und mit ganzen Herzen ihre Kunst trieben, wenn ich auch dem Giotto zugestehen muß, der christlich tiefste zu sein.

Des Correggio Wesen ging mir am meisten auf in Parma bei der Beschauung eines Bildes, das den Märtyrertod der heiligen Flavia und des heiligen Placidus vorstellt. Die Innigkeit des Ausdrucks der im Geiste schon seligen und schon in Gemeinschaft mit ihrem Heiland schwebenden Heiligen geht weit über alle Beschreibung. Correggio muß ein Mensch gewesen sein, der einer hohen innigen Liebe fähig war. Giulios Geist ging mir besonders im Saal der Psyche (Pallazzo del Te) auf. Die große, alle Vorstellung übersteigende Phantasie, die Kühnheit und Geistreichigkeit dieses Künstlers bezaubert im eigentlichen Sinn des Wortes. Man weiß nicht, was man sagen soll, und verliert jeden Maßstab der Beurteilung. Ich sollte meinen, Giulio müßte der Heilige des Cornelius sein. Von Giotto habe ich in Padua in der kleinen Kirche dei Eremitani Vorstellungen gesehen, die, wenn ich die geistige Tätigkeit des Künstlers allein berücksichtige, das Höchste sind, was mir von christlichen Darstellungen vorgekommen ist, aber auch in Hinsicht der Ausführung schon einen sehr hohen Grad der Vollkommenheit haben. Der nach der Abnahme vom Kreuz beweinte Christus und Magdalene mit Christus im Garten (noli me tangere) sind Bilder, aus denen nicht blos Tiefe des natürlichen Gefühls, sondern die ganze Tiefe einer der Welt abgestorbenen und in Gott lebenden Seele spricht, und zwar das Gefühl einer solchen Seele in dem Augenblick der tiefsten Ergriffenheit. Eine Beschreibung habe ich Dir nicht geben wollen, sondern Dir nur zeigen, daß ich reiche Ernte bei dieser Reise gehabt habe. Es mag deshalb mit dem Gesagten genug sein. Von Wien schreib ich Dir bald wieder, und dann hörst Du, was ich dort geerntet habe..

Dein ewig getreuer

Julius Schnorr.

An Bendemann.

Verehrter Freund!

Was Sie mir über meine Cartons sagen, gehört zu dem Angenehmsten, was ich darüber vernommen habe. Sonst nicht voreilig alles für baare Münze nehmend, was mir etwa geboten wird, darf ich Ihre gütigen Aeußerungen doch gewiß als Ihre aufrichtige Meinung annehmen und auf solche Bezeugungen des Beifalls lege ich um so größeren Werth, als ich keineswegs zu den verwöhnten Künstlern gehöre. Ich bin im Gegenteil in meinen Erwartungen und Hoffnungen in Ansehung meiner Werke sehr mäßig und wenn ich auch, namentlich was meine Behandlung der Ge-

schichte anbelangt, (weil ich überhaupt schon die Ansicht habe, daß das Gebiet der Geschichte dasjenige sei, auf welchem eine eigentümliche und neue Entwicklung unserer Kunst sich ausgestalten wird, wenn es zu einer solchen kommt) der Meinung mich hingebe, daß meine Kunst eine Zukunft hat, so habe ich alle eiteln Gedanken an eine Zukunft für meine Person gänzlich aufgegeben. Unter den bestehenden mir schon bekannt gewesenen Verhältnissen zu Dresden mußte es daher mich schon überraschen daß der Gedanke an eine Aquisition eines wenn auch noch so geringen Theils meiner Arbeiten sich erhalten hat und gerne thue ich das Mögliche um eine Uebereinkunft zu erleichtern . . .

Mit aufrichtigster Hochachtung

Ihr ergebener

J. Schnorr.

München den 5ten November 1843.

Gustav König

geboren 21. April 1808 in Koburg, gestorben 30. April 1869 in Erlangen.

An Schnorr v. Carolsfeld.

Mein theurer, hochverehrter Freund!

...Meine letztjährigen Arbeiten bestehen hauptsächlich in einem Cyklus von Zeichnungen: Davids Leben, in der Größe von etwa 2 Fuß Breite und ähnlicher Höhe, den ich für den König von Preußen in 12 Blättern (48 Darstellungen) zeichne, und in der Darstellung der Psalmen von denen ich bereits sieben gezeichnet habe...

Bei der Darstellung der Psalmen wählte ich die Arabeskenform, weil mir dadurch möglich ward die einzelnen Gedanken des Psalmes nach einander erzählen zu können, während ich die Gesamtstimmung des Psalms durch die Anordnung, den Aufbau des Ganzen zu erwecken suche.

Schon oft sehnte ich mich darnach Dir manchmal meine Arbeiten, und namentlich die Psalmen zeigen zu können, weil mir der Gedanke dabei wohlthat, es könnte Dich mein guter Wille dabei freuen, wenn auch die That dabei eine gar mangelhafte ist.

In den letzten Jahren kam manchmal der alte König Ludwig zu mir um meine Arbeiten zu sehen was mich immer ungemein freute, weil er mir, ich möchte sagen wie ein personificirter Begriff, wie der Repräsentant einer ganzen Zeit, wie sie gerade für unser Interesse wichtig ist, vorkommt. Neulich vor seiner Abreise nach Italien war er wieder bei mir und ließ sich mein ganzes Luther-Werk zeigen, wobei ich ihm das ganze Leben Luthers erzählen mußte. Ich that dieß sehr unumwunden und er sagte mehrmals: „Sie sind ein sehr entschiedener Protestant, das liebe ich, ich kann und konnte nie das Halbe leiden." Ebenso sprach er viel von und über Cornelius und die heutige (gegenwärtige) Kunst, wobei ich nicht minder Gelegenheit nahm mich zu expectoriren. So sagte ich unter anderem zu ihm: „Ja, ich glaube M!, daß die jetzige Kunst, die sich als fortschreitende ansieht (deren unbeholfener Anfang, wie sie meint, Cornelius wäre), blos ein Bastard der echten Kunst ist, und daß die vielgepriesene gegenwärtige Malerei in historischen Bildern schlimmer und wertloser ist, als die vielgescholtenen Anfänge eines Cornelius in dieser speziellen Kunstfrage. Wohl hat jede Wahrheit eine Mißgeburt neben sich, die sich wie die Wahrheit selbst geberdet, bei Licht betrachtet aber die pure Lüge ist, denn, (wie Luther sagt „der Teufel lügt auch dann noch, wenn er die Wahrheit spricht"), und so hält man's schon für Gewinn in der Malerei, wenn darinnen ein Regenbogenspiel von Farbentönen auftritt, oder eine flüchtige und unverdaute Naturanschauung zu erkennen ist, die nichts desto weniger mit einer Breite und Geltendmachung

hervortritt, daß sie den Gedanken des Bildes und die ganze Darstellung anstatt zu erhöhen, verschlingt. Das aber ist nicht die Malerei die ein Raphael oder Titian ausgeübt und angewendet haben."

Er gab mir Recht, blieb aber bei seinem stereotypen Satz stehen: „Aber doch schade, daß Cornelius, der der größte Künstler unserer Zeit ist, nicht malen kann, denn Beides, Composition und Malerei gehören zusammen. Darauf sagte ich: ich würde das zugeben, wenn ich auf der andern Seite und bei den heutigen sogenannten gutgemalten Bildern ebenso oft ein Bedauerniß über die schlechte Composition und Zeichnung hörte. Dort aber, wenn man diese Mängel einwende, höre ich immer nur als letzten Refrain antworten: aber, es ist doch wunderschön gemalt; Cornelius Komposition aber würde sicher mit der Zeit zu einer guten, der Sache ebenwürdigen Farbe geführt haben, die heutigen sogenannten schönen Bilder aber würden gar nie zu einer tüchtigen Komposition leiten.



Caspar David Friedrich.

Doch ich sehe, ich muß schließen. Sei darum herzlich, recht herzlich gegrüßt von Deinem

München d. 28ten Mai 1857.

treuen Schüler und Freund

Gustav König.

Caspar David Friedrich

geboren den 5. September 1774 zu Greifswald in Pommern, gestorben zu Dresden den 7. Mai 1840.



C. D. Friedrich, Selbstportrait.

Gedanken über Kunst.

Dieser Maler X ist auch einer von den vielen jetziger Zeit, deren Studien, nach der Natur gezeichnet oder gemalt, ganz vortrefflich sind; wenn aber diese Studien zu Bildern benützt werden sollen und die Urbilder dem leiblichen Auge entrückt sind der Maler auch auf sein geistiges Auge angewiesen ist, da erkennt man nichts mehr von den früheren eignen Studien. Andere Maler hingegen zeichnen oft ängstlich und unbehülflich nach der Natur, wenn es aber dahin kommt, das Gezeichnete zu Bildern zu benützen, so gewinnt Alles Leben und Seele. —

Des Künstlers Gefühl ist sein Gesetz. Die reine Empfindung kann nie naturwidrig, immer nur naturgemäß sein. Nie aber darf das Gefühl eines Andern uns als Gesetz aufgebürdet werden. Geistige Verwandtschaft erzeugt ähnliche Werke, aber diese Verwandtschaft ist weit entfernt von Nachäfferei. Was man auch von N. N. Bildern sagen mag, und wie ähnlich sie auch oft des N. N. Bildern sind, sie sind dennoch aus ihm hervorgegangen und sind sein Eigenthum. —

Man sagt von diesem Maler, er habe den Pinsel in seiner Gewalt. Wäre es wohl nicht richtiger zu sagen, er stehe unter der Herrschaft seines Pinsels. Nur um durch seine Eitelkeit, im Malen zu glänzen und Pinselfertigkeit zu erlangen, opferte er das Höhere: Natur und Wahrheit — und erlangte so die leidige Berühmtheit als praktischer Maler zu glänzen. —

Zwei Hälften machen ein Ganzes, wer aber halber Musiker und halber Maler ist, ist immer nur eine ganze Halbheit. So mag es wohl auch ganze Viertelheiten geben, und noch mehr als das, — unsere Schulen scheinen es darauf anzulegen. —

Man sieht in diesem großen Mondscheinbilde von dem mit Recht berühmten Fingerkünstler N. N. mehr als man zu sehen wünscht, und als der Wahrheit

gemäß bei Mondschein gesehen werden kann. Was aber die ahnende, fühlende Seele sucht und recht in jedem Bilde zu finden verlangt, sieht man hier so wenig, als in allen Bildern des N. N. Stünde es in der Macht des Malers, statt so vieler erfundener Bilder lieber einige wenige tief empfundene Bilder zu malen, seine Zeitgenossen und die Nachwelt würden es ihm mehr zu Dank wissen. —

Nebensache hin Nebensache her! nichts ist Nebensache in einem Bilde, alles gehört unumgänglich zum Ganzen; darf also nichts vernachlässigt werden. Wer dem Haupttheile seines Bildes nur dadurch einen Wert zu geben weiß, daß er andere untergeordnete Theile in der Behandlung vernachlässigt; mit dessen Werk ist es schlecht bestellt. Alles muß und kann mit Sorgfalt ausgeführt werden; ohne daß jeder Theil sogleich gesehen zu sein sich aufdringt. Die wahrhafte Unterordnung liegt nicht in der Vernachlässigung der Nebensachen zur Hauptsache; sondern in der Anordnung der Dinge, und Vertheilung von Schatten und Licht.

An den Maler J. L. Lund und an seine Frau.

Dresden, d. 11. Juli 1816.

Lieber Lund!

Schneller und unerwarteter als Sie es vielleicht geglaubt erhalten Sie Antwort auf Ihren lieben Brief durch Herr Faber. Eckersberg*) schickte mir Ihren Brief Abens vor seiner Abreise zu. Ich suchte ihn auf, konnte aber nur wenig Worte mit ihm sprechen; er hatte die Gefälligkeit für mich einige Briefe nach Copenhagen mit zu nehmen.

Dank für die freundliche Einladung nach Rom zu kommen, aber ich gestehe frei daß mein Sinn nie dahin getrachtet. Aber jetzt da ich einige der Zeichenbücher des Faber durchblättert bin ich fast anders Sinnes geworden. Ich kann mir es jetzt recht schön denken nach Rom zu reisen und dort zu leben. Aber den Gedanken von da wieder zurück nach Norden könnte ich nicht ohne schaudern denken; daß hieße nach meiner Vorstellung so viel: als sich selbst lebendig begraben. Stille zu stehen lasse ich mir gefallen, ohne Murren, wenn es das Schicksal so will; aber rückwärts gehen ist meiner Natur zu wider, dagegen empört sich mein ganzes Wesen.

Ich bin eine Zeitlang faul gewesen und fühlte mich durchaus untüchtig etwas zu machen. Von innen heraus wollte nichts fließen, der Brunnen war versiegt ich war leer; von außen wollte mir nichts ansprechen ich war stumpf und so glaubte ich denn am besten zu thun, nichts zu thun. Was nützt uns am Ende das Arbeiten, wenn nichts

*) Chr. W. H. Eckersberg, dänischer Maler, geb. 1783, Reformator der neueren dänischen Malerei.

damit gemacht ist; der Samenkorn muß eine lange Weile in der Erde liegen, wenn man sich von der Ernte was versprechen will.

Gehaben Sie sich wohl im milderen Himmelstrich und unter erhabeneren Naturumgebungen, und grüßen Sie so mit Ihnen gleiche Schätze der Natur und Kunst genießen, die Gebrüder Veith, Mardorf aus Dessau, Senf u. a. m. nur den Kammerherr v. Ramdor nicht.

Der Vetter wird wohl auch schreiben.

Gott befohlen!

C. D. Friedrich.

Ich trat so eben aus einem dunklen, finsteren Wald und befand mich auf einer ziemlichen Anhöhe. Vor mir im Thale, von fruchtbaren Hügeln umgeben, lag sie gar freundlich da, die niedliche Stadt, und im Abendglanze blinkt der neu gedeckte Schieferthurm. Durch die üppige blumenreiche Wiese schlängelte sich die Elster, gar lieblich zu schauen. Und hinter den Hügeln lagen Berge und hinter den Bergen ragten Felsen hervor; und so lag Fels an Fels gereiht bis weit hinaus in luftige Ferne. Voll hoher Freude stand ich lange da, und sah hinaus in die schöne Gegend, sah wie die Heerden der Rinder und Schafe dem Städtchen sich naheten, sah wie die fleißigen Schnitter mit den blinkenden Sensen Elsterwerda zu eilten. Da wurde ich eingedenk die schönen Mädchen, so ich vor einigen Monathen bei meiner Durchreise gesehen, und schnell eilte ich, ehe's dunkel wurde, dem Orte zu. Langsam ging ich durch die stillen Gassen des Städtchens, und sah auch einige der schönen Mädchen; es waren dieselben so ich schon gesehen.

Durch die klaren Fensterscheiben konnt ich sie gar deutlich erblicken
Und sie kaum einen freundlichen Gruß zunicken,
als sie sich plötzlich rückwärts wanden
Und schamroth verschwanden.

Wohlgeboren Herrn Dr. Wilhelm Körte in Halberstadt.

Wohlgeborener Herr Docktor

Schuldigen Dank für die von E. Wohlgeb. richtig erhaltenen Sechszehn Stück Louisdor und ich könnte wohl noch im voraus für die noch zu erhaltenden 11 danken. Ich bin erfreut daß Sie willens sind mehrere Kinder meiner Laune von mir zu haben, doppelt erfreulich wird es mir dadurch; denn ich bin nun gewiß daß Ihnen die ersten Bilder nicht mißfallen.

Ihrem Wunsche zufolge erhalten Sie folgendes kleine Verzeichnis meiner fertigen Arbeiten: Eine Feisenhöhle (Erinnerung am Kuhstall bei Schandau) 20 $\frac{3}{4}$ Zoll breit

und $14\frac{1}{2}$ Zoll hoch, der Preis 6 Louisdor — Der Marmorbruch bei Dübeland im Harzgebirge $18\frac{1}{2}$ Zoll breit und $14\frac{1}{2}$ Zoll hoch, der Preis 6 Louisdor — Ein neblichter Morgen $18\frac{1}{2}$ Z. breit und $14\frac{1}{2}$ hoch. Pr. 6 Louisdor. Zwei Bilder $10\frac{1}{2}$ Z. breit und 8 Zoll hoch beide Erinnerungen an Brocken von der Höhe Preis 4 Louisdor — Die Überreste des Schlosses Schorfenberg bei Meißen, Winterstück $10\frac{1}{2}$ Z. br. und 8 Zoll hoch. — alles Öhlgemählde.

Bitte denen Herrn Cramer u Caspari meinen freundlichen Gruß und Dank zu sagen.

Gott mit Ihnen und uns allen

Dresden d. 21. Juli 1821. Ihr

C. D. Friedrich.

An seine Frau Karoline.

Dresden den 10t Juli 1822.

Liebe Liene

Wenn ich dir alles und jedes genau und umständlich beschreiben wollte was den lieben langen Tag hindurch um mich her geschehe und gesprochen würde, wie du es ge-



C. D. Friedrich.

than, liebe Line, dann erhieltest du einen großen Bogen unbeschriebenes Papier als Brief von mir. Alles ist Stille — stille — stille um mich her; diese Stille thut mir zwar wohl, aber immer möchte ich sie nicht in einem so hohen Grade um mich haben. Allein genieße ich mein Frühstück; (Wilhelm trinkt seit einigen Tagen Thee zu Hause) allein verzehre ich mein Mittagessen; allein mein Abendbrod — Ich gehe aus einer Stube, aus einer Kammer in die Andere allein und immer allein; es thut mir wohl aber immer möchte ich es nicht so haben. Die Abende gehe ich aus über Feld und Fluhr, den blauen Himmel über mir, um und neben mir grünen Saat grünen Bäume, und bin nicht allein; denn der so Himmel und Erde schuf ist um mich und seine Liebe stützet mich, und seine Liebe stütze auch dich und euch alle im Dörfchen.

Als das Wetter am Sonnabend aufzog war ich recht besorgt um dich, habe mich aber gefreut, daß ihr es auf dem Schiffe so glücklich und ohne große Angst überstanden habt.

Im großen Garten ist ein nicht unbedeutender Fleck Gras weggebrand nicht etwa von der Sonne sondern von Feuer; von Strählen ist man mit Spritzen gekommen um es zu löschen.

Ich bin gesund und guter Dinge, sei du es auch und bade dich und die Emma fleißig und schreibe bald und oft.

Unsere Tauben brüten fleißig, jedoch weniger das Weibchen als das Männchen.

Heute ist das Bier gekommen und die Wäschfrau ist da gewesen.

Bald hätte ich die Hauptsache vergessen. Zu deinem Geburtstage werde ich nicht in Meissen sein und die Sandtörtchen wollen wir lieber zu einer anderen Zeit aufschieben. Die Natur bietet jetzt so viele Leckereien dar, daß man, wie ich glaube füglich die gekünstelten Leckereien entbehren kann, die ohne dies nur den Magen verderben.

den 11t. Das Erste was ich diesen Morgen gethan habe ist: daß ich einen jungen angehenden Menschenquäler, einen Floh, ermordet habe. — Unser Wirth den ich gestern besucht leidet noch immer an den Augen. — v. Kügelgens reisen diesen Morgen in aller Stille ohne von jemanden Abschied nehmen zu wollen von hier. — In der Nähe vom Rampischen Schlag haben Schnitter in diesen Tagen einen nackten erschlagenen Menschen gefunden im Getreide —

Eben ist H Uhlemann hier gewesen und hat ein Loos der Gothaischen Lotterie gebracht es ist bereits die vierte Ziehung — welch ein Nachlässigkeit!

(Ohne Unterschrift.)

Philipp Otto Runge

Maler

geboren 23. Juli 1777 in Wolgast, gestorben 2. Dezember 1810 in Hamburg.

An Daniel.

Dresden, den 9. März 1802.

... Es hat mich immer ziemlich in Verlegenheit gesetzt, wenn Hartmann, oder sonst jemand, bei mir voraussetzten — oder wenigstens von andern sagten: Der und der weiß eigentlich auch nicht recht, was die Kunst ist. Weil ich mir nämlich selbst gestehen mußte, daß ich es eben auch nicht sagen konnte. Das hat mir entsetzlich im Kopfe gelegen, und hat mich gewurmt. Ich suchte dann in so allgemeinen Sentenzen Licht zu erhalten, wie z. B.: Ein Kunstwerk ist ewig, oder: Ein Kunstwerk erfordert den ganzen Menschen, und die Kunst die ganze Menschheit, oder: Man soll sein Leben wie ein Kunstwerk betrachten, und solche Sachen mehr, die mir alle auf einen Punkt zu deuten schienen, der doch noch erst ergründet werden müßte, ehe ich diese von außen vernommenen Redensarten ganz verstehen könnte. Nun ist es mir denn seit einiger Zeit ordentlich wie ein Licht in der Seele aufgegangen, und ich will sehen, ob ich Dir meine weitläufigen Empfindungen kurz und deutlich genug mitteilen kann.



Ph. Otto Runge, Selbstportrait.

Ich dachte einmal so an einen Krieg, der die ganze Welt umkehren könnte, oder wie so einer eigentlich entstehen müßte, und sahe eben gar kein anderes Mittel — da der Krieg nun durch die ganze Welt hin zu einer Wissenschaft geworden, und also gar kein rechter mehr existiert, oder da auch kein Volk mehr vorhanden ist, welches ganz Europa und die gesamte kultivierte Welt einmal massakrierte, wie die Deutschen es mit den Römern gemacht, als der Geist von diesem Volke gewichten war — ich sahe, sage ich, kein andres Mittel, als den jüngsten Tag, wo die Erde sich auftun und uns alle verschlingen könnte, das ganze menschliche Geschlecht so daß auch gar keine Spur von allen den Vortrefflichkeiten heutigen Tages nachbliebe.

Diese Gedanken entstanden bei mir aus einigen betrübten Äußerungen von Tieck, da er neulich krank war, über die Verbreitung der Kultur, die auch auf den jüngsten Tag hinausliefen, und es fiel mir bei, was denn nun wohl diese höchste Kultur, wo wir kein ander Mittel, um sie zur Besinnung zu bringen, als so ein derbes sähen, für ein Verhältnis zu dem habe, wie die Menschheit früher beschaffen war, so weit unsre Traditionen gehen; auch wie die Erde selbst einst aussah, wie sich nach und nach die rohen Massen, einander entgegengesetzt, Granit und Wasser, immer mehr vereinigt hätten. Ich fand diese beiden Gestaltungen überall, im Menschen, in unserm Leben, in der Natur, und in jeder Kunst-Epoche; ich dachte an die verschiedenen Religionen, wie sie entstanden und zugrunde gegangen wären, und es fiel mir wieder eine Bemerkung von Tieck auf, daß gerade dann, wann ein Zeitalter zugrunde gegangen gewesen, immer die Meisterwerke aller Künste entstanden seien; z. B. der Homer, der Sophokles, der Dante, die großen griechischen Kunstwerke und die neuern römischen, so auch in der Baukunst, und daß diese Kunstwerke jedesmal gerade den höchsten Geist der zugrunde gegangenen Religion in sich getragen; es war mir in die Augen springend, aus dem was gewesen war, daß nach dem höchsten Punkt in jeder Kunstepoche (z. B. nach der Bildung des Olympischen Jupiters und nach der Hervorbringung des jüngsten Gerichts) jedesmal die Kunst gesunken, sich aufgelöset, und einen ganz andern höchsten, fast noch schönern Punkt wieder erreicht habe; ich fragte mich: sind wir jetzt wohl wieder daran, ein Zeitalter zu Grabe zu tragen?

Ich verlor mich in Staunen, ich konnte nicht weiter denken; ich saß vor meinem Bilde, und das, was ich zuerst darüber gedacht, wie es in mir entstanden, die Empfindungen, die in mir jedesmal beim Monde, oder beim Untergange der Sonne aufsteigen, dieses Ahnen der Geister, die Zerstörung der Welt, das deutliche Bewußtsein alles dessen, was ich von jeher darüber empfunden hatte, gingen meiner Seele vorüber; mir wurde dieses feste Bewußtsein zur Ewigkeit: Gott kannst Du hinter diesen goldnen Bergen nur ahnen, aber Deiner selbst bist Du gewiß, und was Du in Deiner

ewigen Seele empfunden, das ist auch ewig, — was Du aus ihr geschöpft, das ist unvergänglich; hier muß die Kunst entspringen, wenn sie ewig sein soll. — Wie es nun weiter in mir ergangen, inwiefern ich aus diesen verworrnen Gefühlen mich herausgearbeitet und sie zu regulieren gesucht, das höre nun; was dann noch weiter gekommen, und was sonst noch zur Erklärung gehört, davon hernach.

Wenn der Himmel über mir von unzähligen Sternen wimmelt, der Wind saust durch den weiten Raum, die Woge bricht sich brausend in der weiten Nacht, über dem Walde rötet sich der Äther, und die Sonne erleuchtet die Welt; das Tal dampft und ich werfe mich im Grase unter funkelnden Tautropfen hin, jedes Blatt und jeder Grashalm wimmelt von Leben, die Erde lebt und regt sich unter mir, alles tönet in einen Akkord zusammen, da jauchzet die Seele laut auf, und fliegt umher in dem unermeßlichen Raum um mich, es ist kein unten und kein oben mehr, keine Zeit, kein Anfang und kein Ende, ich höre und fühle den lebendigen Odem Gottes, der die Welt hält und trägt, in dem alles lebt und wirkt: hier ist das Höchste, was wir ahnen — G o t t ?

Dieses tiefste Ahnen unsrer Seele, daß G o t t über uns ist, daß wir sehen, wie alles entstanden, gewesen, und vergangen ist, wie alles entsteht, gegenwärtig ist, und vergeht um uns, und wie alles entstehen wird, sein wird, und wieder vergehen wird, wie keine Ruhe und kein Stillstand in uns ist; diese lebendige Seele in uns, die von ihm ausgegangen ist, und zu ihm kehren wird, die bestehen wird, wenn Himmel und Erde vergehen, das ist das gewisseste deutlichste Bewußtsein unsrer selbst und unsrer eigenen Ewigkeit.

Wir empfinden, daß ein unerbittlich Strenges und fürchterliches Ewiges, und eine ewige süße und grenzenlose Liebe, sich hart und im heftigsten Kampfe einander entgegenstehen, wie Hartes und Weiches, wie Felsen und Wasser; wir sehen diese beiden überall, im Kleinsten wie im Größesten, im Ganzen wie im Einzelnen: diese beiden sind die Grundwesen der Welt und in der Welt gegründet, und kommen von Gott und über diesen ist allein Gott. Sie stellen sich beim Anfang eines jeden Dinges, das von Gott kommt, das im Menschen und in der Natur gegründet ist, fest und im heftigsten Kampf einander entgegen. Je roher sie sich einander entgegenstellen, je weiter ist ein jedes Ding von seiner Vollendung, und je mehr sie sich vereinigen, desto mehr nähert jedes Ding sich seiner Vollendung. Nach dem höchsten Punkte dieser Vollendung kehrt der Geist zu Gott zurück, die leblosen Grundstoffe aber zerstören sich in einander im innersten Kern ihres Daseins; dann vergehen Himmel und Erde, und aus der Asche entwickelt sich von neuem die Welt und jene beiden Kräfte erneuern sich wieder rein, und vereinigen und zerstören sich aufs neue. Diesen ewigen Wechsel der Dinge empfinden wir in uns, in der ganzen Welt, in jedem leblosen Dinge, und in der Kunst. —

Der Mensch wird hülflos, ohne Bewußtsein geboren, in die Welt gesetzt, daß das Schicksal an ihm übe, was es kann und mag. Mit diesem Furchtbaren tritt das Schönste, die mütterliche Liebe, in Kampf und vereinigt die wilden Leidenschaften mit der süßesten Liebe und Unschuld. In dem Punkte der Vollendung sieht der Mann seinen Zusammenhang mit der ganzen Welt. Ihn treibt die ernste Lust von hinnen, ohne Rast fliegt die Seele durch alles hin und findet keine Ruhe, aber dann bindet die Liebe ihn an das süße Leben und er wirkt in dem lebendigen Kreise um sich und einigt und vollendet sich aufs neue in jenen entgegenstehenden Kräften; dann kehret der Geist zu Gott zurück. — Wenn unser Gefühl uns hinreißt, daß alle unsere Sinne im Grunde erzittern, dann suchen wir nach den harten, bedeutenden, von andern gefundenen Zeichen außer uns und vereinigen sie mit unserm Gefühl; im schönsten Moment können wir es dann andern mitteilen; wollen wir dann aber diesen Moment weiter ausdehnen, so entsteht eine Überspannung, d. i. der Geist entflieht aus den gefundenen Zeichen und wir können den Zusammenhang in uns nicht wieder erlangen, bis wir zu der ersten Innigkeit des Gefühls zurückgekehrt, oder, bis wir wieder zu Kindern geworden sind. Diesen Kreis, wo man immer einmal tot wird, erlebt jeder, und je öfter man ihn erlebt, je tiefer und inniger wird gewiß das Gefühl. Und so entstehet die Kunst und gehet zugrunde, und es bleibt nichts nach, als die leblosen Zeichen, wenn der Geist zu Gott zurückgekehrt ist.

Diese Empfindung des Zusammenhanges des ganzen Universums mit uns; dies jauchzende Entzücken des innigsten lebendigsten Geistes unsrer Seele; dieser einige Akkord, der im Schwunge jede Saite unsres Herzens trifft; die Liebe, die uns hält und trägt durch das Leben, dieses süße Wesen neben uns, das in uns lebt und in dessen Liebe unsere Seele erglüht: dies treibt und preßt uns in der Brust, uns mitzuteilen, wir halten die höchsten Punkte dieser Empfindungen fest und so entstehen bestimmte Gedanken in uns.

Wir drücken diese Gedanken aus in Worten, Tönen oder Bildern, und erregen so in der Brust des Menschen neben uns dieselbige Empfindung. Die Wahrheit der Empfindung ergreift alle, alle fühlen sich mit in diesem Zusammenhang, alle loben den einigen Gott, die ihn empfinden; und so entsteht die R e l i g i o n. — Wir setzen diese Worte, Töne oder Bilder in Zusammenhang mit unserm innigsten Gefühl, unsrer Ahnung von Gott, und der Gewißheit unsrer eignen Ewigkeit durch die Empfindung des Zusammenhanges des Ganzen, das ist: wir reihen diese Empfindungen an die bedeutendsten und lebendigsten Wesen um uns, und stellen, indem wir die charakteristischen, das heißt: die mit den Empfindungen übereinstimmenden Züge dieser Wesen festhalten, — Symbole unsrer Gedanken über große Kräfte der Welt dar, das sind die Bilder von Gott, oder von den Göttern. Je mehr die Menschen sich und ihr Ge-

fühl rein erhalten, und es erheben, desto bestimmter werden diese Symbole von Gottes Kräften desto höher empfinden sie die große allmächtige Kraft. Sie drängen alle die unendlich verschiedenen Naturkräfte in ein Wesen zusammen; sie suchen in einem Bilde alles zugleich zu konzentrieren und so ein Bild des Unendlichen darzustellen. (Wenn der menschliche Geist diese höchste Ahnung erreicht hat, so entsteht eine Überspannung und die Zeichen stürzen in sich zusammen, sobald der Geist entflohen ist, und er muß von dem ersten kindischen Gefühl wieder anfangen.)

Diese Symbole wenden wir an, wenn wir große Begebenheiten, schöne Gedanken über die Natur, und die lieblichen oder fürchterlichen Empfindungen unsrer Seele, über Begebenheiten, oder den innern Zusammenhang unseres Gefühls, andern klar verständlich machen wollen. Wir suchen nach einer Begebenheit, die charakteristisch zu unsrer Empfindung, die wir ausdrücken wollen, stimmt, und wenn wir sie gefunden, haben wir den Gegenstand der Kunst gewählt.

Indem wir diesen Gegenstand nun an unsre Empfindung reihen, stellen wir jene Symbole der Naturkräfte, oder der Empfindungen in uns, so gegen einander, daß sie characteristisch, für sich, den Gegenstand, und unsre Empfindung wirken: das ist die Komposition. — (Hier sucht der Mensch wieder, wie in der Darstellung des einzigen höchsten Symbols von Gott, ein Bild von Gott auszudrücken durch die höchste symbolische Komposition, — er vereinigt sein höchstes Gefühl mit der größten Begebenheit der Welt, läßt alle Symbole der Empfindungen und der Natur darin wirken, bis er den Gedanken über die tiefste Empfindung seiner Seele, über die Allmacht Gottes ausgedrückt hat in der größten und letzten Begebenheit der Welt. So wird der Geist aufs neue erschöpft, die leblosen Stoffe sinken in sich zusammen, und das ist der Grenzstein der historischen Komposition.)

So wie wir die Formen der Wesen, aus denen unsre Symbole genommen, deutlicher und zusammenhangender empfinden, leiten wir auch die Umrisse und Darstellung derselben charakteristischer aus ihrer Grundexistenz, aus unsrer Empfindung, und aus der Konsistenz des Natursubjekts her. Wir beobachten dieses in allen Stellungen, Richtungen und Ausdrücken, stellen jeden Gegenstand des Ganzen genau nach der Natur und übereinstimmend mit der Komposition, der Wirkung, der einzelnen Handlung für sich, und der Handlung des ganzen Werks auf, lassen sie nach der Perspektiv kleiner oder größer werden, und beobachten alle Nebensachen, und die so zum Grund gehören, in dem alles wirkt, eben so nach der Natur und dem Gegenstand, und das ist die Zeichnung.

Wie wir die Farben des Himmels und der Erde betrachten, die Veränderungen der Farben bei Affekten und Empfindungen an den Menschen, in der Wirkung, wie

sie bei großen Naturerscheinungen vorkommen, und in der Harmonie, selbst insoferne gewisse Farben symbolisch geworden sind, so geben wir jedem Gegenstande der Komposition harmonisch mit der ersten tiefsten Empfindung und den Symbolen und Gegenständen für sich, jedem seine Farbe, und das ist die Farbengebung.

Diese vereinigen oder erhöhen wir in Hinsicht ihrer Reinheit, je nachdem ein jeder Gegenstand näher oder ferner erscheinen soll, oder nachdem der Luftraum zwischen dem Gegenstande und dem Auge größer oder kleiner ist: das ist die Haltung.

Wir beobachten sowohl die Konsistenz eines jeden Gegenstandes in seiner Farbe von innen, als auch die Wirkung des hellern oder schwächeren Lichts auf denselben, so wie den Schatten, auch die Wirkung der beleuchteten nebenstehenden Gegenstände auf ihn: das ist das Kolorit.

Wir suchen durch die Reflexe und die Wirkungen von einem Gegenstande auf den andern, und die Farben desselben, Übergänge zu finden, beobachten alle Farben gleichstimmig mit der Wirkung der Luft und der Tageszeit, die stattfindet, suchen diesen Ton, den letzten Anklang der Empfindung, von Grund aus zu beobachten, und das ist der Ton — und das Ende.

So ist denn die Kunst das schönste Bestreben, wenn sie von dem ausgeht, was allen angehört und eins ist mit dem. Ich will hier also die Erfordernisse eines Kunstwerks, wie sie, nicht allein in Hinsicht der Wichtigkeit, sondern auch in Hinsicht, wie sie ausgebildet werden sollen, auf einander folgen, noch einmal hersetzen:

1. Unsre Ahnung von Gott;
2. die Empfindung unsrer selbst im Zusammenhange mit dem Ganzen, und aus diesen beiden;
3. die Religion und die Kunst; das ist, unsre höchsten Empfindungen durch Worte, Töne oder Bilder auszudrücken; und da sucht denn die bildende Kunst zuerst:
4. den Gegenstand; dann
5. die Komposition,
6. die Zeichnung,
7. die Farbengebung,
8. die Haltung,
9. das Kolorit,
10. den Ton.

Nach meiner Meinung kann schlechterdings kein Kunstwerk entstehen, wenn der Künstler nicht von diesen ersten Momenten ausgegangen ist, auch ist kein Kunstwerk anders ewig: denn die Ewigkeit eines Kunstwerks ist doch nur der Zusammenhang

mit der Seele des Künstlers, und durch den ist ein Bild des ewigen Ursprungs seiner Seele. Ein Kunstwerk, was aus diesen ersten Momenten entspringt, und in seiner Vollendung auch nur die Komposition erreicht, ist mehr wert, als jede Künstelei, die bloß von der Komposition, ohne das Vorhergehende, angefangen und wenn sie auch bis zum Ton völlig durchgeführt ist, und es ist klar, daß ohne das erste die übrigen Teile bis zum Ton gewiß nicht in den Zusammenhang und die Reinheit können gebracht werden. In dieser Folge kann also die Kunst nur wieder erstehen; hier aus dem innern Kern des Menschen muß sie entspringen, sonst bleibt sie Spielerei; hier entstand sie bei Rafael, Michelangelo Buonaroti, und Guido und mehreren. Nachher, sagt man, ist die Kunst gefallen; was ist das anders, als daß der Geist entwichen war? — Annibal Caracci usw. fingen nur noch bei der Komposition an, und Mengs bei der Zeichnung; unsre jetzt lärmmachenden Leute sind nur noch beim Ton.



Philipp Otto Runge.

Wenn ich jene Stufenfolge so ansehe, und sie anwende aufs Leben, und sehe so einen geputzten Herrn, der auch weiter nichts kann, als Fransch parlieren und der sich doch im Schwung zu erhalten weiß, so fällt mir unwillkürlich ein: der ist beim Ton. Die ganze Stufenfolge ist ja auch im menschlichen Leben so, und „selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen".

Und was soll nun herauskommen bei all' dem Schnickschnack in Weimar, wo sie unklug durch die bloßen Zeichen etwas wieder hervorrufen wollen, was schon da gewesen. Ist denn das jemals wieder entstanden? Ich glaube schwerlich, daß so etwas Schönes, wie der höchste Punkt der historischen Kunst war, wieder entstehen wird, bis alle verderblichen neueren Kunstwerke einmal zugrunde gegangen sind, es müßte denn auf einem ganz neuen Wege geschehen, und dieser liegt auch schon ziemlich klar da, und vielleicht käme bald die Zeit, wo eine recht schöne Kunst wieder erstehen könnte, das ist in der Landschaft. Wir können wohl sagen, daß es eigentlich noch keine rechten Künstler darin gegeben hat, nur so hin und wieder einige, und gerade in den neuern Zeiten, die den Geist der Kunst auch hierin geahnt haben.

Ist es nicht sonderbar, daß wir klar und deutlich unser ganzes Leben empfinden, wenn wir dicke schwere Wolken bald dem Monde vorübereilen, bald ihre Ränder von dem Monde vergoldet, bald die Wolken den Mond völlig verschlingen sehen? es kömmt uns verständlich vor, als könnten wir bloß in solchen Bildern unsre ganze Lebensgeschichte schreiben; und ist es denn nicht wahr, daß es seit Rafael und Buonaroti keine eigentlichen Historienmaler mehr gegeben hat? Selbst Rafaels Bild hier auf der Galerie neigt sich geradezu zur Landschaft, — freilich müssen wir hier unter Landschaft etwas ganz anderes verstehen.

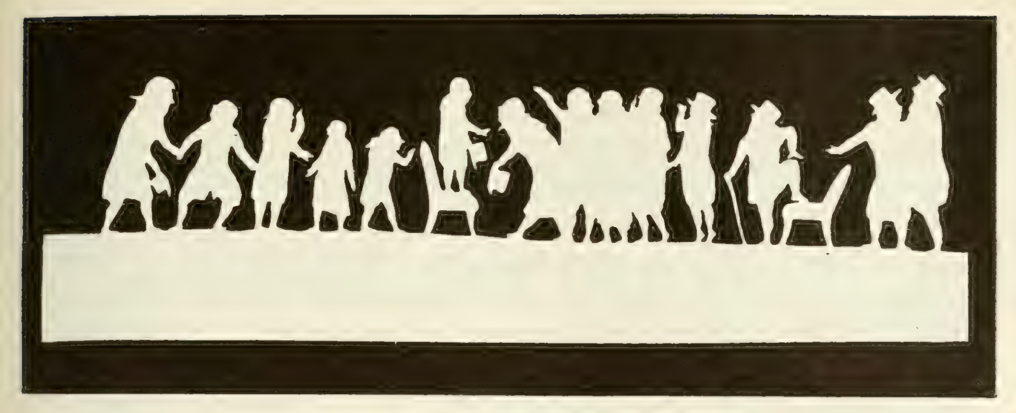
Siehe, so wie ein Kunstwerk, von der ersten Grundempfindung entwickelt, wo die zwei rohen Kräfte sich entgegenstehen, so hat sich das ganze Menschengeschlecht entwickelt, jede Kunst-Epoche hat uns gezeigt, wie sich in den reinsten Menschen dieser Zeitalter jene beiden Kräfte auch immer mehr vereinigt hatten. In der ägyptischen bildenden Kunst sowohl, wie in der Baukunst, und in allen damaligen Symbolen, war noch etwas weit Härteres und Widerstrebenderes, wie in der Griechen ihren; so verehrten auch noch die ersten Menschen jede einzelne Quelle, jeden Baum, Felsen, Feuer usw. Die christliche Religion, ich meine die katholische, brauchte noch vier Personen in der Gottheit, da war durch die Mutter Gottes noch das schöne Leben im Himmel, alle Heiligen kamen dahin, so konnte die historische Komposition gedeihen, bis diese Religion in Abnahme kam. — Die Reformation beschränkte sich auf die drei Personen in der Gottheit, diese scheint nun zugrunde gegangen; der Geist dieser Religion ist abstrakter, aber um nichts weniger innig gewesen, es muß auch aus dieser eine abstraktere Kunst entspringen. Nun wollen sich die Leute nur an einen Gott halten; geht aber der ihnen verloren, dann ist doch wohl kein ander Mittel, als daß nur der jüngste Tag kommt.

So wie ein Kunstwerk, das nicht in unsrer eigenen ewigen Existenz gegründet ist, nicht besteht, so ist es gewiß auch mit dem Menschen, der nicht in Gott gegründet ist. Die Blüten, die wir treiben aus dem Bewußtsein dieses unsers ersten Ursprungs, wo der Saft aus diesem Stamm der Welt gezogen wird, denen gedeihen die Früchte;

ein jeder Mensch ist ein Zweig an diesem großen Baum, und nur durch den Stamm können wir den Saft erhalten zu ewigen unsterblichen Früchten. Wer einen Zusammenhang mit dem Stamm nicht mehr in sich fühlt, der ist schon verdorrt.

Im Februar 1802 (Dresden).

Wir sehen in den Kunstwerken aller Zeiten es am deutlichsten, wie das Menschengeschlecht sich verändert hat, wie niemals dieselbe Zeit wieder gekommen ist, die einmal da war; wie können wir denn auf den unseligen Einfall kommen, die alte Kunst wieder zurückrufen zu wollen? In der ägyptischen Kunst sehen wir das Harte, Eiserne und Rohe des Menschengeschlechts. Die Griechen empfanden ihre Religion und sie lösete sich in Kunstwerke auf. Michelangelo war der höchste Punkt in der Komposition, das jüngste Gericht ist der Grenzstein der historischen Komposition, schon Rafael hat sehr vieles nicht rein historisch Komponiertes geliefert, die Madonna in Dresden ist offenbar nur eine Empfindung, die er durch die so wohl bekannten Gestalten ausgedrückt hat, nach ihm ist eigentlich nichts Historisches mehr entstanden, alle schönen Kompositionen neigen sich zur Landschaft hin, — die Aurora von Guido; es hat noch keinen Landschafter gegeben, der eigentliche Bedeutung in seinen Landschaften hätte, der Allegorien und deutliche schöne Gedanken in eine Landschaft gebracht hätte. Wer sieht nicht Geister auf den Wolken beim Untergang der Sonne? Wem schweben nicht die deutlichsten Gedanken vor die Seele? Kann ich den fliehenden Mond nicht eben so festhalten, wie eine fliehende Gestalt, die einen Gedanken bei mir erweckt, und wird jenes nicht eben so ein Kunstwerk? Und welcher Künstler, der dieses in sich fühlt, den die Natur, die wir nur noch in uns selbst, in unserer Liebe, und an dem Himmel, rein sehen, erweckt, wird nicht nach dem rechten Gegenstande greifen, um diese Empfindung an den Tag zu legen, wie könnte ihm da der Gegenstand mangeln? Solch ein Gefühl muß also dem Gegenstande noch vorausgehen; wie ungereimt also eine Aufgabe? — Wie können wir nur denken, die alte Kunst wieder zu erlangen? Die Griechen haben die Schönheit der Formen und Gestalten aufs höchste gebracht in der Zeit, da ihre Götter zugrunde gingen; die neuern Römer brachten die historische Darstellung am weitesten, als die katholische Religion zugrunde ging: bei uns geht wieder etwas zugrunde, wir stehen am Rande aller Religionen, die aus der katholischen entsprangen, die Abstraktionen gehen zugrunde, alles ist luftiger und leichter, als das bisherige, es drängt sich alles zur Landschaft, sucht etwas bestimmtes in dieser Unbestimmtheit und weiß nicht, wie es anzufangen? sie greifen falsch wieder zur Historie, und verwirren sich. Ist denn in dieser neuen Kunst — der Landschafterei, wenn man so will, — nicht auch ein höchster Punkt zu erreichen? der vielleicht noch



Ph. Otto Runge.

schöner wird wie die vorigen? Ich will mein Leben in einer Reihe Kunstwerke darstellen; wenn die Sonne sinkt und wenn der Mond die Wolken vergoldet, will ich die fliehenden Geister festhalten; wir erleben die schöne Zeit dieser Kunst wohl nicht mehr, aber wir wollen unser Leben daran setzen, sie wirklich und in Wahrheit hervorzurufen; kein gemeiner Gedanke soll in unsre Seele kommen; wer das Schöne und das Gute mit inniger Liebe in sich festhält, der erlangt immer doch einen schönen Punkt. Kinder müssen wir werden, wenn wir das Beste erreichen wollen.

An Goethe.

Wolgast, den 3. Juli 1806.

Nach einer kleinen Wanderung, die ich durch unsre anmutige Insel Rügen gemacht hatte, wo der stille Ernst des Meeres von den freundlichen Halbinseln und Tälern, Hügeln und Felsen, auf mannigfaltige Art unterbrochen wird, fand ich zu dem freundlichen Willkommen der meinigen auch noch Ihren werten Brief; und es ist eine große Beruhigung für mich, meinen herzlichen Wunsch in Erfüllung gehen zu sehen, daß meine Arbeiten doch auf irgend eine Art ansprechen möchten. Ich empfinde es sehr, wie Sie ein Bestreben, was auch außer der Richtung, die Sie der Kunst wünschen, liegt, würdigen; und es würde eben so albern sein, Ihnen meine Ursachen, warum ich so arbeite, zu sagen, als wenn ich bereden wollte, die meinige wäre die rechte. —

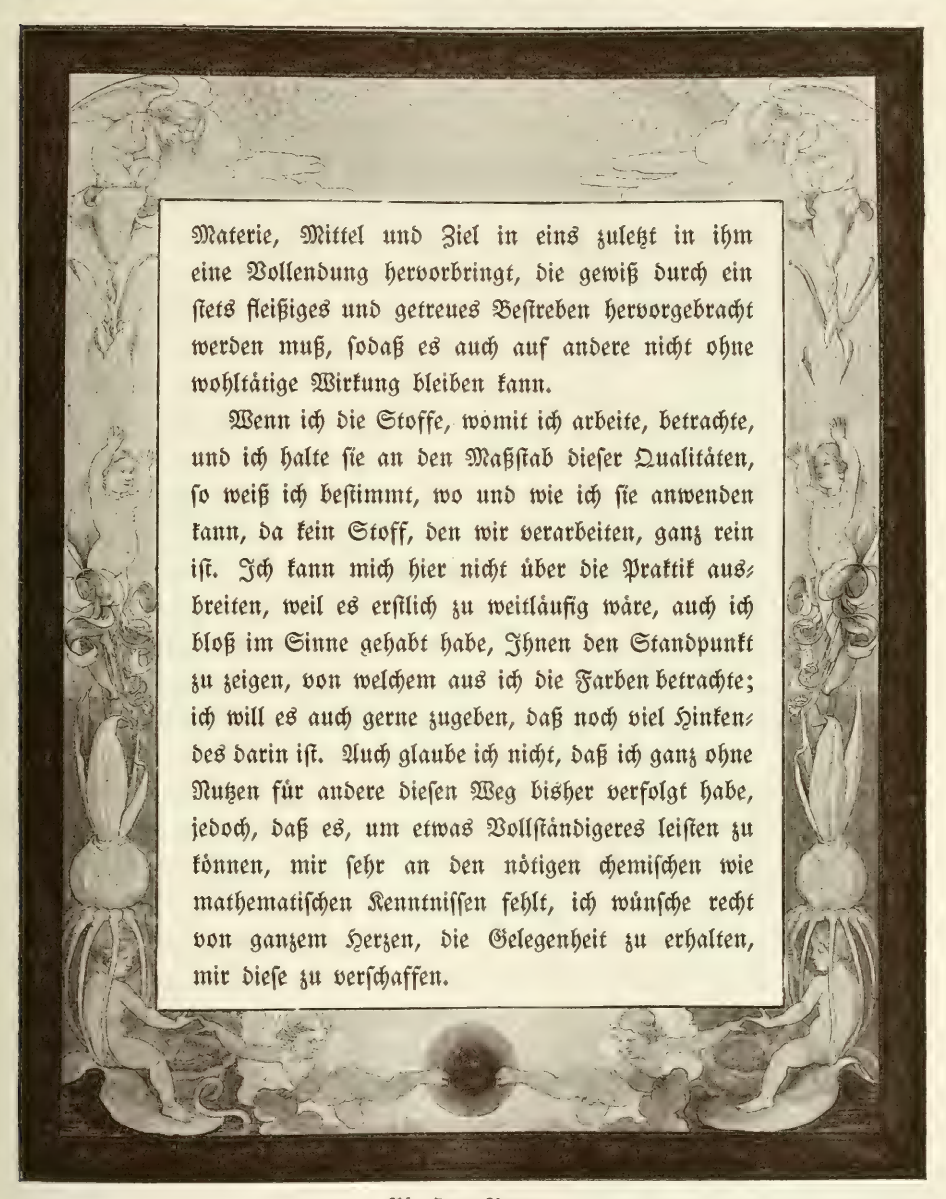
Wenn die Praktik für jeden mit großen Schwierigkeiten verbunden ist, so ist sie es in unsern Zeiten im höchsten Grade für den, der in einem Alter, wo der Verstand schon eine große Oberhand erlangt hat, erst anfängt, sich in den Anfangsgründen zu üben; es wird ihm unmöglich, ohne zugrunde zu gehen, aus seiner Individualität

heraus sich in ein allgemeines Bestreben zu versetzen. — Derjenige, der, indem er sich in die unendliche Fülle von Leben, die um ihn ausgebreitet ist, verliert, und unwiderstehlich dadurch zum Nachbilden angereizt wird, sich von dem Totaleindrucke eben so gewaltig ergriffen fühlt, wird gewiß eben so, wie er in das Charakteristische der Einzelheiten eingeht, auch in die Verhältnisse, die Natur und die Kräfte der großen Massen einzudringen suchen. Wer in dem beständigen Gefühl, wie alles bis ins kleinste lebendig ist, und wechselweise wirkt, die großen Massen betrachtet, kann solche nicht ohne eine besondere Konnexion oder Verwandtschaft sich denken, noch viel weniger sie darstellen, ohne sich auf die Grundursachen einzulassen.

Um es deutlicher zu machen, wie ich es meine: Ich glaube, daß die alten deutschen Künstler, wenn sie etwas von der Form gewußt hätten, die Unmittelbarkeit und Natürlichkeit des Ausdrucks in ihren Figuren würden verloren haben, bis sie in dieser Wissenschaft einen gewissen Grad erlangt hätten. — Es hat manchen Menschen gegeben, der aus freier Faust Brücken und Hängewerke und gar künstliche Sachen gebaut hat. Es geht auch wohl eine Zeitlang; wann er aber zu einer gewissen Höhe kommt und vonselbst auf mathematische Schlüsse verfällt, so ist sein ganzes Talent fort, er arbeite sich denn durch die Wissenschaft hindurch wieder in die Freiheit hinein. So ist es mir unmöglich gewesen, seit ich zuerst mich über die besonderen Erscheinungen bei der Mischung der drei Farben verwunderte, mich zu beruhigen, bis ich ein gewisses Bild von der ganzen Farbenwelt hatte, das groß genug wäre, um alle Verwandlungen und Erscheinungen in sich zu schließen.

Es ist ein sehr natürlicher Gedanke für einen Maler, wenn er zu wissen begehrt, indem er eine schöne Gegend sieht, oder auf irgend eine Art von einem Effekt in der Natur angesprochen wird, aus welchen Stoffen gemischt dieser Effekt wieder zu geben wäre? Dies hat mich wenigstens angetrieben, die Eigenheiten der Farben zu studieren, und ob es möglich wäre, so tief einzudringen in ihre Kräfte, damit es mir deutlich würde, was sie leisten, oder was durch sie gewirkt wird, und was auf sie wirkt. — Ich hoffe, daß Sie mit Schonung einen Versuch ansehen, den ich bloß aufschreibe, um Ihnen meine Ansicht deutlich zu machen, die, wie ich doch glaube, sich praktisch nur ganz auszusprechen vermag. Indes denke ich nicht, daß es für die Malerei unnütz ist, oder nur entbehrt werden kann, die Farben von dieser Seite anzusehen; auch wird diese Ansicht den optischen Versuchen, etwas vollständiges über die Farben zu erfahren, weder widersprechen, noch sie unnötig machen. Auch bitte ich, da ich Ihnen keine unumstößlichen Beweise, die auf eine vollständige Erfahrung begründet sein müssen, vorlegen kann, daß Sie auf Ihr eignes Gefühl sich reduzieren mögen, um zu verstehen, wie ich meine, daß ein Maler mit keinen anderen Elementen zu tun hat, als mit denen, die Sie hier angegeben finden. — — — —

Der feste Glaube an eine bestimmte geistige Verbindung in den Elementen kann dem Maler zuletzt einen Trost und eine Heiterkeit mitteilen, die er auf keine andere Art zu erlangen imstande ist; da sein eigenes Leben sich so in seiner Arbeit verliert und



Materie, Mittel und Ziel in eins zuletzt in ihm eine Vollendung hervorbringt, die gewiß durch ein stets fleißiges und getreues Bestreben hervorgebracht werden muß, sodaß es auch auf andere nicht ohne wohltätige Wirkung bleiben kann.

Wenn ich die Stoffe, womit ich arbeite, betrachte, und ich halte sie an den Maßstab dieser Qualitäten, so weiß ich bestimmt, wo und wie ich sie anwenden kann, da kein Stoff, den wir verarbeiten, ganz rein ist. Ich kann mich hier nicht über die Praktik ausbreiten, weil es erstlich zu weitläufig wäre, auch ich bloß im Sinne gehabt habe, Ihnen den Standpunkt zu zeigen, von welchem aus ich die Farben betrachte; ich will es auch gerne zugeben, daß noch viel Hinkendes darin ist. Auch glaube ich nicht, daß ich ganz ohne Nutzen für andere diesen Weg bisher verfolgt habe, jedoch, daß es, um etwas Vollständigeres leisten zu können, mir sehr an den nötigen chemischen wie mathematischen Kenntnissen fehlt, ich wünsche recht von ganzem Herzen, die Gelegenheit zu erhalten, mir diese zu verschaffen.

Ph. Otto Runge.

Moritz von Schwind

geboren 1804 in Wien, gestorben 1871 in München.
Er war Schüler von Schnorr an der Wiener Akademie, dann von 1828 an der Münchener Akademie unter Cornelius.

An F. von Schober*).

22. Dezember 1823.

Ich bin so voll Husten und Strauchen, daß ich nicht ausgehen kann. Ich fing vor einigen Tagen an Eisschuh zu laufen und das kommt mir sehr übel zu stehen. Man kommt in einen verzweifelten Schweiß, und wenn man dann in den Schnee fällt, was sehr leicht geschieht, so kühlt man sich wieder ab. Zudem ging ich vom Eis weg in's Theater, wo es sehr leer und sehr kalt war. Es war nur Figaros Hochzeit. Herr Wächter sang den Grafen und seine junge Frau den Pagen. Die Erfindung und die Musik, wiewohl ich sie schon etwas kannte, setzten mich in Erstaunen. Wie nothwendig jedes ist und wie wahr! — Vorgestern wurde an der Wien ein Stück von der heillosen Frau von Chezy gegeben: „Rosamunde von Cypern" mit Musik von Schubert. Du kannst Dir denken, wie wir alle hineingingen! Da ich den ganzen Tag nicht aus war wegen dem Husten, so konnte ich mich auch nicht verabreden und kam allein in den dritten Stock, während die Anderen im Parterre waren. Schubert hat die Ouvertüre, die er zur „Estrella" geschrieben hat, hergegeben, da er sie für die Estrella zu aufhauerisch findet und eine neue machen will. Mit allgemeinem Beifall wurde sie wiederholt zu meiner größten Freude. Du kannst Dir denken, wie ich die Bühne und die Instrumentirung verfolgte. Ich weiß, daß Du dafür geforchten (!) hast. Ich habe bemerkt, daß die Flöte, der das Thema halb anvertraut ist, etwas vorschlägt, es kann aber auch am Blaser gelegen sein. Sonst ist (alles) durchaus verständlich und gleichgewichtig. Nach dem ersten Akt war ein Stück angelegt, das für den Platz, den es einnahm, zu wenig rauschend war und sich zu oft wiederholte. Ein Ballet ging unbemerkt vorüber und ebenso der zweite und dritte Zwischenakt. Die Leute sind halb gewohnt gleich nach dem Akt zu plaudern und ich begreife nicht, wie man ihnen zutrauen konnte, so ernste und liebliche Sachen zu bemerken. Im letzten Akt kam ein Chor von Hirten und Jägern, so schön und natürlich, daß ich mich nicht erinnere, etwas Aehnliches gehört zu haben. Mit Beifall wurde er wiederholt und ich glaube, er wird dem Chor aus der Weberschen Euryanthe den gehörigen Stoß versetzen. Noch eine Arie, wiewohl von Mad. Vogl. auf das Gräulichste gesungen, und ein kurzes Bucolicon wurden beklatscht. Ein unterirdischer Chor war unmöglich zu vernehmen und die Gesten des Herrn Rott, der während dessen Gift kochte, ließen ihn nicht zur Geltung kommen.

*) Legationsrat Franz von Schober, ein geborener Schwede, auch als Dichter bekannt, später der Mann Thekla von Gumperts (1798—1882), halb Jugendfreund und halb Mäcen Schwinds aus dessen Wiener Zeit.

An denselben.

Salzburg, den 3. September 1827.

Quoad villam ist München ein odioses Nest, die Stadt ist voll Laubengängen und diese wieder voll Brodsitzern (d. h. Bäckerläden). Zwischen Stadt und Vorstadt findet sich nur eine breitere Gasse, die an einigen Stellen mit Bäumen besetzt ist. In den Vorstädten wird viel gebaut und das curios schön. Gegend caret. Ich wohnte in einem kleinen Hause vor dem Angerthore, von wo ich immer durch die ganze Stadt mußte, um an die Gallerie, oder die Glyptothek zu kommen. Die Gallerie hat nach dem ersten Eindruck doch nur raros nantes und einen verhältnismäßigen gunges dazu. Das große Bild von van Eyk, das Du durch den Kupferstich kennen wirst, zog mich den ersten Tag sehr an und hoffte mir viel Genuß davon. Es ist äußerst ausführlich in den Köpfen und hin und her sehr natürlich, nachdem ich aber mit der Glyptothek bekannt geworden, fühlte ich einen unwiderstehlichen Abscheu vor dem kümmerlichen Wesen. Das heißt, ich habe es immer angesehen, um ihm nicht Unrecht zu thun. Eine sehr künstlich gruppirte hl. Familie von Raphael ist, die Du aus Kupferstichen kennen wirst, ‚cosi' (er gibt dazu eine zollgroße Skizze), „ein Dreieck formirend. Mir war es recht gut bemerklich, welche Vertrautheit mit den gewagtesten Lagen der Glieder und Gewänder, welche deutliche Vorstellung und bestimmte von Geschmack geleitete Auswahl dazu gehört, eine so künstliche Gruppe so natürlich zu denken. In der Zeichnung ist sie geschwungen und zarter, als unsere in Wien. In Farben zeigt er sich hier lebhafter. Rothes Kleid und lichtgelbe Vorderärmel, blauer Mantel mit grünem Umschlag u. s. w. Raphaels und Dürers Portraite hängen nebeneinander, von ihnen selbst gemahlt. Raphael ist unglaublich schön, vor allem hat er einen Mund, der nicht wieder zu sehen, so strotzend und so edel dabei. Die Schatten davon sind sehr dunkel. — Bevor ich noch zu Cornelius ging, schummelte ich mich mit einiger Keckheit in den fertigen Saal. Ich habe von der Anordnung des Ganzen eine ziemlich genaue Zeichnung, auch habe ich von Nacht und Morgen nebst vier Zipfelbildern (Zwickeln) in loco Skitzen gemacht.

Cornelius selbst fand ich auf dem Gerüste im zweiten Saal. Er ist ein ganz kleiner Mann in einem blauen Hemd mit rother Schärpe. Er sieht äußerst streng und vornehm aus, und seine schwarzen, glänzenden Augen sind auffallend. Er las meinen Brief und fragte mich um meinen Nahmen, den Grillparzer zu schreiben vergessen hatte, wollte etwas von meinen Arbeiten sehen, was ob absentiam unmöglich war. Erst fragte er um Grillparzer und muß mit meinen Antworten ziemlich zufrieden gewesen sein, da er auf Schlegl überging, der eben in München war und ihn besucht

hatte*). Dabei malte er immer fort und ich sah ihn nur von hinten, und noch dazu von unten. Denn unsere Stellung war wie Figur A."

(Dazu macht Schwind eine Zeichnung, sich selbst mit zwei langen, magern Strichen charakterisierend, rückwärts vom Haupte hängt ihm ein Büschel Haare hinab.)

Zum Glück bemerkte ich das lächerliche meiner Situation, indem ich nur als rothes Haupt figurierte und konnte dem Herzklopfen und sonstigen Teufelsängsten, die mich befielen, doch einigermaßen das Gleichgewicht halten. Er selbst sah auch erquicklich aus, wie Figur B. Er äußerte sich sehr mißbilligend über Schlegel, er sei ein ganz anderer Mensch, als den er vor 20 Jahren in Bonn gekännt habe. Darauf stieg er von seinem Trohn herab, vertauschte seinen blauen Janker mit einem eleganten Gehrock, trank sehr gemächlich ein Glas Wasser, machte mir mit kurzen Worten eine Erklärung von dem, was (in dem 2. Saal) bereits gemahlt sei und was noch dazu gehöre, daß mir die Haut schauderte, ergriff einige Schriften und sagte, er habe auf der Academie zu thun, ich sollte nur bleiben so lange ich wollte und wieder kommen, wenn es mir gefiele. Ich entschuldigte mich aber, daß ich ohne Gefahr gänzlicher Verwirrung nicht länger bleiben könne, worauf er mir sehr freundlich die Hand gab, und noch sagte, wir würden auf jeden Fall noch zusammen sprechen, und ich stolperte über das Gerüst hinunter, zur Glyptothek hinaus ging eine Weile spazieren, und speiste in einem Garten.

Den andern Tag ging ich wieder in die Glyptothek und hielt es für nützlich, ihm mein Kompliment zu machen; da ich aber merkte, daß er um keinen Preis von der Arbeit ging, auch das Reden ihm nicht angenehm schien, so ging ich in den anderen Saal hinüber und fing genauer zu schauen und mitunter zu zeichnen an, und so drei Tage. Dann regnete es einen Tag zu heftig um auszugehen, und ich zeichnete das Schiff aus dem Tasso auf ein Quartblatt und schraffirte es mit der Feder aus gegen meine Gewohnheit mit vielen Strichen übereinander so viel möglich bis zum höchsten Licht. Ein wenig besser oder schlechter schien mir ganz gleichgültig, ich hatte gar nicht den Gedanken, ihm zu gefallen, nur den, sein Urtheil über mich zu hören, gut oder schlimm. Ich ging in der Glyptothek zu ihm und sagte, ich hätte etwas gemacht, er möchte sagen, wann und wo er es sehen wolle. D'rauf lud er mich zum Abendessen ein und ich begleitete ihn zu seiner Wohnung. Er war unterwegs etwas wortkarg oder absent, man sagte mir aber, das sei er immer, wenn er von der Arbeit gehe. Abends um 8 Uhr, es war am 27., ging ich mit meiner Scharteke hin. Er selbst war noch nicht zu Haus. Eberl aber, sein Schüler, führte mich zu seiner Frau, wo Schnorr**), der

*) Hier ist Friedrich von Schlegel gemeint, welcher am 11. Januar 1829 auf einer Reise zu Dresden starb.

**) Schnorr kam über Wien aus Rom, wo er die Fresken zum Ariost in der Villa Massimi eben beendet hatte.



Moritz von Schwind.

den Tag vorher angekommen war, Heinrich Heß, Corn. Schwester und zwei kleine Töchter saßen. Von dem Fenster bis zur Erde herab hing ein Vorhang voll farbiger Blumen, daß man keinen Grund sah.. Es kamen Biere, und nach einer kurzen allgemeinen Unterhaltung wendete er sich sehr freundlich zu mir und fragte mich um die Zeichnung, und ich ging ins Vorzimmer, wo ich sie gelassen hatte, und war unterwegs noch so dumm genug zu denken, wenn er jetzt keck sagt, daß ich ein Esel bin, so soll er erst noch zusehen, ob ich ihm's glaube. Er nahm sie, stellte sich zum Licht und sah sie lange mit etwas zusammengezogenen Augenbrauen an, was seine schwarzen Augen noch durchdringender und feuriger machte. Schnorr und Heß traten von ihm weg, wie sie überhaupt bei aller ihrer Fidelität ungemein höflich gegen einander sind, und ich stand mit Eberl beim Ofen, so daß ich sein Gesicht von der Seite sah. Er stand wohl drei Minuten, dann sagte er brav, legte die Zeichnung auf den Tisch, wandte sich zu Schnorr und Heß, und sie sprachen vom Fleck über die wichtigsten Dinge. Unter dem Anschauen wendete er sich einmal zu Heß, und indem er auf eine Falte zeigte, sagte er im Ton einer Citation, das ist von —, den Namen habe ich nicht verstanden, und auf eine andere zeigend, sagte er für sich: das ist zu bauschig. Gleich wie ich damit herein kam, sagte er sehr freundlich: „ich kann mir's wohl denken, daß Sie zu aufgeregt und nicht in der Fassung und Lage sind, Ihr Bestes zu thun", worauf ich sagte, ich wünsche

mich nicht zu produziren, sondern nur sein Urtheil zu hören, bei dem ein wenig besser oder schlechter nichts ändern werde. —

Die Fortsetzung dieses Briefes erfolgte aus Ebenzweyer, den 11. September. Schnorr sagte, es mache ihn traurig, denn er könne sich bei einem neu aufkeimenden Talente die Frage nicht mehr entschlagen, ob auch was daraus werden würde, so viele habe er schon zu Grunde gehen sehen und so wenige hätten es dahin gebracht, im Schweiße ihres Angesichtes zu arbeiten und frisch zu bleiben. Heß fragte nach einem, dessen Name mir entfallen ist. Schnorr beschrieb eine Zeichnung, wo Amoretten die Geschichte des Bachus und der Ariadne vorstellen, und da Corn. die Nase rümpfte, setzte er noch hinzu, daß es mit solcher Derbheit und Vollendung gemacht sei, daß man es gut nennen müsse.. Sie kamen auf die Genremaler, Corn. aber war schnell fertig, denn er sagte kurz und gut, für ihn gebe es keinen Genr (er spricht Schangr) und er wollte gar nichts davon wissen. Schnorr und Heß wollten dem Schangr das Wort sprechen, unterdessen trat Corn. auf mich zu, nahm die Zeichnung in die Hand und sagte halb leise, während die Andern fortredeten: „Daß die Zeichnung Talent verrät, davon rede ich nicht, aber Sie haben für Ihre Jahre eine zu große Leichtigkeit". Er zeigte auf einige Falten: „das ist nicht streng genug, zu gewöhnlich, fast schon Manier. Es wäre schlecht, wenn eine Historienmaler alles nach der Natur machen müßte, man muß aus der Erinnerung natürlich zeichnen können. Es hätte wenig mehr Nachdenken gebraucht, so wäre es gut geworden. Nur Ernst, nur keinen Strich schlechter machen, als man im Stande ist." Er sah mir immer fest in die Augen und wie wohl er mir nicht viel Schönheiten sagte, wendete ich keinen Blick von ihm. Unterdessen wurde zum Essen gerufen und er ging ganz lustig voraus. Oben am Tisch saß Schnorr, dann Corn.; Heß; eine kleine Tochter; Corn. Frau; meine Wenigkeit; Eberl; wieder ein Töchterl; und Corn. Schwester. Es kamen Erdäpfel und Kalbsbraten, Salat und Butter. Ich kann mich natürlicher Weise nicht mehr an jedes Wort erinnern, aber die besten glaube ich noch zu wissen und will sie auch aufschreiben, wie sie mir einfallen. Ich versichere Dich, sagte Corn., daß ich dahin komme, durchaus praktischen Talenten, rechten Arbeitern beinahe den Vorzug zu geben, wenn sie nebenbei nur für Vernunft empfänglich sind. Denn je reicher und umfassender eine Geistesbildung ist, so mehr ist (sie) dem Einfluß der Zeit, der Zersplitterung ausgesetzt und so weniger kann man ihr helfen. Das erste ist doch, daß er werde, wozu er geboren ist, je origineller Einer ist, desto schwerer ist es abzusehen und desto mehr steht jede Einwirkung von außen entgegen, ja man traut sich nicht so zuzugreifen, weil man fürchten muß, etwas zu verderben. Ich kann mir nicht helfen, mag man mich einen Philister oder was man will nennen, ich halte das Studium der Antiken für die einzige Rettung. Es ist dasselbe als

das Studium der classischen Sprachen für den Literaten (das wiederholte er bald darauf), die Andern stimmten ihm lebhaft bei. Ist es nicht schon ein großer Vorteil für einen Anfänger, wenn er, was es immer sei, diese Birn, dieses Messer, so nachzuzeichnen lernt, wie es vor ihm liegt. Und kann Einer was schöneres vor sich bringen, als die Antiken. Und die halten auch still. Ich bedaure Jeden, der sich davon abhalten läßt, denn gegen das dreißigste Jahr zu reicht das nimmer aus, was im zwanzigsten noch genug schien, und die Leute fallen hin und sind nimmer aufzurichten. .

25. November 1828.

Lieber, guter Schober! Ich habe gestern den Brief bekommen, wo mir N. schreibt, daß Schubert gestorben ist. Du weißt, wie ich ihn liebte, Du kannst Dir auch denken, wie ich dem Gedanken kaum gewachsen war, ihn verloren zu haben. Wir haben noch Freunde, theure und wohlwollende, aber keinen mehr, der die schöne unvergeßliche Zeit mit uns gelebt und nicht vergessen hat. Ich habe um ihn geweint, wie um einen meiner Brüder; jetzt aber gönn' ich ihm's, daß er in seiner Größe gestorben ist und seines Kummers los ist. Je mehr ich es jetzt einsehe, was er war, je mehr sehe ich ein, was er gelitten hat. Du bist noch da, und Du liebst mich noch mit derselben Liebe, die in unvergeßlichen Zeiten uns mit unserem geliebten Toten verband. Du allein weißt jetzt noch die Jugend und das Feuer, das trotz allem noch das einzige ist, was mich glücklich machen kann. Zu Dir trage ich alle Liebe, die sie nicht mit ihm begraben haben, und mit Dir immer zu leben und alles zu teilen, ist meine liebste Aussicht. Die Erinnerung an ihn wird mit uns sein und alle Beschwerden der Welt werden uns nicht hindern, in Augenblicken ganz zu fühlen, was nun ganz verschwunden ist.

Dein Moritz.

An denselben.

20. August 1832.

Mein lieber Freund! Ich kann sagen, daß ich seit Deiner Abreise das bedrängteste und gequälteste Jahr verlebt habe, einzig erheitert durch die unbefangene und freundliche Neigung der guten Marie,*) die sich nun, ich will es nicht wissen, dem Willen ihrer Eltern oder der Hoffnung auf reichliche Versorgung, auf jeden Fall mit tausend Schmerzen hinopfert. In der allertiefsten Armut, mit jedem Schein von Hoffnung unerbittlich zurückgewiesen, muß ich zusehen, wie sie sich unglücklich macht, und weiß nicht, wo ich den Mut hernehmen soll, weiter zu leben. Mein Herz, zerrissen von den quälendsten Vorwürfen, an jedem Glauben, an mir selbst verzweifelnd, kennt keinen

*) Das Mädchen, das er liebte und das sich ihm versprochen hatte.

Wunsch mehr als den heißesten, innersten, mit tausend Tränen hingeflehten, eines recht baldigen und wenn die Macht der Gnade so groß ist, eines versöhnten Todes. Verloren und verstoßen, wie ich mich fühle, arbeite ich mit der größten Anstrengung aber ohne Freude. Wäre es irgend möglich, so wäre ich gleich nach Wien gereist, um Dich zu sehen, um die Ruinen unseres Glückes zu besuchen. So muß ich versteinern und täglich schlechter werden. Mein Leben hat keinen Wert mehr, was soll mir daran liegen, es zu fristen. Das tiefste Elend, täglich wiederkehrender Jammer, die gräßlichste verzehrende Einsamkeit wäre mir willkommener, als gleichgültig in die Augen zu sehen, die mir ein Himmel von Versöhnung und Zutrauen waren. Das Alltägliche wird auch das bedecken, und ich schaudere vor einem Leben zurück, dessen schönste Augenblicke sein werden, von den Schmerzen zu träumen, die tiefste Qual, auf ein unerreichbares Glück zurückzusehen.

Anfangs 1833.

Es ist vielleicht die schlimmste Folge alles erlittenen Unheils, daß ich in Verhältnissen, die mich am Ende einzig beglücken können, anfange lässig zu werden; darum will ich aber jetzt gleich, wo ich Deinen Brief mit Freuden und einiger Erschütterung gelesen habe, so ausführlich ich es vermag, antworten. Ich habe heute eben den Anfang gemacht, die unverzeihlich vernachlässigten Verbindungen wieder vorzunehmen, und mit Gewalt an meine Mutter geschrieben. An Dich zu schreiben ist mir leichter und schwerer, als an jeden Andern, leichter weil ich alles sagen kann, schwerer, weil ich alles sagen muß. Es ist für mich das beste und für Dich das angenehmste, wenn ich eben so viel erzähle oder das nächste beantworte. Ich wohne in der Carlstraße, Cornelius beiläufig gegenüber in einem sehr großen und honetten Zimmer. Für Donnerstag Abend habe ich mit noch immer gleicher Lust Anstalten zur Aufführung Händel'scher Sachen getroffen. Meine Landsleute, Kaulbach,*) Wrangl (ehedem Capitän in der russischen Garde derzeit Maler, mit einem tüchtigen Talent, überhaupt ein sehr liebenswürdiger und geistreicher Mensch und sehr geneigter Freund), der alte Eberhard, die beiden Olivier's als Sänger (der Landschaftsmaler ist Secretär an der Academie an Schorns Stelle, der nach Weimar ist), Schlotthauer,**) Hermann, der in Wien bei Bruchmann bekannt war, versammeln sich und hören mit Andacht unsere Arien und Chöre. Du solltest Dich wundern, mit welcher Grazie ich Passagen zu singen weiß. Item man unterhält sich. Cornelius hat sich ansagen lassen, war aber noch nicht da. Freitag sieht man sich im englischen Kaffeehaus, einen anderen Tag in jeder Woche gehe ich entweder zu

*) Wilhelm von Kaulbach.
**) Maler, Corneliusschüler.

Schnorr*) oder zu Riedl, wenn Du Dich an dieses kleine Mädl erinnern kannst? sie spielt gut Klavier und ist ein lustiges Ding. Sonntagsabend wird Tarock!! gespielt, so gänzlich unmöglich ist dieser Tag erträglich zuzubringen. Du wunderst Dich wahrscheinlich schon, daß Cornelius nicht auf dieser Besuchsliste steht, aber ich kann nicht anders, als so selten als möglich hingehen. Ich soll es ansehen, wie ich will, es ist keine Freude, bei ihm zu sein. Wie ich hier ankam, besuchte ich ihn gleich, bedankte mich für die Mühe, die er sich gegeben, und ersuchte ihn, wenn ich mit meiner Einteilung würde im Reinen sein, ihm meine Gedanken mitteilen zu dürfen; was antwortet mir der kleine Teufel? „Das wird notwendig sein" und fängt überdies von des Königs Mißtrauen gegen solche, die noch nicht in Fresco gemalt haben, zu fackeln an, als wäre es ihm nicht recht, daß ich diesen Auftrag habe. Es war aber bis jetzt nichts notwendig, als daß ich ihm von meinem ganzen Plan kein Wort gesagt habe. Mit der ersten Zeichnung war ich bei ihm und bat ihn um seine Meinang (ob ich) mit der Behandlung des Raumes auf dem rechten Wege sei; was erhalte ich für eine Antwort? „Die Wiener Academie sind Sie los." Was ist das für verrücktes Zeug. Es ist ihm jetzt blos darum zu thun von mir zu sagen, ich hätte bis jetzt lauter schlechte Teufeleien gemacht, weil er bis jetzt jedem Esel eher zur Arbeit verholfen hat, als mir, und ging ich ihm in die Klauen, so poltert er mir in alles hinein, um mir weiß zumachen, ich könne nur durch seine Mitwirkung etwas zu Stande bringen; ich bin aber gar nicht der Meinung, daß ich einen so respektablen Antrag**) nur bekommen, damit der Herr Direktor seine Macht zeigen könne. Ich will meine Arbeit in Freuden machen, sonst weiß ich, daß es eine Lumperei wird. Die Beschränkungen, die von dem Bauherrn ausgehen, werde ich mir nicht gefallen lassen, sondern sie zu meinem Vorteil benützen, und überdies läßt er sich nichts einreden und prügeln kann man ihn nicht wohl, also ist da nichts zu ändern. Von der Academie brauch' ich aber gar nichts mehr, wenn ich guten Rat brauche, werd' ich ihn zu holen und zu benützen wissen. Es ist ganz im Zusammenhang mit seiner Art zu arbeiten. Er maltrátirt sich selbst, so wie er es anderen möchte angedeihen lassen. Sein rasender Verstand bringt Unglaubliches hervor, aber die Freudlosigkeit geht ins Schauderhafte. Ich, der ich mit seinen Härten vertraut genug bin, habe mich der Kreuzigung gegenüber gerade so befunden, als Einer, der das erste Mal in die Glyptothek kommt. Es ist gerade zum Teufelholen, ja der Johannes geht ins Lächerliche über. Solche Sachen erweitern die Kluft zwischen ihm und der Welt immer mehr und er wird sich um allen Einfluß bringen . .

---

*) Julius Schnorr von Carolsfeld.

**) Schwind hatte auf Vorschlag Cornelius' 1832 den Auftrag erhalten, in dem von Klenze errichteten Königsbau in München ein Zimmer mit Darstellungen aus Tiecks Werken auszumalen.

München 25t. Nov. 1847.

Liebster Freund Steinle!

Es giebt einen Schnupfen von so erstaunlicher Stärke, daß man davon schwitzend, im Bett liegend, keuchend, halb blind an allen Gliedern zerschlagen, ausgehungert und gedankenlos, von Montag bis Freitag herumlungern kann. Ein solcher, nebenbei Grippe und Cartharrfieber genannt, läßt mir erst heute so viel Luft, daß ich Ihnen schreiben kann, wie sehr wir uns über die glücklich erfolgte Entbindung Ihrer lieben Frau gefreut haben. Zu leugnen ist nicht, daß wir beide auch mit einer großen Spannung schauten ob Bub oder Mädl? nun das unerwartete Geschlecht verhilft der guten Kleinen wenigstens zu einer Taufpathin die auch Gewinn ist. Gott erhalte nur Mutter und Kind gesund. Dann ist noch immer Grund genug doch zu jubeln. Ich für meinen Teil habe durchgemacht genug. Erstens blamiere ich mich, und wie ich den breiten Buckl sehe und einen dunklen Schopf rufe ich aus „das ist ein Bub, worin ich aber überstimmt werde — nachdem 14 Tage vorüber fängt die Louisl an aufzustehen, ich rüste mich zur Reise. Statt dessen darf sich die Arme niederlegen und eine Lungen-Entzündung durchmachen mit allen Gattungen von Blutbädern und den kläglichsten Schmerzen und ich durfte in der Stadt herumreisen um alle Pflasterstreicher und Bader und Medizinen. Jetzt muß das Kind abgewöhnt werden, unter Herzleid und Beschwerden und infolge von Schmerzen und Schwäche. Dazu ein Lumpenwetter das einen ganz zu Boden



Moritz von Schwind.

drückt. Hoffentlich geht jetzt ein gutes Ende her. Die Kleine läßt sich ihre Ludl schmecken und wird dick und fett, das andere wird sich finden. Also mit der gehofften Heß'schen Direction ist es bis dato nichts, also auch keine Rede von der Professur. Es kam etwas herunter worein wir uns nicht zu finden wußten, und worauf ich für meine Person dem König den beweglichsten Brief von der Welt schrieb, er möchte mich mit weiteren Geschäften als denen der Professur verschonen. Ein Paar Tage darauf kam er auf die Akademie, war so heiter und charmant als möglich, von dem Brief verlautete aber kein Wort. Das neueste ist, daß ich wohl dieses Jahr noch das Vergnügen haben werde die Stadt Frankfurt ans Herz drücken, und hoffentlich des Kunstvereins Verlosung in der Neujahrsnacht persönlich anzuwohnen. Das Vereinsblatt bringe ich mit — eine authentische Düsseldorfer Dichtung von erstaunlicher Zartheit. Desgleichen ein Paar Gewinnste bestehend in Abdrücken vor der Schrift eines der bedeutendsten neuesten Kupferwerke — für das übrige muß gesorgt werden, jedenfalls lebe der Sachsenfurter Kunstverein! Zerbrechen Sie sich den Kopf über meine Winterreise auf Diäten, möge nur nichts dazwischen kommen! Mein Bild mit den Musikanten ist glücklich von Stapel gelaufen. Ich schrieb nichts dazu als „die Dose" oder „der Hochzeitsmorgen" und der publicus fand sich ganz gut zu recht, jedenfalls besser als unsere tappigen Kunstschreiber. Jetzt ist es in Leipzig, wo ich einige Hoffnung habe es zu verwerten. Der Rhein ist schon ziemlich weit, und wenn sich hier kein Käufer findet könnte ich wohl im April die Berliner Ausstellung damit beziehen. Ich habe die größte Freude daran das Ding zu malen und wäre schon weiter, hätte ich mich nicht etwas stark in die fliegenden Blätter eingelassen. Um Weihnacht erscheint darin der „lustige Winter" 7 Stück, außerdem habe ich 12 gemacht, jetzt ist's aber genug. Um die Kunstwirtschaft kümmere ich mich wenig. Wenn ich Ihnen sage, daß das Schlußbild der Kaulbachschen Arbeit „Luther auf dem Wormser Reichstag", ist, so werden Sie sich auch leicht erklären können woher das Kaulbach Schnorr'sche Disscuren-Wesen, und die unaufhörliche Geschreibsel über eine Null wie Stilke stammen kann. Sähen Sie dazu die vertrackten Arbeiten so würde Ihnen vollends übel werden. Fr. Lola*) habe ich o Wunder! noch gar nicht gesehen. Ich bin ihr einmal in die Gießerei nachgezogen, fand sie aber nicht mehr, wohl aber alles in ziemlicher Aufregung. Sie hatte mit einem Schmied Händl angefangen und 10 Minuten lang gestampft und gepoltert. Schade daß sie sich nicht an ihm vergriffen hat, sie hätte können was abkriegen. Alles Schöne an Frau — Nachbaren und Freunde und alles Glück und Segen für die kleine Peppi.

Ihr aufrichtigster

M. Schwind.

---

*) Lola Montez, die Freundin König Ludwigs.

An J. Schnorr von Carolsfeld.

München 18t. Nov. 1849.

Liebster Freund!

Die gewünschte Zeichnung werde ich zur rechten Zeit liefern. Ich habe zwar vor Dante etwas Manschetten, aber etwas anständiges hoffe ich doch zu leisten. Den Brief habe ich mir bei Schraudolph geholt. Die Größe betreffend, ist der Brief als beiläufiges Maaß angegeben, soll ich den halben oder Viertelsbogen verstehen? Sei so gut und schreibe mir das mit zwei Worten. In meinem kleinen Hause ist Gott sei Dank alles wohlauf und guter Dinge. Der größte Kummer ist die unfreiwillige Anlage einer bedeutenden Gallerie von eigenen Bildern, die mich anfängt sehr zu geniren. Ich hoffe aber, es wird sich wieder richten. Auf der Akademie ist die Schweinerei in der Blüte. Vor der Hand hat Director und Secretär eine Klage wegen Unterschlagung und Fälschung von Akten, und eine zweite wegen Verdächtigung und Verläumdung meiner geringen Person auf dem Hals, die ich nach ihrer Erledigung wahrscheinlich werde drucken lassen, wenn ich nicht vorziehe die Reitpeitsche in Anwendung zu bringen.

Im Augenblick habe ich eine Menge Zeichnungen unter den Händen, und richte mich im Ganzen für die Berliner Ausstellung ein wenig zusammen.

Empfiehl mich allerbestens bei Frau und Familie ich habe sehr bedauert daß ich von Weimar aus nicht weiter konnte, aber was ist zu thun wenn man mit Leidenschaft Bilder sammelt? Oehme und alle Bekannten bitte schönstens zu grüßen.

Dein alter Freund

Schwind.

München 27ten April 1850.

Liebster Freund Schädl!*)

In wohlgeheitzter Stube, dem weit entfernten Frühling entgegen frierend, Sonntags Morgen dazu, nach durchgeschanzter Woche, kann man nichts besseres thun als schreiben. Nun also in den vierzigen bist Du auch, wohl bekomm's. Ich wünsche nur, daß Du Deinem begeisterten Grafen genug abgefordert hast. Deine Kunst wird Dir jetzt mehr Freude machen, da Du sie nicht mehr melken mußt. In Deiner neuen Stellung, kannst Du mir vielleicht behülflich sein, meinen alten Plan eines ländlichen Rückzugs ins Werk zu setzen, ich laufe doch in der Welt herum wie in dem fatalen Traum wo man die Hosen vergessen hat. Es nützt auch nichts, wenn man das Publikum in Entzücken versetzt, wie ihr schreibt daß der Fall war, weder das Institut noch einer von all den reichen Menschen fragt auch nur was das kosten könnte. So war's in Frank-

*) Musikdirektor und Komponist in Frankfurt.

furt, so war's hier und wird auch überall so sein, man kann es nicht brauchen und ich darf zur Belohnung für die gehabte Mühe, ein Paar Monate lang hinsitzen, und Kinderbücher illustriren und ähnliches Lumpenzeug zum Schaden meiner Augen meines Renommees, und meines Fortschreitens in der Kunst. Was soll man sagen, es wurde in Vorschlag gebracht, diese Composition als Vereinsblatt zu stechen, und ein ganz schäbiger Columbus von Hanfstängl lythographirt, siegte glanzvoll dagegen.

Im Atelier habe ich meinen Sitz für diesen Sommer aufgeschlagen, und zittere bei dem Gedanken daß ich wieder in die Akademie werde hinein müssen. Hier fange ich um 6 Uhr an, in die Akademie komme ich nie vor 8 Uhr, und habe eine Störung nach der andern auszuhalten. Ich wollte ich wärs wieder los. Von den nach Berlin und Prag ausgesandten Bildern verlautet nichts, und ich zweifle nicht daß sie alle wieder an mein Vaterherz zurückkehren werden. Wir haben in unserer Kunst auch Meyerbeer und Proch, wer soll sich da um unser einen kümmern. Ich bin über alles das sehr getröstet seit ich die Hand des Schicksals darin sehe. Deutschland muß es büßen, daß es 35 Jahre lang mit Kotzebu Clauren Eugen Sue Donitzetti L....... und solchen Schuften gebuhlt hat. Mein Leben ist ein sehr kleines Aederchen des ganzen, aber es läuft dasselbe Blut darin wie im ganzen. Leb recht wohl und schreib bald wieder

Deinem alten Freund Schwind.

11ten Jenner 1852.

Liebster Freund Schaedl!

Gratulire von Herzen zu dem kleinen Buben sowohl als zu der so weit wieder gewonnenen Gesundheit. Was noch fehlt kommt mit dem Frühling. Gut, daß Ihr in Frankfurt einen habt, in München reduzirt er sich auf ein Paar frühlingsartige Tage oder Stunden. Die Büste mag Dich manchmal erinnern daß ich noch auf der Welt bin, und Gott sei Dank, seit die Schwäche nach dem Seebad gewichen ist, gesünder als seit langen Jahren. Obgleich aus der Reihe der lebenden Künstler ausgestrichen, bin ich nichts desto weniger tätig und guter Dinge, und trotz aller Zurücksetzungen und Preisherabdrückungen, verbessert sich mein Haus und mein Vermögele wie die Frau sagt, mehrt sich, wenn auch langsam. Die Kinder sind kreuzwohlauf, und die Frau, obgleich noch stellenweise von der Neßlsucht geplagt, ist doch wieder so weit praktikabl, daß wir unsere Spaziergänge machen, und Abends, in der Regl ja fast immer allein, in unserm unterirdischen Kneiplein beisammensitzen. Nachdem die Kirchenfahnen für die hiesige Theatinerkirche, zu meiner Zufriedenheit und hoffentlich zum Aerger des Publicums fertig sind arbeite ich mit allem Eifer an der Bestellung des Königs Otto, die Beethovische Zeichnung nämlich in Farben auszuführen. Die Haut wird mir zwar dabei über die Ohren gezogen, aber bei so etwas muß man froh sein wenn

man's machen darf. Nicht um das fünfzigfache Geld möchte ich so Lumpenzeug machen oder gemacht haben, wie es jetzt das Reich der Kunst beherrscht. Kommts noch einmal dazu, daß von deutscher Kunst überhaupt die Rede ist, dann wird man sich wundern, was für dumme Bestien unsere Mecäne waren. Wie gut dem Ding die Farbe thut kannst Du Dir gar nicht denken. Es ist alles so klar gefordert, daß sichs ganz ohne Anstand heruntermalt. Bis Ostern hoffe ich fertig zu sein, und gehe dann damit nach Wien, vielleicht daß es behülflich ist, meinen alten Ehrgeiz zu befriedigen, ein Bild in die Wiener Gallerie zu bringen. Gehts nicht, ists mir auch recht, ich habe selbst eine Gallerie.

Siehst Du, so ist man noch immer voll Eifer für seine Kunst und meint, andere mögen das mit Beifall anhören.

Dein Freund Schwind.

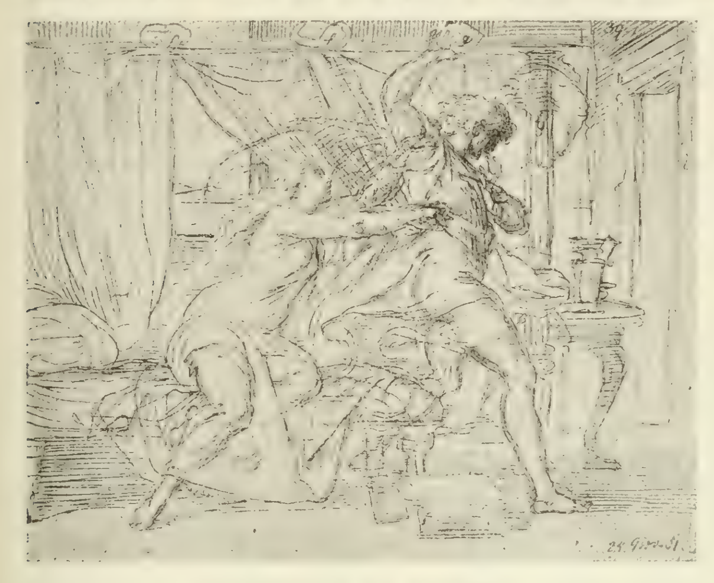
München den 27. Juli 1853.

Liebster Freund!

Dein Brief kam in ein Trauerhaus. Ich zog mich an, um mein jüngstes Kind zum Grabe zu begleiten, und meine Frau hielt das zweitjüngste auf dem Schooß, während man ihm Blutegel setzte, um eine Gehirnentzündung zu verhüten. Wie lang ist es, daß ich Dir schrieb „komm und sieh wie schön es bei mir ist", jetzt hab' ich von den tausend Rosen, die damals blühten, die letzten meinem herzlieben Kinde mitgegeben, das, ein Bild der Gesundheit, uns den ganzen Tag zuzurufen schien: Freuet Euch, freuet Euch, wie schön ist Alles! — Aber auch das muß getragen sein. Ich las Deinen Brief, als ich von dem traurigen Gang zurückkehrte, und konnte mich freuen über Deine Freundlichkeit und über den hellgrünen Nachklang, der aus den schönen Ober-Oesterreicher Zeiten in Dir lebendig ist. Das Kind war schon, wie ich die Sachen packte, am Keuchhusten unwohl, der sich auf die Lunge warf und es — an seinem ersten Geburtstag hinüber nahm. Ich habe mir ein Grab neben dem seinigen gekauft, da will ich liegen. — Sag' dem Großherzog, ich sehe seinen Auftrag an als eine Gabe, die, soweit es möglich ist, mir das Leben noch teuer macht. Ich hoffe, die tausend Irrtümer, vergebliche Versuche, all das soll an dieser Arbeit seine Lösung finden. Noch ein tüchtiges Wort mitzureden zu Gunsten unserer ganz verfahrenen deutschen Kunst, es ist allen Mühen eines geprüften Mannes wert.

Sängerkrieg und Geschichtliches muß ich jetzt ganz auf sich beruhen lassen. Den ersten habe ich zweimal umgeformt — ich brauche Ruhe. Im Sommer wird Gelegenheit genug sein, das alles auszudenken und zu besprechen. Jetzt studire ich das Leben der heiligen Elisabeth und kann mich natürlich nicht mit e i n e m Schriftsteller begnügen. Wahrscheinlich werde ich auch nach Marburg müssen, wo ihr Brautkleid, ihr Grab, und sonst noch Einzelheiten sind. Hast Du die Streifen aneinander gesetzt? so daß der erzählende Fries ganz deutlich ist? Ich meine auf diese Form läßt sich bauen. Der Stoff ist unendlich reich — und nicht den großen Raum auszufüllen, sondern sich

zu beschränken wird das schwierige sein. Die Arbeit geht freilich mühsam und oft möchte ich dazwischen hinaus schreien, aber doch habe ich mich daran gemacht, damit die Aschenbrödel fertig wird. Ich tue mich hart in dem kleinen Format. Ende August denke ich durch zu sein. Vielleicht kommst Du noch zu uns — auf's Jahr siehst Du sie auch noch bei mir. So was ist nicht die Mode, da kauft es auch Niemand.



Julius Schnorr von Carolsfeld.

Mit dem Contract wird Se. K. Hoheit wohl willigen, daß ich gegen meinen König die schuldige Rücksicht habe. Ich habe den nötigen Urlaub begehrt, der Minister hat mir ihn zugesagt, die Academie hat bereitwilligst zugestimmt, es muß aber dem König vorgelegt werden. In ein Paar Tagen kommt er und ich kann mich auf den Minister von Zwehl, der sehr freundlich gegen mich gesinnt ist, vollkommen verlassen. Der König dürfte es doch übel nehmen, wenn ich mich über seine Zustimmung hinwegsetzte und so ist es besser, ich warte die Paar Tage. Leb' recht wohl und sei froh, daß Du keine Kinder hast, so kannst Du keines verlieren. Das geht fast über menschliche Kräfte.

Dein alter Freund

Schwind.

An Schädl.

München den 11. April 1855.

.. Vor der Hand bin ich Gott sei's gedankt so weit mit meinen Arbeiten, daß ich morgen die letzte Zeichnung zur Geschichte der heil. Elisabeth anfange, womit dann alles was ich brauche beisammen ist. Vor Weihnachten werde ich mit der Aschenbrödl fertig, seitdem ist der Sängerkrieg, ein Carton von 18 Fuß Breite und 9' Höhe und die sechs Bilder zur heiligen Elisabeth glücklich fertig geworden nebst einer sehr durchgeführten Farbenskizze des ersten. Ich knüpfe da an wo der Adel liegt, in der

hohen Ehrfurcht die den Frauen gezollt wurde — die Stärke des Glaubens konnte ich nicht hinein ziehen und damit scheint das Kunststück gelungen..

Auf eins mache ich Dich aufmerksam. Ende September werde ich fertig, und ist auf der Wartburg eine Zusammenkunft von Künstlern im Antrag. Denke bei Zeiten daran vielleicht könntest Du auch kommen. Wagner wird nicht sehr zufrieden sein mit meiner Auffassung des Sängerkrieges, und das um so weniger, als sie durchaus nachzuweisen und begründet ist. Die Herren meinen, die Wartburg sei blos erbaut um etwas Propaganda für die Zukunftsmusik zu machen. Leb recht wohl, halte Dich bereit, wenn ich über Frankfurt komme, Dich mit mir herumzuquälen, und jedenfalls nimm meinen besten Dank, als hätte ich 14 Tage mit Kind und Kegel bei Dir im Quartier gelegen.

Dein alter Freund

Schwind.

Lieber alter Freund!

Dient zur Nachricht, daß ich seit Anfangs October mit meinen Augen in Unordnung bin, und erst seit kurzer Zeit schreiben kann, und das sehr sparsam. Sonst hätte ich das neue Jahr nicht so lange verstreichen lassen, ohne bei Dir vorzusprechen. Ich war mit meiner Frau Krankheitshalber in Reichenhall (gut angeschlagen) bei meiner Tochter in Wien, dann allein in Marienbad, wurde aber, durch die Kriegs-Erklärung nach Hause gesprengt. Mein Sohn Felddienst untauglich, arbeitet an seinen Ingenieur Arbeiten fort, nicht gar weit von Belgrad. August und September brachte ich in Starnberg zu und componirte 26 Blätter zu Grillparzers Werken. Es sollte ein Geschenk werden zu seinem achtzigsten Geburtstag — mußte aber natürlich zurückgelegt werden. Seitdem bringe ich meine Tage herum, wie? das weiß ich eigentlich nicht. Gott sei Dank, kann ich seit vierzehn Tagen wieder etwas lesen und schreiben. Meinen Augen fehlt nichts aber die Augenmuskln thun ihre Schuldigkeit nicht recht, wodurch ich doppelt sehe. Vom Krieg haben wir schon hübsch gelitten. Von den Neffen meiner Frau (Badenser) sind zwei auf einmal geblieben in der Schlacht von Nuit, ein dritter verwundet und gefangen und noch ein Dutzend im Feld, für mich um so trauriger, als ich mich für das berühmte deutsche Reich gar nicht erwärmen kann. Sieht mehr einer Caserne gleich, als einem Cultur-Reich. Meintwegen.

Du siehst, ich wehre mich dagegen, unsere alte Freundschaft nicht in die Brüche gehen zu lassen, das muß genug sein, denn ich muß aufhören. Prost Neujahr alle für Dich und Deine Familie, nebst den besten Grüßen.

Dein alter Freund

M. 16. Jann. 1871. Schwind.

Schwind starb kurz darauf, am 8. 2. 1871.

Erwin Speckter

geboren in Hamburg am 18. Juli 1806, gestorben am 23. November 1835 daselbst.
Er war Schüler von Cornelius in München.

Von Padua nach Venedig.

Es war ein großer Wagen, in dem wir unser sechs saßen, und außen beim Conducteur noch zwei und hinten einer. Im Wagen war es sehr stille und alle Leute, sehr contemplativ..

Nun fuhren wir, wie der Sturmwind, durch die schlecht gepflasterte Stadt und so hinaus. Es war frisch und neblicht, und die Gegend sehr einfach und flach, von Canälen durchschnitten, voller Wein, Obstgärten und einzelnen zerstreuten Villen. Wir hatten zwei prächtige Postillons, die mich sehr amüsirten und ganz das treue Bild des Volkes waren, indem sie einen Augenblick sich vom Pferde herunterneigten, um das andere zu küssen und zu liebkosen, und gleich darauf es wieder so unbarmherzig schlugen, als wollten sie es todtschlagen.

Nach und nach teilten sich die Nebel und ließen in der Ferne die schönen tyroler und steyrischen Gebirge sehen, die immer deutlicher hervortraten und die ganze Gegend umzingelten. Freilich waren sie nur zart an den Horizont gehaucht; sie waren der Erde leiser Ruf: „Wacht auf!" um nicht die glühende Sonne zu wecken; und dennoch war sie jetzt erwacht. Mit ihrem Glutenkusse begrüßte sie die Erde und Alles sah jetzt anders aus wie eben. Die Gegend überlief ein goldenes Streiflicht, die Berge in der Ferne glühten jetzt, ein leuchtender Rosenkranz um die Stirn der dunklen Erde; der ganze Himmel wogte von Gluten; — ein Gloriengesang!

Hier ward es mir wieder immer klarer und deutlicher, wie Licht und Farbe Musik, und Musik Licht und Farbe ist. Das klingt toll und ist's doch nicht. Lang quälte mich der Gedanke schon, aber bald hoff' ich damit im Reinen zu sein.

Es war Sonntag und die Straße wogte von Menschen, die sich freuten. Lauter Schiffer, verbrannte prächtige Gesichter; es war ein ungeheures Lärmen, Lachen und Toben. Endlich fingen auch die venetianischen Paläste an; denn fast die ganze Stadt von Padua bis Venedig ist eine Palaststraße. Wenn auch nicht gothisch und geschmackvoll alle, so ist doch einer prächtiger und reicher als der andere; mit den herrlichsten Gärten und überladen mit Statuen. Aber was sind jetzt alle diese Paläste? Die meisten stehen leer. Eine lange Seufzerstraße von Padua bis Venedig. Erhalten sind sie alle; noch dieselben prächtigen Gebäude — aber in die öden Räume scheint triumphierend jetzt die Sonne; sie sucht umsonst in allen Winkeln den Glanz, die Freude und das Leben; die einst mit ihrer Pracht und Herrlichkeit den Wettkampf hier gehaltea und fast die Glänzende geblendet und in die Flucht geschlagen. So sind die Namen auf dem Grabe

der Weltbeherrscher; derselbe Name noch, doch seine Zaubermacht, vor der einst alle Welt gezittert, die ist erloschen.

Es sind lauter Paläste von Admirälen und Nobili, die sich ausgezeichnet; die Götter schienen aus dem Meere gestiegen und als Wächter zum Schutz vor diese Ruheplätze ihrer Lieblinge gestellt — und wohl gewacht haben sie, daß kein Feind von außen käme; aber im Innern hat ein böser Zaubertrank alle in tiefen Todtenschlaf gelegt, und selbst die Wächter sind versteinert vor langem Wachen, wie in einem Märchen die steinernen Riesen vor der ewig schlafenden Prinzessin Thür.



Moritz von Schwind, Fragment.

Ein merkwürdiger Contrast zu dieser verfallenen Herrlichkeit von Menschenwerken ist die üppig prangende Natur; sie allein scheint allen Verhältnissen getrotzt zu haben und je verlassener die Paläste, je üppiger prangt der Epheu und der Wein um die alten Säulen und Statuen; barmherzig scheint er ihren Jammer vor der Welt verbergen zu wollen, oder er verschönt mit seinem dunkeln vollen Grün, dieser Fülle von Leben, ihre bleichen Trauergestalten; und wenn des Nachts im Mondenschein der Wind mit diesen Ranken spielt, und ihre Schatten auf dem Marmorboden hüpfen, dann zieht ein langes seufzendes Ach! durch die öden Hallen und ehrfurchtsvoll neigen die hohen Cypressen ihr dunkles Haupt; die Taxushecken zittern und rauschen und der Himmel blinkt dazu mit seinen tausend Sternentränen.

Unendlich weh ward mir in dieser Gegend, besonders als ich das Volk alles so froh und lustig sah; eine tiefe Wehmuth, ein schmerzlich, finster, ernstes Wesen hätt' ich in ihrem Charakter zu finden geglaubt und konnte es nun gar nicht begreifen, wie Steine und Pflanzen tiefer fühlen sollten, als das Menschenherz.

Venedig.

Endlich sah ich Venedig! Venedig und das weite offene Meer. — Auf dem Meere schien die Turm- und Kuppelstadt zu schwimmen, in ein träumerisch duftig Blau gehüllt, und je näher ich kam, je leuchtender, glänzender erstand sie vor mir. Die goldne Muschel schien es zu sein, in der die Göttin der Schönheit ans Ufer geschwommen. Wie eine herrliche Wassertulpe wuchs sie aus dem Meer.

Immer näher kamen wir und stiegen bei Mestre aus dem Wagen in eine Barke; und endlich nach so langer Zeit empfand ich wieder heimische Gefühle — das Schaukeln der Barke, das Plätschern der Wogen.

Nun stand Venedig erst in aller seiner Herrlichkeit da. Golden glänzte es im Sonnenschein auf dem dunkelgrünen Grund des Meeres und dem blauen des Himmels; es schien der farbenfunkelnde Punkt im großen Weltkrystall; ein eigen glühend, funkelnd und doch sanft träumerisches (anders kann ich es nicht nennen) Blau färbte den Himmel; ganze weiße leuchtende Wolken durchzogen in langen Streifen ihn; die dunkelgrüne Fläche des Meeres schien sich im Kusse mit dem Himmel zu verschmelzen. Nach dem Lande zu schlossen in einem Halbkreis die hohen Gebirge die Landschaft, die alle vom Schnee wie Edelsteine glänzend schimmerten. — So sah ich das herrlich schöne Venedig; aus den Fluten schien sie aufzutauchen, die Meerjungfrau. Hier spielte sie im Sonnenschein mit den weißen Wolken am Himmel und die Gebirge waren ihr Perlenhalsband.

Ich glaubte in einem Zaubermärchen zu sein, als ich hinein fuhr in die Canäle und alle diese ungeheuren Steinmassen wie auf dem Wasser schwammen. Endlich stieg ich aus und ward nach einem Wirtshaus geführt, durch lauter enge Gassen, in denen es aber von Menschen wogte; doch konnte ich mich nicht umsehen, da ich viel zu schleppen hatte.

Als ich etwas gegessen und mich umgezogen hatte, trat ich zur Tür hinaus — und da wurde mir auf einmal so wirr und schwindelnd, daß ich nicht wußte, ob ich mich verstecken, oder hineinstürzen sollte. Noch jetzt, blos bei der Rückerinnerung, wird mir ganz schwindlig. Mein Wirtshaus lag am Marcusplatz und, so wie ich aus der Thür trat, war ich auf diesem. Der schönste blaue Himmel und die glänzende Sonne, gerade vor mir die Marcuskirche, ein Wunder von Baukunst, mit unzähligen Kuppeln, Türmchen, Bildhauerarbeit und goldgrundigen Mosaikbildern. Daneben der Dogenpalast mit seinem feierlich ernsten Ansehen, dann der von einer Palastreihe und Colonnade eingeschlossene Marcusplatz; die Säule mit dem großen Löwen; der Turm und hinten das offene Meer, Schiffe und im Meer andere Inseln mit Kirchen; dabei wogte der ganze große Platz von Menschen, ein Tulpenbeet schien es zu sein, in dem der Wind

sich herum tummelte. Ich ging hin und her, sah mir, was ich sehen konnte, von außen erst an und sah eigentlich nichts. Die großen bronzenen Rosse auf der Marcuskirche erkannt' ich sogleich; dann die drei flaggenden Säulen der drei Königreiche Cypern, Candia und Morea. Auf den Stufen der Säulen lagerten im brennend warmen Sonnenschein Gruppen halbnackter Schiffsjungen, dabei saß ein Mädchen mit Kindern; da standen Barfüßer und viele Kinder um sie herum, denen sie Bilder austeilten; da trug Einer Wasser und ein Anderer Aquavit in einem Korbe herum und schrien gräßlich ihre Waren aus. Da standen viele Weiber mit ihren nassen Tüchern oder Schleiern über dem Kopfe und kauften Brot, andere, mit reichem Putz von Haarflechten und einem Mannshut oben drauf, trugen an einem über die eine Schulter gelegten Tragholz Wasser im raschen festen Schritt durch die Menge durch. Hier standen Schiffcapitains, dort ein armenischer Priester mit einem langen Bart, der mit einem in eine fuchspelzverbrämte Jacke gehüllten polnischen Juden sprach. Nun kamen Griechen in ihren Costümen, dann ein Haufen Schiffer, braune Kerls, mit langen schwarzen Locken, ein alter mit ganz weißem Haar, der die Kapuze, die sie an ihrer braunen friesenen Schifferjacke haben, über den Kopf gezogen hatte; bei den andern hängt sie wie bei den Mönchen nieder; einige haben den ganzen Rock ausgezogen und über die Schulter hängen, dabei roth und blaue Griechenkappen auf. Da schreit Einer Austern aus, ein geputzter Herr und eine Dame gehen vorüber. Nun kommt ein Türke im Gespräch mit Juden. Offiziere, Schiffer, viele fremde Reisende; eine schwarz verschleierte Dame u. s. w. Ich kann's nicht wieder erzählen; ich wollte, ich könnt's euch auf's Papier hinwünschen, denn anders läßt sich dieses Leben nicht mitteilen und keine Erzählung zeigt's. Es drängte und wogte so, und schrie an allen Ecken dabei, daß man's stundenweit ins Meer muß gehört haben; und eine schwache Idee von dem Getreibe gibt entweder ein heißer Sommerabend in unserm Jungfernstieg oder die Weihnachtszeit. Nur daß man bei uns wenig schöne und hier fast lauter schöne Menschen sieht, und dann, daß es hier viel bunter und lebendiger ist. Dabei, wenn man hinauf sieht, aus den Fenstern schöne Teppiche und Decken hernieder hängen, so auch über die Balcons; und von allen Fenstern und Balcons sahen die prächtigsten Frauengesichter nieder.

Ich traf es in Venedig insofern sehr gut, daß es Sonntag war, als ich ankam, und ein großes 100jähriges Dankjubiläum statt hatte. Vor 200 Jahren wurde Venedig von der Pest heimgesucht und die ganze Stadt verheert, bis auf einen Teil auf einer Insel um die Kirche S. Maria Salute. Durch das Gebet der Dogesse war diese Pest abgehalten, wofür jene gelobte, eine neue Kirche zu bauen. In dieser Kirche nun war das Fest; dazu über den großen Canal zwei Schiffbrücken gelegt. Ich ging also augenblicklich erst in S. Marcus, dessen große weite Räume zum Ersticken voll von Menschen

waren, und darauf dem Strom der Menge nach, zu St. Maria Salute. Reizend war es anzusehen, wie Kopf an Kopf aus allen Fenstern, über alle Balcone die schönsten Weiber sich lehnten und lachend und scherzend in den lieblichsten Gruppen niedersahen auf die wogende Menge.

Überhaupt zuerst hat mir das Volksleben in Venedig sehr gefallen, pittoresk ist es im höchsten Grade und eine freudige Überraschung folgte der andern bei mir; aber bald war dieser Rausch verschwunden und Wehmuth nahm seine Stelle ein — ja fast könnt' ich dieses Volk hassen, das, so wenig sich und seine gewesene Größe fühlend, in ungebundener Lebensfreude und Genuß seine Tage zubringt. Müssen denn Fremde tiefer den Schmerz empfinden über des Vaters Tod und das zerstörte Heimathaus, als die eigenen Kinder? Aber später habe ich aus den Werken ihrer Ahnen sie entschuldigen gelernt, denn das ist fast das Einzige noch, was ihnen von den alten Venetianern geblieben. Die mächtige Venezia, nur gewohnt zu siegen, von Königen ihren Triumphwagen ziehen zu lassen; die Schätze aller Reiche, aller Welten in ihren Schoos zu sammeln; das Meer als Teppich vor ihren Füßen, als Herrschermantel um ihre schönen Schultern — wie war es möglich, daß sie Leiden, Schmerz und Qualen kannte!

Morgens um 9, 10 und 11 Uhr steht der Venetianer auf; dann fängt es in allen Straßen auf den Canälen und den Plätzen an zu leben und zu wimmeln; alle suchen jetzt im Winter die Sonne, da liegen, gehen, sitzen und stehen sie (und ohne Gefahr überfahren zu werden, legt man sich mitten auf die Straße, denn Wagen und Reiter gibt es nicht, und die Fußgänger weichen aus). Dann beginnen die Geschäfte und Alles in offenen Läden oder auf der Straße unter freiem Himmel; so dauert das fort, (um 3, 4 und 5 Uhr essen sie; um 9 Uhr geht das Theater an und dauert bis 12) bis 1, 2 und 3 Uhr in der Nacht; und gerade des Nachts nach 9 bis 1 Uhr fängt erst recht das Leben an. Alles ist glänzend erleuchtet, und sieht es gar lustig aus, wenn die gespickten Kapaunen ihr eigen Licht auf dem Schwanze tragen. So saust und schwirrt und treibt das also die ganze Nacht durch in allen Straßen, und trotzdem soll es in einigen Straßen nicht ganz geheuer sein (wenigstens früher, jetzt, sagen die Leute, sei die Polizei besser).

. . Klar und rein spiegelte sich Alles — und so lag Venedig da, wie ein Narcissus einst; nur starrte es sich an im Spiegel, um zu sehen, ob es denn noch dasselbe Venedig sei, und erkannte sich nicht mehr.

Sanct Marcus' heil'ger Löwe auf der hohen Porphyrsäule, umsonst schlägt er mit seinem Schweif die Weichen und reizt zur Wut sich auf; sein Brüllen ist verhallt, versteinert seine Wut und alle seine Brüder längst entschlafen. Ein Adler hat sie alle getötet. Gar schaurig ist Venedig im Mondschein erstanden — scheint es aus dem Meer, wie ein Zauberschloß, als der Zauberer mit dem Stabe in die Wellen geschlagen.

Sehnsüchtig blicken die hohlen Augen der Paläste in die Tiefe hinunter, als möchten sie nur noch einmal jene Tage herauf beschwören, nur noch einmal sie im Traume sehen, nur als Geister, die sie einst erlebt; wie ein Totenkopf, der sich im Spiegel sieht und seine vorige Lebensfülle schauen möchte; und der Wasserspiegel zittert, und es scheint, als wolle das versunkene Venedig noch einmal wie ein Gespenst aufdämmern.

Dann steigt wohl die dunkelgrüne Jungfrau aus der Purpurtiefe und hüllt sich in den goldnen Schleier des Mondstrahls; schwebt und wankt durch die Straßen und sucht ihre vermählten Getreuen, die ihr entflohen, und weinend lauscht sie in alle Fenster hinein, grüßt die alten Bilder in den leeren Sälen und küßt schmerzlich gerührt die Statuen ihrer treuen Buhlen; und die alten steinernen Heroen auf den Gräbern erwachen und steigen hernieder, die Admiräle und Ritter von ihren Pferden; und die Bilder rauschen aus den Rahmen und durch die Säle, in deren öden Raum jeder Fußtritt hallt, zieht nun ein eigner Zug, daß die alten Fenster zittern in bang freudiger Hoffnung, als kehre die alte Zeit zurück. Am St. Marcus schnauben die ehernen Rosse und des Löwen Augen glühen wieder. — Aber der Morgen graut — und Alles ist vorbei; seufzend kehren die Helden in ihre steinerne Hülle zurück, weinend sinkt die Jungfrau ins Meer und ein langer schneidender Seufzer zieht der Morgenwind durch die Straße.

Daß die Venetianer alle große Maler in der Farbe waren, ist mir begreiflich, da Alles eigentlich hier nur Farbe ist und jeder Gedanke sich in dieser Welt von Farbe farbig gestalten muß.

.. Nun will ich Euch noch erzählen, daß ich die Farnesina und die Sixtinische Capelle gesehen und von Beiden gleich überrascht worden bin. Besonders aber doch durch die Sixtinische! Hier find' ich Alles gelöst, was in der Kunst möglich ist; aber keinen Meister kann man weniger aus Kupferstichen kennen lernen, als Michel Angelo. Gegen diesen göttlichen Riesen freilich muß selbst Rafael zurücktreten. Das Einzige, was ihn neben Michel Angelo hält, ist seine unendliche Liebenswürdigkeit, Grazie und Schönheit. Hat der Himmel sich seiner erbarmt und ihn wegen seiner schönen Seele auf schwanken Blütenzweigen leis zum Himmel emporklimmen lassen, ja, hat er seine reiche Schöne zu ihm niedergesenkt und ihm seine Strahlenkrone selbst auf's Haupt gesetzt, so hat hingegen Michel Angelo durch den tiefsten, unerschütterlichsten Ernst sich selbst eine feste Leiter zum Himmel gebauet, ist mit Riesenschritten die Stufen hinaufgestiegen und hat wie ein Sohn der Göttlichen von ihnen nur sein gerechtes Erbteil verlangt. Und was aus Liebe sie jenem geschenkt, das durften sie Dem, der es selbst errungen und verdient, nicht versagen. Er öffnete sich selbst des Himmel Pforte, wandelte durch die Reihen der Himmlischen, Jeden liebreich und vertraulich grüßend, kleidete sich in die leuchtenden Gewänder und begehrte vertrauensvoll die

strahlende Krone, die ihm willig die Göttlichen reichten. Ja, gegen diesen gereiften riesenhaften Helden scheint Rafael nur ein Kind oder eine Jungfrau, die gegen solche Rüstung nichts als ihre Grazie, Unschuld und Schönheit hat. — Ich kann Euch wahrlich nichts von der Sixtina sagen, denn sie ist über alles Gespräch, über alle Worte erhaben. Je mehr ich von Rafael sehe, je mehr lieb' und vergöttere ich ihn. Alles entzückt mich: diese reiche Phantasie, diese jugendliche Freundlichkeit, Anmut und Schönheit, woran er so reich wie ein Baum, der so voll Blüten ist, daß die Aeste zu brechen drohen; dabei findet man überall auch Ernst, wo er nötig ist. Ja, Alles, Alles ist so schön, Gewandung, Zeichnung und Farbe, dann diese innige, tiefe Seele in dem Ausdruck! Deshalb nimmt er auch meine Seele gefangen und erfüllt sie ganz und gar. Bei Michel Angelo ist das anders: keinen Sinn will er fesseln und bestechen, um so die Seele zu gewinnen. Allen Schmuck verachtet er als ein irdisch Mittel, in der furchtbarsten, aber vollkommensten göttlichen Einfachheit steht er da; wie die Posaune des jüngsten Gerichtes, die nicht erst durch sanftes Locken die Schläfer ermahnet und den Einen so, den Andern so zum Erwachen nötigt, mit Einem Ton in alle Gräber dringt, die festesten Riegel sprengt, und alle die tiefen Schläfer auf einmal erweckt, so redet dieser Riese. Da gilt keine Individualität, der Eine kann es nicht so verstehen, der Andere so; auf Einmal und einfach steht die Sache da, klar wie die Sonne am Himmel. Keine Farbe sieht man da mehr, keine Formen, sondern nur Das, was er durch Form und Farbe sagen wollte.

..Nun noch Einiges, was ich aus allen Kupferstichen nicht ersehen, einmal, daß er so schön gemalt hat, d. h. einfach, aber so wahr und schön, daß ich es nicht besser mir denken könnte. Dann muß ich erwähnen seine unübertreffliche gewaltige Gewandung, wo dennoch klar die Form durchscheint, und endlich sein tiefes inniges Leben. Auf dem jüngsten Gericht sind Köpfe, die Fiesole nicht hätte seelenvoller machen können, nur ist in ihrer Form und Ausdruck mehr Ernst und Großartigkeit; nichts ist schwach, Alles ungeheuer und kräftig, dabei so individuell, so voll Natur, daß viele fast Portraits zu sein scheinen. Dann ist der Christus ganz anders als ihn alle Kupferstiche geben; er ist freilich ganz unserm gewöhnlichen Typus entgegen, d. h. sehr in Bewegung, aber in so großer einfacher Bewegung und trotz des Schwunges und der Gewalt in so göttlicher Ruhe, daß wirklich nur so und nicht anders der Weltenrichter sein konnte. Ich habe mich ganz mit dieser Figur ausgesöhnt, und kann überhaupt sagen, daß ich nichts Aehnliches in der Kunst kenne wie diese Capelle. Doch jetzt genug und ein andermal mehr davon, wenn ich's vermag!

Nun lebt wohl. Friede, Friede, Euch und mir eine friedliche Insel, Ruhe zur Arbeit, Gedeihen und Segen von Gott!

den 26. Dec.

..Das war wieder einmal ein Tag! Im Schweiße meines Angesichts habe ich mich den ganzen Tag abgemüht, und angestrengt fast bis auf's Blut, um einen Fetzen Fleisch zu malen; endlich schwand das Tageslicht und im harmonischen Schimmer des Zwielichts ward mir klar, was mir die Tageshelle nicht offenbarte, daß nämlich meine Arbeit durchaus unharmonisch ist. Darum wischte ich alles wieder fort. Das ist der Reiz des Malens! Wenn auch mein Genius nicht mächtige Adlerschwingen hat, um in die höchsten Regionen zu steigen, so fühlt er durch solche Bande sich doch eben so gut wie ein solcher, gefesselt und gehindert. — Ich ging noch einen Augenblick ins Freie und ins Grüne; fast war die Sonne verschwunden, aber noch tönten ihre Abendklänge durch die blauen Wolken des Himmels und leise flüsterten die Blätter die goldne Abendmelodie nach, sich selbst dabei in süße Frühlingsträume wiegend. Ach, wie verwünschte ich die ganze Malerei! Nichts thun möchte ich, nur wandern und wandern und ewig schauen und genießen. Wie ein heiliger Franziskus blos in Anschauung des Heilands lebte und webte, so möchte ich nur in dem allmächtigen Buche der Schöpfung lesen; im Kleinsten liegt eine unbekannte Zauberwelt. Glückselig Der, dem sie sich hingibt, die nie alternde Schöne, und glückselig Der, der würdig ist, sie zu verkünden und in ihrer Melodie die Fülle seiner Seele auszusprechen vermag! — Ich schmiere Farbe auf Leinwand und wische Abends mit dem Taschentuche wieder weg, was ich am Tage gemacht. Dabei rückt Weihnachten näher und trotz des anhaltendsten Fleißes wird bei den kurzen Tagen mein Bild doch nicht fertig.

Rom (Weihnacht.)

Ende December 1832.

Von allen kindlichen Weihnachtsfreuden war mir nichts geblieben, als die dunkle, kalte Winternacht, ohne alle Weihnachtshelle. Kein Kinderjauchzen, keine Engelschöre, keine Hüttenhelle, nur die am schwarzdunkeln Himmel funkelnden Sterne schienen noch wie aus weiter weiter Ferne das verhallende Singen der Engelchöre. Louis A. und ich gingen Nachts von 10 bis 12 Uhr in die Sixtina; hier war Nachtmesse, wo auf dem Altar auf hohen silbernen Leuchtern viele Wachskerzen brannten. Der Papst in aller Pracht, ganz silberweiß gekleidet, auf seinem Thron, rundum in weitem Kreise die scharlachrothen Cardinäle mit ihren Monsignoren und Dienern, die ihnen hohe Wachsfackeln vorhielten, damit sie die Gebete lesen konnten. Vor dem Altare waren die päpstlichen Bischöfe und ihre Gehülfen in heidnischer Pracht mit ihrem heidnischen Hocuspocus beschäftigt; auch von Kammerherren, Pfaffen und sonstigem Gefolge, das immer zu solcher Ceremonie nötig ist, wimmelte die Capelle... Die Musik und diese Geister-

gestalten, die ich immer mehr zu enträtseln mich bemühte, waren das Einzige, was mich in dieser Nacht wohltätig ergriff und mich endlich so meine nächste Umgebung vergessen machte, daß, wenn auch kein Weihnachtsgefühl, keine Kinderfreude mich beseelte, ich mich doch von tiefer, gewaltiger Begeisterung hingerissen und bezaubert fühlte: — als plötzlich die Musik verstummte — Bediente mit Fackeln kamen, Alles sich erhob und zur Thür hinausströmte. Die Messe war aus und wir, A. und ich, wurden mit hinausgerissen. Endlich führten zwei wunderschöne Gesichter mich bis dahin Schlafwandelnden ins Leben zurück; es waren zwei von den Töchtern des Grafen Armannsperg (von der griechischen Regentschaft), die mit ihrem Vater nach Griechenland gehen. Sie brachten mich aus Michel Angelo's Himmel und Schöpfung ganz wieder in die wirkliche Gegenwart; — da war nun freilich meine Stimmung auch nicht sehr weihnachtlich, denn daran dacht' ich bei dieser Gelegenheit wenig.



Caspar David Friedrich.

Nachdem diese Mädchen verschwunden waren, fühlte ich schmerzlich, wie alle diese verschiedenen Gemütsbewegungen in meinem Innern kämpften: die Sehnsucht und die

Erinnerung früherer Zeiten, der Nachklang des Michel Angelo'schen Geisterconcerts, die bittre Ekel über die Narrenpossen um mich, ihre stechende Ironie, und nun plötzlich diese ganz weltlichen, närrischen, trivialen Regungen durch zwei Mädchen geweckt — das Alles stach wie tausend Messer durch meine Brust, oder ich fühlte wirklich die unsäglichsten Brustschmerzen, weil ich zwei volle Stunden hinten über gelehnt gestanden hatte, um in die Höhe zu sehen. Der Rücken war mir wie obgebrochen und es ward mir wirklich schwer, in der kalten Nacht vor Schmerzen zu Hause zu kommen. . Wir machten Feuer an und blieben auf, bis die Uhr 3 schlug. Inzwischen hatten sich die Schmerzen meiner Brust gelegt und wir gingen dann zusammen nach Maria maggiore.

Wie das Gewoge und Gebrause des Meeres summten seit 12 Uhr die Glocken ihre Weihnachtsmelodie. Es war sehr kalt, selbst die Sterne am Himmel schienen fast vor Kälte über diese frostige Weihnacht zu beben, oder lag es nur in meiner Stimmung, daß ich ihre Engelchöre nicht mehr verstehen konnte, weil die weite, kalte dunkle Ferne die selige Melodie ersterben machte? Die Straßen waren voll von Zügen frommer Menschen, die zur Kirche gingen.

Aber jetzt stieg wirklich ein Wunder vor unsern Augen auf, die hell erleuchtete Kirche, die aus dem Dunkel der Nacht wie ein Zauberschloß mit ihren goldfunkelnden Fensteraugen blickte; geistig bleich und hell erschimmerte der Außenwände weiße Marmorverkleidung, von der Peckfackein zitternd irrem Licht angestrahlt, die auf dem Platze vor der Kirche brannten. Je näher wir kamen, desto mehr stieg die Kirche, die auf einem Hügel liegt, vor uns in die Höhe und schien so fast wie ein Phänomen in der dunkeln Nacht zu schweben. Zauberisch schön sah sie aus und wol hätte ich sie halten mögen für einen kostbaren Reliquienschrein, in dem noch etwas von der Helle und Glorie der ersten Weihnacht der dunklen Nachwelt aufbewahrt ist. O wär' ich nie hineingetreten!

. . Ich trat hinein und alle Täuschung war vorbei. Ich glaubte nichts mehr diese Nacht, ich hatte zu viel gesehen: die schöne alte Basilika war zum Ballsaal umgewandelt, die Säulen bis zum Capitäl mit goldgeschmückten Purpurteppichen bekleidet, unzählige, brillant funkelnde Kronleuchter hingen strahlend zwischen den Säulen, aber die Prachthelle von tausend und abertausend Lichtern, um, auf und hinter dem Altar, überbot deren Helle, selbst alle Seitencapellen strahlten. Um die Säulen, auf den Sockeln, auf den Stufen der Capellen und Altäre, vor den Beichtstühlen u. s. w. hatten in den malerischsten Stellungen und Gruppen sich ganze Schwärme von Bauern aus der Umgegend gelagert; sie lagen gehüllt in ihre Mäntel, daß man kaum das Gesicht sah, einer auf und neben dem andern, bis mitten in den Weg hinein, und schliefen ermüdet vom langen Wachen, weitem Reisen, vielleicht überladen vom Wein, oder saßen schweigsam und stierten mit ihren flammenden Augen unter der von schwarzen Locken überschatteten

Stirn wild hervor auf das seltsame Getriebe an geweihter Stätte. Und auch an zarten Klängen fehlte es nicht, denn sowol unter den Sitzenden und Stehenden, als Gehenden und Knienden gab es die schönsten Mädchen und Weiber, von jedem Rang und Alter. Hatten mich anfänglich die Kerle gefesselt und hatte ich mich ergötzt sie zu beobachten, so vergaß ich sie doch bald über diese zarteren Schönheiten, denn das waren Augen, die noch wunderbar tiefere Dinge sagten. Hinreißender war dieser Blicke Melodie, als der Furiengesang jener wilden starren Augen. Wunderschöne Weiber waren dort, Bäuerinnen, vornehme Damen, bunt durch einander, schlanke hohe Gestalten, üppig volle, jugendlich zarte und von jedem Ausdruck, fast vom tragischsten Ernst bis zur wollüstigsten Ausgelassenheit.

Obgleich die Kirche immer voller ward, so ging man doch im Mittelschiff auf und ab spazieren, wie auf einem Ball- oder Maskensaal, ehe der Tanz angeht. Zwischen Bettlern und geputzten Leuten, Männern, Weibern, und Kindern, Italienern und Fremden, die alle sich sehr laut und ungenirt unterhielten, stolzirten phantastisch, aber elegant aufgeputzt, Franzosen in sonderbaren Mänteln und Schlafpelzen, dann wie Vogelscheuchen eingewickelte, aber reinlich und zum Theil auch nach der Mode gekleidete Engländer und endlich taumelten in schmutzigem Negligé totenbleich und blutrot vom Wein die meisten Deutschen mit irren Blicken und unsichern Schritten einher. Nach langem Harren kam die Procession. Jetzt summte die ganze Gemeinde chaotisch durch einander und nun beginnen nach und nach in den verschiedenen Capellen die Frühmessen. A. ging, ich blieb noch bis 6½ Uhr Morgens.

Es graute schon der Tag als ich zu Hause ging. Obschon es überall Eis gefroren hatte und mich tüchtig fror, so verfolgte ich doch in einer einsamen Straße ein schönes Mädchen, das ich, als es in ein Haus hineintrat, anredete und fragte, ob ich es nicht zeichnen dürfe; da begrüßte mich eine alte Frau gleich mit solchen Schimpfworten, daß ich, als auch bald ein Mann noch zum Succurs kam, noch andere Dinge fürchtend, mich so schnell als möglich auf und davon machte. Bei hellem Tage kam ich nun zu Hause, weckte A., machte Feuer an, trank Kaffee und hielt, ohne zu schlafen, ohne müde zu werden, bis zum Abend 12 Uhr aus.

Karl Begas

Senior der bekannten Maler- und Bildhauerfamilie

geboren 1794 zu Heinsberg bei Aachen, seit 1818 in Berlin. Er starb in Berlin am 23. November 1854.

Ich habe mich mein lieber Steffeck,*) über Ihre nach dem Leben gemalten Akte recht sehr gefreut. Ich meine jedoch die Männlichen, worunter der sitzende junge Mann wohl der Vorzüglichste ist. Mit den schwerenen weiblichen Figuren will's noch nicht gehen; vielleicht sind diese auch früher gemacht. — Unsere jungen Landsleute haben, was mich immer gewundert hat, sich eine eigene Schwere und Materialität des Tones aus Paris geholt, ein Vorwurf, den ich Ihnen weniger zu machen habe. Ich habe aber dennoch hier und da ein wenig von dem bekannten schmutzigen Grau wahrgenommen, was die Natur nicht hat. Die Venezianer und Flamländer haben dies wohl gewußt und besonders gefühlt. Sehen Sie sie scharf darauf an; als ein Naturalist von Natur gebe ich Ihnen den Rat während ihrem Aufenthalte in Italien sich den glücklich organisierten Menschenschlag sowie die ganze karaktervolle Natur wie wir sie dort allein finden recht anzusehen und sich darin zu versenken, malen Sie viel an Ort und Stelle und überhaupt nach der Natur. An das was die großen Geister früherer Jahrhunderte herrliches geschaffen, brauche ich nicht zu erinnern, diese werden ohnehin schon ihre Wirkung thun. Halten Sie fest an das, was Ihnen als wahr, und besonders in Einklang mit Ihrer Individualität bis jetzt erschienen ist, und vermeiden Sie ja jede Abschweifung, wozu so viel Veranlassung heutzutage ist.

Ich habe dieses Briefchen einige Tage liegen lassen, weil ich Ihre beiden Bilder auf der Ausstellung noch nicht gesehen hatte. Sie wissen Lieber Steffeck, daß ich gerne mit der Wahrheit umgehe, weßhalb ich dann auch hier ungerne anders handeln möchte. Wenn ich daher in dem Falle bin Ausstellungen zu machen, so können Sie bei Ihrer schönen Naturanlage sich dies ruhig gefallen lassen. Ich finde das Reitergefecht in der Behandlung weder Skizze noch ein für die kleine Dimension angemessen ausgeführtes Bild. In der Farbe sehr undurchsichtig und kalt. Die beiden Hirsche ziehe ich jenem vor, es ist darin mehr Feinheit und Respeckt für die Form.

Nun leben Sie wohl mein lieber Steffeck, Ihr Bruder ist hier und will eben das Blatt abholen. Schicken Sie uns bald wieder einiges von Ihrer Hand; ich freue mich schon Ihrer Fortschritte, und bin ich gewiß daß meine Teilnahme hier nicht ohne Anteil von anderer Seite bleiben werde.

Stets Ihr aufrichtig gesonnener Freund

Berlin 10. Nov. 1840. Begas.

---

*) Maler, Lehrer Max Liebermanns.

Lieber Carl! Begas läßt Dir noch durch mich sagen: Du möchtest ihm doch, wenn Du Dich erst eingerichtet in Rom, schreiben wie dein Leben dort ist, was du dort beabsichtigst zu machen, dann würde er Dir auch über deine Bilder noch genauer schreiben, er giebt dir d. Rat, lieber 3—4 Jahr nichts auszustellen, aber dann etwas ordentliches, als Skizze sei dein Bild nicht pikant genug, du möchtest von dem, was Dir die Natur gegeben, nicht abweichen, überhaupt nicht von einem zum andern übergehen, einem treu bleiben, auch die Tiere wären historisch, z. B. die Tiere wild in der Wüste, wie Maceppa, möchtest darüber viel nachlesen, dadurch deine Phantasie anregen, so wohl du als Erelins beide wäret ihr so genau in den Bildern, du wärest eigentlich zu früh fortgegangen, schienst aber dich gegen das, was solchen Jungen in Paris begegnet, widersetzen zu können; wärest auch gescheit genug, dem zu widerstehen, und hättest es schon durch die Fortschritte, die du in Paris gemacht, bewiesen, daß dir das frühere Hingehen nach Paris nicht so viel geschadet wie Anderen, du möchtest das aber festhalten. Du möchtest die Italiener in allen Verhältnissen studieren, dir das Leben und die Natur in Italien ansehen, und es malen, möchtest die Bergbewohner in ihrem verschiedenen Schmuck und Kleidungen, in der verschiedenen Farbe, in den graziösen Bewegungen, und Haltungen, in ihren verschiedenen Stellungen genau studieren, nach der Natur alles malen. Möchtest überhaupt ihm von allem was Du dort thust genauen Bericht abstatten, dann wollte er dir wieder schreiben und raten, du möchtest Dir elbst treu bleiben und was Du als gut erkannt festhalten; Er hätte Dir hier in dem Briefe einen Hieb gegeben, und zu dir als Meister geschrieben. Dies ist ungefähr alles was er mir, nachdem mich Mad. Begas in die Stube gerufen und er in meiner Gegenwart und unter Kindergebrülle den Brief vollendet hatte, gesagt hat und wovon ich Dir doch auch schreiben möchte. Mad. Begas war sehr phantastisch gekleidet, in Seide und Sammet und hetschelte sehr niedlich mit ihrem kleinsten Kindchen. Etwas Platz hab ich nun doch noch dir zu schreiben. . Was mir auffiel ist: daß die Übersetzungen des Shakespeare und Maryat nicht mitgekommen sind, du hast sie wohl zurückbehalten? Die kleinen Tonköpfe sind allerliebst und wenn du erlaubst, werde ich mir zu einem derselben, wenn ich einmal wieder bei Kasse bin, ein Weichselrohr und eine Bernsteinspitze dazu kaufen; doch davon müssen dann die Aeltern nichts wissen daß ich sogar Pfeifen rauche, weil sie jetzt schon mit den Cigarren nicht recht zufrieden sind. Ich habe von Taubert gehört mit deinem Bart will es durchaus nichts werden, der meinige ist etwas besser, ich habe ihn 6 Wochen stehen lassen und ich habe wohl die Hoffnung, daß ich einen ordentlichen aufweisen kann, wenn du wieder kommst. Nun ist durchaus kein Platz mehr, leb also herzlich wohl und behalte Deinen Gustav lieb.*)

*) Anschreiben an den Brief von Begas von Steffecks Bruder Gustav.

Karl Ferdinand Blechen

geboren am 29. Juli 1798 zu Kottbus in der Lausitz; er wurde geisteskrank und starb nach jahrelanger Qual am 23. Juli 1840 in Berlin.

Dessau d. 3ten Mai, dicht am Zerbster Thore wohnhaft.

Hochwohlgeborener, Hochgeehrter Herr Geh. Oberfinanz Rat!*)

Ew. Hochwohlgeboren gefälligem Schreiben vom 20. dieses zufolge, ist mir ein früheres Schreiben vom 13. ds. noch nicht zu Händen gekommen. Nach dem ferneren Inhalt desselben ist es mir zwar höchst erfreulich, daß der löbliche Verein der Kunstfreunde den Ankauf eines meiner Bilder beschlossen hat, aber ebenso unendlich hart und tief niederdrückend ist es für mich wiederum, eine so geringe Summe ausgesetzt zu sehen, im Vergleich zu Preisen, die anderen Objekten zugestanden werden.



Karl Ferdinand Blechen.

Ist es denn möglich, daß ich andern Künstlern, die ins innere Wesen der Kunst noch garnicht eingedrungen sind, oder unbewußter, herzloser oder leichtsinniger Weise noch gar nicht vermögen, in der Sache selbst eine solche Tiefe zu ahnen, viel weniger suchen, sich solcher teilhaftig zu machen, — ist es denn möglich, und unendlich wehe thut es mir, daß ich mit meinem besten Willen, mit meinen mir mit aller Macht und Mühe erworbenen bessern und edleren Mitteln dennoch zurückstehen muß? — Nennen Sie es nicht Dünkel; ich darf's um meiner selbst willen nicht verschweigen.

*) An den Geheimen Finanzrat Beuth, am 22. Nov. 1830.

Ist es möglich, frage ich, wie kommt es, daß ich für das Bewußtsein, Gottes Natur erkannt und empfunden zu haben — und ich hoffe, es besser empfunden zu haben als gewiß manche andre meines Berufs — und dafür, daß mein Pinsel nicht so zittert und über den Fibelanfang der Kunst hinweg ist, dafür, daß ich meine geringen Vermögensumstände der Kunst geopfert — dem Staate nichts gekostet, und mich ganz nun erschöpft habe, daß ich dafür die Kränkung haben muß, mit einer kleinen, gekürzten Summe, zum Spott aller Kollegen und Unkundigen, in den öffentlichen Verhandlungen hinterdrein gedrückt zu werden! —

Wie muß ich mich schämen, wie stehe ich gegen die Übrigen allein unbeachtet und wertlos da! — Was muß die öffentliche Welt denken, die die Ausstellungen besucht; was müssen alle die Kunstfreunde, und selbst die Künstler denken, die noch nicht fest und nicht ganz vorurteilsfrei sind in ihren Ansichten über Kunst? Müssen sie nicht irre werden an sich selbst, müssen sie sich nicht selbst sagen nach diesen öffentlichen gedruckten Zahlen, wie das Bessere doch am Ende nicht so gut und das nicht so Gute doch besser ist? — Warum werde ich denn so sehr zurückgesetzt?

Sind die Zeiten eines Raphaels, Tizians, Poussins, Rubens, Ruysdaels, Everdingens, Hobbemas so ganz geistig von uns gewichen, daß dem nichts wird, der mehr thut als nur mit der Kunst tändelt und unkundigen Augen fröhnt, — und ist es denn wohl Recht, daß der es nicht so redlich in der Kunst meint, mehr Anerkennung und reichlicheren Lohn erntet? Und ist denn das rechte Herz, das warme Blut und der Geist in der Kunst eine so unbedeutende Sache, daß dem gar nichts zu Teil wird, der davon in seinen Werken mitteilt — wenn bei andern nur Geistesschwächen und Gefühllosigkeiten durchschauen? Was hilfts mir, wenn ich Anerkennung finde? Der gesamte Vorstand des Vereins der Kunstfreunde, die höchste Instanz, die dem Publikum Klarheit giebt, die lauteste und entschiedenste Stimme, die erhebt und setzt herab, durch die Tat! Wie komt's nur, frage ich zuletzt, da die sinnige Verwaltung des Wohllöblichen Vereins stets so sorgfältig wählt und verfügt und so reichlich belohnt, welches noch die letzte Rechnungs-Ablegung beweist, wie so ich nur derjenige bin, gegen den man so streng, ja hart bis zum Erbarmen ist? —

Mögen Ew. Hochwohlgeboren diese meine Gesinnungen einiger Prüfung würdigen und sie dem Direktorium des Vereins mitteilen und mir erlauben, noch folgende wenige Worte hinzuzufügen. Meine Umstände sind leider von der Art, daß, wenn durchaus kein andrer Preis stattfinden soll, ich gezwungen bin, das erwählte Bild für den vom Verein festgesetzten Preis demselben zu überlassen, weshalb es bereits am aufgegebenen Orte eingeliefert ist. Mein höchster Wunsch ist stets der, eine möglichst allgemeine Zufriedenheit und Anerkennung zu erlangen, und um es Ihnen recht be-

weisen zu können, wäre mir nichts wünschenswerter, als wenn auch mir einmal recht bald die Vergünstigung, wie so vielen andern Künstlern bereits geschehen ist, zu Teil werden möchte, einen Auftrag von Seiten des wohllöblichen Vereins ausführen zu können, der mir schon seit zwei Jahren von mehreren Mitgliedern des betreffenden Künstler-Ausschusses zugesichert ist. Indem ich hoffe, einer wohlwolienden geneigten Resolution entgegensehen zu dürfen, verharre ich in aller vollkommenster Hochachtung

Ew. Hochwohlgeboren ganz gehorsamster

Berlin d. 22. Novemb. 1830. Blechen.

Mein lieber Sachse!*) Du hast gewünscht die drei Bilder zu haben, ich sende sie Dir hierbei. Ich will es billig mit Dir machen ich glaube nicht daß es zu viel ist wenn ich 23 frd'or für alle 3 Bilder verlange. Sollte es Dir aber zu viel sein, so gieb mir weniger.

d. 22. Febr. 1837. Dein Freund

Blechen.

*) Kunsthändler in Berlin.



Karl Ferdinand Blechen.

Franz Krüger

geboren 3. September 1797 zu Radegast im Dessauischen, gestorben 21. Januar 1857 zu Berlin.

Mein lieber Herr Steffeck:

Sie haben mich durch Ihren eben so lieben als interessanten Brief*) recht sehr erfreut; er hat mich einesteils über Ihr Wohlwollen beruhigt, andernteils von dem Zustande der dortigen Kunst in Kenntnis gesetzt. Ich danke Ihnen recht herzlich dafür und sollten Sie einmal wieder die Idee bekommen, mir schreiben zu wollen, so genieren Sie sich keineswegs wegen der Länge des Briefes und lassen Sie dabei das Sprichwort gelten: je länger je lieber! Ohne nun auf die einzelnen Punkte in Ihrem Briefe zurückzukommen, so hat mich besonders die Schilderung über die Art des Grau-Malens der dortigen jungen Künstler um so mehr in Verwunderung gesetzt, als uns Deutschen ja die Farbe in den französischen Bildern vorzugsweise zusagt. Sollte dies Verfahren nicht dazu dienen, die Leutchen im Zeichnen und Modelliren erst recht fest zu machen? Dieser einzig guten Grundlage folgt alsdann, vorausgesetzt, daß einer Farbensinn hat, die Farbe von selbst. — Wie beneide ich Sie so viel Schönes sehen, die Ateliers der berühmtesten dortigen Künstler besuchen zu können! etc. Wills Gott, im nächsten Frühjahr; dann hoffe ich, Sie auch noch dort zu treffen und nehme im Voraus Ihren Schutz und Beistand in Anspruch. Sehr freue ich mich, Arbeiten von Ihnen zu sehen, bitte Sie aber, doch die Pferde nicht ganz zu vernachlässigen. Sollte auch die franz. Cavalerie deren nicht die schönsten haben, wie ich schon vielfach gehört habe. — An Le Poitteoin 1000 Grüße sowie an meine Landsleute, die sich meiner erinnern. — Hier ist alles beim alten. Perdisch geniert mich sehr durch seine feurige Lebhaftigkeit und Raabe durch seinen burschikosen, lüderlichen Lebenswandel!! Themann will ein religiöses historisches Werk auf die Reformation bezüglich herausgeben und hat Herrn Perdisch dafür angepumpt, jedoch vergebens. Wollen Sie ihm nicht 4—500 Thaler dazu vorschießen oder schei ...... Meine Wenigkeit ist jetzt mit den Hannoverschen Bildern beschäftigt und ich werde nun bald diesen liebenswürdigen Monarchen zu Pferde mit Umgebung in der Art wie den Kaiser von R. eben so groß beginnen. — Nun leben Sie recht wohl, mein lieber Herr Steffeck. Gott erhalte Sie gesund, heiter, lasse Sie recht ernst und fleißig wie Sie es immer waren und gebe ihnen die gute Idee ein, mir recht bald wieder zu schreiben. Meine Frau grüßt Sie herzlich und vereinigt ihre Wünschen für Ihr Wohl mit den Meinigen. Behalten Sie lieb

Ihren

Berlin d. 6. April 40. aufrichtigen Freund F. Krüger.

---

* Aus Paris.

Mein verehrter lieber Herr Steffeck!

Ihre freundliche Zuschrift aus Rom hat mir eine recht herzliche Freude verursacht, nicht allein seines interessanten Inhaltes wegen, sondern hauptsächlich deshalb, weil ich daraus erkenne, daß Sie meiner noch freundlich gedenken. Ich danke Ihnen für diese Teilnahme und wünsche Ihnen aufrichtig alles Wohlergehen in Ihrer künstlerischen Laufbahn. Ein Bild, was Ihr Herr Vater die Güte hatte, mir zu zeigen, das erste, glaub' ich, was Sie in Rom vollendet, hat mir in Farbe, Composition und teilweiser Technik recht wohl gefallen, nur (nehmen Sie, ich bitte, den freundlichen Rat Ihres Freundes wohlgefällig auf) in der Zeichnung, besonders der Hände etc. dürften Sie etwas gewissenhafter sein, da Zeichnung, wie ich mir einbilde, die Grundlage alles Malens ist. Die Studien die Sie in Paris gefertigt und die mir von Ihren verehrten Eltern auch gezeigt wurden, haben mir in jeder Einsicht, besonders aber in der Farbe außerordentlich gefallen und mit aufrichtiger Freude habe ich darin die großen Fortschritte bemerkt, die Sie in der Kunst gemacht. Gebe der Himmel Ihnen frohen Sinn, Ausdauer in der begonnenen Laufbahn, Gesundheit und es wird Ihnen nicht fehlen. —


Franz Krüger.

Was mich anbelangt, so habe ich, Gott sei Dank, immer vollauf zu thuen.

Außer dem König von Hannover in Lebensgröße zu Pferde, von dem Kronprinzen, von einigen Generalen umgeben, (ein Bild, was mich interessierte) habe ich kürzlich unseren König zu Pferde, halbe Lebensgröße, mit zahlreichem Gefolge eine Parade seines Regimentes abnehmend, vollendet und die Composition, die Russischen Garden auf einem Bilde darstellend, von welchen Sie die Skizzen bei mir noch gesehen haben, ist in 8—14 Tagen auch fertig. Es ist ein reiches aber sehr buntes Bild, was sehr mühsam auszuführen war. Nächst diesen Arbeiten habe ich noch zwei große Bilder begonnen, wovon das Eine mich lebhaft beschäftigt, das Andere mich dagegen eben so sehr

langweilt. Das Erste ist der russische Fürst Wittgenstein neben seinem Pferde stehend, mit Umgebung in Lebensgröße, das Zweite die Huldigungsszene, die in der Natur über alle Beschreibung großartig war, in der Ausführung zu einem Gemälde indessen höchst monoton und langweilig ist. Indessen habe ich den Auftrag einmal angenommen und lasse durch Schwarz auch schon tapfer die Architectur (von der Schloßapotheke nach den Linden zu) aufzeichnen. — Sonst wüßte ich Ihnen nichts weiter von meiner Wenigkeit zu melden, als daß ich mich mit meiner Frau wohl und munter befinde, was wir Ihnen von Herzen auch wünschen. — Rabe ist wie Sie wissen werden, in Paris und hat auf 2 Jahre vom König 1000 Thaler bekommen; eine Vergünstigung, die natürlich viele Neider fand bei ihm, der vermögende Eltern hat. Perdisch ist stets noch mein treuer Gefärte im Atelier, sonst hätte aber auch, außer Schwarz, der, wie ich eben schon bemerkt, am Huldigungsbilde zeichnet, Niemand weiter Platz, da es für den Augenblick recht sehr mit Arbeiten angefüllt ist. — Mein Pferd, ein sehr kräftiger Dvenacker dunkelbrauner Wallach, sowie meine Hunde, deren ich 6 Stück sehr schöner habe, die aber für den Augenblick durch einen unglücklichen Zufall sich fast alle lahm gelaufen haben, lassen sich Ihnen schönstens empfehlen. — Nun mein lieber Herr Steffeck, muß ich schließen, da es mir an Raum gebricht und ich Sie mit meinem Gewäsch auch nicht länger langweilen möchte. — Meine Frau und ich grüßen Sie von ganzem Herzen und wünschen Ihnen alles Wohl im fernen Süden. Der Himmel erhalte Sie gesund und .... tugendhaft und lasse Sie Ihre Freunde in der Heimat nicht ganz vergessen, besonders aber nicht



Franz Krüger.

Ihren treu ergebensten Freund

F. Krüger

Berlin, den 18. Sept. 41.

Mein lieber Herr Rabe,*)

Als eine unbeschreibliche Güte von Ihrer Seite würde ich es betrachten, wenn Sie mich durch das Sitzen von einer halben Stunde zu einer flüchtigen Skizze vom

*) Edmund Rabe, geb. 1815, Schüler Schrödters und Krügers.

Prinzen Albrecht aus der größten Verlegenheit hälfen. Der Prinz kommt um 9 Uhr und vorher müßte die Figur schon fertig sitzen. Können Sie sich daher einmal dem weichen Pflaum entwinden, so kommen Sie um 8 Uhr heut früh zu mir. Gewiß würde ich Ihnen nicht mit einer so unbescheidenen Zumutung kommen, wenn mich nicht die äußerste Notwendigkeit, sowie die frappanteste Ähnlichkeit Ihrer schlanken herrlichen Figur mit dem blühenden Knochengewächs des Prinzen dazu aufforderten. Außerdem bürgt mir Ihre bewährte Herzensgüte dafür, daß Sie nicht böse werden auf Ihren

treu ergebensten, Sie als sein Vorbild betrachtenden

F. Krüger.

Montag früh 5 Uhr.

Rosiger als die Lumpen, worauf ich dies schreibe, glüht stets Ihre Wange!
Doppelt geht die Sonne mir auf, kommen Sie!! Drum machen Sie mir nicht bange!

Dem berühmten Genre-Maler E. Rabe

Schnaps und Butterstullen finden Sie bei mir!

Unvergleichlicher Künstler!

Sie würden mich sehr verbinden und auch Ihnen dürfte es vielleicht nicht ohne Nutzen sein, wenn Sie die Gefälligkeit hätten, Ihr schönes Bild, was Sie mir gestern zeigten, für den heutigen Tag in meinem Atelier aufzustellen, da, wie mir angedeutet worden, Personen höchsten Ranges heut zu mir kommen wollen. Alles, was Sie sonst an Zeichnung und Gemälden fertig haben, schicken Sie ja mit. Ich sende darum so früh, weil ich die Sachen je eher je lieber haben möchte und damit Sie auch die Retouchen nicht erst beginnen und rechne dabei auf Ihren gesegneten Schlaf, der Sie wahrscheinlich jetzt noch im Bette festhält.

Alles sende ich schon heut wieder mit Dank zurück und wird jede Auslage für Transport Leihgeld etc. etc. dankbar wieder erstatten.

Ihr ergebenster

Fr. Krüger.

Sonnabend.

Dem berühmten Genre- und Schlachtenmaler, dem großen Künstler Herrn E. Rabe.
Wohlgeboren.

Lieber Herr Rabe, Morgen früh spätestens 1/2 6 Uhr wollen wir irgendwo im Thiergarten Kaffe trinken. Jentzen, Steffeck u. Beckmann holen mich zu der Zeit ab und Sie dürfen nicht fehlen.

Ihr

F. Krüger.

Montag.

Herrn Edmund Rabe, Wohlgeboren.

Haben Sie, unvergleichlicher Künstler, wohl die Güte, mir bis heut Mittag schriftlich wissen zu lassen, wie der äußerste Preis jedes Ihrer vortrefflichen Bilder auf der Ausstellung (der Werdermarkt u. die betrunkenen Officire) ist? — Ich bin danach gefragt worden; ich muß bis heut Abend darüber Auskunft geben.

Mit unnennbarer Anhänglichkeit und unaussprechlicher Liebe Ihr Sie als Muster künstlerischer Genialität und Liebenswürdigkeit betrachtender

F. Krüger.

d. 14. Okt. 40.

Ihr Werdermarkt, lieber Herr Rabe ist, wie natürlich, heut gekauft.

Ich gratuliere!

F. Krüger.

Um Dir zu beweisen, wie freudig uns Deine Rückkehr in unseren Kreis stimmt, haben wir beschlossen, Dir unsere Anhänglichkeit durch ein bleibendes Zeichen auszudrücken. Mir, dem Überbringer desselben, liegt die Pflicht ob, zu bezeugen, wie wir alle mit vereinten Kräften und nach unserem schwachen Leibe zum Gelingen dieser kleinen unschuldigen Gabe beitrugen. Genieße Sie mit Gesundheit und bewahre den Rest als freundliches Andenken. Empfang aus schüchterner Hand mit Huld die Gabe des Herzens etc. etc.

Heil Edmund Rabe dir,
Du weiltest fern von hier
Heil, Künstler, Dir!
Fühl in der Freunde Kranz
Die hohe Wonne ganz,
Liebling Apolls zu sein,
Heil, Edmund Dir.

Schöpfrisch im fernen Land
Dein Genius Nahrung fand,
Dein Pinsel schuf.
Bringst wohl recht viel zurück,
Zeig mal her, du langer Strick,
Fühl unser Herzen Drang
Dein Werk zu schaun.

Bleib nun recht lange hier
Sei unsres Kreises Zier,
Doch nicht zu faul.
Treib nicht Allotria,
Sagen's sonst an Papa.
Sei recht hübsch artig nun,
Heil, Langer, Dir!

Hochedelgeborener Herr, besonders hochzuschätzender Herr,

Dero geehrtes Schreiben habe richtig erhalten und daraus ersehen wie Euer Hochedelg. in mich das Vertrauen setzen, als wenn ich fähig wäre dieselbe zu dero Beschreibung von Potsdam etwas beizutragen, so viel als es möglich ist, und ich Kenntnis davon habe, können Dieselbe gewiß versichert sein, daß ich Ihnen damit dienen will. Habe aber ergebenst zu bitten, so dieselben ein Exemplar von Potsdam hätten, welches zur Correctur dienen könnte, mir zu übersenden, würde mir angenehm sein, da mir meine Beschreibung von Berlin und Potsdam abhändig gekommen, so ist solches Schuld, daß ich nicht schon Mehreres gesammelt; ich hätte in dem abhändig gekommenen vieles bemerkt, so mir nur auffiel, in dem erhaltenen Bogen habe auch schon hin und hier angemerkt, was ich glaube, daß noch gut mit anzuwenden ist; ich werde also dieselbe folgendes besorgen:

1. Die Beschreibung von dem Potsdamer Schloß, so wie es genutzt wird.
2. Bilder Gallerie { so viel als möglich werde ich die Gewißheit angeben, und was von den Bildern weg ist, werde ich ausstreichen.
3. Sanssouci
4. Cavalier Cammern in der . . Orangerie

Nachrichten von dem Königl. Neuen Schloß kann ich nicht damit dienen, der Mann oder Castellan ist von den Geschöpfen, wo der Mensch ins Thierreich übergeht, es sind hier nur zwei Menschen, welchen er den Tod geschworen, davon bin ich einer der Unglücklichen, weil er vor 2 Jahren die Wache hätte haben müssen, glaubt derselbe, daß ich Schuld daran bin, darum würde man den Gallerie-Inspector Östereich zur Beschreibung vom Neuen Schloß zu Hülfe nehmen müssen. 1) a Gemälde 2. B) Statuen.

Die Prospekte von Potsdam könnte dieselben, so Sie solche in Commission nehmen wollen bekommen, würden Ihnen für jetzo schlechte, noch vorhandene Drucke etwas helfen können, würde ich solche übersenden, bis ich mein Papier erhalten, um zu drucken. Weil die Platten groß sind, so ist das Papier schwer zu bekommen und macht mir überhaupt das Papier zum Druck viel Kummer. Können mir Ew. Hochedelg. Nachricht darüber geben, würde ich es als eine besondere Freundschaft ansehen, doch ich werde vielleicht selbst bald in Berlin sein um noch mit Ew. Hchwg. über andere Sachen zu sprechen. Künstler-Nachrichten habe ich an den J. Rudolphy gegeben, welche ich hoffe, daß selber es abgegeben hat.

Wie sehr thut es mir leid, daß Ew. Hochedelg. kränklich sind; ich wünsche dieselben von Herzen, daß Sie durch die vorzunehmende Cur völlig hergestellt würden. Noch frage bei Euer Hochedelg. ergebenst an, ob sich die Gallerie-Kupfer, so ich dieselben vor einigen Jahren in Comission gesendet, vergriffen und ob dieselben die Nachfolgenden, die in

einigen Wochen herauskommen werden, auch in Commission nehmen wollen; da jetzt meine Geschäfte es erlauben, werde ich einiges in Kupfer zeichnen, und hierüber mit Ew. Hochedelg. sprechen.

Ich habe die Ehre mit aller Achtung und Ergebenheit mich stets zu nennen

Eur Hochedelg. ergebenster Diener

F. Krüger

Maler und Zeichner seines könig. Baucomtoirs.

Teuerster Commerzienrat!

Werden Sie mir nicht böse, wenn ich Sie mit einem kleinen Auftrage belästige. —

Vor längeren Jahren zeichnete ich für den Herrn General von Thümen, jetzigen Commandanten von Berlin ein militärisches Blatt, ein Schema der Preußischen Uniformen in einer sehr gedrängten einfachen Weise dargestellt. Dasselbe enthielt nur einen Officir und 2 bis 3 Mann die in einem Zimmer standen, in welchem die verschiedenen Gepäcke, Kopfbedeckungen und Degen aufgehängt waren, auf einem Blatte von der ohngefären Größe eines aufgeklappten gewöhnlichen Schreibbogens.



Franz Krüger.

Sollten Sie dies Blatt selbst besitzen, oder irgendwo bekommen können, so senden Sie es mir umgehend gefälligst und sollten alle Stränge reißen, es zu aqueriren, so wird gewiß der Herr General von Thümen schon die Quelle anzeigen wo es zu bekommen ist.

Bitte verschaffen Sie mir dies Blatt; Sie reißen mich dadurch aus einer großen Verlegenheit. —

Wie schön ist es jetzt hier in Dessau!

Nun leben Sie wohl und erfüllen, wenn Sie irgend können, die dringende Bitte

Ihres ergebensten

F. Krüger.

Dessau d. 3ten Mai dicht am Zerbster Thore wohnhaft.

Ach! da fällt mir noch etwas ein! Fonrobert in der Friedrichstr. hat so allerliebste Köpfe von Gummi Elasticum mit denen man alle möglichen Fratzen machen kann, je nachdem man sie ziehet oder drückt. Bitte, Einziger, fügen Sie 4 Stück davon mit bei. Die Wahl überlasse ich Ihrem bewährten Kunstsinn.

Schon im voraus mein herzlichsten Dank! F. Kr.

Theodor Hosemann

geb. 1807 in Brandenburg a./H., gest. 1875 in Berlin. Weniger bekannt als Maler, wie als Illustrator, vor allem der „Berliner Redensarten".

Berlin am 15. Novbr. 48.

Lieber Schulz.

Ihre Briefe haben wir erhalten, so kann ich wohl sagen, denn Ihre Bertha hat uns dieselben alle mitgeteilt, wir Schulzens und Hosemanns bilden jetzt eine Familie. Bertha und Tochter Anna schlafen bei meinen Söhnen in der hinteren Stube, fürchten Sie nichts von dem allnächtlichen Zusammensein der jungen Leute, die Mutter ist ja dabei. Neulich hatten die beiden Jungens die kleine Anna zu sich ins Bett genommen, ich selbst habe es zwar nicht gesehen es soll aber ein großer Jubel gewesen sein, was nun Ihre Frau betrifft so können Sie über dieselbe ganz ruhig sein..

Was unsere augenblicklichen Zustände betrifft, so sind auch die nicht so graulich wie sie vielleicht von weitem aussehen mögen, wir sind zwar belagert, das Ding das Martsegal Gesetz ist auch schon mit Trommelschlag verkündet, allein hat es keine besondere Wirkung hervorgebracht. Die Waffen der Bürgerwehr sind mit nur sehr wenig Ausnahme verschwunden und mit den Kuhfüßen zugleich sämtliche Listen der Wehrleute so daß ein Nachweis fast unmöglich ist, im Uebrigen wird von Seiten der Einwohnerschaft alles mögliche getan um einen Zusammenstoß mit dem Militair zu vermeiden. Die Soldaten haben sich bis jetzt ausgezeichnet benommen das kann man nicht anders sagen, ich glaube, daß die Meisten das jetzige Ministerium auch dahin wünschen mögen wo der Pfeffer wächst, die armen Teufel liegen Tag und Nacht auf den Straßen. In der vorigen Nacht wurde ich durch ein eigentümliches Geräusch auf der Straße, aus meinem Bette gestöbert, es glich einem fernen Donner, im ersten Augenblick wußte ich nicht was ich daraus machen sollte, und war bereits ernstlich beschäftigt meine Unterhosen und Pariesér zu suchen, als ich bemerkte das es herannahende Militair-Abteilungen waren, die ein Dutzend Munitions-Wagen welche schwer beladen vorüber rasselten, begleiten, es war dies ein vollständig kriegerisches Bild was um so graulicher anzuschauen war, da ich zum erstenmal die Straßen mit den weißen Bettlaken des Herrn Winter überzogen fand.

Einzelne Abteilungen Ulanen durchreiten Abends die Stadt, sonst sieht man nichts auffallendes, jedoch muß ich gestehen, daß grade diese Ruhe mir unangenehmer und drückender ist als die vorherige, freilich zuweilen etwas zügellose Heiterkeit. Indessen hat es doch den Anschein, und ich glaube jetzt auch mit Bestimtheit, daß die Sache ohne Blutvergießen abgehen wird, denn es mögen wohl beide Parteien zu der Erkenntnis gekommen sein, daß eine Schlacht, auf wessen Seite der Sieg auch immer erfochten

werden mag, doch gewiß für Alle die traurigsten und schrecklichsten Folgen haben wird und muß.

am 16. Novbr.

Die vorhergehenden Zeilen schrieb ich gestern, da ich aber bis dahin nichts Bestimmtes über die Nationalversammlung (die Sie doch besonders interessieren muß) erfahren konnte, so beschloß ich diese Zeilen heute fortzusetzen, was denn nun hiemit geschieht.

Gestern Abend erfuhr und erlebte ich also folgendes, die N. Versammlung fand am Morgen früh, als sie ihre Sitzung im Köln-Rathhaus (welches Lokal ihnen von den Vätern der Stadt angeboten war) beginnen wollte, dasselbe bereits mit Bajonetten besetzt, so daß sie wieder abziehen mußte, man wußte nicht wo sie sich hinbegeben hatte, ich glaubte schon sie würden, dieses ewigen Hin und Herziehens müde, sich nun aufgelöst haben, allein dem war nicht so.

Etwa zwischen 7 und 8 Uhr abends, besuchte ich meinen Kunst-Verein der jeden 15ten bei Milanz unter den Linden eine Sitzung hat, ein Herr Professor Pieper, ein höchst langweiliger und trockener Gelehrter, hielt einen ebenso anmutigen Vortrag über (einen Unsinn) nemlich über die antike Landschaftsmalerei, ich war eben im Begriff mich oder vielmehr meine Ohren dieser qualvollen Folter zu entziehen, als plötzlich vor der Thüre unseres Sitzungs Lokal's Stimmen laut wurden, ich unterschied deutlich die heftig ausgesprochenen Worte unseres Wirtes Milanz. „Meine Herren ich sage Ihnen nochmals daß in diesem Saale sich eine Privat-Gesellschaft befindet und ich werde nicht dulden daß man meine Gäste stört, ich bin ein sehr guter Bürger und einer der eifrigsten Anhänger unseres Königshauses, aber ein solches Verfahren muß auch den Besten empören. Jetzt öffnete sich die Türe und es zeigten sich in derselben 4 bis 5 Garde-Offiziere hinter deren entblößten Häuptern sich etwa eben so viele Bajonette zeigten, nachdem die Herren kurz aber mit bewunderungswürdigster Ruhe und auf die höflichste Weise der Störung wegen um Entschuldigung für ihre Person gebeten hatten, fragte einer derselben nach dem Präsident der Versammlung, kurz es klärte sich nun sehr bald auf daß sie den Befehl hatten die Nationalversammlung aufzuheben, mit abermaligen Ent-



Theodor Hosemann.

schuldigungen über dies Mißverständnis entfernten sich nun die Herren in derselben Weise wie sie gekommen. Ich und viele andere aus unserer Gesellschaft folgten bis auf den Flur. Hier wurde Milanz von den Offizieren aufgefordert eine verschloßene Türe, die zum Haupt-Saale führt, zu öffnen. Die Schlüssel waren aber nicht gleich zu finden, nach wiederholtem Pochen wurde von innen geantwortet es sei von außen verschlossen man könne nicht öffnen. Die Kellner liefen durcheinander aus einer Stube in die andere, und suchten nach den Schlüsseln, endlich nach geraumer Zeit, erhielt das Militair Einlaß durch einen Seiten-Saal in den Hauptsaal, wo die N. Versammlung ihre Sitzung hielt. Ich sah den Saal glänzend erleuchtet und Kopf an Kopf gedrängt voll Männern, der Präsident v. Unru sprach, was ich jedoch nicht verstehen konnte wegen dem Geräusch welches der Eintritt der Soldaten verursachte. auch gelang es mir nicht in den Saal selbst mit einzudringen, so daß ich von der Verhandlung selbst erst nach Beendigung der Sitzung unterrichtet wurde. Nach Verlauf von etwa einer Viertelstunde oder länger hörte ich plötzlich einen unbeschreiblichen Applaus und Hura-Ruf die Thüre sprang auf und die Menge drängte sich heraus mit freudestrahlenden Gesichtern, man umarmte sich, mir ganz unbekannte Männer schüttelten mir heftig erregt die Hand indem sie ausriefen: nun sind wir durch, und erst jetzt erfuhr ich daß die Steuerverweigerung einstimmig beschlossen war. Ich schreibe Ihnen mein lieber Schulz hier die Begebenheit wie ich es selbst erlebt, erlaube mir jedoch kein ferneres Urteil darüber, welche Vorsicht ich mir nur zum Schluß noch erlaube auch Ihnen ganz besonders ans Herz zu legen.

Leben Sie wohl. Großvater, Emilie, kurz wir alle grüßen Sie auf's Herzlichste

Ihr Verwandter und aufrichtiger Freund

Th. Hosemann.

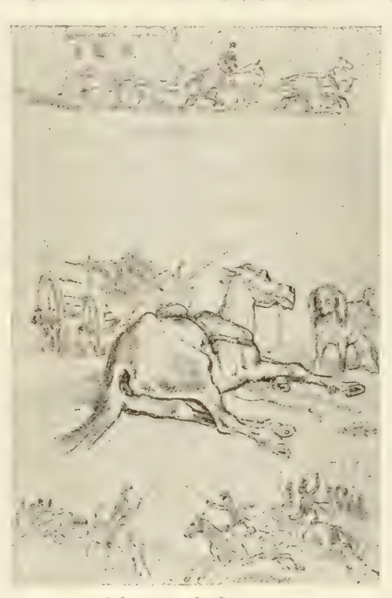
Soeben haben wir Ihren Brief vom gestrigen Datum erhalten, ich habe ihn gelesen, und bitte Sie nochmals Sich doch aller Urteile und sonstiger Bemerkungen die außerhalb dem angegebenen Faktum liegen, zu enthalten. Das Andere werden wir uns schon selbst zudenken. Verstanden?

An Prof. Dr. Karl Sachs in Brandenburg a. H.

Sehr geehrter Herr! Auf Ihre, für mich so ehrende Anfrage um nähere Notizen über die Zeit des Aufenthaltes und Wohnhauses in meiner Geburtsstadt Brandenburg, bin ich leider nicht im Stande Näheres angeben zu können. Aus Mitteilungen meiner Eltern weiß ich nur, daß ich in der Altstadt am 24. September 1807 geboren wurde, mein Vater war der damalige Lieutnant Wilhelm Hosemann aus Neustadt an der

hart, Sohn des dortigen Schul- und Consistorialrath Hosemann, seine Mutter war eine geb. Clara Falk.

Meine Mutter war die Tochter des Bürgermeister und Justizdirektor Stenge aus Nauen bei Spandau. Der Vater stand damals bei dem Regiment Puttkammer in Brandenburg. Ich erinnere mich übrigens genau schon in meinem 4. Jahr mit der Mutter und Schwester bei einem Bruder meines Vaters im Oggersheim, dann bei meiner Tante in Heidelberg und bei Verwandten in Mannheim bis zum Jahre 1815 zugebracht zu haben, um welche Zeit ich meines Wissens meinen Vater, der alle damaligen Feldzüge mitgemacht hatte zum ersten Male gesehen habe. Im Jahre 1816 (von wo ab meine Erinnerung ganz klar ist) landeten wir in einem elenden, mit Leinewand überspannten Obstnachen auf dem Rhein in Düsseldorf. Jetzt wurde Schmalhans Küchenmeister, das Vermögen der Eltern war durch den Krieg und die vielen Hin- und Herzüge vollständig zu Ende, die 16 oder 17 Thaler monatliches Gehalt meines Vaters langten bei der damaligen Teuerung kaum zu den notwendigsten Lebensmitteln. Unsere erste Wohnung in Düsseldorf war eine kleine geweißte Stube unter dem Dach in einer Schifferherberge. Ich war (dank meiner Jugend) heiter und guter Dinge, und konnte nicht begreifen, weshalb meine Mutter und Schwester täglich weinten, ich tröstete mich mit meiner Farbschachtel und war glücklich wenn ich irgendwo ein Stückchen Papier erwischen konnte.


Theodor Hosemann.

Jetzt aber wurde unser Leben ernster, ich sehe noch die arme kranke Mutter mit der Schwester vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht, und im Winter bei einer kleinen Blechlampe, Gardinen-Franzen häkeln, aber auch ich mußte etwas verdienen helfen, und so kam ich dann in die Colorier Anstalt von A... und W... wo ich nun den ganzen Tag meine Neigung befriedigend nach Herzenslust mit Pinsel und Farbe mir die Zeit vertrieb und das heiterste Kind von der Welt war, wenn ich am Ende der Woche noch obendrein meiner zärtlichen heißgeliebten Mutter einige Groschen Geld mit nach Hause brachte. Dann ist mir meine gute Mutter nur noch schwer krank im Bette liegend in der Erinnerung. Sie starb um das Jahr 19 oder 20 in Düsseldorf. Um diese Zeit nahm mein Vater (nach fast 40jähriger Dienstzeit) seinen Abschied. Er

mußte wohl in den letzten Jahren manche harte Kränkungen erlitten haben, über welche er aber uns Kindern gegenüber und auch später sich niemals ausgesprochen hat. Während der Krankheit meiner Mutter mußten wir Kinder in Düsseldorf mit ihr zurückbleiben, derweilen mein Vater bald nach unserer Ankunft in Düsseldorf nach Salz-Werl in Westphalen als Commandant versetzt wurde. In Folge wieder nicht unbedeutender Wunden konnte er nach seiner Verabschiedung nicht mehr ohne Stock und später nur noch mit Hilfe einer Krücke gehen. Im Jahre 1840 kam er nach Berlin und hatte noch die Freude meinen Erstgeborenen auf seinem Schoß zu schaukeln.

Bald nach der Grundsteinlegung des Denkmals Fr. des Großen (unter dessen Fahnen mein Vater noch fast ein Knabe, den sogenannten Kartoffelkrieg mitgemacht hat) fing er an zu kränkeln und als nun auch noch sein König Fr. Wilhelm der 3te starb, legte auch er sich hin, um einige Wochen später bei vollem Bewußtsein in meinen Armen einzuschlafen. In seiner letzten Stunde überreichte mir mein guter Vater, Soldat mit Leib und Seele wie er war, zum Andenken den treusten Gefährten seines Lebens, seinen Degen, das einzige und teuerste Familien-Erbstück, welches ich besitze.

Ob und inwiefern nun diese nachträgliche Mitteilung für Sie geehrter Herr Doktor von Interesse ist, kann ich freilich nicht wissen, mich leitete dabei nur die gute Absicht Ihnen meine Bereitwilligkeit zu zeigen.

Ihr ganz ergebener

Theodor Hosemann.

Pr. und Mitglied der Königl. Akademie d. Künste.

Berlin d. 19. Mai 1870.

Johann Christian Dahl

geboren 24. Februar 1788 in Bergen (Norwegen), gestorben 14. Oktober 1857 in Dresden.

Sr. des königlich sächsischen hochbestellten wirklichen Geheimen Rats und Generaldirektors der bildenden Künste etc. etc. Herrn Grafen Vitzthum von Eckstädt Excellenz.

Untertäniges Promemoria.

Je gnädiger und ehrenvoller die Gesinnungen sind, womit Ew. Excellenz mein untertäniges Gesuch vom 21ten v. M. aufzunehmen geruht haben, desto schmerzlicher ist es mir, das huldvolle Anerbieten, den bei hiesiger Akademie zu errichtenden Lehrstuhl der Landschaftsmalerei zu übernehmen, nicht annehmen zu können.

Ew. Excellenz sind selbst zu großer Beschützer der Künste und zu vertraut mit den Eigenheiten des Künstlergeistes, als daß ich es nicht wagen dürfte die Ansichten, die mich dazu bestimmen, frei vor Ew. Excellenz auszusprechen. Ich tue es erst jetzt, weil ich zu vollständiger Abwägung und Darlegung meiner Gründe erst die von mir verlangte genauere Auskunft über mehrere in den vorigen Briefen noch nicht näher erörterte Verhältnisse in Kopenhagen abwarten zu müssen glaubte, die ich erst jetzt erhalten habe.

Geruhen Ew. Excellenz meine folgenden unmaßgeblichen Ideen der gewohnten gnädigen Nachsicht zu würdigen!

Der Künstler muß nach meiner Ansicht in seinem Kunstleben ganz seiner Eigentümlichkeit folgen. Ohne Nachteil für seine Kunst kann er nichts Fremdartiges in sich aufnehmen, und darf also wohl auch keine Verpflichtungen übernehmen, die den Gang seiner individuellen Natur hemmen könnten. Auf meine Eigentümlichkeit würde es aber — das weiß ich gewiß — bei dem besten Willen störend und niederdrückend einwirken, müßte ich meinen academischen Unterricht, wenn ich so sagen darf, an die Uhr binden, oft mitten in der Begeisterung für meinen Gegenstand darauf denken, nicht die Unterrichtsstunde zu versäumen, müßte ich zugleich mehr im Malersaale als in der Natur lehren und — neben manchem talentvollen, vielleicht noch mehr unberufene Jünglinge für die Kunst bilden.

Ja ich würde sogar — wenn ich vielleicht der einzige ordentliche Lehrer der Landschaftsmalerei wäre — fürchten, daß ich als mehr nordischer Bildner, allen, welche mehr Talent zu Landschaften des südlichen Himmels haben, selbst bei der sorgfältigsten Berücksichtigung ihrer Individualität doch durch mein bloßes Alleinstehen und Alleinwirken eine falsche Richtung geben könnte. In meinem jetzigen Lehrerverhältnisse aber darf jeder, der sich nicht gerade von meiner Eigentümlichkeit angezogen fühlt, der Leitung eines andern Landschaftsmalers folgen. Oft habe ich dieß letztere nach einiger Zeit des Unterrichts selbst meinen Zöglingen empfohlen, damit sie mehr ihrem eigenen Genius als einem fremden folgen lernen, damit ihre Originalität sich immer

mehr entwickele, und damit sie nicht Jünger einer Schule, sondern Jünger der Natur werden, die weder Schule noch Manier kennt. Alle die bisher erwähnten Besorgnisse fallen bei der mir vorgeschlagenen Stelle in Kopenhagen weg. Es ist mir dies nicht bloß aus den vorerwähnten Briefen und dem jetzt erhaltenen Schreiben, sondern im Ganzen auch von meinem mehrmaligen Aufenthalte in Kopenhagen her bekannt. Die dortigen ordentlichen Lehrer haben dem förmlichen akademischen Unterrichte überhaupt nur alle drei Monate wenige Abendstunden zu widmen. Sie brauchen selbst da nur ab und zu zu gehen, und der Act wird monatlich nur dreimal gestellt. Ich würde dort ohne das Haus verlassen zu dürfen sogleich von meiner Arbeit in meiner Malerstube so wohl auf den Lehrsaal als auch — wenn ich zuweilen einen Collegen um Vertretung meiner Stelle bitten müßte — zu diesem gehen und dann noch immer in der vorigen Stimmung fortarbeiten können. Alle Mitglieder der Akademie haben übrigens — was freilich die hiesige Verfassung nicht erlaubt — dort gleiche Rechte. Alle haben eine Stimme bei den Beratungen und bilden einen einzigen Körper. Keiner ist dem andern untergeordnet, und kein einzelner darf sich besonders auch dem entgegensetzen, wenn ein Anderer Zöglinge, welche dessen bedürfen, noch einige Zeit in die Zeichnen- oder Modellschule gehen lassen will, sobald nur Platz für sie vorhanden ist. Jeder hat endlich auf diese Weise zugleich Gelegenheit, seine Zöglinge auch hier zu beobachten, was auf hiesiger Akademie einem Professor der Landschaftsmalerei nicht einmal erlaubt werden dürfte. Alle diese Gründe zusammengenommen geben mir die klare Überzeugung, daß ich einen ordentlichen Lehrstuhl bei hiesiger Akademie nicht übernehmen darf.

So sehr ich mich also auch Sr. königlichen Majestät und Ew. Excellenz für die allerhöchste Gnade und die Huld, deren ich mich so lange habe erfreuen dürfen, zu dem ehrfurchtsvollsten Danke verpflichtet fühle, und so sehr ich auch meinem geliebten jetzigen zweiten Vaterlande noch länger und vielseitiger nach meinen Kräften nützen zu können wünschte, so würde ich es doch mit trauerndem Herzen meinem Künstlerberufe und der Pflicht, mich in meiner Eigentümlichkeit als mehr nordischer und nautischer Bildner immer mehr zu vervollkommen, schuldig zu sein glauben, auf die von Kopenhagen aus erfolgte Aufforderung Rücksicht zu nehmen, wenn Seine Majestät die mir zu obigem Zwecke nötige Zulage von 300 Thalern nicht auch ohne Aenderung meines bisherigen Lehrer-Verhältnisses mir huldreichst zu bewilligen geruhen sollten. Nochmals bitte ich Ew. Excellenz ehrerbietigst meine gegenwärtige untertänige Vorstellung mit gewohnter Huld aufzunehmen und wenn es geschehen kann, meine ehrfurchtsvolle Bitte bei Sr. Majestät gnädig zu unterstützen.

In tiefer Verehrung beharre ich Ew. Excellenz untertänig gehorsamster

Dresden am 27sten Junius 1828. J. C. Dahl.

An des königl. sächs. hochbestallten wirklichen Geheimen Rates und Generaldirector der bildenden Künste etc. Herrn Grafen Vitzthum von Eckstädt. Excellenz.

Untertäniges Pro Memoria.

Aus beiliegender treuer Übersetzung der von Kopenhagen geschehenen Anerbietungen werden Eure Excellenz ersehen, welche Vorteile die Annahme einer wirklichen Professur bei der königl. Academie in Kopenhagen, wobei ich mir selbst die Bedingungen machen darf, mir gewähren würde. Ich darf einen so ehrenvollen und von mir durchaus nicht veranlaßten Antrag nicht geradezu von mir weisen, das verbieten sowohl die Rücksicht auf mein erweitertes Kunststudium, als auf meine Familienverhältnisse, und vorzüglich die Sorge für mich und meine 4 Kinder. Da ist es Pflicht, daß ich an die Zukunft denke. Ein Punct in dem Anerbieten enthält zwar die Verpflichtung zur Modellcorrectur etc. alle 3 Monate, was seit 10 Jahren mir fremd geworden ist, doch wird sich auch das wohl finden, und im Fall der Unabwendbarkeit würde es eine Veranlassung sein, mich selbst darin zu üben, wogegen der pecuniäre Vorteil doch gegen 800 Thaler angeschlagen werden kann.

Es ist nachteilig, wenn ein Künstler von den Gegenständen, die er als Stoff zu seinen Arbeiten wählt, zu lange abwesend und zu entfernt ist, denn ein Jeder sucht Genuß in verschieden abwechselnden Gegenständen, aber die Hauptneigung, die in uns liegt, kehrt immer zurück. In mir herrscht vielleicht die Vorliebe zu Seeküsten, Gebirgsgegenden, Wasserfällen, Seeschiffen und Häfen bei Tageslicht oder Mondschein. Wohl habe ich auch hier Manches, was als Hülfsmittel zum Studium im kleinen dienen kann, aber das eigentliche Große und Wahre fehlt immer. Daher ist es nötig, durch öftere Reisen zu ersetzen, was ich am bestimmten Aufenthaltsorte vermisse, und um dies, ohne meinen Kindern es zu entziehen, ausführen zu können, wäre das einzige Mittel, wenn Se. Königl. Majestät sich in Gnaden bewogen fände, meinen Gehalt um 300 Taler zu erhöhen, um dadurch, nur mit Sr. Königl. Majestät Genehmigung öfter in den Stand gesetzt zu werden, auf etliche Sommermonate eine Kunstreise machen zu können.

Wohl könnte man dagegen einwenden, daß durch eine Zulage von 300 Talern mein Gehalt 500 Taler betragen, mithin dasjenige erreichen würde, was öfter nur die bei der Academie eigentlich angestellten nur wirklich lehrenden Professoren an Gehalt beziehen, und dabei die Frage aufwerfen, was ich dafür tue! Darauf nehme ich mir die Freiheit zu entgegnen, daß ich den Unterricht nach bestimmten Stunden in der Academie oder zu Hause, wo man mehrere auf einmal zusammen nimmt und was den Einzelnen gesagt wird, auf alle überträgt, nicht für allein hinreichend anerkenne, und obgleich ich weder in der Academie noch bei mir bestimmte Stunden festgesetzt habe, sondern mich nach den Bedürfnissen eines Jeden richte, so nenne ich auch das

Unterricht, wenn ich individuell mit Jedem Einzelnen spreche, den hoffnungsvollsten Subjecten die erforderliche Zeit widme, und sie mit ins Freie nehme, um sie besser belehren und überzeugen zu können, daß die Bilder nicht in der Stube zu holen sind.

Aus dem hier Gesagten erklärt sich vielleicht, auch woher es kommt, daß in München die Landschafter von der Academie verwiesen sind, was aber damit nicht im Ganzen gemeint, im Gegenteil sollen die Landschafter dort anfangen in der Academie Figuren und allerhand mathematische Gegenstände richtig zu zeichnen, denn wenn dies dem Landschafter abgeht, so kann er weder ein guter Zeichner noch Maler werden, und das ist es eben, was, wie mir scheint, auch bei unserer Academie nicht genug berücksichtigt, und den Zutritt von Anfang an zur Zeichenschule, Perspective, Anatomie, Gips und Modellsaal erschwert wird, und daher bei den mehrsten derselben den Mangel an fast allen diesen gediegenen Studien spürt.

Wegen meines Eifers, den Zöglingen unserer Academie zu nützen, berufe ich mich auf das Zeugnis aller, die mich genauer kennen zu lernen Gelegenheit hatten. Was ich nun bis jetzt ohne alle bestimmte Verpflichtungen, gern und mit großer Aufopferung meiner Zeit tat, würde ich in der Folge gewiß nicht weniger beobachten.

Ew. Excellenz bitte ehrerbietigst auf diese Vorstellung mir aufs baldigste eine Resolution zu erteilen, damit ich auf das an mich gelangte Anerbieten meine Erklärung nach Kopenhagen gelangen lassen kann.

Mit der größten Verpflichtung verharre

Ew. Excellenz untertäniger

Dresden am 21. Mai 1828. J. C. Dahl.

Sr. Wohlgeboren dem Herrn Professor Dahl allhier.

Ew. Wohlgeboren

habe ich auf Ihr Promemoria vom 21ten dieses vorläufig zu erwidern die Ehre, daß mich Ihrer darinnen ausgesprochenen Genugtheit, den an Sie ergangenen Ruf wegen meiner Anstellung bei der Academie zu Kopenhagen aufzugeben, insofern sich Ihre hiesigen Verhältnisse durch eine angemeßene Besoldungs-Erhöhung, Ihren Wünschen entsprechender gestalten sollten, sehr erfreut, und daß ich sehr begründete Hoffnung habe, auch Se. Majestät der König werde den von mir in dieser Beziehung zu eröffnenden ohnmaaßgeblichen Vorschlägen huldreiche Gewährung zu verleihen geruhen, um auf diese Weise der Königl. Academie allhier einen durch das allgemeinste Anerkenntnis so ausgezeichneten, und schon jetzt auf höherer Blüte dieses Kunstzweiges in Sachsen, so wesentlich einwirkenden Künstler zu erhalten.

Bevor ich jedoch meinen schriftlichen Vortrag deshalb zu erstatten vermag, muß ich Sie noch davon in Kenntniß setzen, daß schon längst beabsichtigt werde, bei der

Academie der bildenden Künste allhier einen eigenen Lehrstuhl für die Landschafts-Malerei im höhern Styl, zu begründen, und für denselben ein eigenes Atelier in der Academie selbst einzurichten. Der wirklichen Ausführung dieses Planes steht auch nur noch die Beschränktheit des Locals im academischen Gebäude entgegen. Allein eine, auch in mancherlei andern Beziehungen dringend nötige, bedeutende Vergrößerung des letzten, ist bereits so gut als entschieden, mithin vorauszusehen, daß vielleicht schon



Johann Christian Dahl.

nach Ablauf von zwölf bis achtzehn Monaten, unter andern auch jener Plan wegen der Landschafts-Malerei werde zur Ausführung gebracht werden können.

In dieser Beziehung ersuche ich Sie nun, um baldgefällige Eröffnung darüber, ob Sie Sich bereitwillig finden lassen würden:

Unter der Voraussetzung, daß Ihnen die gewünschte Besoldungs-Erhöhung bis auf 500 Thaler jährlich, schon von jetzt an zu Theil werde, Sich dagegen im Voraus zur Übernahme jenes academischen Lehrstuhles, über dessen bestimmtere Verhältnisse und die ihm zu gebende Einrichtung, sich zu seiner Zeit des nähern mit Ihnen zu vernehmen sein würde, verbindlich zu machen.

Dresden am 26sten Mai 1828.

Graf Vitzthum v. Eckstädt.

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König
Allergnädigster Herr.

Als mir im Monat Mai dieses Jahres eine Professur in der Malerakademie zu Kopenhagen unter sehr vorteilhaften Bedingungen angetragen wurde, hielt ich es für undankbar, deshalb in Unterhandlungen zu treten, bevor Ew. königliche Majestät ich es nicht gehorsamst angezeigt und allerhöchst dero gnädigste Erlaubnis mir hierzu erbeten hätte. Aus diesen Gründen reichte ich am 21sten vorigen Monats ein gehorsamstes Gesuch an Se. Excellenz den Herrn Grafen Vitzthum von Eckstädt ein. Hierin stellte ich demselben vor, daß ich jene mir angetragene Stelle nicht unberücksichtigt lassen könne, da ich Vater von 4 Kindern und ohne alles Vermögen sei; daß ich aber gern darauf verzichten und in meinem jetzigen Wirkungskreise bleiben wolle, wenn Ew. königl. Majestät huldreichst geruhten, mir zu meinen zeitherigen Gehalte von 200 Talern allergnädigst eine jährliche Zulage von 300 Reichstalern zu bewilligen. Durch den Herrn Grafen Vitzthum von Eckstädt, Excellenz, wird mir auch wirklich Hoffnung zur Gewährung dieser Bitte gemacht, allein unter der Bedingung, daß ich die künftig bei der Academie allhier zu begründende Lehrstelle für die Landschaftsmalerei übernehme. Demnach gestand ich Seiner Excellenz offen, daß ich die Übernahme einer solchen bindenden Stelle meiner Eigentümlichkeit und meinen Ansichten nicht entsprechend fände, und daher es mir und meinen Verhältnissen schuldig zu sein glaube, auf die aus Kopenhagen aus erfolgte Aufforderung Rücksicht zu nehmen, wenn Ew. königl. Majestät die erbetene Zulage von 300 Talern nicht auch ohne Änderung meines bisherigen Lehrverhältnisses mir huldreichst zu bewilligen geruhen sollten.

Je weniger ich nun in dieser letzteren Erklärung angedeutet zu haben glaubte, als ob, für den Nichtgewährungsfall meiner alleruntertänigsten Bitte, die Art und Weise meiner Anstellung in Kopenhagen schon völlig und definitiv verabredet sei; und meine Abreise von hier binnen einer sehr kurzen Frist beabsichtiget werde; je mehr ich im Gegenteil, jede bestimmtere Erklärung gegen die Academie zu Copenhagen auf dem Ausfall Ewr. königlichen Majestät allerhöchste Entschließung beruhen zu lassen, und selbst in ungünstigstem Falle gemeint war, nicht unter Jahresfrist von Dresden mich zu entfernen; um desto unerwarteter mußten mir die Eröffnungen erscheinen, welche in Gemäsheit Allerhöchst dero Rescripts vom 30sten Juli mir der Generaldirektor Graf Vitzthum von Eckstädt gethan und Inhalts deren ich schon vom ersten September dieses Jahres an, aus Ewr. königl. Majestät Diensten unbedingt entlassen sein soll.

Es ist überall mit traurigen Gefühlen verbunden, sich zu entschließen von einer Stelle Abschied zu nehmen, wo man so gern bleibt, wo man soviel Zuvorkommenheit

und Güte gefunden hat, daß es auch aus diesem Grunde mir nicht einfiel, unbedingt von hier meinen Abschied zu wünschen, wenn mir nicht gnädigst eine Erhöhung von 300 Thalern gestattet würde.

Unter diesen Umständen glaube ich, nicht fürchten zu müssen, mißfällig zu werden, wenn ich mir gegenwärtig das alleruntertänigste Gesuch erlaube; daß Ew. königl. Majestät mir wenigstens noch auf ein Jahr meine zeitherige Stellung bei Allerhöchstdero Academie, unter Fortgenuß der jährlichen Besoldung von 200 Rth. zu erhalten geruhen wollen. Und je inniger ich seit einer Reihe von Jahren mit ganzer Seele an Ew. königl. Majestät und Allerhöchstdero hohen Hause hänge; Sachsen wie mein Vaterland liebe; auch aus dieser Rücksicht schon einige mir angetragenen vortheilhaften Anstellungen früher ausgeschlagen und in Hinsicht der Kunst stets nach Kräften zu nützen gesucht habe; um desto bereitwilliger würde ich, ohne alle weitere Unterhandlung mit den dortigen Behörden die in Kopenhagen mir dargebotenen größeren pecuniären Vorteile aufopfern, wenn Ew. Königl. Majestät die Gnade haben wollten: mich ohne irgend einige Abänderung meiner übrigen zeitherigen Verhältnisse zu Allerhöchstdero Academie, durch die allergnädigste Bewilligung einer Besoldungs Zulage, deren Betrag ich selbst zu bestimmen, bei der mir bekannten Großmut Ew. königl. Majestät mir nicht anmaße, so zu stellen, daß ich dadurch in den Stand gesetzt werde, ohne bedeutenden Aufwand aus meinen eignen Mitteln, von Zeit zu Zeit diejenigen Reisen unternehmen zu können, welche mir zu meinem Studium mannigfaltiger Naturerscheinungen als wesentlich notwendig erscheinen, um in den Schöpfungen meines Pinsels nicht einseitig zu werden.

Sollten übrigens die Verhältnisse bei der künftig zu begründenden Lehrstelle sich so gestalten, daß sich die Erreichung der dabei zu verbindenden Zwecke mit meiner Individualität in Übereinstimmung fänden, so würde ich mich glücklich schätzen, in der Folge E. K. M. Diensten mich auch in einem bestimmten und umfassenderen Maße widmen zu dürfen.

Die anerkannte Huld und Milde Ewr Königl. Majestät läßt mich hoffen, daß Allerhöchstdieselben diese meine alternativen, alleruntertänigsten Bitten nicht unberücksichtigt lassen werden.

In tiefster Untertänigkeit erstirbt

Ewr Königl. Majestät

alleruntertänigster Diener

Johann Christian Dahl.

Dresden am 9ten August 1828,

d. 16ten August abgegeben.

Adrian Ludwig Richter

geboren 28. September 1803 in Dresden, gestorben 19. Juni 1884 daselbst.

An J. Schnorr v. Carolsfeld.



Adrian Ludwig Richter.

Teurer Freund.

Da sich durch Hr. Thäter eine Gelegenheit, Dir einen Brief zukommen zu lassen, darbietet, so ergreife ich selbige um so eifriger, da es ohne dem längst mein Wunsch war, Dir zu schreiben.

Ich möchte fragen wie es Dir geht, wenn ich es mir nicht im Allgemeinen zu gewiß mit: gut, beantworten zu können glaubte, und um mehr zu wissen, es selbst sehen müßte. Und in der Tat ist auch mein Lieblingswunsch und meine ferne freudige Hoffnung, noch einmal in meinem Leben einen kurzen Blick das echte Kunstleben der Münchener großen Künstler und ihrer Schulen thun zu dürfen, eine Hoffnung, die mich so oft bewegt, und nach der ich verlangend aussehe, wie das Kind nach dem noch sehr fernen heiligen Weihnachtsabend.

Vielleicht weißt Du, daß ich als Lehrer der Zeichenschule an der Meißner Porzelanfabrik! angestellt bin, einem wahren Sibirien für jeden Künstler, der noch einen Grad Wärme für Kunst im Herzen hat. Ja, ich gestehe Dir, ich vermöchte hier nicht zu leben, wenn ich in Rom nicht mit der Kunst zugleich jene köstliche Perle gefunden hätte, für welche man alles auch noch so liebe hingeben, und mit diesem Schatze glücklich leben könnte. Und letzteres ist denn auch wirklich der Fall, ich habe eine liebe wackre Frau, ein kugelrundes, kerngesundes, wildes Töchterchen, und einen Vater im Himmel, dem ich wohl vertrauen kann, da ich gar wunderliche Beweise seiner Liebe und Fürsorge erfahren habe und noch täglich erfahre, denn ich bin einer von jenen, die recht um's tägliche Brot zu bitten haben, weil es eben immer nur von einem Tag zum Andern reichen will; nun habe ich dem lieben Gott die leeren Schränke und Vorrathskammern überlassen, der mag sie immer füllen, und tuts auch so, daß wir doch immer vollauf haben. Ich denke eben, der alte Wirtschafter, der das Oelkrüglein und den Mehlkasten füllte, ist ja noch nicht gestorben, und wahrlich er giebt noch ganz andere Speise! — Wenn nun diese helle Sonne in die vier Wände meiner Stube und meines Herzens so recht

erquicklich hineinscheint, dann mag's draußen immerhin verdrießlich und trübe aussehen, toll und kunterbunt hergehen, es rührt mich wenig.

Wie reich und schön mag Dein Leben sein, innerlich und äußerlich, ich möchte gern ein Jahr mit einem Deiner Schüler tauschen, um noch etwas Rechts zu lernen, denn Deine schönen Landschaftszeichnungen gehen mir immer noch im Kopf herum, und was ich Dir zu verdanken habe, weiß ich am besten, und bekenne es laut oft genug. — Wenn ich einmal ein Bild gemalt habe, dessen ich mich nicht zu schämen brauche, so habe ich wohl große Lust, es zur Münchner Ausstellung einzusenden, und dann darfst Du mir ein recht aufrichtiges Urteil nicht versagen. — Es ist mir sehr tröstlich, zu sehen und zu fühlen, daß ich noch immer vorwärts schreite, und meinen Culminationspunkt also nicht erreicht habe; freilich ist es mir jetzt ein großes Hindernis, gar zu oft mit Arbeiten beschäftigt zu sein, die mich so selten zu eigentlichen Kunstwerken kommen lassen. Doch tröste ich mich dann mit Hans Sachs, und flicke sechs Tage lang die Schuhe, und lebe am siebenten der Kunst....

Meissen am 3ten Aug. 1829.

Dein treuer Freund Ludwig Richter.

(Reise nach Ostende.)

19. August 1849.

Gegen Mittag fuhr ich nach Brügge, was ich bisher der Cholera-Gerüchte wegen aufgeschoben hatte. Da ich keinen Begleiter fand, ging ich allein. Die Deutschen fahren nur Freitags hin, um Fische im Hotel de Flandre zu essen; an solcher Gesellschaft lag mir nichts. Zuerst richtete ich meinen Gang nach St. Salvator (St. Sauveur). Die Kirche ist von Backsteinen erbaut, äußerlich plump, aber innen fein und schön. Von Bildern und Altertümern waren mir bemerkenswert: Die Marter des heiligen Hypolitus von Memling. Eine mater dolorosa von Eyk. J. YE. bezeichnet. Halbe Figur auf Goldgrund. Sehr großartig und originell. Der Ausdruck des weinenden Gesichts ist sehr schön und würdig, der Ton des Fleisches etwas grau, sonst sehr ausgeführt. Solche einfache und doch so wirkungsvolle Darstellung wären schöne Aufgaben für neuere Künstler; nicht immer Madonna mit dem Kinde. Ferner ein Grabmal mit schönem Portrait von Holbein (Ohlbeen sagte der Küster); ein altes Bild von van der Meeren, ein Abt in weitem, weißen Gewand vor der Mutter Gottes kniend; von herrlicher Zartheit und Klarheit in der Farbe. Metallne Grabdenkmale aus dem 14. Jahrhundert mit eingegrabenen Umrissen. Ein kleiner Reliquienkasten mit den Gebeinen Carl des Guten von 1127. Seine Figur auf Holz gemalt und ausgeschnitten hängt dabei und ist interessant des Kostüms wegen.

Wundervoll altertümlich innen und außen ist das Klosterspital St. Johannes und der Saal mit den Bildern, besonders Memling's und Eyk's, über alle Begriffe wohlerhalten.

Den Geist dieser Maler zu erfassen und denselben Weg für deutsche Kunst einzuschlagen, würde noch immer das Rechte sein. Es sollen ihre Unvollkommenheiten und die Eigentümlichkeiten ihrer Zeit nicht nachgeahmt werden, sondern im Gegenteil sollen wir unsere Zeit und unsere Umgebung mit derselben Treue, Gesundheit, Liebe und Wahrhaftigkeit abzuspiegeln trachten.

Was war der Geist dieser Maler?

Tiefstes Eindringen in die Idee und die Erscheinung der Natur. Eine jede Erscheinung wird durch recht tiefes, liebevolles Eingehen und Studieren derselben gewissermaßen ideal, weil wir zum Teil durch solch genaues Eingehen auf das Wesen, auf die Idee der Erscheinung selbst geraten, oder weil unsere Liebe, unser begeistertes Anschauen des Gegenstandes sich in die Nachbildung desselben hineinlegt, darin abspiegelt, also bei größtem Streben, die Realität der Erscheinung wiederzugeben, doch diese Realität durch unsere Liebe (Begeisterung) beseelt — idealisirt wird, sobald diese Liebe nur wirklich auf das wahrhaft Schöne und Bedeutende des Gegenstandes gerichtet ist, und nicht etwa die Nebendinge uns mehr reizen und begeistern, als die Hauptsache; z. B. die bloße Lichtwirkung vielleicht mehr, als der Ausdruck in der Form; oder natürliche Darstellung der Schweine und Lumpen des verlorenen Sohnes mehr, als der Ausdruck seines Elendes und Heruntergekommenseins. Endlich, wieviel verständlicher wirken solche Bilder am Ort ihrer Entstehung als in der Fremde. Charakter und Sinn des Volkes, Landschaft und Bauwerke, alles zeigt recht, wie jene Maler so ganz und gar ihre Gegenwart faßten; dadurch waren sie auch so allgemein verständlich. Wir arbeiten viel zu sehr ins Abstracte, weshalb der Laie häufig so wenig mit den besten Bildern anzufangen weiß. Der Gegenstand ist dem Volksbewußtsein fremd, seine Erscheinung so abstract (was man oft ideal nennt), daß der Beschauer nirgends an sein Erlebtes und Erschautes dabei erinnert wird. Anstatt des Hans und Kunz und der Anne Marie, sieht er blos die allgemeine Abstraction des Begriffes Mensch, oder Mann und Frau, Jung und Alt.

Ich möchte jetzt nur meine sächsischen Gegenden und Hütten malen, und dazu die Menschen, wie sie jetzt sind, nicht einmal mittelalterliches Kostüm. Ein Frühlingstag mit grünen Korn- und gelben Rübsenfeldern, jungbelaubte Linden- und Obstbäume, den Bauer, der da ackert im Schweiße seines Angesichts und auf Hoffnung und Gottes Segen baut und die kleinen, talkigen, unschuldigen Bauernkinder, die dem Vater einen Trunk bringen, oder heiter spielen und Sträuße binden, da sie noch im Paradies-

zustande der Kindheit liegen, während der Alte arbeiten muß; dazu Schwalben in der Luft, Gänse auf der Wiese und Goldammer im Gebüsch, der Hausspitz oder die Kühe auch bei der Hand; das alles, so recht treu, streng, innig und lieblich wiedergegeben in Memling's Sinn und frommer, einfältiger und liebevoller Weise, das hätte gewiß Interesse und Bedeutung genug. Wir können nicht immer und nicht Alle Heiligenbilder machen.

Ich lief gegen Abend noch bis an das westliche Ende der Stadt; da lag im abendlichen Schatten ein altes Kirchlein unter hohen Ulmen, von einem beschilften Wasser umflossen. Malerische, alte Ziegelhäuser standen am Ufer, eine Brücke führte hinüber, und über der Tür las ich „Beguinage".

Ich trat auf den stillen Platz, von hohen Ulmen und weißen, alten Giebelhäusern umgeben. Alles war menschenleer und einsam; ein paar Kühe grasten auf dem grünen Rasen unter den Bäumen, zwischen deren Stämmen und Zweigen einzelne Streifen der Abendsonne hindurchschimmerten. In einem Häuserwinkel standen einige Beguinen in ihrer eigentümlichen Klostertracht plaudernd beisammen. Eine andre Pforte führte wieder ins Freie. An den Kanälen schöne Alleen. Auf den hohen Dämmen stehen Windmühlen, und rote Abendwolken ziehen dahinter. Der weiße Müller mit langer Zipfelmütze und Pfeifchen steht unten und sieht nach der Stadt, dazu Eselchen, Säcke und was sonst zur Mühle gehört.

Abends 8 Uhr Rückfahrt; ich erfreute mich wieder der schönen Luft Ostende's und meines gemütlichen Stübchens.

14. Januar 1871.

Ich war in einem Quartett-Concert (Lauterbach, Brützmachen, Göring und N. N.); es wurde ein Quartett von Mozart, eins von Hummel und ein Quintett von Mendelssohn aufgeführt.

Bei Mozart quoll alles so ganz natürlich, frisch und wundervoll aus einem tiefen Born, bei Hummel wars dasselbe Wasser, aber es war in einer Rinne zehn Meilen weit abgeleitet vom Quell, und war sehr schaal. Auch Mendelssohn vermochte nicht unmittelbar aus dem Quell zu schöpfen, es war ebenfalls aus der Rinne genommen und vielleicht durch Zucker und Brausewasser etwas erfrischt.

11. Februar.

Am 8. Februar Nachmittags 5 Uhr ist der liebe Freund, der große Meister Schwind, den ich verehrte fast wie keinen Anderen, gestorben. Sein letztes, tief ergreifendes, mit Mozartischer Schönheit erfülltes Werk: „Die schöne Melusine", läßt den unersetzlichen Verlust doppelt schmerzlich empfinden. Die Melusine ist das wehmütige Ausklingen einer großen, herrlichen Kunstepoche. Jetzt geht Alles auf äußeren Glanz

und Schein, mit wenig oder keinem idealen Gehalt. Wo der Glaube an die höchsten Dinge schwindet, wo unser heiliger Christenglaube nicht die Grundlage bildet, nicht die Centralsonne ist, entsproßt kein lebensquellender Frühling mehr, entstehen nur künstlich glänzende Treibhausfrüchte einzelner Talente.

Das ist meine feste Überzeugung! Und darüber ließe sich gar viel sagen und schreiben; aber wer versteht es, und wer nimmt es auf!



Ludwig Richter.

23. Februar.

Schnorr malte an einem Bilde: „Das himmlische Jerusalem"; las uns das Lied von Mayfahrt vor: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt", wobei ihn gewisse Stellen so bewegten, daß seine Stimme zitterte. Das Bild nimmt er als seinen Schwanengesang. Wirds wohl auch werden. Der Gedanke ist sehr schön. Für die Ausführung reichen die Kräfte nicht mehr aus.

Schnorr's Stimmung war sehr mild, ja weich. Wir sprachen von Rom, von früheren und jetzigen Kunstbestrebungen; er pries mich glücklich, denn meine Stellung sei einzig und eigenartig in der Kunst und zum Volk.

Dann zeigte er noch einige Mappen und Studien, worunter viele überaus schöne Modelle waren, weibliche und männliche und kleine Kinder. Herrliche Bewegungen, entzückend schön in Zeichnung und Ausführung.

Es hat etwas tief Rührendes, eine solche Künstlergröße im letzten Abendsonnenstrahl zu sehen; denn wenn er auch noch eine Reihe von Jahren verleben sollte, so fühlt und sieht man, daß seine Kraft sehr gebrochen ist. Die Größe seines Talentes bleibt unbestritten; aber daß er ein edler, reiner, höchst gewissenhafter und frommer Mann

ist, das ist wohl das Erfreulichste und Schönste. Wie hängen sich so Viele an kleine Schwächen und Irrtümer und vergessen die Hauptsache.

An seinen Sohn.

Oktober 1873.

Du weißt, wie wenig ich liebe, oder vielmehr es möglichst vermeide, mit meiner armen Person auf den Markt zu treten. Hat man etwas gemacht, was Andern zur Freude ist, so ist's wie jedes Liebeswerk, jeder Trunk frischen Wassers, den Verlangenden gereicht — die Gabe, die uns zuvor gegeben war von Oben, und die uns Bedürfnis war zu spenden, und auf welcher für die Andern, wie für uns selbst der Segen der Liebe ruht. Und damit ist ja jedem rechten Wirken Genüge gethan; zu was dann die Person noch hervorziehn? An der ist selten viel gelegen.

An seinen Verleger Georg Wiegand.

Dresden 28. Oktober.

... Sie haben mich gewaltig überrascht, erstlich mit der wirklich sehr geschmackvollen Ausstattung des Album, denn Einband und Druck des Buches ist ganz wie man es nur wünschen mag, und dann mit der Beilage fliegender Blätter, auf Hanfpapier und mit Wasserzeichen gedruckt, deren reicher Inhalt mir eine so höchst anmutige wohltätige, wie unerwartete Lektüre gewährt. Was soll ich denn dazu sagen? Ein Dank aus vollem Herzen und ein lebendig gesprochenes und gewünschtes „Vergelt's Gott“ ist alles was ich habe. —

Leuten, denen die Gabe gebricht sich schön und recht auszudrücken, wie es mir geht, müßten es machen wie mein Bruder in seinem sehr kindlichen Tagebuche gemacht hat, was mir einmal in die Hände fiel. Es stand auf einer ganzen Quartseite nichts anderes als die großen und großgeschriebenen Worte „O Glück, Glück, Glück, Glück u. s. f. Und am Schluß des Blattes „die Mutter macht heut Klöße!“ — Das Glück und die Freude waren somit handgreiflich und augenscheinlich ausgedrückt und ich unterlasse nur deshalb, dies schöne Beispiel nachzuahmen, weil das Papier nicht zulangen dürfte.

Besonders lieb im Album sind mir auch die neuen Sachen, nämlich die 7 Schwaben, aus der Spinnstube und besonders der Bechstein. Wie ganz anders und neu sehen die Sachen in gutem Drucke aus! Nun gebe der Himmel seinen Segen dazu, daß es alle Welt verlange, und meinetwegen auch reißend abgehe.

Das Tauflied schicke ich auch zurück. Das Bild ist freilich mehr weltlich als geistlich gedacht, und kommt mir deshalb der Vers ernsthafter vor als das Bild. Aber ich

habe auch nichts ganz passendes gefunden. Ich habe ein paar andere Verse aus Tauf-lieder darunter gesetzt, weil mir der Ihrige etwas nach wässeriger Kanzelsprache schmeckte, und meine Bauersleute werden doch nicht aussehen wie mit Wassersuppe gefüttert, sonst soll sie der Gukuk holen!

Diesen Brief hatte ich gestern früh angefangen, als mich die Nachricht überraschte, daß Gabers*) neugeborenes Kindlein, welches ich vor ein paar Tagen noch rot und rund wie ein Rosenknöspchen sah, sehr elend sei und die Kinderfrau schleunigste Taufe geraten habe. Und so war gestern eine merkwürdige Kindtaufe! So ein armes winzig kleines, gelbes, altes Kindergesichtlein zu sehen, mit gebrochenen Augen, stöhnend, nicht vermögend Nahrung zu nehmen, das ist doch auch ein rechter Erdenjammer. Ich habe mir das Kindel recht angekukt, und im Sinn behalten. Wenn einer das so recht darstellen könnte! ich wüßte nichts rührenderes, in Mark und Bein schütterndes, als so ein Wochenkind, ohne Schuld noch, und vom Tod gepackt, schrecklich gezeichnet und langsam abgewürgt! — Der Verstand muß da sein ungewaschen Maul halten, und mit Schweigen und Tränen schwebt einem nur vor — Gott sei uns armen Sünder gnädig! — Wenn das am grünen Holze geschieht?! pp — — .... Ich drücke Ihnen die Hand, ich danke Ihnen von Herzen.

D. 29. Oktbre.



*) August Gaber, Holzschneider in Dresden.

Friedrich Preller d. Aeltere

geboren den 25. April 1804 in Eisenach, gestorben den 23. April 1878 in Weimar.

*) Weimar d. 24 April 1853 im St.

.. Ich muß Ihnen erzählen, daß ich in letzter Zeit wieder zweimal Musik gehört, einmal am Hof, vorgestern Abend bei Lißt, der Sie schön grüßen läßt. Die kleinen Conzerte am Hof sind meist interessant und gut executiert, so ganz besonders am letzten Abend ein Trio durch Lißt, Laub und Coßmann. Meine Gedanken waren mehr, als bei der Musik bei Ihnen, denn ich weiß, wie glücklich diese Aufführung Sie gemacht hätte, die doch noch ganz anderen Genuß davon gehabt hätte, als ich, der nur Ohr und Gemüt, aber gar keine Kenntnisse mitbringt. Frau Knopp sang mancherlei, einiges gut, anderes weniger, führte aber wieder den Beweis, daß sie ein nicht gewöhnliches dramatisches Talent besitzt.

.. Vorgestern Abend wurde auf der Altenburg**) musiciert und Lißt hat unvergleichlich fast unausgesetzt gespielt, meist eigene Compositionen. Sie wissen, daß sein musikalisches Denken mir nicht immer sympathisch, so diesmal. Seine originelle geistige Art zu empfinden, ist stets interessant und so nie ohne wahren Genuß.

(Dem Brief liegt das Programm des Hofconcertes bei; die kritischen Bemerkungen sind von Preller hinzugefügt.)

Hof-Concert.

Weimar, den 18. April 1853.

1. Trio von Schubert .. Herrn Lißt, Laub u. Coßmann	vortrefflich ausgeführt.
2. Arie (Elias) v. Mendelssohn .. Fr. Knopp	sehr gut
3. Duette (Jüdin) Halevy .. Hrn. Beck u. Mayerhofer	sehr gut
4. Violin-Solo, .. Laub	So gut es v. L. sein kann
5. Duette (Favoritin) Donizetti .. Herr u. Fr. Knopp	mittelmäßig
6. Arie (Israel in Ägypten) Händel .. Mayerhofer	gut
7. Lieder Franz. .. Fr. Knopp	ohrenzerreißend
8. Terzette (Jüdin) Halevy .. Herr u. Fr. Knopp, Hr. Beck	dito.

Weimar (d. 23. Okt.) 1856 im St....

Ich verüble es Niemandem, der die ganze Künstlerschaft von der übrigen Welt verschieden und als überspannt ansieht. Der Künstler muß jedem Unbefangenen mehr oder minder aufgeregt vorkommen, da er es, ohne es selbst zu empfinden, in Wirklichkeit ist. Wie viel menschliche Beschäftigungen giebt es denn im Leben, wenn ich Wissenschaft und die Künste ausnehme und letztere ganz besonders, die mit einer er-

*) An Frl. Marie Soest, eine sehr begabte Klavierspielerin.

**) Die Altenburg war die Franz Liszt vom Hofe angewiesene Wohnung.

höhten Seelenstimmung betrieben werden müssen? Gewiß nur die eine oder die andere. Der Standpunkt des Künstlers im Leben ist also ein ganz anderer. Will er schaffen, muß er sich erhöhen; ist er das, so gilt ihm das Leben um ihn herum wenig oder nichts, denn er steht eigentlich nicht mehr darin. Das gewöhnliche eigentliche Leben hat für ihn wenig Wert, weil es mit seiner erhöhten Stimmung in schroffstem Gegensatz steht. Bei dem männlichen Geschlecht artet die Sache öfters wohl in Vernachlässigung von jeder Äußerlichkeit aus. Doch auch das finde ich meist begreiflich. Daß sich junge Künstler anders kleiden, findet oft Entschuldigung für mich darin, daß sie nie häßlicher, aber immer schöner und zweckmäßiger gekleidet sind. Daß sie vererbte Sitte und Ceremonien vernachlässigen, ist wahr, ihre Erfüllung liegt aber außer aller Verbindung mit der Kunst und hat also keinen Wert für sie. Sie ertragen den schiefgezogenen Mund manch' schönen Kindes, oder des Laffen, der nach neuestem Modejournal gekleidet, mit hohlem Kopf und vornehmer Miene an ihnen vorüberstreicht. Alles Große und Schöne steht ihm vor der Seele. Er denkt, er will es auch erreichen und dieser Gedanke ist der einzige, der ihn beherrscht. Dazu kommt noch, daß er oft ein armer Teufel ist und keinen Beutel für's Pariser Modejournal hat. Mit den Jahren, die jeder hinnehmen muß, wird der Mensch in allem ruhiger und schließt sich nun auch wieder dem allgemeinen mehr oder minder an. Vom Philisterium wird sich der echte Künstler aber auch im hohen Alter noch unterscheiden. Dieser Unterschied wird gewöhnlich mit dem Ausdruck halbverrückt bezeichnet und wir lassen uns das wohl gefallen, denn verrückt ist unser Bestes gewiß, nur auf einem etwas höheren Standpunkt, als es bei dem gewöhnlichen Menschen der Fall ist und sein kann.



Preller Friedrich d. Aeltere.

Alfred Rethel

geboren 15. Mai 1810 in Diepenbach bei Aachen, gestorben im Wahnsinn 1. Dezember 1859.

Montag Abend, Frankfurt?

Lieber Otto*).. Was nun mein Kunstwirken seit Deinem letzten Hiersein und namentlich in diesem Winter betrifft, so kann ich wohl sagen, daß ich einen Schritt wieder weiter gekommen bin — ich nehme es jetzt ungemein strenge, weniger was die vollendete Ausführung des Detail angeht, als wie vielmehr ein entschiedenes Beibehalten und Wiedergeben des ersten Ergusses in meinen Bildern. Ich arbeite an meinem Kopf z. B. 3—4 mal, wie mir es augenblicklich klar und deutlich zu sein scheint — es ist dieses nicht ein förmliches Übermalen, sondern vielmehr oft nur mit wenigen Strichen ein belebendes Skizzieren und wieder Zurückführen auf meine erste Empfindung.. Es gibt bei der Aus- und Durchführung eines Bildes Stadien, welche durchzumachen sind. Bei den Studien, Karton, Farbenskizze und der Untermalung des Bildes, hilft eine geistige Frische und Neuheit des Gegenstandes bedeutend, das Werk rasch bis zu



Alfred Rethel, Selbstbildnis.

*) Rethels jüngerer Bruder.

einem gewissen Punkt zu bringen. Bei der Übermalung fehlen in der Regel jene beiden Hülfen und bei dem Erkennen wie weit das Werk noch zurück ist, und oft von dem ursprünglichen Geiste sich entfernt hat, tritt schon ein peinliches Schwanken und Probieren ein, und nur der Verstand und ein gewisses Pflichtgefühl lassen auch diesen Prozeß durchführen. Nun tritt der dritte Fall ein, oft der unglückseligste den man sich denken kann, auf jeden Fall aber der wichtigste. Das Werk ist zu einer gewissen Vollendung in der Form und Farbe gelangt, aber man fragt sich ängstlich: führt das auf deine erste Idee hinaus? Ist dieses Bild mit einer Übergehung und Lasierung fertig gemacht, dasjenige was Du malen wolltest? Die Urteile der Unbefangenen erwähnen stets der Nebensachen, der Malerei hie und da, man sieht es ihnen aber deutlich an, daß das gesamte Werk, der Totaleindruck sie gar nicht gepackt, ja eher leer läßt, — ach das sind traurige Momente, man fühlt, daß über das Studium der rechte künstlerische Funke fast erloschen, daß es ein nüchternes Rechenexempel geworden ist. —

Aber nicht weiß man, wo und wie dem Uebel abzuhelfen, es tritt der traurige Moment der Stumpfheit, der Dummheit ein — man ist vernagelt. Dann, soll man so viel Herr seiner selbst sein, die Palette hinzulegen, ja nichts zu unternehmen und das Bild auf längere Zeit umgekehrt an die Wand zu stellen. Wenn nun auch andere Arbeiten vorgenommen werden, der Sinn bleibt doch unbewußt bei dem mißratenen Kinde, und man verarbeitet es allmählig ganz ohne Absicht von selbst mit seiner ersten Idee. Man söhnt sich allmählig mit dem Bilde, welches nun der Erinnerung angehört langsam aus, findet es doch so übel nicht, bekommt Lust, brennt vor Verlangen es fertig zu malen — geht hin — dreht es um, stellt es auf die Staffelei und — nun wird man freilich etwas unsanft aus seinem Himmel in die Wirklichkeit versetzt, — es ist noch das alte — allein mit ganz anderen Augen sieht man es, wie der Blitz fährt prüfend und vergleichend der echte Künstlersinn, begleitet von einem warmen Gefühl und frischer Phantasie über das Werk hin, erkennt wo es fehlt — greift zur Palette, und jeder Strich sitzt; freilich leidet durch das Feuer die delikate aber kalte Ausführung hie und da, das ist aber kein Verlust im Vergleich zu diesem herzerfreuenden Gewinn — man möchte überall zugleich sein, überall helfen und, es tritt das vierte Stadium herrlich und belohnend für ein Finale ein, und erfreuend ist dann unser Tagewerk zu nennen so bald man nur wieder klar und sich bewußt geworden ist, weiß, was man will. Dann kann man sich getrost zuletzt die Zügel etwas schießen lassen, daß man Böcke macht, große Nachlässigkeiten mit unterlaufen läßt — dafür bürgt der deutsche Karakter — das wird nicht der Hauptfehler sein, eher zu nüchterne Durchführung der Einzelarbeiten.

Frankfurt d 14. Octb. 1841.

Lieber Otto!*)

Was wir beide, seit deinem wichtigen Wechsel über diesen Gegenstand mit einander gesprochen, wird bei reiflicher Prüfung des Wahren, so sich auf Erfahrung stützt, in Deinem Innern sich getreulich aufbewahrt haben, auch ist Dein mehr ruhiger und ernster Charakter Bürge, daß Du dem Künstlerstande eine heitere aber keine leichtsinnige, eine streng gewissenhafte, doch keine lächerlich pedantische Seite abzugewinnen, Dein Streben sein läßest. — Die wahre echte Kunst ist ein Segen des Himmels — der Träger derselben hat zunächst die Aufgabe, das Kleinod gegen den Einfluß, den Schmutz der Welt zu schützen, dann, durch die Mittel die ihm gegeben sind, zu suchen, dasselbe auf eine würdige Weise auszubilden, und so, verständlich gemacht einen durchaus moralisch, streng sittlichen Einfluß auf die Bildung der Mitmenschen auszuüben. — Dies ist meiner Ansicht nach der höchste Zweck des Künstlers! Ein streng sittliches Leben bewahrt den hierzu durchaus nötigen Ernst — der ist das Fundament. Du wirst jetzt in einen Kreis von jungen Leuten kommen die vielleicht geeignet sind nur böse auf Dich einzuwirken — ich bitte Dich denn um das Himmels Willen, laß Dich nicht irre machen, ich kam viel jünger als Du unter den jungen Künstlerkreis, das war mein Glück, man ließ mich links liegen, doch hatte ich Zeit meine Beobachtungen zu machen, die mich dann vielleicht vor manchem Fehltritt bewahrten, vor allem aber den Ernst und die glühendste Begeisterung für die Kunst in mir erhielten, und jetzt mich veranlaßt die Worte der Warnung an Dich ergehen zu lassen.



Alfred Rethel.

Frankfurt a. Main, 16. Mai 1842.

Lieber Otto!

Weimar sah ich auch; im Dunkeln lag mir nicht viel daran. — Um halb zwei Uhr nachmittags fuhren wir in Leipzig ein und zwar an der traurigsten Stelle, wo der unglück-

*) Rethels jüngerer Bruder wendet sich vom Kaufmannsstande der Malerei zu.

liche Poniatowski in der schlammigen Elster ertrank. Der Besitzer des Gartens hat ihm nicht weniger wie drei Monumente setzen lassen. — Vom Posthause ließ ich mich gleich mit meinen zwei Nachtsäcken an den Bahnhof bringen, nahm einen Platz für fünf Uhr auf den zweiten Platz nach Dresden und trabte nun so lange in der Stadt herum.. Schnell aber sehr unangenehm sausten wir daher, denn diese Bahn stößt entsetzlich. Wir fuhren über einen prächtigen Viaduct über die Elbe; alsbald tauchte rechts in der Dämmerung das alte Meißen mit seinem Dome auf; eine Unzahl von Weingärten, Land- und Lusthäusern bezeichneten, daß wir uns einer großen Stadt näherten. Schön, sehr schön sind die Elbufer! Bald erkannte ich die bekannten barocken Kirchtürme Dresdens und ein geller Pfiff und wir waren da. — Wie ich die Nacht schlief, könnt Ihr Euch denken; den andern Morgen, nachdem ich frisch gewaschen und mit von Sand und Dreck entleerten Augen die Welt wieder ansehen konnte, suchte ich meine düsseldorfer Collegen auf. Nach einigen Quergängen fand ich dieselben in einem herrlichen Atelier auf der Brühl'schen Terrasse. — Nun zur himmlischen Galerie! Vorher aber meine Feder und mein Gedächtniß frisch zugespitzt! — Nach der Reihe, wie sich diese Kunstwelt bei jedem meiner Schritte in den großen Sälen des Galeriegebäudes entrollte, mag ich Dir sie nicht beschreiben, sondern gleich zu dem Kerne übergehen, und dieser ist die Sixtinische Madonna von Rafael. Lieber Otto, daß Du eine Ahnung des wahrhaft Göttlichen der Kunst in Dir trägst und überzeugt bist, daß unter ihr etwas Höheres zu verstehen ist, als einen Hering mit Zwiebel zum Greifen wahr zu malen, setze ich voraus, und dies bestimmt mich einen Versuch zu machen, durch dieses elende Mittel Dir den Eindruck zu schildern, den das Bild auf mich gemacht hat. Durch den Kupferstich wird es Dir hinlänglich bekannt sein, doch, du lieber Gott, auf welche Weise! Eine wahre Schändlichkeit wäre die Vervielfältigung, wenn nicht die gute Absicht das Geschehene einigermaßen milderte, denn kaum einen Schatten hast Du von dem Bilde und dazu noch einen sehr schlechten. Denke Dir das Bild lebensgroß, sodaß die vordern Engel kolossal wirken, in einem tiefen erschütternden ernsten Ton gemalt; links und rechts hängen die schönsten Bilder von Correggio, Jul. Romano, Pancio Cavallo u. a., welche aber nur als reicher, prächtiger Hofstaat dieses Werkes zu betrachten sind, und deren Aufwand in schönen durchaus poetischen Farben nur die himmlische und wirklich rührende Anspruchslosigkeit bei vollem Bewußtsein einer ungeheuern Ueberlegenheit und Kraft der Auffassung und innern Anschauung, diese Ausgießung eines heiligen Geistes zu heben geeignet sind. — Der Ausdruck des kleinen Christuskopfes ist derart, daß man ihn nicht eine Viertelstunde ertragen kann; eine ganze Welt liegt in seinem Blick. Er ist der für die Sünden der Menschen sich Aufopfernde und zugleich der im Jüngsten Gerichte Richtende. Das Auge flammt, wird größer und immer

größer, die Lippen scheinen sich zu bewegen, das Erschütterndste ist bei diesem gewaltigen Leben des Ausdruckes die äußere Ruhe der ach! wundervollen kindlichen Gestalt. Keine Gesticulationen mit Arm und Bein, die kindlichsten Formen, dabei aber herrlich, großartig modelliert. Und wie sind die Formen verstanden! es schwebt aus dem Bilde, und mir war es jedesmal (ich sah das Bild sechs Tage hintereinander täglich), als wenn der Vorhang eben auseinander gezogen und leicht wie eine Feder, wie im Gedanken die Mutter mit dem Kinde erscheint, jetzt da ist und im nächsten Augenblick wieder zu verschwinden droht. Das ist eine Himmelskönigin und mehr wie liebende Mutter. Ach! und nun der alte Papst Sixtus kniend, mit der linken Hand zum Bilde hinausweisend, die rechte nach der Brust neigend und mit einem vertrauungsvollen, festen, kräftigen, ja donnernden Auge sich zu der himmlischen Erscheinung neigend und um Gnade für die außerhalb des Bildes Stehenden bittend. Wie ist der gemalt! In einem einfach durchaus goldenen Mantel, weißem Untergewand, tiefbraunem Gesichte mit grauem Bart und Haar; und wie sind die Licht- und Schattenmassen in dem Bilde beobachtet; nahebei wie in der größten Entfernung bleibt Bewegung, Modellation und Ausdruck eben klar und verständlich. Und nun die beiden Engel unten — wie die technisch gemalt sind, versteht man gar nicht. Offenbar waren sie zuerst nicht, denn durch die beiden Engel sieht man die darunter sich befindlichen Wolken, so leicht und dünn sind dieselben hingeschaffen, und welcher Ausdruck in den Kinderköpfen! Unsereins wäre froh einem Christus einen solchen Ausdruck geben zu können, und im Vergleich mit dem des Christuskindes sind sie bei weitem untergeordnet, und es fällt dem Beschauer bei denselben wieder ein, daß er ein Menschenwerk vor Augen hat. Großer, großer Meister! Ja, er muß eine Art von Vision gehabt haben, denn das Ganze ist glühend warm aus seiner Seele ohne Abkühlung der Vorstudien und bei gänzlichem Vergessen der Außenwelt hingemalt, vielleicht ihm selbst unbegreiflich; — es soll sein bestes Oelbild sein. Welcher Schatz in Deutschland! Ich bin wie trunken; den Genuß, den ich vor dem Bilde gehabt habe, wiegt mir kein Königreich auf, und vor dem Bilde habe ich recht tief und mit innigem Danke den Wert des Himmelsgeschenkes erkannt, welches mir zu Teil geworden und zunächst darin besteht, vor einem solchen Werke so recht ergriffen zu werden. Zugleich hat mich dieses Bild beruhigt und eine herrliche Bestätigung gegeben, daß der Weg, den Veit mir angibt, der rechte sei. — Außer diesem Rafael'schen Bilde sind noch vier bis fünf große Bilder von Correggio, worunter aber die berühmte „Nacht" und „Die büßende Magdalena" mir fast am schwächsten gefielen. Dieser Meister ist seiner Individualität nicht treu geblieben und mir ist hier grell der böse Einfluß von unberufenen und dummgelehrten Kunstschwätzern entgegengetreten, denn was in dem einen Bilde (offenbar aus seiner jüngern Zeit) als reizende Eigen-

tümlichkeit seiner künstlerischen Denk- und Gefühlsweise außerordentlich anzieht, aber auch ängstigt, daß bei dieser Art ein paar Haar breit weiter man leider gezwungen sei, dieselbe als traurige Manier ohne Gefühl zu verdammen, geht leider, meines Erachtens, vielleicht durch solchen Einfluß aus den drei andern in seiner ältern Zeit gemalten Bildern hervor. — Ferner war mir ein wahres Gaudium der Anblick der venetianischen Bilder. Das ist eine Pracht der Farbe; auch componirt haben diese Herren, ebenso gezeichnet. Ich wollte den stillfrommen und duldenden Tränenkünstlern, die da meinen, ein gen Himmel geschlagenes Auge und eine recht einfältige Silhouette der Figur sei der Abdruck eines echt christlich demütigen Künstlergemüts, ich wollte, denen könnte ich die große „Anbetung der drei Könige" von Paul Veronese vorführen, und wenn sie dann nicht diese Fülle von Poesie vereint mit einer etwas derben aber herzerwärmenden christlichen Anschauung erkennten, dieses Hurrah, dieser Triumph der Farbe, das Blut in ihren blau gewordenen Fingern zurückführen würde, dann sollte man sie dörren und als kopflose Fastenfische einem Dominicanerkloster zuschicken. — Das waren Maler, Otto! — Außer diesem Bilde sind von demselben Meister noch ein herrliches Familienbild einer venetianischen Patricierfamilie, welches nicht zu beschreiben ist, ferner eine Hochzeit zu Kanaan, eine Kreuzschleppung (aus seiner Jugend,) eine Auffindung Mosis vorhanden. — Vom herrlichen Tizian ist zunächst ein großes Bild vorhanden, vorstellend eine Madonna umgeben von Heiligen, unter denen eine büßende Magdalena vor allem ins Auge fällt, offenbar ein Porträt. Diese Kühnheit der Farbenzusammenstellung ist unglaublich; jede Wirkung, sowol der Farben als wie von Licht und Schatten, sind auffallend entschieden; bei einer durchaus malerischen Wirkung sind die Figuren streng plastisch modellirt, die Pinselführung richtet sich durchaus nach der Form, offenbar unbewußt; er konnte es eben nicht anders. Wäre er Bildhauer gewesen, würde er in der Bearbeitung des Tons mit der Hand dieselben Bewegungen gemacht haben; schon darin liegt ein außerordentliches Verstehen und unbewußtes Fühlen der Formen; dann geht aus der ganzen Behandlung des Bildes nichts weniger als wie ein System hervor, überall ein Sichgehenlassen, dabei aber ein unerbittliches und glühendes Verlangen, sein Seelenbild treu auf die Leinwand zu bekommen, und war dasselbe gelungen, dann erst redete er durch sein Werk zu der Mitwelt. Vorher gewiß ganz frei von aller Eitelkeit und ohne Gedanken: wird das Effect machen? wird das den Leuten gefallen? Wegen dieser außerordentlichen Genialität und Individualität scheinen mir die historischen Werke dieses Meisters für einen nicht ganz selbständigen Künstler sehr gefährlich zu sein; ihn zu verstehen und verehren zu lernen, scheint mir eine schwere aber fruchtbringende Aufgabe zu sein; aber nur nicht durch dieses leichte Genügen von bloßen Andeutungen, die, ich leugne es nicht, etwas

außerordentlich Anziehendes haben, und man bei ihm ach! kaum zu rügen wagt, sich irre machen lassen, sondern wieder zur Sixtinischen Madonna zurückkehren, um wieder zurecht sich zu finden, aber auch manche Verwandtschaft dieser Meister zu erkennen. — Das berühmte Bild „Der Zinsgroschen" von Tizian ist außerordentlich, aber scheint mir seinen Meister etwas zu verleugnen. Ich habe an den andern, wozu auch vier bis fünf wundervolle Porträts gehören, mit größerer Freude und Begeisterung gestanden. Von dem Heere der Uebrigen laß mich schweigen, nicht weil sie schlecht, als vielmehr weil ich sie nicht gesehen. — Ja, Otto, da mußt Du auch einmal hin. . — Nochmals viele Grüße an Euch alle und schreibe bald Deinem Bruder

Alf. Rethel.

Frankfurt a. Main, 3. März 1846.

Liebe Mutter!

Gestern Morgen langte ich etwas müde von meiner rasch entworfenen und ausgeführten berliner Reise, aber durchaus zufrieden mit dem Resultate derselben, hier im lieben Frankfurt wieder an. — Ich wurde von Reumont*), meinem einzigen Bekannten von Gewicht, freundlich aber zurückhaltend diplomatisch empfangen, teilte ihm den Zweck meines Dortseins mit und verlangte von ihm die geeigneten Winke und Rathschläge, die mir denn auch nicht gerade genügend zu Teil und sofort befolgt wurden. Meinen Hauptmann fand ich jedoch, wie ich mir es auch vorausgedacht hatte, in dem Herrn von Olfers, Generaldirector sämmtlicher Museen und Galerien, den ich damals in Aachen kennen lernte. Dieser nahm mich herzlich auf und versprach alles aufzubieten, daß die aachener Angelegenheit endlich beendigt würde, und zu diesem Zweck mir eine Audienz beim Könige zu verschaffen und zwar in Begleitung meiner Mappe. Froh und vergnügt zog ich weiter. — Nun ging es an ein ferneres Visitenmachen, beim Minister des Innern Herrn von Bodelschwingh, bei Alexander von Humboldt, Oberbaurat Stüler u. s. w., dann zu den Matadoren der dortigen Kunstwelt, zum alten Director Schadow**) den Professoren Rauch, Drake, Begas, Kugler u. s. w., zu mehreren Künstlern, die ich noch von Düsseldorf her kannte; genug, ich war bald gehörig in Berlin bekannt und gekannt. — Nun kamen die Früchte. — Den dritten Tag schon wurde mir durch Reumont die erfreuliche Nachricht, daß meine Angelegenheit erledigt, in allen Punkten genehmigt und mit dem ausdrücklichen Bemerken, sofort anzufangen, nach Aachen bereits unterwegs sei. Dies wurde mir durch den Generaldirector von Olfers bestätigt und von diesem mir zugleich angekündigt, daß er mich beim Könige gemeldet und ich

*) Reumont war seit 1843 Legationsrat im Kabinet Friedrich Wilhelms IV.

**) Gottfried Schadow.

nächsten Sonntag aller Wahrscheinlichkeit nach zu einer Audienz vorgelassen würde. Schadow lud mich zugleich sehr freundlich zu Tische. Ich war fortwährend im Frack und weißen Handschuhen. An Auszeichnung fehlte es mir nicht. Mit dem Generaldirector von Olfers fuhr ich im offenen Wagen durch Berlin und alle Türen einen ganzen Morgen von Galerien, Sammlungen, Cabineten, Ateliers standen mir offen; überall wurde ich aufs beste empfangen. Dieser Mann bildet in Berlin dasjenige Haus, wo alle Geister von Bedeutung im Felde der Wissenschaft und Kunst sich versammeln; um so ehrender



Julius Schnorr von Carolsfeld.

für mich, als ich von ihm freundlichst eingeladen wurde, den Freitag Abend, wo empfangen wurde, ihn und seine Familie mit meiner Mappe zu besuchen. Dies fand denn auch statt, und mir wurde ein wahrer Triumph zu Teil, als man sich um meine Mappe drängte, Damen und Herren aus den ersten und höchsten Kreisen, und sich das regste Interesse dafür zeigte. Ich war der Löwe des Abends. — Noch bemerken muß ich, daß ich an dem ersten Tage meinen Freund Steifensand, den Bruder des Kupferstechers, auffand, welcher mich gastlich aufnahm und die Ursache war, daß ich in musikalischer Hinsicht auch das Ausgezeichnetste dort kennen lernte und in verschiedenen vornehmen Privatcirkeln sehr interessante Abende zubrachte. — So verlebte ich denn im steten Rausch und Taumel die Woche hindurch, besuchte die prachtvolle Oper, sah „Caterina

Cornaro", die Aufführung der „Hugenotten", worin die Jenny Lind die Valentine sang, machte ein Concert mit von Litolf, Vivian u. s. w., und so kam denn der Sonntag heran und mein Besuch beim Könige, der um halb zwei Uhr mittags stattfinden würde; allein um zehn Uhr morgens erschien ein königlicher Jäger, welcher die Audienz auf heute abstellte. Ich war verdrießlich, gab diese Ehre schon im stillen auf, tröstete mich den Nachmittag in Charlottenburg. Zugleich waren Nachrichten der ernstesten Art aus Posen im Umlauf, der Carneval vor der Tür, wo es am Hofe auch lustig hergehen sollte, so daß dieses Durcheinander von Vorfallenheiten mit Recht die Erwartung eines kaum gekannten Malers vom Rhein in den fernsten Winkel des Hintergrundes zu drängen drohte. Um so größer war meine Ueberraschung, als am Montag Morgen ich durch den Generaldirector ein dringendes Schreiben erhalte, mich den Mittag um halb zwei Uhr im Vorzimmer des Königs mit meiner Mappe einzufinden. Also schnell für gehörige Toilette gesorgt, und um ein Uhr fuhr ich im Wagen in vollem Wichs mit weißer Halskravatte, vorn und hinten galonirte Bedienten, zum Schlosse und alsbald befand ich mich im Vorzimmer des Königs, wo ich vom diensttuenden Adjutanten des Königs empfangen wurde und in diesem einen feinen Mann kennen lernte. Einige Minuten später erschien auch mein Generaldirector, welcher mich dem Könige vorstellen sollte. Ich hatte Zeit mich umzusehen und gehörig zu sammeln. Nach einer Viertelstunde ging eine Tür auf. Wir bildeten Spalier und es erschien die gute Königin mit einer Hofdame in der Absicht, eine Spazierfahrt zu machen; im Begriff durchs Zimmer durchzugehen, erblickt sie mich und nachdem sie erfahren, wer ich sei, wurde ich ihr vorgestellt, und nachdem sie einige sehr gnädige Fragen in Betreff meines aachener Unternehmens an mich gerichtet, die gehörig von mir beantwortet wurden, entließ sie mich in Gnaden. Sie erschien mir leidend und sorglich aussehend. — Kurze Zeit nachher erschien aus einer andern Thür ein schwarzgekleideter Kammerdiener, welcher meldete, daß der König bereit sei, uns zu empfangen. Also hinein, und bald stand ich neben dem sitzenden Könige Friedrich Wilhelm IV., welchem ich nun meine Arbeiten zeigte und erklärte. Es bildet dieser Moment den Glanzpunkt meines berliner Aufenthalts, nicht allein was die Ehre anbetrifft, zu einer Audienz zu gelangen, sondern die günstigen Umstände, welche dabei tätig waren: das schönste Wetter draußen, der König aufgeräumt, ja heiter; er nahm sich Zeit, denn die Audienz hat beinahe eine Stunde gedauert. Mit lebhaftem Interesse sah er meine Compositionen, gab zu verschiedenen malen seinen entschiedenen Beifall zu erkennen, lachte, machte Witze und ging dagegen auf die ernstern Blätter mit Würde und Ernst tiefer ein, ja, es kamen Aeußerungen vor, welche für meine künstlerische Zukunft von großer Bedeutung waren, und entließ mich, nachdem er alle Compositionen, was wol eine Arbeit zu nennen war,

gesehen, mit den Worten: „Es hat mich recht gefreut, Sie hier gesehen zu haben.“ Mein Generaldirector schien nicht minder zufrieden mit diesem Besuche zu sein und machte mich darauf aufmerksam, daß der König eine halbe Stunde von seiner gewöhnlichen Spazierfahrt mir geopfert habe, indem ich mich auch zu erinnern wußte, daß, währenddem ich meine Sachen zeigte, der Wagen gemeldet wurde und er alsdann sonst sich gleich entfernt, was diesmal also nicht der Fall war. — Von der aachener Malerei war natürlich als von etwas Abgemachtem und Erledigtem die Rede...

An einen Unbekannten.

Aachen 1848.

„Endlich müßte ich mitteilen, den hohen Begriff, die ganze Bedeutung meiner Kunst, der ich alles aufzuopfern im Stande bin, näher auseinandersetzen... Die Kunst ist das vom Himmel mir anvertraute Kapital, über dessen Verwaltung und Verwertung ich einst vor Gott und Menschen Rechenschaft ablegen muß. Die Bilder sind meine Kinder. Mit großen Sorgen und Schmerzen bringe ich sie zur Welt und ist ihre Heranbildung verbunden, und — glauben Sie mir — entlasse ich eins derselben, muß ich mich von demselben trennen, so fühle ich es tief, daß es ein Stück von meinem eigenen Ich war. Denken Sie sich lebhaft den Zustand eines productiven, so Gott will ernsten Künstlers.“

Dresden 4/5, 1849. Freitag.

Liebe Mutter!

Ich hoffe daß diese Zeilen in gewöhnlicher Weise und Zeit zu Dir gelangen und euch Alle über mich trotz der wilden Gegenwart vollkommen beruhigen werden. — Seit gestern Nachmittag 3 Uhr ist die hiesige Stadt in vollem Aufruhr — man verlangt vom König Anerkennung der Reichsverfassung, welche hartnäckig verweigert wird, dazu das Gerücht daß preußische Truppen die Stadt besetzen würden. Genug, unter Sturmgeläute von allen Glocken, und starkem Schießen, habe ich den gestrigen Nachmittag in meinem Atelier arbeitend zugebracht, ein trauriger Contrast, rechts zum Fenster hinein die herrliche Frühlingspracht und den Gesang der Vögel, und links das wildeste unheimlichste Getöse. Die ganze Stadt ist mit Barrikaden bedeckt. — Heute Morgen um 7 Uhr habe ich mich überzeugt, daß man noch zur Post kam und Briefe besorgt werden, in der Nacht, in der ich mauerfest o Wunder geschlafen habe ist es wieder scharf hergegangen und stark mit Kanonen geschossen worden. Der König soll auf seine Burgfeste Königstein geflohen sein, und die rettenden Preußen sind bis jetzt ausgeblieben. Das wenige Militär 4000 Mann sind dem König treu, fortwährend ziehen Freischärlertrupps in die Stadt und die Sache nimmt einen immer ernsteren Karakter

an. Für mich habt ihr nicht zu fürchten meine Einsamkeit hier am Rande der Stadt früher so unerträglich, ist mir jetzt unendlich wert und lieb und meine Neugier weicht stets einer vernünftigen Klugheit. — In diesem Augenblick höre ich eine starke Kanonade welche von dem Stadtteil jenseits der Elbe herzurühren scheint, vielleicht sind die Preußen da. Nun liebe Mutter lebe wohl, in 4 Wochen so Gott will sehen wir uns gesund und heiter wieder. — Mit meiner Arbeit geht's so ziemlich, ich werde wenigsten fertig — ein eignes Geschick bei mir daß bei allen diesen öffentlichen ernsten Ereignissen der Gegenwart ich mit aller Gewalt gezwungen werde meinen Geist mein Wirken einer ganz anderen Richtung zuzuwenden. Einen herzlichen Gruß an Emma

Dein Sohn Alfred Rethel.

Soeben erzählt mir mein Stiefelfuchs, daß der König auf seiner Flucht bei Pirna gefangen genommen ist. — Wie sich die Sache gestalten wird, darüber nächstens mehr. — Das Gallerie Gebäude mit seinen Schätzen wird von beiden kämpfenden Parteien möglichst geschont. — Gott schütze die Stadt.

Dienstag Morgen.

Liebe Mutter!

Vor ein paar Stunden hat sich die entsetzliche Katastrophe in hiesiger Stadt zu Gunsten des Militärs also des Königs, entschieden — ein großes herrliches Werk zur Ehre Deutschlands ist unter der kaltblütigen berechnenden Militärgewalt unter dem Säbel, gesunken! Ich sah die Entstehung dieser Bewegung mit Mißtrauen zu und erwartete rothe Republik, Comunismus mit allen seinen Consequenzen. — Allein es war wahrhaftige allgemeine Volksbegeisterung im edelsten Sinne zur Herstellung eines großen edlen Deutschlands, eine Mission die ihnen Gott in die Brust gelegt und nicht durch das radikale Geschwätz schlechter Zeitungen und Volksredner hervorgerufen worden. — Aus allen Ständen, mit geduldiger Ertragung der größten Strapazen, kämpften auf den Barrikaden. — Aus allen Gauen des Landes zog die kräftige Jugend wohlbewaffnet der bedrängten Stadt zu Hülfe — wie das prächtige Chor der Freiberger Studenten einzog, einer stattlicher und schöner wie der andere, da wurden mir die Augen naß. Der Eindruck war zu siegend, denn eine edle gute Sache erhob diese Schaar! — Wie es nun hier zugegangen hat wird aus den Zeitungen Dir bekannt sein, — fast ununterbrochen 3 Tage mit geringen Stunden Unterbrechung Nachts, währte der Kampf im Innern der Stadt — viele Opfer deutscher Brüder sanken — die prächtige Stadt soll im Innern fürchterlich aussehn. Am Sonntag Morgen war eine starke Feuersbrunst, die Flammen schlugen höher als die höchsten Kirchtürme, glückliche Windstille brachte nicht größeres Unglück über die Stadt. Jetzt indem ich schreibe brennt es wieder

stark in derselben Richtung — schon seit gestern Abend, wird aber nun, da der Kampf vorbei ist, mit Ueberlegung gelöscht werden. — Die Gallerie soll sehr gelitten haben, ein unersetzlicher Verlust. Ueber das Detail werde ich mündlich näher mitteilen. Wenigstens 15 000 Menschen mit Betten und den notwendigsten Kleidungsstücken entflohen, es war ein jämmerlicher Anblick, ich und ein Gärtner waren die Einzigen im großen leeren Hause — ich bin garnicht während der 4 Tage im Innern der Stadt gewesen, überhaupt war wohl kein Punkt derselben sichrer als wo ich mich befand. Ich erwartete im äußersten Falle die Ankunft und Unterbringung von den Familien v. Schnorr und Plüddemann, — selbst meine Arbeit suchte ich zu fördern, so gewohnt war mir zuletzt das ununterbrochne feuern, canonieren und Stürmen aus den Glocken, und da ich zum Garten hinaus in's Freie konnte, so speiste ich in einer Wirtschaft vor den Toren. Meine Sachen waren gepackt und wanderten verschiedene Male in den Keller. Jetzt werde ich wenigstens meinen Karton suchen zu vollenden und dann über Berlin als der sicherste Weg wieder zu euch suchen zu gelangen, um die übrigen notwendigen Arbeiten alsdann in Düsseldorf oder in Aachen anzufertigen, es ist mir natürlich hier nicht mehr geheuer. Gott im Himmel weiß was aus unsrem schönen deutschen Vaterland wird! — Einen tiefen unvergeßlichen Eindruck haben diese Trauer und Schreckenstage auf mich gemacht, — so unnatürlich so fürchterlich, wenn Brüder, Landsleute sich untereinander morden. — Ich hoffe doch, daß Du meinen Brief vom Freitag erhalten haben wirst, wo ich Dir den Beginn des Aufruhres schilderte, und mein Verhalten dabei anzeigte. — Jetzt an die Arbeit und dann zu Euch. — Wann komme ich zu einem ruhigen Bleiben und Wirken! Grüße Emma, und teile Otto diese Zeilen mit, der ja in Aachen ist. — Leb wohl, Gott erhalte Deine Gesundheit, wie er mich bisher bewahrt hat. —

Dein Sohn Alfred Rethel.

An seine Braut.

Aachen*) 11. Mai 1851.

— auch in bezug auf meine Kunst wirst Du von Einfluß sein, Dich sehe ich gleichsam als die sicherste Vermittlung in meinem Zerwürfnis mit derselben — seit mehreren Jahren erschien mir dieselbe nicht mehr als ein freudiger Beruf — vielmehr als eine ernst drückende Pflicht — der Ehrentheil, den ich mir errang, statt mich zu erfreuen erhöhte meine Unruhe und gab doch nichts für die Seele, für das Herz; auch die Unzufriedenheit eines stäten Strebens in derselben war mir nicht mehr ein Sporn sondern ein Hemmschuh, das fröhliche Bild eines immerwährend fröhlichen Kunstlebens voll

*) Rethel malte im Rathaus zu Aachen 8 Riesenfelder aus.

Schwung und Poesie war zerrissen und ich wußte nichts mehr von dem höheren Lohn meines Strebens anzufangen. Anders wird es gewiß jetzt und frank und fest überzeugt bin ich, an Deiner Seite, Du liebe Mitträgerin meines zukünftigen Schicksals meine Kunst wieder liebend und anerkennend zu begrüßen und sie als das werteste, was ich besitze, dir zuzuführen, dir zu weihen.

Dresden den 17 Dcbr. 1851.

An Laura Iven, seine Cousine.

Gott grüße Dich Du herzlich-teilnehmende Laura — Du ferner und doch so warmer Trost im Leid für mich — ach wäre ich mehr in Deiner Nähe — ich würde so gewiß die ernsten unerwarteten Prüfungen meines Lebens mit mehr Ruhe und Ergebung tragen, denn ich sehe in Dir immer meine unvergeßliche Schwester Betti, welche in ihrem Leben stets so einen bedeutenden Einfluß auf mein Gemüt auf meinen innern Menschen hatte —; Du warst bisher und wirst ferner immer mehr die beste Vertreterin dieses für mich sein, und darum ist es ein dringendes Verlangen in mir bei meiner gedrückten Lage, in der ich mich noch immer befinde, nicht allein Deinen lieben Brief zu beantworten, nebst wärmsten Dank dafür Dir zuzusenden, sondern auch um ferneren Trost in Gott für mich zu bitten! Der Zustand meiner jungen Frau der lieben Marie, ist leider, obgleich das schwere Fieber vorüber zu sein scheint noch immer nicht beruhigend — und kann sich dieselbe von ihrer schweren Krankheit wie es scheint den Winter über nicht wiedererholen — und wir sind somit fast ganz getrennt, da meine persönliche Gegenwart sie meistens zu sehr aufregt, was wohl begreiflich ist — stets umgeben von der pflegenden Mutter, dem Vater und den dienstthuenden Personen — meine Lage ist recht traurig, und ich fühle mich wieder allein und wie auf die Straße gesetzt, obgleich sich die Familie, in der ich lebe, durch dies gemeinsame Unglück sich näher mir angeschlossen hat; so bleibt doch immer eine große Verschiedenheit zwischen uns was ich früher leider in der Zeit meiner sehr kurzen Brautschaft nicht kennen gelernt und zu größerer Ueberlegung wohl nie veranlaßt hätte — was Marie angeht, so ist mein Gefühl der größten Teilnahme für sie noch immer dasselbe und leide ich dermaßen, mit, daß ich selbst unwohl und sehr mutlos mich fühle — fast wie ein Capuziner lebe ich — mein Zimmer für mich, — aus natürlicher Rücksicht von meinen Freunden und Bekannten kaum gesehen, immer zu Hause verbringe ich meine traurige Zeit — selbst meine Kunst indem ich zu componieren habe angefangen, zerstreut mich nicht mehr und endlich den Hinblick auf den Himmel liebe Laura, diese Stütze für Alles! ergreift mich nur augenblicklich mit seiner Wärme, indem er aber zugleich mir in meinem Innersten die Erinnerung meines leichtsinnigeren Lebens aufrollt, und mir die Ungewiß-

heit alsdann zurückläßt, ob jenes verziehn, und das Gute, so in meinem Leben doch wohl auch vorkommt, für mich und meine Seelenruhe gesprochen hat? Keinen segnenden Wert für mich so recht zurückläßt. Es ist ein köstlich Ding um diesen Frieden und mit nichts anderm — da ich ja in Gnaden des Himmels erschaffen bin und der hohen Vermittlung seines Sohnes Jesu Christi zu meinem künftigen Heil auch durch den festen Glauben an diese Versöhnung erlangen kann — wünsche ich von ganzer Seele eine Stütze, einen Halt zu erlangen — Du kannst Dir liebe Laura meine Unruhe und Aufregung denken, da ich den letzten Schritt, der mich in ein zweites Leben hier auf Erden gethan, um wenigstens für eine rein menschliche Ordnung und Ruhe, — mit dieser schönen beruhigenden Hoffnung mir zu sichern, und dann weiter für den Himmel zu bauen, mich weiter im innern Leben zu bewegen — ganz unvorbereitet und im Innern nicht mit meiner Zustimmung das Fest der Hochzeit in allzu übermütiger Form über mich und meine Maria hinüberzog — plötzlich dies finstere Unglück, welches den Tod alles dessen was ich in gutem Hoffen endlich zu erlangen was ich erhofft in sich trug, so herb wieder erschwert und das tief gewünschte vielleicht in weiter Ferne geschoben sehen mußte — da brach mir fast der Mut ach das war zuviel für mich, der fast sein ganzes Leben in Unruhe und ohne Halt zugebracht, und im Grunde nur nach diesem verlangte...



Julius Schnorr von Carolsfeld.

Louis Theodor Gurlitt

geboren 1812 in Altona, gestorben 1897 in Naundorf bei Schmiedeberg.

An den dänischen Maler Prof. J. L. Lund.*)

„München d. 4. Mai 1836 . ."

— — „Wolperding kam vor einigen Tagen und hat mir viel Erfreuliches von Ihnen erzählt und mir einen freundlichen Gruß gebracht, auch hat er mich wieder recht lebhaft an alle Verhältnisse und Kunstanschauungen in Kopenhagen denken gemacht. Ich versichere Sie, Herr Professor, es wird mir ganz angst und bange, wenn ich davon höre: Cornelius in seinen mächtigen Werken und Rottmann machen durchaus keinen Eindruck auf diese Leute? Das einzige wäre, daß man sich noch lebhafter an Prof. Eckertsberg erinnere? Man hört dann gerne das letzte große Bild von Eckertsberg, die Parade, als Beweisstück wahrer historischer Kunst aufgestellt. Wie sehr ich Prof. Eckertsberg achte (in anderen Beziehungen), brauche ich hier nicht zu wiederholen, und was läßt sich am Ende auch aus solcher Aufgabe machen? Aber ich vermute, Herr Professor, von Ihrer Meinung zu sein, wenn ich es zu den gut gemalten, aber sehr uninteressanten Genrebilder rechne.

Man denkt natürlich gleich an sich selbst und verliert dann alle Lust, etwas nach Hause (= Kopenhagen) zu schicken. Der Teil der Bilder, der einem die größten Anstrengungen und Studien kostet, alles nämlich, was zur Komposition, schönen Linien, poetischer Stimmung in der Farbe gehört, kurz alles, was nach meiner Meinung den Hauptbestand eines Kunstwerkes ausmacht, wird von dem größten Teil derjenigen, die sich das Urteil in Kopenhagen angemaßt haben, übersehen oder sogar lächerlich gemacht. Und es ist doch gewiß, daß man, wie in der Historienmalerei so auch in der Landschaft, von höheren Absichten geleitet, manches von der strengen Natürlichkeit aufopfern muß, um im höheren Sinne wahr zu sein.

Könnte ich, was ich will, vollkommen in meinen Arbeiten zeigen, würde ich mich nicht scheuen, in einemfort zu senden, aber so lange es nur guter Wille bleibt, der sich nicht geltend machen kann, fühle ich zu gut, welches Schicksal meinen Arbeiten bevorstände und ich kann Sie versichern, daß, wenn ein Bild von mir nach Kopenhagen gehen sollte, ich mich in einem fast krankhaften Zustande befände. — Wir fühlen uns in München so wohl, daß wir es mit Schmerzen wieder verlassen werden. So geht es den meisten. Mohr ist fast immer unwohl. Morgenstern, Simonsen, Carl, Jensdorf etc. lassen grüßen." . . . .

---

*) Nach mehrjährigem Aufenthalt in Kopenhagen kam Louis Gurlitt nach München im Jahre 1836 und schrieb von dort an seinen väterlichen Freund, den um 35 Jahre älteren Prof. Lund, der Lehrer an der Akademie war, später auch einmal ihr Direktor wurde.

Georg Friedrich Kersting

geboren 1783 in Zürich, gestorben 1890 daselbst.

Mein liebes gutes Weibchen! Berlin d. 11. Okt. 1822.

Gestern früh um 4 Uhr bei immer heiterem Wetter traf ich glücklich und wohlbehalten ein....

Ich habe mich innig über den schönen großen Bau gefreut und finde auch hier wieder, daß manchmal mehr räsoniert wird als man verantworten kann. Ich gestehe, daß ich in neuerer Zeit kein schöneres Gebäude entstehen sah. Es ist mit vieler Kraft gebauet und ist wahrhaft ein Berliner Schauspielhaus. Ich meine damit, daß ein solches öffentliches Gebäude der Nation angemessen sein muß, also in Dresden anders und in Wien wieder anders, dem Volke entsprechend, und in diesem Sinne gefällt es mir.



Maler Friedrich von G. F. Kersting.

Es ist übrigens erfreulich, ein so überaus reges Leben in allen Zweigen der Künste und Wissenschaften zu bemerken.

Alle möglichen Produkte des deutschen Kunstfleißes zur öffentlichen Anschau ausgestellt, vom niedrigsten bis zum höchsten. Es ist gut und schön, daß der Teutsche einmal sieht, was der Teutsche im allgemeinen wirkt und schafft... O! die schönen Maschinen, wie herrlich beurkundet sich hier der Verstand und Fleiß des Volkes. Es hat mich ungemein ergriffen, diesem ... Volke auch anzugehören.

Gott befohlen. Dein Dich ewig liebender

G. Kersting.

Eduard Jacob v. Steinle

geboren 2. Juli 1810 in Wien, gestorben 18. September 1886 in Frankfurt a. M.

Motto:

(Aus einem Skizzenbuch Steinles.)

Der Maler erzielt die Harmonie der Farben nicht dadurch, daß er sie in ihrer Eigentümlichkeit bricht, sondern dadurch, daß er sie ungebrochen in ihren Gegensätzen aufeinander wirken läßt. Die Vermittlung zur Harmonie ist das Licht.

An August Reichensperger.

Köln, 25. August 1844.

..Wir verstehen uns in Bezug auf die christlich-katholische Kunst freilich vollständig, aber nicht verhehlen kann ich dir, daß ich in ernstliche Besorgniß gerathen bin, in meinen Zeilen unbescheiden, ja anmaßend in Beziehung auf das Teil, was ich selber darin zu vollbringen habe, gewesen zu sein. Du mußt die Entschuldigung etwa darin finden, daß ich mich unwillkürlich, wie das physische Leben vor dem ihm entgegengesetzten Tode, vor dem Desperatwerden an der alten Kunst wehrte, und da um so ungeberdiger um mich schlug, als nahe die Sache an das wirkliche Leben streift. Ich halte es für eine Art Gnade, den hohen Wert der alten Kunst zu erkennen; und in der That gibt es auch nur wenige Menschen, die davon nach ihrem ganzen Reichtum und ihrem ganzen Werte ergriffen sind. Die meisten davon sind aber, wenn sie nicht auf ärgern Holzweg geraten, wenigstens von der Form (denn der gewaltige Geist hatte auch einen entsprechenden Leib, dessen Schönheit allerdings hinreißend ist) dermaßen überwältigt worden, daß ihnen für immer die Arme am Leibe heruntergefallen sind. Es scheint mir, daß man annehmen muß, daß alle eigentlichen Lebenskeime der katholischen Kirche, aus denen allein nur alles Große in aller echten Kunst hervorgegangen sein kann, noch stets unverkümmert und in ihrer vollsten Kraft vorhanden seien. Würden sie vermindert, oder könnten sie sich ausgeben, so wäre sie, die Kirche, keine göttliche Institution, sondern der gewöhnliche historische Lebensproceß liefe mit ihr, wie mit einer menschlichen Institution ab. Es liegt also freilich wohl nur an den Zeitläuften und an den Menschen, welche sie machen, inwiefern diese sich aus jenem Lebenskeime, dem wahren, einzigen Quell, zu beleben und zu nähren bestreben. Es war ein vollkräftiges, stark pulsirendes kirchliches Leben, welches die gute Kunst hervorgebracht hat. Der Brunnen, aus dem sie geschöpft, ist noch da, und mit aller Anstrengung der menschlichen Misére konnte er nicht verstopft werden. Wohlan denn, wir sind geladene Gäste; wir dürfen nur hingehen und demütigen Herzens und vertrauensvoll schöpfen, nimmermehr vergessend, daß

es der Geist ist, der da lebendig macht. Man könnte wohl sagen, daß die katholische Kirche in Deutschland nie zu ihrer g a n z e n Entfaltung gekommen, und daß die Reformation einen starken Strich durch das wunderbar tiefsinnige Anstreben gemacht hat; sie hat nun offenbar ihr Ablaufen angetreten, und allenthalben haben sich grünende Knospen, die einen gar fröhlichen Anblick gewähren, angesetzt. Soll es, lieber Freund, denn zu nichts mehr kommen? Und soll uns die alte herrliche Kunst nicht vielmehr ein ermunterndes Beispiel werden, in ihrem Geiste fortzuschaffen? Für den Gedanken, aus Gottes Welt ein Antiken-Cabinet zu machen, kann ich mich nicht sehr begeistern. Doch ich weiß nicht lieber Freund, warum ich dir hier nun, was du mir geschrieben, wieder schreibe, und nicht lieber da, wo ich anfing, und wo ich nie aufhören soll, — nämlich über mich selber zu klagen —, im rechten Geleise geblieben bin. Wenigstens kann ich mir bei aller meiner so fühlbaren Schwäche und Mangelhaftigkeit, für die ich in allem Ernste kein Maß kenne, nicht ohne Zittern das Zeugniß geben, daß ich mich ehrlich bestrebt habe, nur das Rechte zu wollen. Dies ist ein Gnadengeschenk, für das ich Gott



Alfred Rethel.

danke, und bleibt davon etwas in den Domengeln, so hoffe ich, daß jene gütige Hand, die einstens den Choranstrich abschaben wird, an den Engelfeldern vorübergleite...

An denselben.

Lieber Freund, du bemerktest, ich solle mich den Künstlern und Kunstjüngern nicht zu sehr entziehen; ich tue das keineswegs. Allein es sieht sich Niemand um mich um; und ich kann den Leuten doch unmöglich nachlaufen. Das Beste ist: im Dom zu malen und still zu sein. Doch bekomme ich dieses Jahr der Besuche nur zu viel. Aber darunter ist nie ein Kölner, denn die sehen mich alle mehr oder weniger wie ein apokalyptisches Wunderthier an. Der Jude Levy (Elkan) ist der Einzige, mit dem sich ein vernünftiges Wort sprechen läßt.. Vorgestern besuchte mich Schadow im Dome. Er machte mir nicht kleine Elogen! Du weißt, daß ich das persönlich wenig bewerte. Doch war es mir wegen des lieben Publicums lieb, da Schadow nun ein Mal eine „Autorität" ist.

17. Dec. 1845.

..Man hat in der gegenwärtigen Zeit ein ganz eigentümliches Gefühl des Wartens; man glaubt, es müsse irgend etwas geschehen, etwas von Bedeutung, etwas was die Bedrücktheit, unter welcher die Kirche seufzt, in ein freudiges Aufatmen verwandelt. Es geschieht aber allenthalben nichts, und das Unwesen, das da Macht gewonnen hat über die von Gott gesetzte Macht, geht seine consequenten Schritte mit der Wucht, die allen Bewegungen nach unten eigen ist, fort. Wie wahrhaft verehrungswürdig erscheinen mir Falstaff's Leute gegen unsere Volksmänner, welches Gesindel mit jenen höchstens in den Namen noch einige Ähnlichkeit hat. Armes Deutschland!

6. Februar 1848.

Ich bin wieder bei dir in Rückstand geraten und deine nachsichtige Liebe muß mich schon einesteils mit meinem Fleiß, an meinen Arbeiten, anderseits aber mit dem Aerger und Kummer, den die Zeit bringt, und welch beides auch für alle Mitteilungen verstimmt, entschuldigen...

Welche Hoffnungen und Aussichten sind aber für die Kunst da, wenn wir betrachten, daß ein Werk, wie Kaulbach's Reinecke Fuchs, in welchem der schändlichste Unfug mit der Kunst getrieben wird, auf allen Tischen aufliegt, und diese, in eleganter und talentvoller Form erscheinende verderbliche Nahrung von Jung und Alt verschlungen wird? Und wo Niemand mehr da ist, der nicht, bestochen von der gleißenden Außenseite, mit in das allgemeine Lob ausbräche. Wehe dem Künstler, der mit dem Heiligsten so leichtsinnig spielt und aller Schlechtigkeit und Sünde verführerische Nahrung zuträgt. Können aber die Menschen, die mit

solchen erfüllt sind, Wohlgefallen finden an einer Erscheinung, wie es Overbeck's Evangelienbilder sind? Aus ihnen tritt Reinheit und Heiligkeit der Gesinnung, Klarheit und Unschuld des Charakters hervor; sie haben etwas von der edeln evangelischen Armut und bilden in der That den schneidendsten Vorwurf für das leichtsinnige Publicum eines Reinecke Fuchs. Man kann sie daher nicht leiden und wird sie als unangenehm wohl zu beseitigen wissen. Diese beiden Erscheinungen zeigen auf die klarste Weise das Zwiespältige in der Zeit; ich halte sie für sehr wichtig und höre schon wie die Kunstschreiber ohne Tiefe in einem Athem den Overbeck etwa aus Gnade noch passiren lassen, während der Andere die unbändigste Heiterkeit veranlaßt, wenn er alles Heilige mit Witz und Humor besudelt. Ach, die herrliche, heilige Kunst! Sie ist eine wunderbare Welt in der Welt. Und glücklicherweise kann man sich in sie hineinflüchten und zurückziehen und sich an ihren Tröstungen einigermaßen schadlos halten für der Welt trostloses Treiben, und sich so das Leben, das ja sonst verschmachten müßte, fristen.

Und nun magst du mich für einen Egoisten halten oder nicht, ich will ein Mal des Glückes deiner freundlichen Teilnahme an meinem Treiben recht froh werden und dir von meinen Arbeiten erzählen. Mein großes Bild, die Tiburtinische Sibylla, habe ich so weit gebracht, daß ich nun bald an das Vollenden und Ausfeilen gehen kann. Eben jetzt male ich an dem kleinen Madonnenbilde für Professor Clemens recht con amore und hoffe, es recht bald zu vollenden. Ein zweites großes Bild für Karlsruhe*) steht untermalt. Außerdem habe ich einen Glaubensschild**) entworfen und für die Ausführung vorbereitet, da mein Gedanke, wie mir scheint, ziemlich scharf abgerundet und freilich aber auch ausschließlicher als der des königlich preußischen Weltgerichts ist, soll da eine kurze Beschreibung folgen.

Das Ganze umfaßt das Werk der Erlösung. Im Rande der Rundform unten der Sündenfall; an beiden Seiten und oben darin die vorbildlichen Opfer; oben Abraham und Isaak, an den Seiten Melchisedech und das levitische Opfer. Im innern Kreise, welcher von blau emaillirtem Wasser umgeben ist, die Schöpfungstage, von Christus, durch welchen alles gemacht ist, ausgehend. In der Mitte, von rotemaillirtem Feuer umgeben, die Geburt Christi, seine Erscheinung im Fleische — darüber aber, den Kreis der Schöpfung trennend, mit dem Siegeszeichen der Erlösung, dem Kreuze, Christus in der Glorie und auf dem Regenbogen sitzend. In den Kreuzesenden die vier Evangelisten, das neue Testament, der Inhalt seiner Lehre. Unter der Mitte, die Geburt und den Schöpfungskreis trennend, die Kirche, dargestellt im Stellvertreter Christi auf Erden, dem Papst mit dem eucharistischen Opfer in seinen Händen, verwirklichend

*) Die Heimsuchung Mariä in der Kunsthalle zu Karlsruhe.

**) Das ausgeführte Aquarell ist dem Papst Pius XV. vom Künstler geschenkt worden.

die im Rande dargestellten vorbildlichen Opfer, zugleich nachbildlich für das in der Zeit von Christus selbst in seiner Geburt und am Kreuze vollbrachte...

24. December 1858.

Seit einiger Zeit bin ich mit Malproben für das Kölner Museum beschäftigt und seit einigen Tagen zu einem Resultat gelangt, das mich zu meiner größten Freude nun in der Tat über alle Schwierigkeiten erhebt; ich bin überzeugt, daß wir wieder die Malart der Alten, wie sie für unser deutsches Klima angewendet werden mußte, gefunden haben, und diese Überzeugung wächst bei jeder Probe. Die Behandlungsweise ist sehr angenehm, ja sogar leicht, und wenn richtig gehandhabt, von einem al tempera vollendeten Fresco nicht zu unterscheiden; ich glaube sogar, daß Ramboux seine Freude daran haben wird.*)

*) Der Erfolg lehrt die Richtigkeit der „Wiederauffindung" Steinle's; seine Fresken im Kölner Treppenhause haben sich gut gehalten.

Hans Speckter

geboren 27. Juli 1848 in Hamburg, gestorben 24. Oktober 1888.

Florenz, 19. Januar 1877.

Lieber Onkel Heinrich!

Endlich ist Dein lange mit Sehnsucht und zuletzt sogar mit etwas Bangen erwarteter Brief eingetroffen!

.. Also Florenz! Die Führer fangen natürlich immer mit dem Dom an. Etwas lieber ist er mir geworden als anfangs, aber im ganzen ist da doch der erste ungünstige Eindruck, den er auf ziemlich jeden macht, kräftig geblieben. Es ist eben kein recht geglücktes Werk, und es bleibt stets unbegreiflich, wie so außerordentliche Größenverhältnisse so klein wirken können (innen).

Die zwei andern gotischen Hauptkirchen von Florenz sind Santa Maria Novella und Santa Croce, erstere zum großen Dominikanerkloster gehörig, letztere zum großen Franziskanerkloster, beide fast gleichzeitig mit dem Dom am Ende des 13. Jahrhunderts begonnen. Es muß eine herrliche Zeit gewesen sein, diese erste jugendliche Blütezeit der Republik. Was will es heißen für eine Stadt von der Einwohnerschaft Altonas, in einem Zeitraum von 20 Jahren drei so kolossale Kirchen zu beginnen, dazu den gewaltigen Palazzo vecchio „zur Mehrung des Glanzes und Ansehens der Signoria" den Palazzo del Podestà usw., usw. Wie groß und stolz mußte sich der Staat fühlen, der all das unternahm und was für Gemeinsinn unter den Bürgern herrschen! Was für Männer lebten aber auch damals! Cimabue und Arnolfo (statt da Lopo sagt man jetzt Cambio), beide im reifen Mannesalter, Dante in jugendlicher Manneskraft und, 10 Jahre jünger als er, der Hirtensohn Giotto, dieser wahrhaft große Meister, der der ganzen Kunst Italiens für hundert Jahre und mehr ihr eigenes Gepräge gab, der wahrhafte Wiedererwecker der Kunst. — Und das alles erblühte mitten im heftigen Parteigetriebe unter Kämpfen nach außen und innen (die z. B. sogar Dantes Verbannung zur Folge hatten), und auch die religiösen Gegensätze mögen trotz der Einheit der Kirche oft heftig genug gewesen sein.

.. Doch wieder zu Santo Croce! Die Fassade ist hagelnagelneu, freilich mit Zugrundelegung vorhandener alter Entwürfe, aber nicht recht im alten Geist. Aber selbst wenn sie besser wäre, würde sie mir nicht gefallen, denn diese ganze italienische Kirchenfassaden-Gotik ist nicht recht mein Fall, weder die Architektur, noch auch die bunte Marmorinkrustation. Zumal wenn sie noch so blitzblank ist, wie hier, macht es immer einen eisigkalten Konditoreindruck auf mich. Wo die Jahrhunderte den weißen Marmor „angeraucht" haben, sieht es viel besser aus, namentlich an dem berühmten Baptisterium gefällt es mir außerordentlich, besonders wenn ich mir statt

unsrer schwarzen und grauen Menschen die alten Florentiner in ihren langen roten Gewändern davor denke. —

Der Raum von Santa Croce ist sehr, sehr groß, das Mittelschiff fast 30 meiner Schritte breit, die ganze Kirche fast 117 m lang. Aber alles mit den einfachsten Mitteln hergestellt; je sieben 6eckige Pfeiler mit schlichten großblättrigen Kapitellen tragen schmucklose, weitgespannte Bogen, aber Gewölbe sind nicht da, sondern ein einfaches Holzdach, dessen Konstruktion und Sparrenwerk sich deutlich zeigt, deckt Haupt- und Seitenschiffe, sowie auch das Querschiff. Nur die Apsis des Chors und die vielen kleinen Nebenkapellen sind gewölbt. Der Fußboden ist von roten Klinkern. So schufen sich die Brüder des heiligen Franz ihrer Ordensregel gemäß ihr Gotteshaus, welches aber gerade in dieser absichtlich schlichten, nur fürs Bedürfnis eingerichteten Grundgestalt von sonderbar ergreifender Wirkung ist. Aber kahl sollte es darum doch nicht sein, denn fast alle Glasfenster sind gemalt — und wie! — und die schlichten Wände der Kirche und besonders der Kapellen überzog die Giottosche Schule mit dem reichsten Freskenschmuck, den man sich denken kann und von dem immer mehr und mehr wieder zutage gefördert wird.



Karl Blechen.

Die interessanteste Kapelle ist die zunächst dem Chor, in der er die Geschichte des heiligen Franziskus gemalt hat. Auf dem Altar steht ein sehr altes, vom Alter gebräuntes Bild des Heiligen, auf Goldgrund, welches als Porträt galt. Das ist's nun freilich kaum, aber es macht einen sehr ehrfurchteinflößenden Eindruck. Giottos Fresken sind alle sehr hell im Ton und bisweilen von einer Farbenschönheit, die alle Erwartungen weit übersteigt. Mit den reizendsten mosaikartigen Umrahmungen (von denen ich die besten kopiert habe) läßt er gern den schönsten blauen Himmel und eine lichte, gelbliche oder rosige Architektur in eine prachtvolle Harmonie zusammenfließen, zu der dann die blassen Mönche in hellgrauen und braunen Kutten häufig vor schmutziggrünen oder fahlroten Zimmerwänden einen wirksamen Kontrast bilden. Die dramatische Klarheit der Komposition kann oft gar nicht übertroffen werden.

Außer diesen frühen Fresken ist nämlich noch viel andres Sehenswertes da, welches freilich den ursprünglichen Charakter der Kirche beeinträchtigt hat. Vasari war der Sünder, der in den Seitenschiffen großmächtige Renaissancealtäre errichtete, mit Ölbildern seiner Freunde versah (meist Kreuzabnahmen und darunter ganz Tüchtiges) und zwischen jedem Altar Platz für gewaltige Grabmäler schuf, so daß Santa Croce jetzt gewissermaßen der Campo Santo der großen Florentiner ist. Das beste ist wohl das nach Vasaris Entwurf von verschiedenen Bildhauern ausgeführte Grab Michelangelos; ihm gegenüber, schon fast zopfig, Galileis; nicht weit davon Macchiavells; tanto nomini non par est elogium, dann der moderne große Dichter Alfieri (von Canova); Dante, dessen eigentliches Grab jedoch in Ravenna ist, habe ich schon erwähnt; modern ist auch das (sehr bedenkliche) große Grabmal, welches der letzte aus dem altvornehmen Geschlecht der Alberti seinem großen Ahnen Leon Battista Alberti, neben Brunellesco, dem Bahnbrecher der Renaissance, errichten ließ; ganz hübsch das Cherubinis....

31. Januar 1877.

Fertig bin ich mit der Beschreibung von Santa Croce noch immer nicht; wenn auch mit der Kirche selbst, so bleibt doch noch der Kirchturm und Kreuzgang zu erwähnen. — Die Kapelle ist eines der allerfrühesten Werke der Renaissance (von Brunellesco), der dekorative Teil, die farbigglasierten Tonskulpturen von den Robbias. Von derartigem Zusammenarbeiten der beiden großen Meister später ausführlicher. Ich kenne diese Kapelle noch nicht genau genug, um mehr als einen allgemeinen Eindruck von ihr zu haben. Nur von der großen Haupttür und Vorhalle weiß ich, daß sie mit Recht als die schönste Tür der Frührenaissance gilt. Im alten Refektorium sind ebenfalls noch interessante Malereien, darunter ein berühmtes Abendmahl Giottos, aber auch hierüber weiß ich wenig zu sagen. Ich war beide Male, als ich es sah, nicht in Stimmung dafür. Von Pförtnern und dergleichen Leuten herumgeführt zu werden, stört zwar immer den Genuß, aber ganz besonders bei den Arbeiten jener Zeit. Mit denen muß man ganz allein sein.

Der Kirchturm von Santa Croce ist mir der liebste von allen, die ich bis jetzt in Italien gesehen habe. So einfach, kräftig und schlank (in der Photographie legt sich das Querschiff unglücklich davor, so daß es zu kurz erscheint). Meine Wohnung Piazza Cavallegieri war dicht bei Santa Croce, und mein Weg dahin führte an einem großen Garten vorüber, zwischen dessen dunkeln hohen Zypressen, Lorbeeren und Pinien der Turm in lichtem silbrigen Morgenduft oft ganz unbeschreiblich schön herübersah und sich frei und klar in den kalten sonnigen Winterhimmel hob. Bei den meisten

Kirchtürmen hier sieht man deutlich die Glocken hängen, was mir ungemein gefällt. —

.. Doch nun zu Santa Maria Novella. Diese Kirche ist von zwei Dominikanern erbaut, und Michelangelo pflegte sie seine Braut zu nennen.. Auch diese Kirche ist in der T-Form gebaut. Ich liebe das sehr. Dadurch kommt der Hauptaltar, der in unseren Kirchen oft den Blicken der Gemeinde beinahe entrückt ist, mitten ins Gotteshaus zu stehen und es macht sich an Sonntagen beim Hochamt oft wunderschön, wenn bis zu den Stufen des Altars hinan sich die Menge in den verschiedenartigsten Stellungen aufbaut; vorn natürlich immer einige Kinder, auch wohl ein Hund, denn die Anwesenheit von Tieren in der Kirche hält man hier durchaus nicht wie bei uns für unpassend oder gar profanierend. Im Dom sind z. B. beständig zwei schöne große Kater anwesend, die sich wie die eigentlichen Hauseigentümer zu benehmen pflegen und wesentlich zur Behaglichkeit beitragen. Neulich war großer Hokuspokus, der Erzbischof — ein ekelhaftes Gesicht — in vollem Ornat vor Langeweile gähnend, und eine große Schar von gleichgültigen Priestern und halbgleichgültigem neugierigem Volk hinterher — da saß ich in einer Ecke auf einer Bank, betrachtete die Sache von weitem, streichelte meinen schnurrenden Kater und dachte, er wäre doch außer mir der allervernünftigste in der ganzen Gesellschaft! Sollte sich nicht die Einrichtung von Kirchenkatern auch für Hamburg empfehlen? S. Nicolai z. B. würde gleich zehn Prozent wohnlicher werden..

Dann ist noch eine Kapelle Strozzi von Filippino Lippi ausgemalt und dazu ein Glasfenster nach seiner Zeichnung, welches Burckhardt mit Recht „wohl das schönste von Florenz" nennt, und hinter dem Hochaltar endlich der ganze Chor ausgemalt von Domenico Ghirlandajo, dem Lehrer Michelangelos, dessen Lehrlingsanteil an der Arbeit noch heute gezeigt wird.

.. Das ist so schön hier in Florenz, daß viele der alten Geschlechter noch heute existieren und ihre Paläste bewohnen. Und nirgends überkommt einen das ehrfürchtig-wohltätige Gefühl dieses engen Zusammenhanges mit der Vergangenheit stärker als im Palazzo Strozzi. Wie viele andere Geschlechter sind in den 400 Jahren zugrunde gegangen! oder hinaufgegangen und haben Trone mächtiger Reiche gewonnen! Aber selbst das imponiert kaum so wie eine Familie, die heute nicht mehr ist als damals, aber doch noch dasselbe, an deren Felsenhaus im Herzen der Stadt keine Veränderungen zu sehen sind! —

Gottfried Keller

geboren 19. Juli 1819, gestorben 16. Juli 1890 in Zürich.
In seiner Jugend Maler, später Schriftsteller.

An Johann Müller in Frauenfeld.

Zürich, den 29. Juni 1837.

Soeben erhalte ich Deinen Brief*). Eh' ich aber anfange, muß ich mich entschuldigen, daß die versprochene Skizze**) nicht in dem meinigen kömmt, denn es war mir bei Gott unmöglich, sie zu machen, indem ich immer nach der Natur oder nach Herrn Meiers***) Studien schaffe, so gut es gehen will, und wenn ich nichts tue, so bin ich immer so zerstreut und verrückt, daß ich nichts zuwege bringe. Doch will ich Dir sagen, wie ich sie machen wollte; ich wollte nämlich eine Bande aus dem 13. Säkulum darstellen, alles halbnackte Kerls, fürchterliche Larven, welche einen Räuber aus ihrer Mitte auf eine gräßliche Weise an einen Baum binden, um ihn zu verlassen und den wilden Bestien preis zu geben.

Dein Brief ist schön;.. Du fühlst ganz das Anziehende einer sanften Melancholie; Du fühlst es mit mir; ich aber möchte sie, so wie ich sie in mir finde, lieber ein eigensinniges wildes Leiden nennen, als ein sanftes süßes; so wie ich überhaupt den Ausdruck „süß" nicht wohl leiden mag. Was die Einsamkeit betrifft, so kann ich nicht begreifen, wie gewisse Leute Anspruch auf Geistesbildung oder auf Seelengröße und Charakter machen wollen, und doch nicht das mindeste Gefühl für das Alleinsein haben. Denn die Einsamkeit verbunden mit dem ruhigen Anschaun der Natur, mit einem klaren heiteren Bewußtsein seines Glaubens über Schöpfung und Schöpfer, und verbunden mit einigen Widerwärtigkeiten von außen, ist, behaupt' es, die einzig wahre Schule für einen Geist von edlen Anlagen; und wer nicht seine schönsten Träume in der Einsamkeit träumt, wer nicht soweit gekommen ist, daß er jede menschliche Gesellschaft, alle Zerstreuungen und allen Umgang der faden Welt, ja sogar den Umgang mit großen Seelen und wirklich guten Gemütern entbehren kann, wer sich nicht selbst genug, wer nicht die erste und beste Unterhaltung in sich selbst, in der Tiefe seines eigenen Ichs findet, der schiebe seine

---

*) Der Brief Müllers vom 20. Juni 1837 beginnt mit den J. G. Zimmermanns „Über die Einsamkeit" entnommenen Worten: „Labsal ist nirgends als in der Einsamkeit für ein Herz das noch nicht weiß, wo sich anschlingen, wie sich mitteilen und sich durch die Scheidewand des Schicksals weggerissen sieht von dem Herzen, das ihm so mild entgegengekommen und es aus der Ferne auch noch so mild begleitet" usw.

**) Müller hatte ihm als Gegenstand, den sie beide darstellen wollten, „die glückliche Heimkehr der Räuber" vorgeschlagen.

***) Rudolf Meyer war Kellers Lehrer.

Ansprüche auf Geistesgröße bescheidentlich in die Tasche zu den übrigen Brotkrumen und Bettelmünzen, die dort befindlich sind und schleiche sich fort aus dem Angesichte der heiligen Natur, der er doch nicht angehört. O wie oft habe ich mich nicht schon getäuscht, wenn ich einen gehaltvollen, der Einsamkeit getrauten, sich selbst kennenden Kopf gefunden zu haben glaubte, und nur einen Getümmel suchenden Strohkopf entdeckte, in den sich ein paar feurige Augen verirrt hatten. Ich fordere keinen scharf umfassenden Geist, keine berechnende, weitausschauende, entschlossene Kraft von einer großen Seele; es sind schöne Gaben, aber sie kann ohne dieselben bestehen. Hingegen fordre ich vom wahren Menschen jene hohe, große, majestätische Einfalt, mit der er den Schöpfer und seine Schöpfung, sich selbst, erforscht, anbetet, liebt. Ich fordere von ihm das Talent, sich in jedem Bach, an der kleinsten Quelle wie am gestirnten Himmel unterhalten zu können, nicht gerade um des Baches, der Quelle und des Himmels, sondern um des Gefühls der Unendlichkeit und der Größe willen, das sich daran knüpft. Ich fordere von ihm die Gabe, aus jeder Wolke einen Traum ziehen und der sinkenden Sonne, wenn sie ihr Feuer über den See wirft, einen Heldengedanken entlocken zu können; aber der kleinliche, spekulierende, kratzende, spottende, schikanierende, schmutzige Zeitgeist sei ferne von ihm, der keinen Menschen in Ruhe lassen und keines Menschen Würde erkennen kann; und ferne sei von ihm die Naseweisheit und die Frechheit des Jahrhunderts! Er sei edel und einfach, aber einfach mit Geschmack, aus Achtung seiner selbst und nicht um andern zu gefallen! Den, der seinen Körper mit Absicht in einen schmutzigen Kittel steckt, verlache ich, und den, der sein Äußeres ekelhaft vernachlässigt, bemitleide ich; denn, wenn der das Gefühl der Schönheit für sich selbst nicht hat, so hat er's auch nicht für die Natur, und wenn er es für die Natur nicht hat, so hat er einen Riß in seinem Herzen, der ihn zum kleinen Menschen macht, ja sogar unter das Tier setzt, und wenn er sonst noch so gescheit wäre. Aber verstehe mich wohl, lieber Müller, ich mache einen großen Unterschied zwischen dem, der die Natur nur um ihrer Formen, und dem, der sie um ihrer inneren Harmonie willen anbetet, und wahrhaftig der unschuldige Schwärmer ist mir lieber, der die Sonne um ihrer selbst willen bewundert, als der größte Dichter, der nur ihre Wirkung besingt, oder der feurigste Maler, der nur ihren Effekt vergöttert. Der Mensch, der der Natur und sich selbst angehört, bewahre in seiner Brust ein göttliches Gefühl von natürlichem Rechte, und auf der hellen hohen Stirn throne das hehre Bewußtsein der Freiheit!..

Um auf Deinen Brief zurückzukommen, so finde ich einen Satz in demselben, worin Du eben kein großes Zutrauen auf mich setzest.... O glaube mir, an großen schwärmerischen Absichten hat es mir nie gefehlt, und das ist nicht mein Nutzen; denn je weiter ich aushole, desto weniger vorwärts komme ich, und während ich Pläne aus-

werfe, schaffe ich nichts. Stolz habe ich nur zuviel, mehr als ich verantworten kann, und aus Welt und Menschen machte ich mir schon nichts mehr, als ich noch ein achtjähriges Teufelchen war. Sagte mir doch der Rektor der Industrieschule einst, als ich aus derselben weggejagt wurde: „Gib acht, Keller, Du wirst gewiß noch einen Stein finden, der Dir eine Beule in Dein eisernes Gesicht drückt". Du darfst also getrost nach Zürich kommen, ich werde Dir für jede schwärmerische Tollheit zwei andere ins Gesicht werfen, und wir werden eins phantasieren, daß die Eichen ihre tausendjährigen Wipfel schütteln, unter denen wir wandeln. Doch Scherz beiseite, ich habe Dir noch was zu sagen.

Du schreibst: Mit den Tränen, die ich hier geweint habe, könnte man ein paar Sommerhosen waschen. Schämst Du Dich denn nicht ins innerste Mark hinein, das zu sagen! fi! weinen — weinen! fi donc! Einer, der ein Mann werden will, der das Menschengeschlecht verachtet, spricht von weinen! Wenn das zehnte Jahr vorbei ist, so sollte der Mann sein ganzes Leben hindurch nicht mehr soviel Wasser vergießen, daß eine Fliege darin ersaufen könnte, weder aus Ärger noch aus Gefühl u. s. w. Nicht, daß das Auge eines Helden sich nicht netzen dürfe, aber das sind seltene Fälle und köstliche Augenblicke. Wenn unaussprechlicher Gram um ein verlorenes Seelengut, wenn bitterer Ärger über der Menschen Verworfenheit, erfahrener Undank, die Qual, seine hochfliegenden herrlichen Pläne nicht erfüllen zu können, seine glühende Gedankenfülle erdrücken und verschlucken müssen, wenn noch hundert andere Feinde vereint auf des Mannes oder des Jünglings Brust einstürmen: dann kann eine schwere Träne den Weg zum Lichte finden. Wie pocht's dann mit lauten Schlägen an die Rippen, wie preßt's das Herz! Ein Zentner liegt auf ihm. Wie brennt's und kocht's und sprudelt und siedet es in der hohen, doch so beklemmten Brust, daß die Flammen hoch aufschlagen und die Hülle zu sprengen drohen! Starr wie ein Fels steht der Mann, aber das innere Feuer zehrt an ihm. Heiß wallt's hinauf, höher und höher aus dem zerknirschten Herzen, heiß wird die Wange, rot die hohe Stirn, und heiß dringt eine feuchte volle Zähr' ins finstere Auge. Betroffen will er sie zerdrücken, aber sie fließt schon hell die Wange hinunter. Verstohlen, wie wenn ein Mädchen den ersten Kuß verlor, wischt er sich das Aug'; aber mit der Träne ist aller Jammer ausgezogen. Leicht und flüchtig atmet er, mild glimmt's noch im ausgebrannten Busen; eine düstere und doch weiche Melancholie haust noch in der verlassenen Brust und gibt dem Dulder den schönen großen Blick, der den Schurken zu Boden drückt. Solch eine Träne ist göttlich und der Moment unschätzbar zu nennen, aber der Name w e i n e n bleibe fern von ihr! Denn nur das Weib darf weinen, oder der Tor, oder der Bösewicht. Ich bitte Dich also, Dir das Weinen abzugewöhnen, sonst ersaufen Deine edlen Gedanken in der trüben Flut.

...Verzeih, daß ich Dir ein wenig mein Herz geleert habe! Ich paßte schon lange auf eine Gelegenheit*).

An denselben.

Zürich, den 20. Juli 1839.

Mein Freund! — — — Gestern bin ich unter einem schrecklichen Donnerwetter in mein einundzwanzigstes Jahr eingezogen. Nun bin ich volle zwanzig Jahr alt und kann noch nichts und stehe immer auf dem alten Fleck und sehe keinen Ausweg, fortzukommen, und muß mich da in Zürich herumtreiben, während andere in diesem Alter schon ihre Laufbahn begonnen haben. Meinen gestrigen Geburtstag habe ich auf eigne Weise gefeiert. Ich saß eben trüb und verstimmt in meiner Kammer und übersah mein bisheriges regelloses und oft schlecht angewendetes Leben, welches wie ein verdorrter und abgehauener Baumstrunk hinter mir im Dreck lag, und guckte neugierig in meine Zukunft, welche wie ein unfruchtbarer Holzapfelbaum ebenfalls vor mir im Dreck stund und mir durchaus keine erfreulichen Aspekten gewähren wollte. Also in meiner Kammer saß ich und hegte grämliche Gedanken. Da dacht' ich: was frommt dir das Grübeln und Murren? Du mußt hinaus und Deinen Jahrestag feiern mit Glanz und Freude.

Und auf sprang ich und nahm Mütze und Stock; wie ich aber in meine Tasche griff und ich da unter Feuersteinen und abgerissenen Knöpfen bloß einen rostigen Batzen vorfand, da verschwamm aller Glanz und Schimmer wieder in einen nichtigen stinkenden Rauch, und ich sank ganz mechanisch und langsam wiederum in meinen Sorgenstuhl zurück. Da wäre es mir bald weinerlich im Herzen geworden; von allen meinen Bekannten hatte sich heut kein einziger sehen lassen; denn wo kein Geld ist, da gibts auch keine Freunde, das ist ein alter Satz, und ich mußte also meinen Geburtstag mit durstiger Kehle und niedergeschlagenem Herzen in meinem Kämmerlein versitzen.

So klebte ich auf meinem Sessel und schnitt jämmerliche Gesichter gegen meine Staffelei, auf welcher die große Linde im Schützenplatz angefangen stand, als der Föhn einige Wolken über die Sonne jagte und ein Gewitter verkündigte. Plötzlich stach ein wunderlicher Gedanke durch meinen Kopf, und ich sprang zum zweiten Mal auf, die Treppe hinunter und hinaus über die Sihlbrücke und hielt nicht an, als bis ich oben auf der Spitze des Ütliberges stand. Dort setzte ich mich unter den großen Felsen am „Leiterli", stopfte etwas ruhiger meine Pfeife und fing mit langen majestätischen Zügen an zu rauchen, daß ich hinter dem Dampfe die Ferne nicht mehr sah. Unterdessen hatte sich der Himmel ganz mit Gewölke überzogen; nur gegen die Alpen hin war es noch offen, obgleich dunkel. Bald begannen die Blitze sich zu kreuzen, und der Donner stimmte seine untersten Baßseiten an zum bevorstehenden Konzerte. Ich merkte schon,

*) Darunter als Federzeichnung ein Herz, aus dem Worte auf einen Briefbogen fallen.

daß ich nicht vergebens da hinauf gerannt sei, und freute mich inniglich auf das Schauspiel, das sich jetzt wirklich mit aller Pracht vor mir eröffnete. Rings um mich her breitete sich die weite Ferne aus, vom Gewitter verdunkelt, und nun denke Dir den göttlichen Anblick, wenn der rote Blitz auf einmal die ganze finstre Landschaft erleuchtete, sodaß man einen Augenblick lang tief in die glühenden Schneeberge und Gletscher hinein sah und nördlich durchs ganze Limmathal hinunter und ins Rheinthal hinüber alle die Kirchlein und Dörflein glänzend im rötlichen Lichte, bis wieder plötzliche Finsternis alles bedeckte; und dann im Vordergrund die krachenden Eichen und Fichten und die schwarzen Nagelfluhmassen unter denen ich saß. Ich sage Dir, es war ein himmlischer Anblick, und ich hätte mir diese Stunde um 100 Maß Bier nicht abkaufen lassen.

Das Gewitter ging vorüber; die Sonne stach blutrot noch einmal durch Wolken hervor und sank dann hinunter, und ich humpelte ebenfalls wieder zufrieden und glücklicher, als ich gehofft hatte, den Berg hinunter. So habe ich diesen Tag gefeiert und mache Dir die Beschreibung davon, auf die Gefahr hin, daß Du mich als ein Kamel auslachst.



Ludwig Richter.

München, den 18. Mai 1840.

Liebe Mutter! Endlich bin ich angekommen in dem gelobten Lande. Nachdem ich den Paß erhalten hatte, führte mich Müller in einer Chaise nach Konstanz, wo ich aber wegen neuer Unannehmlichkeiten mit dem Gepäck vier Tage warten mußte. Sonntags vor acht Tagen fuhren wir endlich, Steffen und ich, mit dem Dampfschiff nach Lindau oder wollten vielmehr nur; denn in Rorschach zerbrach die Maschine, und wir mußten dort wieder übernachten. Indessen lud uns ein katholischer Kaplan zum Essen ein.

Von Lindau aus fuhren wir mit einer Retourkutsche für neun Gulden bis nach München, mußten aber mehr übernachten als mit der Post, sodaß es am Ende beinahe gleich herauskam; nur daß ich für die Effekten nichts zahlen mußte. So bin ich denn hier angekommen und, nachdem ich drei Tage im Gasthof logierte, im nämlichen Zimmer, welches Müller bewohnte, einquartiert. Es ist mitten in der Stadt und ganz bequem mit Sofa, gutem Bett, Kommode und zwei Tischen, die Stühle sind gepolstert; dennoch kostet es nur vier Gulden Zürichgeld, wobei mir noch die Stiefel und Kleider geputzt werden.....

Ich befinde mich sehr wohl hier. Man kann über die Straße gehen, ohne daß man von allen Seiten begafft oder für stolz ausgeschrieen wird. Kein Mensch achtet auf den andern; alles geht bunt durcheinander. Kommt man aber mit den Leuten in Berührung, so sind sie höflich und gefällig. Nur die Weibsbilder von der bürgerlichen Klasse sind ungemein roh. Sie fluchen und schimpfen wie bei uns die Stallknechte und sitzen alle Abend in der Kneipe und saufen Bier. Sogar die nobelsten Damen gehen ins Kaffeehaus und trinken da — nicht Kaffee, sondern so zum Spaß ein Maß Bier bis zwei — — —

Die Reise und alle Ausgaben (ich mußte Staffelei, Leinwand, Farben u. s. f. kaufen) haben mich mehr gekostet als ich glaubte, z. B. mußte ich für die Aufenthaltskarte einen halben Gulden bezahlen, einen Gulden ins Krankenhaus für ein halbes Jahr, und so noch vieles. Die Reisenden werden fürchterlich ausgesogen allenthalben. Jetzt habe ich mich aber eingerichtet und werde von nun an hausen.

Ich nehme gar nichts zu mir bis zum Mittagessen, obgleich ich im Anfang manchmal noch Hunger bekomme. Dann geh' ich ins Speishaus und bekomme für sieben Kreuzer (etwa $4^1/_2$ Schilling) Suppe, Fleisch und Gemüse, nach Verlangen zugerichtet; mit Bier kostet es 10 Kreuzer. Manchmal esse ich zu Nacht und manchmal nicht. Ich bin schon mit vielen Künstlern bekannt geworden und habe gesehen, daß selbst die mittelmäßigen sich gut durchbringen. — —

Ich grüße Regula tausendmal und verbleibe Eurer Sohn und Bruder

Gottfried Keller.

München, den 19. Oktober 1840.

Liebe Mutter! Daß Ihr zu Hause mich für fähig gehalten habt, eine Krankheit zu erlügen, um Geld zu erhalten, war mir eben keine große Erquickung, da ich eben damals, als ich den Brief erhielt, kaum noch auf den Beinen stehen konnte*). Ich lag vier ganze Wochen im Bett und bekam nichts als Fleischbrühe und Wasser zu saufen, sodaß Dein Traum ziemlich erfüllt war**); denn ich war so abgemagert und schwach, als ich wieder ausgehen konnte, daß ich vor mir selbst erschrak, als ich in den Spiegel schaute. Doch werde ich in Zukunft nichts mehr von dergleichen Sachen schreiben, es mag mir gehen wie es will, da man zu allem Elend noch glaubt, ich lüge.

Was das viele Geldbrauchen betrifft, so weiß ich am besten für was ich es ausgebe; auf jeden Fall nichts für Lumpen. Auch gehe ich nicht mit Lumpen, sondern einzig und allein mit Hegi von Zürich, welcher mein bester Freund hier ist, und wir sitzen meistens ganz allein bei einander.

Du wirst Dich wahrscheinlich wundern, daß die letzten vier Louisd'or bereits wieder gebraucht sind, wenn Du nicht bedenkst, daß ich dem Doktor 16 Gulden, dem Apotheker 8 Gulden, der Magd, welche alle Nächte bei mir gewacht und mich sonst gut verpflegt hat, einen Thaler, und obendrein den Mietzins bezahlen mußte. Dazu mußte ich, als ich wieder essen und ausgehen durfte, feinere und kräftigere Speisen nehmen und eine Zeit lang Rheinwein trinken, um wieder zu Kräften zu kommen. Auch schaffte ich mir ein Flanellleibchen, Unterhosen und Überschuhe an, weil das Wetter hier immer naß und kalt ist und ich mich vorzüglich auf den Winter warm halten muß. Du wirst mir vielleicht indessen auch wieder nicht glauben, daß der Doktor an meinem Aufkommen gezweifelt hat. Du wirst aus allem also einsehen, daß ich das übrige Geld noch brauche; weil ich wenigstens zwei Monat Zeit haben muß, um etwas zu machen, das ich verkaufen kann. Nachher tragt keine Sorge mehr für mich.

Was Deine Meinung im vorletzten Briefe betrifft, daß ich nämlich wieder nach Haus kommen sollte, so traust Du mir da nicht viel Charakter zu. Die Leute würden ein schönes Gelächter haben. Ich habe einmal meine Bahn angetreten und werde sie

---

*) Die Mutter an Gottfried 28. September: „Der Herr Onkel verwundert sich, daß Du soviel Geld brauchst und zweifelte halb an Deiner Krankheit. Vielleicht, dachte er, seiest Du etwa in Schulden geraten und dafür eine Krankheit angegeben. Weil Du bei Hause wenig Geld eigenhändig hattest, könntest Du nicht Herr und Meister darüber sein."

**) Sie schreibt an Gottfried, 12. September:

„Nicht vergebens war mir so schwer und immer angst für Dich. ... Hüte Dich nur, nicht auszugehen, bis Du ganz fest und außer Gefahr bist; sonst könnte es Dich wieder umwerfen und dann noch schlimmer kommen, oder es könnte in eine Schwindsucht ausarten; dann wäre es geschehen um Dich! Gott behüte mich vor diesem schmerzlichen Schicksal! Der Gedanke wird mir täglich neu; wärest Du doch bei Hause geblieben und etwas anderes gewählt!"

auch vollenden, und müßte ich Katzen fressen in München. Wir müssen nächstens Holz kaufen, denn es ist abscheulich kalt; und was mich betrifft, so muß ich den ganzen Tag essen, so ausgehungert bin ich durch die Krankheit worden. Grüße Alle!

Dein Sohn Gottfried Keller.

München, 13. August 1841.

— — Nun komme ich zum zweiten Abschnitt, welcher von mir handeln soll, und wozu Du wahrscheinlich den Mund ein wenig verziehen wirst. Du fragst mich, wie es mir ergehe? Würde ich persönlich vor Dir stehen, so würde ich die Achseln zucken und ein weinerliches Gesicht schneiden; so aber kann ich Dir nur melden, daß es nicht so geht, wie ich es geglaubt habe, und daß ich mich darin getäuscht habe, daß ich glaubte, ich könne schon genug, um mich durchzubringen, d. h. als Künstler. Nun aber mußte ich zu meiner Demütigung erfahren, daß mir noch gar manches abgeht, und daß ich durchaus noch kein rechter Künstler bin. Ich weiß freilich alle Hauptsachen und habe auch Ideen und Auffassungskraft, habe hier vieles gelernt; aber es fehlt mir noch immer an Übung und derjenigen Vollkommenheit, die notwendig ist, um ein gutes Bild, das von Kennern gekauft wird, zu malen.

Ich habe schon früher geschrieben, daß hier jeder, der etwas Tüchtiges leistet, sein gutes Auskommen findet. Nun haben meine Sachen von den älteren Künstlern und Kennern wohl Beifall; allein sie sind noch nicht vollendet genug. Denn die großen Herren wollen nicht nur Bilder haben, die viel Talent verraten, sondern auch wohlstudierte Bilder. Zu diesem fehlt mir jetzt eben noch so zu sagen die letzte Feile, oder die letzte Übung. Ich sollte noch eine Zeit lang ungestört die Fehler zu entdecken und zu verbessern suchen, ohne von außen gestört zu werden.

Wie ich jetzt bin, so muß ich mir halt eben immer so knapp durchhelfen. Manchmal habe ich etwas, manchmal nichts und muß mich oft mit meinen Kameraden behelfen. Indessen geht die Zeit dahin, bei dem was ich machen muß, lerne ich nichts. Die Kleider sind auch wieder kapores, und ich muß mir wieder Rock und Hosen machen lassen; denn so schäbig an der Sonne herumzusteigen, ist mir einmal nicht möglich. Und dann vollends die Aussichten! Auf diese Art muß ich immer am gleichen Fleck kleben und sehe nicht ein, wie ich mich ohne ein besonderes Glück höher schwingen kann. Auch ist mir diese Lage ganz unerträglich. Denn immer nur mit Wenigem hausen müssen, jeden Kreuzer zusammenstecken, damit man am Ende des Monats den Zins geben kann, ist mir durchaus nicht gegeben. Es sollte zwar nicht sein, ich weiß es wohl; aber es ist mir einmal pur unmöglich, so ängstlich leben zu müssen. Wenn ich etwas Bestimmtes und Ordentliches zu verbrauchen habe, so kann ich mich recht gut einteilen,

aber unter solchen Lumpenumständen kommt man zu nichts. Wenn ich mir nur Zeit lassen könnte, etwas recht gründlich durchzuarbeiten, so könnte ich mich schon bald herausschwingen, aber eben das ist das Pech, daß ich alles nur flüchtig und schnell machen muß, um wieder Geld zu bekommen. Jetzt ist schon der zweite Sommer, wo ich keinen Strich nach der Natur machen kann, und das gereicht mir zum größten Nachteil. Ich könnte wohl vielleicht kolorieren oder so etwas treiben, allein das werde ich nie und nimmermehr tun; lieber der Kunst ganz entsagen; denn nichts hasse ich so sehr wie das.

Indessen habe ich einen Ausweg erdacht, den ich Dir zu reiflicher Erwägung vorlege. Vor allem muß ich Dich bitten nicht etwa zu glauben, ich mache mit dem alten Leichtsinn noch leere Pläne und Entwürfe; denn ich habe in den fünf Vierteljahren, die ich nun hier bin, so allerlei an mir und andern erfahren, daß ich anfange das Wahre vom Falschen zu unterscheiden. Wenn ich also nur noch ein Jahr sorgenlos wäre und alles Mögliche anwenden könnte, mir das anzueignen, was mir noch fehlt, so könnte ich getrost der Zukunft entgegensehen. Nun wage ich ganz bescheidentlich an meine Mutter noch die Frage, ob sie sich entschließen könnte, zu diesem Zwecke eine Summe aufzunehmen. — Ich will Dir alles sagen, was Du hierauf antworten wirst, und hernach meine Gegengründe aufzählen. Zuerst wirst Du sagen, daß ich schon öfters gesagt habe, daß dies das letzte Opfer sei, das man mir bringen müsse, und ich wolle nun schon fortkommen, aber jedesmal sei es wieder nichts, indem ich immer noch mehr Geld wolle; ebenso könne es auch dieses Mal sein, und wenn man mich noch ein Jahr lang unterstütze, so sei am Ende des Jahres vielleicht wieder die gleiche Geschichte. Auf das muß ich nun antworten, daß ich früher mich freilich immer geirrt habe aus Mangel an Erfahrung, daß ich aber jetzt die Umstände in und außer mir so gut erkenne, daß ich unmöglich falsch rechnen kann. Und sollte dies dennoch geschehen, so würde ich dann auf der Stelle die Kunst verlassen und ein bürgerliches solides Auskommen suchen, was mir bei einigen Fähigkeiten, die man mir sonst zu solchen Sachen zugeschrieben hat, vielleicht besser gelingen würde.

... Ferner will ich nichts, bis ich durch einige Arbeiten Euch die Wahl erleichtern kann. Daher habe ich schon eine große Komposition in Ölfarben skizziert und werde noch eine machen; in vier bis fünf Wochen werde ich beide auf Zürich schicken, und wenn es möglich, ausstellen lassen. Nach diesen könnt Ihr dann beurteilen, ob ich noch einen weitern Schritt wert bin oder nicht.

Verzeih' mir, liebe Mutter, daß ich Dich mit diesem unangenehmen Brief beunruhigen muß; aber mach Dir nicht zu große Sorgen darüber, sondern denke, daß mein Schicksal so gut in Gottes Hand steht, als das jedes andern Menschen!

Dein Sohn G. Keller.

München, den 10. Juni 1842.

Liebe Mutter! Am 11. Mai habe ich mein Bild, welches ich für die Zürcher Ausstellung bestimmt habe, der Fuhre übergeben. Der Fuhrmann sagte mir, daß es in 12 oder 13 Tagen nach Zürich kommen werde; ich glaubte also, das Bild sei schon längst dort, und wunderte mich, daß ich noch keine Nachricht von niemanden darüber erhielt. Heute bekommen Hegi und ich einen Brief von einem Freunde, namens Tschudi, welcher in Zürich studiert und mir schreibt, daß er mein Bild vergebens auf der Ausstellung gesucht habe, und daß es gar nicht dort sei. Ich weiß also gar nicht, ob es nicht angekommen oder auf der Reise stecken geblieben sei, oder was sonst damit passiert ist. Ich bin daher sehr besorgt, indem ich nicht nur die Arbeit von zwei Monaten, sondern auch ein Rahmen, der mich 22 Gulden kostet, damit verloren ginge, wenn es zum Tiufel wäre. Auf jeden Fall ist es mein Nachteil; denn wenn es auch endlich noch ankommt, so wird es zu spät zum Verkaufe sein. Es würde mit den andern Sachen nach Bern kommen, wo mich niemand kennt und wahrscheinlich niemand empfehlen könnte. Sei so gut und schreibe mir doch sogleich, ob es noch nicht da ist, wenn mein Brief ankommt, und frage bei der Künstlergesellschaft nach! Denn es ist auch in dieser Hinsicht ärgerlich, weil die Herren meinen könnten, ich wolle sie zum besten haben, wenn ich schreibe, daß ich etwas schicken wolle, sie es in den Katalog setzen und dann nichts kommt. Meine Schuld ist es nicht. — . .

Ich grüße Euch alle tausendmal. Dein treuer Sohn G. Keller.

Die Mutter antwortete ihm unverzüglich: Zürich, 11. Juni 1842.

Lieber Sohn! Heute habe ich Dein Brief erhalten, und damit Du nicht länger in Besorgnis sein mußt, berichte Dich sogleich, daß Dein Bild seit heute acht Tag ausgestellt ist. Statt dreizehn Tag war es achtzehn auf der Reise. Den 28. Mai ist es hier angekommen und blieb in einem Zimmer, wo die angekommenen Bilder alle ausgepackt wurden, liegen bis den 4. Juni. Alle, die Dich kennen, waren begierig, dieses Stück zu sehen, weil Dein Name im Katalog, das Bild mit der Nr. 104 bezeichnet war. Allein über drei Wochen fand sich diese Nummer nirgends. Ich selbst war ärgerlich über Dich und dachte, was wohl die Herren von Dir denken werden. .

Ich wagte noch ein Schritt und ging mit Zittern zu Herrn Bürgermeister Heß, welcher bei der Auswahl ist.*)

. . . Gestern ging ich auf die Ausstellung mit Regula und noch mehreren Bekannten, weil bloß die Freitage in der Woche frei sind. Dein Bild befindet sich an einem schönen Platze im zweiten Zimmer**) (es sind fünf Zimmer voll Gemälde).

*) Präsident des Kunstvereins. **) Im Katalog der Schweizer Kunstausstellung von 1842 ist G. Kellers Bild (Nr. 104) als „Landschaftliche Komposition" bezeichnet.

Ferdinand Waldmüller

geboren 15. Januar 1793 in Wien, gestorben daselbst 23. August 1865.

Er war Professor an der Wiener Akademie; wurde 1846 pensioniert, weil er in einer Broschüre den Unwert des akademischen Kunstunterrichts darlegte und ganz auf das Naturstudium verwies.

Hochlöbliche k. k. Steuer-Administration!

Ich habe zwar am 13. März d. J. mich zur Entrichtung einer Erwerbssteuer von 5 fl. C. M., und in Raten zahlbar bereit erklärt. Ich hatte damals noch Aussichten einige meiner in das Ausland versendeten Gemälde verkauft zu sehen, allein diese Hoffnung ist leider vereitelt worden. Zwar haben meine Bilder in Erfurt, Hannover, Dresden und Pest die vollste Anerkennung als gute Kunstleistungen gefunden, allein man hat dennoch den Ankauf abgelehnt, und zwar aus dem Grunde, weil man es vorzog, selbst schwächere Werke von einheimischen Künstlern zu aquiriren. So unangenehm nun diese vereitelte Hoffnung mich berührt, so muß ich doch gestehen, daß ich eine solche patriotische Rücksicht nur als gerecht und billig anerkennen muß. Es wäre wohl zu wünschen, daß wir österreich'schen Künstler uns einer gleichen aufmunternden Berücksichtigung im Vaterlande erfreuen könnten, und ein gleichmäßiges Verfahren wie dort gegen fremdländische Kunst einträte.



Ferdinand Waldmüller.

Ich sehe mich daher infolge dieser vereitelten Hoffnung außer Stand gesetzt, die oben erwähnte Steuer zu entrichten.

Ich erlaube mir indessen zu bemerken, daß der vaterländischen Kunst ein schöner Hoffnungsstrahl durch eine neuerliche Verfügung Sr. k. k. apost. Majestät leuchtend geworden ist. Der Monarch hat Allergnädigst für den Dombau in Speyer die namhafte Summe von 50.000 fl. C. M. zu spenden geruht. Dieser Beweis der Geneigtheit Seiner Majestät, die Kunst zu unterstützen, ist wohl geeignet, in uns die Hoffnung zu

wecken, daß auch die vaterländische Kunst sich einer gleich huldvollen Berücksichtigung zu erfreuen haben werde. Sie bedarf derer nur allzusehr, da es gewiß ist, daß sie nur in dem Sonnenscheine solcher Huld zur Blüthe und Reife, und zur Ehre des Vaterlandes selbst heran gedeihen könne.

Sollten sich diese schönen Hoffnungen verwirklichen, und der vaterländischen Kunst diese Ermunterung durch Aufträge von Kunstwerken zu monumentaler Bestimmung in Kirchen, oder öffentlichen Gebäuden, oder zum Privatbesitze Allerhöchster Personen, oder Behörden zu Teil werden, so bin ich gern bereit, als Patriot meinem Wunsch zu entsprechen, von meinem Erwerbe zu den Staatskosten beizutragen, und zwar in der Weise, daß ich mich verpflichte, und eidlich gelobe, von dem Ertrage aller durch die Regierung oder hohe Behörden bei mir bestellten, und angekauften Werke ein Procent abzulassen; da ich mich, ungeachtet ich bereits das 62. Lebensjahr erreicht habe, noch in ungeschwächter geistiger, und körperlicher Rüstigkeit fühle, noch sehr produktiv bin, und eine solche Anerkennung für vaterländische Kunst meine Begeisterung, Neues und Würdiges zu schaffen, zu höchster Potenz steigern würde, so dürfte in dem angegebenen Falle meine Steuerabgabe sich vielleicht jährlich auf 40—60 fl. C. M. erheben können. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen aber, wo eben die vaterländische Kunst fast ganz ignorirt wird, sehe natürlich auch ich mich trotz meiner fortgesetzten Tätigkeit in meinem künstlerischen Erwerbe auf das äußerste beschränkt. Ich schäme mich nicht, dieß offen zu gestehen, denn diese Verhältnisse wirken bedauerlich nicht auf mich allein, und ich habe daher ihr Bekanntgeben nicht zu scheuen. So besitze ich gegenwärtig als Resultat eines unermüdlichen aber unbelohnten Fleißes 34 seit mehreren Jahren von mir vollendete Gemälde, welche ich weder an Privaten, noch an den Kunstverein verkaufen konnte. Der Gehalt in meiner Anstellung als Custos der akademischen Gallerie, 800 fl. ist sehr gering.

Ich habe nie um eine Erhöhung desselben angesucht, und es stets mit der Würde eines wahren Künstlers unvereinbar gehalten, in dieser Beziehung mich um Protektion zu bewerben, und so geschah es denn auch, daß ich bei der Reorganisirung der Akademie, wo die Stellung vieler meiner Kollegen, welche sich weder um den Unterricht, noch um die vaterländische Kunst überhaupt so verdient gemacht haben, wie dieß — ich darf es ohne Anmaßung und Unbescheidenheit sagen — bei mir der Fall gewesen, so berücksichtigt wurde, daß sie Gehalte von 2000 bis 3000 fl. beziehen, völlig ignorirt blieb, so daß die Akademie-Diener jetzt mit der Hälfte jenes Gehaltes (400 fl.) bedacht sind, den ich beziehe. Ich weiß mich übrigens zu bescheiden, und nach diesem beschränkten Einkommen mich einzurichten; Ich verstehe das Opfer zu bringen, mir Entbehrungen aufzuerlegen, und früher gewohnten Bequemlichkeiten und Genüssen zu entsagen, um mich von Schulden frei zu halten, und meiner Stellung als Staatsdiener keine Unehre

zu machen. So habe ich in einer Wohnung von drei Zimmern mich und meine Gattin auf ein einziges Zimmer beschränkt, und vermiete die beiden andern. So habe ich in allen Zweigen meines Hauswesens die äußerste mit dem Anstand vereinbare Beschränkung eintreten lassen, um mit Ehren zu bestehen.

Mein geringes Ersparnis aus günstigeren Zeiten habe ich zur Etablierung eines kleinen Modisten-Geschäftes für meine Gattin verwendet, um ihre Zukunft möglichst zu sichern, um nach meinem Tode dem Staate nicht zur Last zu fallen. Ich habe mich zu dieser genauen Auseinandersetzung meiner ökonomischen Verhältnisse, über deren genaue, strenge Wahrheit jederzeit die vollständigste Überzeugung verlangt werden kann, verpflichtet gehalten, um mein Unvermögen, mich mit einer Erwerbssteuer zu beteiligen, in das Licht zu setzen. Ich darf noch beifügen, daß ich aus wahrhaftem Patriotismus das für mich und meine gegenwärtige Lage wirklich schwere Opfer gebracht, mich mit 100 fl., in monatlichen Raten zahlbar, bei den National-Anleihen zu betheiligen, daß ich mich also recht gerne bereit finden lassen würde, auch im übrigen als ein patriotischer Staatsbürger zu steuern, aber leider stellt sich aus dem oben Angeführten heraus, daß ich in meinen jetzigen Verhältnissen im Allgemeinen, und speziell in Bezug auf die Kunst keinen Erwerb besitze, der mir verstattete, mich auch nur zur geringsten Steuer verstehen zu können.

(1855). Mit Hochachtung Euer Hochlöblichen Steuer-Administration

Ergebenster . .

Herr Redakteur!

Der edle, noch von keinem anderen Journale beantragte Zweck Ihres Blattes, „den Notleidenden wessen Standes oder Religion sie sein mögen, eine Aushilfe von dem Reinertrage zuzuwenden", und das Motto, welches Ihr Blatt an der Stirne trägt, wo es heißt: Ungescheut die Wahrheit zu sagen — bestimmen mich Ihren geehrten Antrag anzunehmen: für Ihr Blatt über bildende Kunst Notizen einzusenden.

Ich werde mich zwar durch derlei Äußerungen für die Öffentlichkeit in gewissen Kreisen noch mißliebiger machen, als ich es ohnedies schon bin, die Zahl meiner Feinde vermehren, aber, da ich seit vielen Jahren, seit ich selbst zur eigentlichen Erkenntniß kam, was in der bildenden Kunst not thut, gewohnt bin, ohne Scheu die Wahrheit zu sagen, so werden und können mich unmöglich derlei Anfeindungen und Kliquenwesen in meinem Vorhaben der vaterländischen Kunst meine volle Thätigkeit in jeder Beziehung zu widmen, hinderlich sein. Der Sieg, welchen die Wahrheit gegen die Lüge erringt, kann wohl verzögert werden durch Machinationen verschiedener Art, niemals aber unterdrückt werden; im Gegentheil er wird nur glorreicher dadurch.

Ich bin auch zu keiner Zeit, auch nicht durch die niedrigsten Intriguen entmutigt worden, die Wahrheit und nichts als die Wahrheit in Sachen der Kunst zu sagen und zu verteidigen. Weder Spott noch Hohn konnte mich vor elf Jahren abhalten, das, was ich durch meine Erfahrungen als Künstler mir eigen gemacht, nämlich die Reform des Unterrichtes in der bildenden Kunst zum Nutzen für die sich der Kunst widmende Jugend, zu veröffentlichen. Vergebens weigerte sich der Zopf, eben weil er Zopf ist, und unredlich noch dazu, egoistisch wie er ist, auch zu träge, etwas neues, besseres anzubahnen, fruchtlos waren seine Bemühungen es zu hintertreiben, durch Intriguen aller



Ferdinand Waldmüller.

Art, er mußte, da die Erfolge meiner Unterrichtsweise Jedermann die Augen öffneten nolens volens daran, auch etwas dem ähnlich zu ergreifen.

Dieser Sieg der Wahrheit war kein geringer Lohn für alles, was ich zu überwinden hatte, es war das Vorurteil und die Intrigue. Ich gehe daher unverwandten Blickes meinem Ziele zu, und das ist: die österreichische Kunst zur Ehre meines Vaterlandes zu fördern, den jungen Talenten, welche Österreich besitzt, und deren Zahl und Tüchtigkeit ist nicht gering, auf das was ihr Not tut aufmerksam zu machen, es können wegen des kleinen Raumes eines Journales zwar nur Andeutungen sein, mit einem Wort, den Samen zu streuen, der einst, und vielleicht bald, herrliche Früchte tragen soll; dieses ist meine Aufgabe, die ich mir aus Liebe zur Kunst und meinem Vaterlande gestellt,

und die ich mit aller Kraft und ohne Menschenfurcht zu erfüllen gedenke. Dies wird die Richtung sein, welche ich, Herr Redakteur, in ihrem Blatte zu verfolgen gedenke.

(1857) Herr Redakteur ergebener F. G. W.

Eure Excellenz!

Durch die Berufung Eurer Excellenz an den erhabenen Posten, welchen Sie gegenwärtig bekleiden, ist ein inniger Wunsch aller Patrioten, aller wahren Freunde des Vaterlandes in Erfüllung gegangen, und neue freudige Hoffnungen für die Wiederbelebung, Erhaltung und Kräftigung der in ihren innersten Tiefen erschütterten Monarchie knüpfen sich an diese neue, für alle Zukunft entscheidende Aera ...

Auf die geschichtliche Tatsache, daß Cultur und Kunst in allen Staaten den Maßstab der Blüte derselben gab, brauche ich Eurer Excellenz gegenüber wohl nicht erst hinzuweisen. Ich würde mich also der Verletzung einer patriotischen Pflicht schuldig zu machen glauben, wenn ich es unterließe, den Blick Eurer Excellenz auch auf diesen Faktor des Staatenlebens und dessen Recht, in der Neubildung desselben beachtet zu werden, zu leiten.

Seit meiner Jugend der Kunst hingegeben, ihr durch mein ganzes Leben, und noch jetzt am Abend desselben alle meine Kräfte widmend, und in ihrer Ausübung das ganze und einzige Glück meines Lebens findend, konnte mir der traurige Zustand derselben, die Stagnation, in welcher die vaterländische Kunst siechend hinwelkte, nicht entgehen. Als ausübender Künstler und als akademischer Lehrer und Professor, war ich in den Stand gesetzt, tiefe Blicke in die Grundursachen dieses beklagenswerten Zustandes der Kunst zu thun. Diese beiden Grundursachen sind: der gänzlich seelenlose, im bureaukratischen und pedantischen Schulzwang geleitete, dem Geiste der wahren Kunst gänzlich entfremdete akademische Unterricht, und der Mangel eines Mäcenates. Was den ersten Übelstand betrifft, so habe ich es ohne Menschenfurcht schon im Jahre 1845 gewagt, als akademischer Rat meinen Herren Collegen meine Ansichten über die Erbärmlichkeit des akademischen Unterrichtes, und die unerläßliche Notwendigkeit einer Reform desselben auseinander zu setzen. Mein Memoire darüber ward mit vornehmen Lächeln und ironischen Bemerkungen als Phantastereien eines „Naturalisten" ad acta gelegt. Dies hielt mich indessen nicht ab, meine Reformideen im Jahre 1846 in einer Broschüre: „Das Bedürfniß eines zweckmäßigen Unterrichtes in der Malerei und plastischen Kunst" durch den Druck zu veröffentlichen, auch eröffnete (ich) um den praktischen Beweis über die Lebenskraft meiner Theorie zu liefern, meine Meisterschule, und die Arbeiten meiner Schüler überflügelten alle Erwartungen. Ihre Leistungen erregten in einer von mir veranstalteten Ausstellung ungeteilte Bewunderung, und ich darf mir vielleicht schmeicheln, daß es dem Gedächtniß Eurer Excellenz vielleicht nicht ganz entschwunden sei, daß Hochdieselben auch in Gesellschaft des Herrn Ministers des Unter-

richtes Graf Leo Thun und des kenntnißreichen Kunstfreundes Herrn F. M. L. Koudelka diese Ausstellung mit ihrem Besuche beehrten, und sich auf das höchste überrascht und befriedigt darüber aussprachen.

Unterm 20. September 1850 erfolgte ein Vortrag des Herrn Unterrichtsministers an Se. k. k. apost. Majestät, worinnen ausgesprochen ward, daß die Akademie als Kunstbehörde keine Geltung erlangt habe, daß sie als Gesellschaft der Kunst nicht zu einer Stütze geworden, und daß der von ihr erteilte Unterricht der Kunst keinen Aufschwung gegeben, und keine bemerkenswerten Resultate hervorgerufen habe, daß also somit in jeder Beziehung an eine Neuorganisation geschritten werden müsse, was dann auch laut Allerhöchster Entschließung Sr. Majestät unterm 8. Oktober 1850 genehmigt, der Akademie wurde nunmehr dieses Unfähigkeitszeugniß von Amts- und Staatswegen zugestellt, und konnte nicht ad acta gelegt werden, die Akademie mußte sich in das wohlverdiente Schicksal fügen, als Kunstbehörde aufgehoben zu sein, und fortan nur als Kunstschule zu gelten, auch ward das System der Meisterschulen angenommen und eingeführt. Aber wie es in dem verhängnißvollen Dezenium von 1850—1860 mit allen Reformen auf dem Wege des Fortschrittes zu geschehen pflegte, es blieb bei hochtönenden Worten, während der Geist, der sie beleben sollte, durch die mannigfachsten Winkelzüge der Reaktion gefesselt blieb. So geschah es auch mit der sogenannten Reform der Akademie...

Die Freiheit ist das Wesen, die Seele der Kunst. Nur eine von jeglichem Schulzwange, von jeder Pedanterie in Formenwesen, von jeder bureaukratischen Überwachung, von jeder Bevormundung von Staatswegen frei gehaltener Unterricht kann Künstler bilden. In der Akademischen Zwangsjacke verliert die Meisterschule jede Bedeutung. Im Schlendrian verfallene Professoren bilden in solchen dann nur ein Heer von Gesellen, statt daß sie eine Halle sein sollte, wo ein unabhängiger liebevoller Lehrer seine Erfahrungen an freudige Schüler verpflanzt, in denen er hoffnungsvolle Kunstgenossen liebt. Es ist eine geschichtliche Thatsache, daß der Geist der Kunst mit dem Entstehen des akademischen Studiums in Verfall geraten. Wenn sich das überall bewährt hat, so muß dies vorzugsweise bei uns der Fall sein, wo es noch außerdem gänzlich an einem Mäcenat fehlt. Unter solchen Umständen kann aus unseren Akademien nur ein künstlerisches Proletariat hervorgehen, wofür der Staat die Verantwortung zu tragen hat. Der Staat hat wohlmeinend allerdings als seine Pflicht erachtet, für Akademien zu sorgen, und damit dem Gedeihen der Kunst zu dienen. Er hat keine Kosten gescheut, und wie ziffernmäßig nachgewiesen worden, Millionen verausgabt, ohne daß dadurch der Kunst irgend eine Förderung verliehen worden wäre.

Da es sich nun herausgestellt hat, daß der Zweck dieser Auslagen nicht erreicht worden, so ist auch nicht der geringste Grund vorhanden, noch länger beizubehalten,

was als durchaus unnütz erkannt ist. Also keinen akademischen Unterricht mehr. Der Staat hebe die Akademien auf und gebe den Kunstunterricht völlig frei. Es möge sich derselbe entwickeln wie er kann, unabhängig von jeglicher Einwirkung von Seite des Staates. Ein anderes ist es mit dem Unterricht der Wissenschaften, hier mag, versteht sich auch im Geiste der Aufklärung, des Fortschrittes und der gesetzmäßigen Freiheit, das Überwachen der Doktrinen von Staatswegen gerechtfertigt erscheinen, und in allen Regionen des Staatenlebens finden sich auch hochgebildete wissenschaftliche Fachmänner, welche wohl berechtigt, mitzusprechen erscheinen. Auf dem Gebiete der Kunst aber ist dies nicht der Fall; das Feld des Kunstunterrichtes findet keine Autoritäten unter den Dignitairen, und so kann kein Einschreiten von dieser Seite hier von Nutzen sein.

Wie nun also die Art und Weise, wie die Kunst schafft, und zu ihren Schöpfungen herangebildet ganz außer dem Bereich der Staatsverwaltung liegen muß, so soll dagegen das was geleistet wird, von der Regierung desto fester in das Auge gefaßt werden. Hier tritt sie in eines ihrer schönsten Rechte. Ein großartiges Mäcenat muß sie üben, dann wird sie den segensreichsten Einfluß auf das wahrhafte Gedeihen und Aufblühen der vaterländischen Kunst nehmen. Der Staat trete auf als Unterstützer und Ermunterer alles dessen, was der freie Unterricht an wirklichen Kunstschöpfungen in das Leben ruft. Durch die Aufhebung der Akademien gehen dem Staate alle nötigen Geldmittel für diese Ausgaben ohne die geringste Belastung der Staatsausgaben zu. In den, in solcher Richtung verwendeten Summen, welche bisher zur Dotation der Akademien für ihre gänzlich unfruchtbare Tätigkeit vergeudet wurden, steht dem Staat als ausreichende Hand zu Gebote, in einem solchen Mäcenat aufzutreten.

. . Das Mäcenat, welches der Staat zu übernehmen hätte, müßte darinnen bestehen, daß der Staat sich zum Käufer aller echten Kunstwerke, welche in Österreich geschaffen werden, erklärt. Ein vom Staate zu ernennendes Schiedsgericht von sechs Künstlern und einem Vorsitzenden Nichtkünstler, hätte über die Würdigkeit der eingesendeten Kunstwerke zu entscheiden, und den Ankauf zu bestimmen. Um die möglichste Unparteilichkeit zu verbürgen, muß jedes Urteil mündlich ausgesprochen und motivirt in den Sitzungen zu Protokoll genommen, und über Annahme und Verwerfung durch Vota Majora entschieden werden.

Diese Urteile müßten ferner in der Art veröffentlicht werden, daß sie in beglaubigter von den sechs Künstlern unterzeichneter und von dem Vorsitzenden gegengezeichneter, aus dem Protokolle gezogener Abschrift mit dem betreffenden Werke ausgestellt, und somit dem gesamten Publikum, welchem der unbeschränkte Zutritt zu diesen Concurs-Ausstellungen gestattet wäre, zur Kenntniß gebracht würde, und der öffentlichen Besprechung unterworfen blieben. .

In solcher Stellung der Verhältnisse wird der Staat auf dem einfachsten und untrüglichsten Wege alle wahrhaften Talente kennen lernen, und sich ihrer zu den höchsten Zwecken bedienen können. Genehmigen Eure Excellenz den Ausdruck der ungeheuchelten Hochachtung womit ich verharre

(Nach 1860.) Euer Excellenz ergebenster Diener.

Seiner Excellenz dem Herrn Staatsminister Anton Freiherrn von Schmerling, Großkreuz des Oest. Leopold-Ordens etc. etc. etc.

Eure Excellenz!

Ich erlaube mir diese Zeilen an Eure Excellenz zu richten, in denen ich eine getreue durchaus wahrheitsgemäße Darstellung der Verfolgungen und moralischen Mißhandlungen zu Ihrer Kenntniß zu bringen beabsichtige, und es der Gerechtigkeitsliebe Eurer Excellenz anheim stelle, darüber zu entscheiden, ob mein Verlangen nach einer Rehabilitirung ein gerechtfertigtes sei, oder nicht.

Die Verfolgungen, welche ich erlitten, haben ihren Grund lediglich in meinem Streben, die Übelstände unseres bisherigen akademischen Unterrichtes der Wahrheit gemäß zu beleuchten, und der Kunst überhaupt jene Stellung zu erringen, welche ihr in civilisirten Staaten gebührt. Dieses Streben habe ich in mehreren Broschüren entwickelt, besonders in jener, welche den Titel führt: „Andeutungen zur Belebung der vaterländischen bildenden Kunst".

Die in dieser Broschüre ausgesprochenen Enthüllungen über den in dem akademischen Lehrsystem herrschenden Schlendrian erweckten natürlich das größte Mißfallen in den diesem Schlendrian, bei welchem sie ihren Vorteil fanden, huldigenden akademischen Kreisen, und es ward das Anathema über den kühnen Reformator ausgesprochen, der es unerschrocken aussprach, was Not thue, um dem Verfalle der Kunst entgegen zu treten. Der damalige Herr Minister des Unterrichtes Graf Leo Thun, gestand mir mündlich, daß er zwar die Wahrheit der Enthüllungen des gänzlich mangelhaften kunsttötenden statt kunstbelebenden akademischen Unterrichtes in meiner Broschüre nicht bestreite, daß aber Enthüllungen solcher Art, von einem Mitgliede der Akademie, und ihres Rates selbst, von einem Professor der Akademie ausgehend, offenbar als ein Disciplinarvergehen betrachtet werden müsse, welches mit der Enthebung von meiner Anstellung bei der Akademie zu bestrafen sei. Diese Bestrafung ward dann auch vollzogen, da ich am 4. September 1857 in Pension gesetzt ward, jedoch nur mit dem Bezuge einer Pension von 400 fl. statt meines Gehaltsbetrages von 800 fl., welche ich in meiner Anstellung bezog. Daß meine Beleuchtung der damals an der Akademie

eingeführten sogenannten Reform, deren Entwurf und Fassung von dem ministeriellen Berichterstatter Herrn Grafen Franz Thun und seinem Freunde Herrn Ruben herrührte, und dem Herrn Minister gleichsam oktroyirt ward, da er, wie er in einer Unterredung mit mir unverhohlen äußerte, daß er in Sachen der Kunst kein Verständniß habe — daß, sage ich, meine Beleuchtung jener Schöpfung des Herrn Grafen Franz Thun und des Herrn Ruben, diesen Herren und ihren Schmeichlern unbequem gewesen, begreife ich, um so mehr, als meine Wahrheitsliebe und Freimütigkeit nicht gestattete, auch in Unterredungen mit diesen Herren selbst meine Ansichten zu verhehlen. In einer solchen Unterredung mit dem Herrn Grafen Franz Thun äußerte ich, daß ich die Ernennung des Herrn Ruben zum Direktor der Akademie gegenüber der Einführung von Meisterschulen befremdlich fände, da ja doch nicht angenommen werden könne, daß die Meister sich dirigiren lassen würden, und der Graf antwortete mir: Er lasse dies dahin gestellt sei, die Ernennung des Herrn Ruben zum Direktor sei nur erfolgt, um demselben einen größeren Gehalt zuzuwenden! Ich glaube, daß die Anführung eines solchen Motives zur Anstellung keines Kommentars bedarf, um die Zustände der akademischen Gebahrung sowohl in der Kunst als im Geschäftswesen zu charakterisiren. Meine eigenen Bestrebungen wurden nie von unlauteren Interessen beeinflußt. Ich glaube dies durch alle Handlungen meines künstlerischen und bürgerlichen Lebens bewiesen zu haben. — —

Daß diese meine Bestrebungen in jenen Kreisen künstlerischer und akademischer Thätigkeit, welche in der Erhaltung des Schlendrians Vorteile finden, angefeindet wurden, darauf mußte ich bei meinem Vorgehen gefaßt sein, daß aber diese feindliche Gesinnung auch in jene Sphären gedrungen sei, welche ihrer Natur nach erhaben über alle Einflüsse solcher Art stehen sollten, darüber habe ich in neuerlichster Zeit die überraschendsten Beweise erhalten.

Einen Beweis, wie man sich die größte Geringschätzung gegen mich erlauben zu dürfen glaubte, fand ich in dem folgenden Vorgange. Ich hatte mir erlaubt, eines meiner neuen Gemälde, welches die Anerkennung als eines meiner besten Werke erhielt, Seiner Majestät dem Kaiser vorzustellen, und um dessen Ankauf zu bitten. Diese Bitte wurde indessen, obschon Seine Majestät dem Bilde Beifall schenkte, abschlägig beschieden, und ich erhielt meine Bittschrift mit dem Bescheide aus dem Oberstkämmereramt zerrissen zurück, also mit einer durch keine Amtsvorschrift gebotenen Verschärfung des Ausdrucks, einer in keiner Weise gerechtfertigten verächtlichen Mißachtung.

Ich muß mir im Gegensatze zu diesen schlagenden Daten erlauben, von der Anerkennung zu sprechen, welche ich im Auslande gefunden, durch die Gegenüberstellung

dieser Kontraste sich die Thatsache ergibt, wie begründet meine Klage über Zurücksetzung und gehässige Verfolgung, wie ich sie in meinem Vaterlande erdulden muß, sei.

In der Pariser Weltausstellung von 1855, wo bekanntlich die österreich'sche Kunst durch die Geringfügigkeit ihrer Einsendungen und den schwachen Gehalt derselben eine bedauernswerte Blamage erlitt, war mir die Auszeichnung zu Teil, daß Seine Majestät der Kaiser Napoleon ein Bild von mir ankaufte.



Ferdinand Waldmüller.

Im Jahre 1856 faßte ich den Entschluß, eine Reise nach Amerika anzutreten, in der Hoffnung, dort eine Suite von mehr als 30 Gemälden veräußern zu können, welche ich in den letzten Jahren vollendet hatte, und welche mein Atelier füllten, ohne daß sich in meinen Vaterlande Käufer dafür gefunden hätten, obschon ich eine unentgeltliche Ausstellung derselben veranstaltet hatte. Auf dieser Reise ging ich zuerst nach England, und meine Werke fanden dort die größte Anerkennung, so zwar, daß ihre Majestät die Königin und der Prinz-Gemahl mehrere meiner Bilder ankauften, und der Rest dieser Sammlung von 31. Gemälden Käufer fanden, so daß eine Reise nach Amerika zu diesem Zwecke ganz unnötig ward. Auf der diesjährigen Weltausstellung in London wo die österreich'sche Kunst abermals nur in dürftiger, und keineswegs preiswürdiger Erscheinung auftrat, ward mir durch den Herrn General-Consul Dr. von Schwarz der ehrenvolle Auftrag gestellt, gestatten zu wollen, daß eines meiner Bilder durch Holzschnitt vervielfacht wurde, da der Beifall des Publikums an demselben sich in so lauter, einstimmiger Weise ausspreche.

Bei der Kölner allgemeinen deutschen Kunstausstellung ging der veröffentlichte Ausspruch aller anwesenden Künstler und Kunstkenner dahin, daß meine Gemälde besonders ihrer Originalität und Objektivität (wegen) zu den besten der Ausstellung zu zählen seien. Man war begierig geworden, Werke jenes Künstlers zu sehen, der ein paar Jahre früher in einem viel gelesenen und besprochenen Artikel „Imitation, Reminiscenz und Plagiat" (in dem Frankfurter Journal) so energisch gegen diese Richtung und Abirrung der Kunst gesprochen hatte, und fand in meinen Werken auf das befriedigendste die Theorie mit der Praxis in der wirksamsten Concordenz.

Die näheren Beweise, wie die Nichtachtung dieses Prinzipes nur zur Entartung und zum Verfalle der Kunst führt, wären in den sämmtlichen neuesten Leistungen der österreich'schen Maler sehr leicht zu liefern, so wie andererseits, im Gegensatz in den Leistungen mehrerer französischer Maler der neuesten Zeit der Beweis vorliegt, daß in dem Streben nach Wahrheit, und in der Originalität des Schaffens das höchste Ziel der Kunst gestellt ist. Nur auf diesem Wege werden wahre Kunstwerke geschoffen, und jene Künstler, welche ihn betreten, haben sich den Ruhm gegründet, eine neue Aera der Kunst an ihre Namen zu knüpfen.

. . Nach dieser, freilich weitgreifenden Mitteilung meiner Lage und Stellung, komme ich zu dem eigentlichen Anlaufspunkte meines Gesuches zurück.

Abgesehen davon, daß die juridische Entscheidung, ob durch freimütige Besprechung bestehender, unleugbarer Übelstände in einem Institute, von Übelständen, für welche ich bereit bin, den thatsächlichen Beweis vor jeder Kommission von Fachmännern, und einem Vorsitzenden zuliefern, ob Mitteilungen solcher Art unbedingt und in allen Fällen, wo sie von einem Mitgliede eines solchen Institutes selbst ausgehen als Disciplinarvergehen, und strafwürdig zu behandeln seien, immer noch erst zu erwarten wäre, da sich ohne Zweifel noch Vieles pro et contra sagen ließe, so halte ich dafür, daß in diesem Falle, wenn ich wirklich straffällig wäre, die Strafe durch meine Pensionirung überhaupt in genügender Weise hätte befunden werden mögen, auch wenn ich mit 28 Dienstjahren in Berücksichtigung meiner Verdienste um die Kunst, als ausübender Künstler, und als Lehrer und Rat, mit meinem ganzen Gehalt bedacht worden wäre, statt mit einem Bruchteile desselben. Ich glaube mir also die Bitte erlauben zu dürfen, mir in soferne eine Rehabilitirung zu Teil werden zu lassen, wodurch mir die Beziehung meines gehabten Gehaltes von 800 fl. im Ruhestand belassen würde, wobei ich mich aber anbiete, auch noch eine Meisterschule zu leiten, von welcher ich mir guten Erfolg, sowohl durch die Resultate meiner früheren Leistungen, als durch den Umstand hoffen zu dürfen mich berechtigt halte, da sich fortwährend viele akademische Schüler an mich wenden, welche unter meiner Leitung studiren wollen,

und mir dadurch ihr Zutrauen in meine Lehrmethode und in das Princip, welches ich derselben zum Grunde lege, aussprechen.

Somit fühle ich mich denn ermutigt, die Entscheidung dieser Frage der Weisheit und Gerechtigkeitsliebe Eurer Excellenz anheim zu stellen, im festen Vertrauen, daß der erleuchtete Geist Eurer Excellenz am besten zu beurteilen wissen wird, in wie ferne mein Ansuchen gerechtfertigt erscheint, und zu würdigen sei.

Im Gefühle der aufrichtigsten Verehrung Eurer Excellenz untertänigst ergebenster Diener

F...

gew. Professor d. k. k. Ak. d. b. Kunst in Wien,

Ritter des kön. preuß. rothen Adler-Ordens III. Classe.



Ferdinand Waldmüller.

Carl Friedrich Hausmann

geboren 1825 in Hanau, gestorben in Hanau 1886.

Er war Schüler Pelissiers, studierte an der Antwerpener Akademie. Darauf studierte er in Paris, malte dann in Hanau, Antwerpen, Paris, Italien, Frankfurt a. Main.

Paris den 23. Mai 1852.

Lieber Onkel!.. Die Photographien die Du mir geschickt haben mir große Freude gemacht der Personen halber und weil ich sehe, um wie viel weiter Du schon gekommen bist. Von der Adresse, die Du mir geschickt hast, schicke ich Dir hierbei nicht das Werkchen, sondern ein anderes, nach dessen Verfahren ich bis jetzt die vollkommensten Photos gesehen habe. Dieselben waren so rein und schön wie das beste Daguerrotyp; ich hätte Dir gern eine geschickt wenn sie zu kaufen gewesen waren, so waren sie aber bloß als Probe und Beleg des Werkchens da. In derselben Handlung fand ich auch ph. Papier, schicke Dir davon als Probe einiges, weil mir das Deinige nicht gut scheint. Die Preise von Portraits sind sehr verschieden, je mehr sie den Leuten gefallen (d. h. je mehr sie mißhandelt und entstellt sind) je teurer; für kolirirte 50—60 francs auf den boulevards, in weniger belebten Straßen viel weniger, darnach ist hier gar kein Richtschnur zu nehmen. Landschaftliche Ansichten aus Nubien, Syrien etc. sind jetzt wieder prachtvolle Hefte erschienen, die hier fast wie Lithographien in allen Kunstläden zu haben sind; es soll mich wundern, wenn nicht bald in Frankfurt sein werden. Man macht jetzt hier auch Abdrucke von Sachen in Bewegung, ich hab segelnde Schiffe gesehen, die ganz famos waren. Ein Moment muß bei diesem Verfahren hinreichen, das Bild auf dem fühlbaren Glase wiederzugeben. . .

Ich habe einen ungeheuren Hang danach im Freien Studien zu machen, die künstlichen Stubentöne habe ich satt; wenn man nicht höllisch auf sich Acht gibt, so ist es eine Kleinigkeit zu versimpeln, sich in irgend eine einseitige Anschauungsweise zu verrennen. Es ist jetzt ein Umschwung in der Kunst, der mit den Ideen der Zeit harmonirt und das ewige nicht verstandene Nachbeten des schon längst Vergangenen über den Haufen wirft. Es fällt mir nicht ein die allerdings noch starke Richtung „derer nach dem guten alten Schnitt" zu verachten, im Gegenteil, sie haben uns dahin gebracht; und ich bedaure nur die jungen Kräfte die sich nicht frei machen, in Theorien versauern, die Natur nur nach allen möglichen einschränkenden Regeln durch geschliffene, farbige oder matte Gläser zu sehen erlaubt bekommen und die sich zuletzt einbilden es wäre wirklich so. Doch darüber ist schwer zu schreiben viel besser verhandelt sich das mündlich; darum laß ich das beruhen, die Zeit wird lehren...

Meine lieben Onkels! Paris den 11. Mai 1853.

Mit der Photographie wird hier wie es scheint ganz bedeutendes Geld verdient; denn täglich tauchen neue Anstalten auf und die gangbaren Straßen von Paris gleichen

wirklich einer photogr.-daguerrotypischen Ausstellung. Aber betrachtet man genau und zählt diejenigen, die wahrhaft gediegenes leisten, so ist diese Zahl zur Masse sehr gering. Speziell von der Photogr. zu sprechen so verdienen die, welche dieselbe bloß benutzen, um auf schnellere Weise ein abgelecktes schlechtes Portrait daraus zu machen, am meisten. Dazu reichen wie mir scheint die Proben Onkels lange hin; werden diese retouchiert und koloriert, damit sie den Leuten gefallen können, so darf nichts von ihrer ursprünglichen Schönheit, die die Maschine gegeben, übrig bleiben. Die, welche ich mitgebracht, gefallen nur dem gebildeten Auge: Um daher auf diesem Wege Geld zu verdienen, gehört hauptsächlich ein Retoucheur dazu, der mit so viel Eleganz als möglich das wahrhaft schöne heraus dippelt und den Leuten weiß macht: so seht ihr aus! Dazu gehört nun verdammt wenig; ein bischen Handfertigkeit, Geduld und recht viel verschrobener Zopfgeschmack. — Hier hängen die wundervollsten Abdrucke neben den scheußlich retouchirten (dieselben Personen von einem und demselben negativen Bilde gewonnen) und frage einmal, welche am besten gefallen? Es ist hier gar keine Frage von Vollendung der Wissenschaft, nein! Das ganze Geheimnis liegt in der Hand des Retoucheurs. Wer sie am lieblichsten macht hat den Zulauf! und ist bewundert wegen seiner Geschicklich- Geschwindig- und Billigkeit. Auf diesem Punkte steht meiner Ansicht nach die Ph. die durch Portraits leicht und schnell Geld verdient. Diese hat die kleine Portraitmalerei vernichtet und wird mit der Zeit vergehen wie sie gekommen. Sie ist ein Modeartikel! Aber eine andere Benutzung und Auffassung derselben drängt sich jetzt mit Gewalt hervor, die als Wahrheit von unberechenbarem Nutzen sein und eine riesige Kraft haben wird, deren Tragweite wir noch nicht übersehen können. — Die Aufnahme der Abbildungen zu allen möglichen Werken, von Gegenden etc. eben A l l e s was besteht, Totes und Lebendes es mag sein so weit es will und was will, wird wie es wirklich ist, uns gebracht, wir brauchen nun nicht mehr wie seither Lügen über das äußere Wesen und Aussehen von uns unbekannten Dingen zu glauben. Jeder Forschung steht die Photogr. als Beweis- und Hülfsmittel zur Hand. Wir werden bald keine schlechten Abbildungen etc. mehr sehen. Wie viel Zeichner Kupferstecher und Lithographen dabei zu Grunde, davon kann bei dem Streben nach Wahrheit keine Rücksicht genommen werden. — Etwas, was mich besonders freut, ist daß der Schwindel mit alten Kupferstichen und Zeichnungen dadurch auch vernichtet wird. Man produzirt jetzt alle in derselben Größe und natürlich gerade so schön wie die Originale. Doch ich verliere mich. — Unsere Sache ist die: es soll Geld verdient werden, also ergreifen wir das was darin am ergiebigsten ist. Gut, ich bin dabei eine photographische Anstalt Onkel errichten zu helfen. Ende Juni ist hier mein Kontrakt erloschen und wenn Ihr wollt bin ich dann in Hanau und wir fangen an...

Arnold Böcklin

geb. 1827 in Basel.

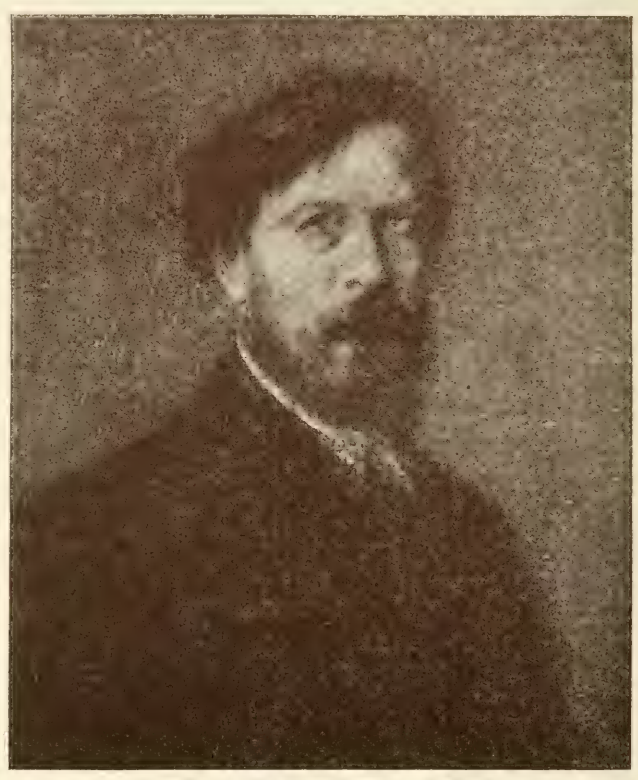
War 1845—47 Schüler der Düsseldorfer Akademie. Er ging 1850 zum ersten Mal nach Rom. Im Jahre 1892 ging er nach Florenz. Dort blieb er bis zu seinem Tode 1901 in seiner Villa in Fiesole.

An Koller.

Basel, den 21. Mai 1847.

Lieber Freund!

Deinen l. Brief erhielt ich gleich bei meiner Ankunft zu Hause, aber eine Krankheit, die mich unterwegs ergriffen und von der ich noch nicht befreit bin, hielt mich ab, mein Versprechen früher zu erfüllen. Deine Briefe und das Bildchen werden erst heute abend mit der Post abgehen, so daß sie Samstag Morgens bei Deinen Leuten sein werden. Jetzt laß mich aber von den Geschäftssachen schweigen und von dem reden, was mich jetzt ganz erfüllt. Gestern sah ich wirklich meine Liebe. Das Warten war für mich eine schreckliche Qual, eine Ewigkeit. Um zwei Uhr hatte sie versprochen zu kommen: es schlug zwei Uhr, und gespannt stand ich da und hörte auf jedes Geräusch, aber es waren nur dürre Blätter, die vom Wind getrieben zu



Arnold Böcklin von Franz v. Lenbach.

mir rollten. Ich war schrecklich aufgeregt. Einmal stampfte ich vor Ungeduld, dann fing ich wieder an zu bangen und zu weinen. Ein Viertel war jetzt schon vorbei: ich fing an, an ihrer Liebe, an ihrer Treue zu zweifeln. Auf einmal höre ich leise schnelle Tritte, ich sehe hin: es ist der liebe Engel, das himmlische Gesichtchen, die liebe Gestalt — wir springen

aufeinander zu und fallen uns sprachlos um den Hals. Es ist grausam von mir, Dir die erste Epoche so ausführlich zu schildern. Die zweite wird Dich schon wieder trösten, daß Du mich gewiß nicht beneidest. Wie ich nämlich zu Hause war und wie wir nach den ersten Freuden des Wiedersehens zu Worte kommen konnten, fing die Mutter und ich dann auch an zu sticheln und Andeutungen zu geben. Mir waren immer die Tränen zu oberst, und so fing ich denn bald bei einem unbedeutenden Wort an zu weinen. Die Mutter fing bald darauf auch an, und sprach mir dann zu, ich sollte es mir doch aus dem Kopf schlagen: ich hingegen sagte, ich könne nicht und werde auch keine Gelegenheit vermeiden, mit ihr zu sprechen, vielmehr werde ich sie suchen. Weiter wurde nichts Bestimmtes darüber gesprochen. Es ist mir aber eigentlich nicht einmal so bang in dieser Sache; das kann sich alles noch machen. Ein anderer Umstand ist der, daß ich keine Studienreise machen kann, daß Professor Wackernagel meint, ich könne so zwischen hinein wieder ein Bild malen und dann wieder vors Tor hinaus, um Studien zu malen. Dann sind alle so sehr von der Reise nach Palästina eingenommen und glauben so, daß ich dies mit Freuden annehmen werde, daß ich kaum den Mut habe, zu widersprechen. Mein Vater wird aufbrausen, schimpfen und, wenn ich meine Gründe angebe, so wird er sagen, ich wolle es besser wissen als alle älteren Leute, die gewiß gebildeter als ich seien und mehr Erfahrungen gemacht hätten. Zu dem allem kommt noch, daß wir dieses Jahr uns sehr einschränken müssen, weil mein älterer Bruder in Amerika schon über tausend Gulden gekostet hat und mein jüngerer Bruder Lehrgeld zahlen muß, und ich habe auch eine ziemliche Portion gebraucht. Ich werde also wahrscheinlich auf Verkauf hin arbeiten müssen und kein großes Bild anfangen können, weil keine Hoffnung auf Verkauf in der Schweiz vorhanden wäre. Kurz, ich sehe alles vor mir in der größten Verwirrung, ohne daß ich weiß, wie ich mich daraus ziehen kann.

Bestimmtes kann ich Dir darum noch nicht sagen, wo ich diesen Sommer sein werde oder wo ich diesen Winter hinkomme. Ich habe wenig Hoffnung nach Paris oder nach Italien zu können.*) Nach Zürich gehe ich vielleicht erst in vierzehn Tagen, drei Wochen, und auch das weiß ich nicht gewiß. Jedenfalls werde ich alles mögliche tun, um hinzukönnen, wäre es auch bloß, um Deine M. zu sehen. Ich werde wohl schwerlich noch einmal Gelegenheit haben, meine L. zu sehen, alle passen mir auf, und ihr wird ebenso aufgepaßt. Ich bin in einem schrecklich aufgeregten Zustande; mit niemandem kann ich offen reden, wie es mir ums Herz ist; mit meiner Mutter nicht aus Schonung und mit andern nicht, weil ich nicht von ihnen verstanden werde. Die meisten Leute, mit denen ich jetzt umzugehen habe, kennen kein Herz, sie schämen

*) In der Frühe des 14. Februar tauchte Böcklin plötzlich in Kollers Dachkammer in Paris, Rue Verneuil, auf.

sich desselben, die kennen bloß einen Verstand. Mit Antonia darf ich auch nicht mehr zusammenkommen, weil ihre Familie von der radikalen Partei ist —! Schon jetzt werde ich wieder von Aerger aller Art geplagt. Die Geschwister zanken sich noch wie immer. Das Ende von alledem ist: daß ich mich nicht glücklich fühle. Noch etwas habe ich Dir zu melden: In der Kiste lösten sich drei Schrauben, die Dein Bild hielten, das Bild schwankte umher, schlug mit der Verzierung am Rahmen ein großes Stück Farbe von dem meinigen weg, und dann noch ein kleineres von dem Deinigen, dem Geschenk; es ist übrigens unbedeutend und kann wieder geflickt werden. In Mainz ließ ich die Kiste aufmachen, alle Schrauben fester machen und noch einige mehr hineinsetzen. Das kleine Bild nahm ich dann hinaus und übergab meine Habseligkeiten an den Spediteur und ging dann bloß mit dem Habersack und Deinem Bildchen weiter. Wäre ich nicht so pressiert, so würde ich Dir noch viel mehr schreiben, aber soeben bringt mein Vater den Wechsel und darum muß ich schließen. Nächstens ein mehreres. Für Deine freundschaftlichen Dienste danke ich Dir herzlich. Wegen dem Gasthaus in Paris habe ich meinen Vater gefragt, und er meint im Hotel Violet sei es gewiß gut, einen anderen möchte er Dir nicht empfehlen. — Den 22. Zu meinem Aerger konnte der Wechsel erst gestern nachmittag ausgefertigt werden, es fehlte nämlich noch die Unterschrift. Seit gestern auf heut hat sich so Wichtiges für mich zugetragen, daß ich es unmöglich in diesem Briefe mitteilen kann: es ist wegen der L. Nur eins möchte ich Dir sagen: daß ich Dich beneide um Dein Verhältnis, das Deinige ist viel günstiger als das meine. Nächstens noch mehr.

Einen herzlichen Gruß von Deinem Freund A. Böcklin.

PS. Den Wechsel wirst Du bei Ketelaars versilbern können
Meine Adresse: H. Arnold Böcklin, Steinenvorstadt Nr. 766, Basel.
Adieu, tröste Dich; Du bist glücklicher als ich. —

An Koller.

München, 12. Juni 1860.

Mein lieber Freund!

Da mir Dein Schweigen nicht anders erklärlich ist als dadurch, daß Du meinen Brief nicht erhalten haben mußt, so will ich kurz das Hauptsächlichste wiederholen.*) Um was es sich handelt weißt Du jedenfalls schon von Ott. Meine bisherigen Versuche sind ganz günstig bis auf den Widerstand von Ramberg, der übrigens von keinem bedeutenden Einfluß sein kann. Wenn jetzt nicht von Deiner Seite Widerstand erfolgt,

*) Böcklin war zugleich mit Lenbach und Begas als Professor an die Akademie in Weimar berufen worden und hoffte seinen Freund Koller auch dorthin bringen zu können.

so hoffe ich die Sachen bei meiner Ankunft in Weimar so zu finden, daß eine begeisterte Rede über Deine Leistungen und Deinen möglichen Einfluß auf die künftige Kunstrichtung genügen wird, um Deine Berufung zu bewerken. Es bleibt noch eine Möglichkeit, die meinen sehnlichsten Wunsch, mit Dir zu leben und zu streben, zu Schanden machen kann. Wenn, wie Steffan glaubt, Dir auf die Berufung hin eine bessere Stellung in Zürich selbst geboten wird. Ich würde mich mit Schmerzen darein fügen müssen. Und doch wäre es mir lieb, wenn Du wenigstens auf meine Veranlassung zu größerer Anerkennung in der Schweiz gelangen würdest. Schließlich kommen wir doch einmal wieder zusammen — nein, Du mußt nach Weimar kommen. — Im Wechselgespräch läßt sich so manches sagen, was im Brief nicht überredend klingt. Du hast schon genug gelebt, um Licht und Schattenseiten gegeneinander abwägen zu können, nur möchte ich noch in die gute Sache mein Verlangen nach Dir, meine persönliche Freundschaft legen. Bitte sage mir, ob das etwas zu ziehen im stande ist.

Antworte doch bald! Ich bin in einem unangenehm aufgeregten Zustand, solange ich nichts Bestimmtes von Dir weiß.

Wie ich voraussagte, kaufen meine lieben Landsleute in Basel mein Bild nicht. Es wäre mir gleichgültig, ob ich in meiner Vaterstadt Erfolg habe oder nicht, wenn ich nicht so verdammt notwendig Geld brauchte. Ich friste mein Leben notdürftig mit kleinen Zeichnungen, verliere eine Menge Tage und komme doch nicht vorwärts. Dann kommen noch die vielen Barauslagen, die mir die Übersiedlung veranlaßt. Wie das enden wird, weiß ich nicht. — Noch etwas. Wie ich den Zettel in die Kiste kleben wollte mit der Preisangabe 3200, dachte ich plötzlich, in Basel sollen sie es nur für 4000 haben, und schrieb den Preis anders. Sollte nun in Zürich der zu hohe Preis hinderlich sein, so gebe ich (Dir) die Vollmacht, denselben auf 3200 zu setzen, nur dürfen es die Baseler nicht erfahren. Ich mag nicht von Dir verlangen, Du sollst es gleich am Anfang tun, weil ich Deine eigenen Preise und die Züricher Geldbegriffe nicht genug kenne.

Eben traf Dein für mich so erfreulicher, lieber Brief ein. Indem ich das schon Geschriebene lese, finde ich die Antwort teilweise darin enthatlen. Nur fühle ich keinen Triumph, den Du voraussetzest. Was dem Philister imponiert, ist die äußere Stellung; aber mich freut es, meine innerste Überzeugung in jungen Talenten einimpfen zu können, der Wahrheit, dem tiefen Gefühl ohne falschen Schein einen Weg bahnen zu helfen. Ich bin überzeugt, daß Du ähnlich empfinden wirst, wenn Du Dir die Sache näher betrachtest.

Herzlichen Gruß von Deinem Freund

A. Böcklin.

An denselben.

Mein lieber Freund!

München, den 22. Juni 1860.

. . . Es versteht sich von selbst, daß Du nur unter denselben Bedingungen wie ich nach Weimar kommen sollst. Diese sind: 500 Taler Gehalt, freies Atelier und Übersiedlung vergütet. Das Leben in W. soll nach allem, was ich davon weiß, billig sein. Zirka 100 Taler eine Wohnung von vier Zimmern, einige Kammern und Zubehör. Das Hofleben wird uns wenig genieren. Der Hof hält sehr viel auf



Arnold Böcklin. Mit Erlaubnis von F. Bruckmann A.-G. München.

alten Adel, soll überhaupt noch lächerlich deutschzopfig sein. (Siehe Hofrat Goethe). Die besten künstlerischen Kräfte sind aber Plebejer (Genelli geht nie an den Hof, Nießen auch nicht und Preller nicht). Als mir das großherzogliche Dekret für den Professortitel zukam und Ramberg sagte, man muß in der Uniform am Hof erscheinen, erklärte ich ebenfalls, mich gehe der Hof nichts an und ich . . . So sollen also die von Adel an den Hof gehen; wir Plebejer halten zusammen und sind genug um uns nicht einsam zu fühlen. Natürlich ist mir nur daran gelegen, daß eine Atmosphäre dort sei, die der Hofluft Stich hält. Dazu habe ich den Piloty,

der beim Herzog alles ist, überzeugt, daß Du notwendig dabei sein müssest. Wer mich berufen hat, weiß ich selbst nicht. Graf Kalckreuth kam im Auftrag des Großherzogs nach München, besuchte mich in Begleitung von Piloty und einem Grafen v. Harrach und machte mir einige Tage darauf den Antrag, wahrscheinlich auf Empfehlung des Piloty hin, dem das Bild (der Raub), das ich damals noch auf der Staffelei hatte, außerordentlich gefiel.

Meine Verpflichtungen sind vier bis fünf Schüler aus dem Land selbst unentgeltlich zu lehren; große Ateliers sind dazu gebaut.

* Das in die Klammer Geschlossene ist nicht wahr, wie ich eben durch Rießen erfahre, und ich werde mich auch in das Unabänderliche fügen müssen. Doch soll das nur für Konzerte und dergleichen gelten. — Ich muß gestehen, über einige Punkte ist mir bang. Es wird wie überall sein. Ein Künstler wird alles für sein künstlerisches Gewissen opfern, und andere können nicht begreifen, daß Pallas Athene streng und keusch ist.

Ramberg hat gegen Dich nicht mehr, als er gegen mich gehabt hat. Er fürchtet eben an Dir auch einen Menschen zu finden, der seiner Überzeugung lebt. Als Künstler und Mensch ist er für uns. Nur mußt Du jetzt warten, bis ich mit dem Großherzog selbst Deine Angelegenheit ins reine gebracht habe. — Es wäre jetzt so viel mit Dir zu sprechen, daß ich, wenn immer möglich, nach Zürich kommen muß, denn ich sehe immer mehr, daß das meiste, was ich zu sagen hätte, ungeschrieben bleibt.

Frage mich wieder, damit ich wenigstens weiß, was Du wissen willst. — Landschaft bei Weimar hübsch, nahe dabei Eisenach, Thüringerwald, der sehr schön sein soll. Das Klima gesund und mild. Mit dem Vieh werde ich erst in W. Bekanntschaft machen.

Herzlichen Gruß von

Deinem Freund

A. Böcklin.

An Herrn Oberst Merian-Iselin in Basel.

Rom, den 26. Sept. 65.

Geehrtester Herr!

Diesen Sommer wurde ich durch allerlei Gründe abgehalten, Ihr wertes Schreiben zu beantworten. Anfangs war ich mehrere Wochen fieberkrank und nachher schwach und mutlos zur Arbeit und erholte mich erst, als die große Hitze anfing. Dieser Zustand hatte auch auf das Bild Einfluß und erst nach einigen Monaten, da Hitze und Zweifel mich in die Wette geplagt hatten, fing der Weg wieder an sich zu ebnen. Daß diese Zustände nicht mitteilsam machen, hat wohl jeder Mensch, der nicht von Eisen ist, schon erfahren müssen, und glaube deshalb auf Ihre Nachsicht rechnen zu dürfen. Wegen

eben der Unzufriedenheit mit der Arbeit schob ich auch das Photographieren auf und glaubte Ihnen damit einen entmutigenden Anblick erspart zu haben, indem ich ein reiferes Stadium des Bildes abwartete.

Ihre Bemerkung, daß ein Staffeleibild nicht wie eine Decoration dürfe behandelt werden, sondern daß mit der Stimmung eine genaue sachliche Durchbildung zu verbinden sei, ist ganz der Ausdruck meiner Ansicht in Betreff dieses Bildes. In andern kann vielleicht die Detaillierung vorherrschen, wieder in andern die decorative Erscheinung je nach den leitenden Grundgedanken, die von der Anschauungsweise des Künstlers bedingt werden — hierüber zu sprechen würde zu weit führen. Meine Ansicht ist die, daß der Beschauer das Bild nicht dürfe müde werden, daß alles Einzelne zwar zum Ganzen sprechen müsse, manchmal ganz untergeordnet, aber an sich soll es schön sein. Die schönen Künste sind nicht zur Qual der Menschheit da, sondern zur Freude. Um diese Durchbildung erreichen zu können, habe ich in den letzten Jahren allerlei technische Versuche gemacht, die ich aber bei Ihrem Bild nicht anzuwenden wage, da ich von der Ölmalerei sichere Beweise der Dauerhaftigkeit habe und sich bei gehöriger Behandlung eine Vollendung und Farbenschönheit erreichen läßt, die man diesem Material gewöhnlich nicht zutraut. Nun glaube ich bis zum Dezember oder Januar fertig zu werden, möchte mir aber noch einige Wochen mehr vorbehalten, um Urteile zu hören und etwaige Berichtigungen vornehmen zu können. Bis jetzt habe ich die Arbeit sorgfältig geheim gehalten, um nicht durch voreilige Bemerkungen irre gemacht zu werden. Später ist aber ein Urteil Sachverständiger unumgänglich notwendig, weil sich das Auge sogar an Fehler gewöhnen kann, und werde so frei sein, auch Sie um Ihr Urteil zu bitten. Auf etwas mehr Arbeit kann es mir bei einem Bilde nicht ankommen, wo mir Gelegenheit geboten ist, dasselbe zu Ihrer und eigener Zufriedenheit zu vollenden.

Von Ihrem gütigen Anerbieten eines ferneren Vorschusses mache ich indessen dankbarst Gebrauch und bitte mir denselben im Laufe des Monats senden zu wollen.

Mit besonderer Hochachtung

Ihr ergebenster

A. Böcklin.

An Georg von Marées.

Florenz, 16. Juni 84.

Verehrtester, lieber Herr Oberstlieutenant.

Schon lange hatte ich vor Ihnen zu schreiben, schob aber wie immer dieses mir so ungewohnte Geschäft von einem Tag auf den andern, bis kein Verzug mehr möglich.

Nun rückt aber schon der Juli heran, in welchem vielleicht schon Vorbereitungen zur Flugmaschine gemacht werden können.

Verzeihen Sie, liebster Herr Oberstlieutenant, daß ich mich in dieser Angelegenheit abermals an Sie wende. Ich würde es nicht wagen, wenn Sie nicht die Freundlichkeit gehabt hätten, mir Ihre Verwendung anzubieten.

Also vorausgesetzt, daß Sie sich mit dieser Sache befassen und mit Herrn Hauptmann Buchholz, den ich mir bestens zu grüßen bitte, besprechen wollen, so wäre mein Vorschlag folgender:

Unteroffizier Tzschaschel (so heißt der Kerl) hat die ganze Maschine schon hergestellt und ist fähig, dieselbe unter Aufsicht des Premierleut. v. Tschudy mit einigen noch anzudeutenden Änderungen abermals aufzubauen, ohne daß meine Anwesenheit von Anfang an notwendig wäre.

Wäre dieses tunlich, so würde ich Herrn Hauptmann B. oder Premierl. v. Tsch. eine Summe schicken, aus welcher die Auslagen für Anschaffungen von Material und dgl. bestritten werden könnten.

Die Teile des Kastens nebst Rädern u. s. w. werden wohl noch vorhanden sein, hingegen fehlt alles übrige. Die Flügel sollen aus starkem Bambus, guten Stahl — od. Kupferdräten und leichtem Baumwollstoff hergestellt werden, was alles in Berlin zu finden.

Einigen Bambus sowie schon abgenähte Flächen habe ich zwar hier vorrätig, die Sendung von hier nach B. könnte aber doch etwas zuviel Zeit kosten und Verzögerung verursachen und es sollte doch flott und ohne irgend einen Aufenthalt gehen.

Doch hierüber und über sonstige Nebendinge läßt sich auch später entscheiden. Vorerst handelt es sich um den Hauptplan.

Wäre dann das Ganze so weit vorgerückt, daß bald an die Bespannung geschritten werden könnte, so würde ich kommen, um bei der Vollendung gegenwärtig zu sein und zu probieren, ob ich ein wenig von dieser langweiligen Erde loskommen kann.

Sollte dieser Vorschlag unausführbar sein, so bleibt mir eben nichts anderes übrig, als nochmals bei der ganzen Geschichte lustig auszuhalten, was ja auch geht, wenn mir freundlichst eine Stelle auf dem Übungsplatz zur Verfügung gegeben werden kann.

Das Papier ist vollgeschrieben und es bleibt kaum Platz, Ihnen und Ihrer lieben Familie die herzlichsten Grüße zu schicken und Ihnen das Allerbeste zu wünschen.

Ihr freundschaftl. ergebener

A. Böcklin.

Anselm Feuerbach

geboren 2. September 1829 in Speier,
gestorben 4. Januar 1880 in Venedig.

Gerresheim, Oktober 1845.

*) Liebste Eltern, nehmt mit diesem Auswurf meiner Idee vorlieb. Wie erbärmlich ist doch diese Zeichnung gegen das Bild, das in meinem Innern lebt. — Der Gedanke ist mir peinlich, es nicht so machen zu können, wie ich will. Ach, wäre meine Idee verwirklicht, was sollte das nicht ein Bild sein, edel, schön, großartig; aber so ist es eine kleine Zeichnung ohne Feuer und Leben, mit erbärmlicher Ausführung (der Auswurf meiner Idee). Doch wer weiß, vielleicht kommt's noch langsam dazu, wenn ich studiert und wenn ich Uebung habe, denn ich kann ja noch nichts, ich muß erst lernen. — Raffael träumte von seinen erhabenen, göttlichen Bildern und Michel Angelo; aber am andern Tage standen sie auch auf der Leinwand. Doch das waren ja große, in der Kunst erfahrene Meister, die Besten der Maler. Ich habe zwar nicht geträumt davon, sondern es lebt in meiner Idee beständig fort, ein ausgeführtes Bild: ich sehe es vor Augen, sehe die Figuren sich bewegen, deutlich, ich könnte es kopieren und kann es doch nicht. Es ist leider kein Traumbild, das mich umgaukelt, es steht, lebt und webt immer in mir, und doch ist es wieder Traum, denn es verfliegt mit Tücke, wenn ich es niederzeichnen will.



Anselm Feuerbach, Selbstbildnis.

Doch was hilft es, wenn ich Euch lieben Eltern von meinem Taumel vorrede. Das beste, ich nehme Vernunft an und denke an das trockene und doch so wahre Wort Schadows, der diese Komposition ruhig besah und sagte: „Wählen Sie einfachere Gegenstände zum komponieren, das ist viel zu viel, Sie sind dem noch nicht gewachsen." — Und er hat nur zu recht: ich will ihm folgen, will mich mit Gewalt bekämpfen, will, wenn die Gedanken wiederkommen, sie wie Sünden unterdrücken. Doch das innere Feuer wird fortglimmen und wird einmal umsomehr zünden, aber auch erwärmen dabei. Das unsichtbare Bild wird mich von ferne begleiten, wird vielleicht

*) Auf einen Bogen hatte Feuerbach einen Entwurf gezeichnet und auf die Rückseite schrieb er den Brief. Die Composition behandelt die Schlacht der Römer gegen die Cimbern. Feuerbach arbeitete seit kurzem bei Schadow.

Zeiten lang ganz vergessen sein, wird aber auch mit erneuter Gewalt hervorbrechen, wenn ich es heraufbeschwöre. — —

Doch was werdet Ihr von mir denken, liebe Eltern, wenn ich Euch so vorschwärme von Dingen, die Ihr vielleicht mißbilligt: denn was bin ich denn jetzt? Noch nichts, en un mot, nichts. Ich will demütig weiter studieren und schaffen, daß ich vorwärts komme bei tüchtiger Arbeit: ruhig, heiter, ohne Faselei. — Es kommen eben bisweilen solche Gedanken, und es tut mir wohl, mich denen ausschütten zu können, die mich lieben, verstehen und mit mir fühlen.

Liebste Eltern!

... Ich bin fest entschlossen, bis Ende März nach Paris zu gehen, Roux geht mit. Mein Bild ist schon seit vierzehn Tagen untermalt, ziemlich fertig und ganz in Harmonie und Stimmung, so daß ich längstens bis dahin fertig bin und dann noch ein zweites beginnen, nein, das fällt mir im Traum nicht ein; Gott, ich soll mich nun erklären, und weiß gar nicht, wo ich beginnen soll, ich bin so klar und habe mich so hineingedacht, daß es mir kaum möglich wird, mich in Worten auszudrücken, kurz, mit einem Wort, die Korrektur von Schadow genügt mir nicht, ich kann mich nicht hineinfinden, mein Geist will was Höheres und Besseres, und das sollen mir die Alten sein, warum soll ich mich denn hier verzehren in meiner eigenen Glut, Gott, sähet Ihr mein Inneres, Ihr würdet mich bedauern, ich kann und kann und will und mag nicht mehr länger hier bleiben; mein kleines Bild werde ich mit Geduld hinausführen, aber dann will ich im Louvre kopieren und studieren wie ein Anfänger, was helfen mir denn sechs Düsseldorfer Bilder, die schlecht sind, ich fühle, daß ich noch kein Bild malen kann, und will deshalb noch mit eisernem Fleiße studieren, Skizzen malen, bis ich fühle, daß es Zeit ist, dann aber wage ich mich auch an ein großes Bild, die Befreiung des Bacchus, daß ich auch wie ein Blitz auftrete und nicht so den Eselstrapp. . . . Stoff, der mir imponiert, muß her, oder hat denn die Malerwelt nichts ersonnen, was niederschlägt, Gott, hätte ich doch etwas, was mir imponierte! Aber in Paris hoffe ich zerknirscht zu werden; ich kann es zwar nicht besser machen, aber ich fühle es besser und muß noch so lange studieren, bis ich fühle „jetzt, jetzt ist's an der Zeit." — Ich spreche, wie wenn es schon gewiß wäre, allein, ich bin fest entschlossen, es ist keine belgische Wut mehr, nein, es entsteht aus innerm Drange, dem zuliebe ich auch mein Liebstes, die Ferien, aufopfere; überlegt es Euch recht, seid schonungslos, äußert alle Bedenken, die Euch in den Weg treten, und wenn ich sie nicht alle widerlegen kann, so bleibe ich hier aber noch zwei Jahre so, und ich reibe mich geistig auf. — Es ist schauderhaft, sich so gelähmt zu sehen. — Ich weiß nicht, habe ich mich nun klar ausgedrückt? Wenn ich alles überlese, so ist es noch

so wie ein Skelett von dem, was ich fühle, doch ich kann nicht anders, das ist das einzige Harte hier auf dieser Welt, daß so eine Welt in einem ist, die sich nie offenbaren kann.

Anmerkung: In einer Abendgesellschaft hatte er Frau Herwegh kennen gelernt; diese hatte ihm die Schönheit von Paris in glühendsten Farben geschildert und ihn eingeladen, sie dort zu besuchen. Wie berauscht von dieser Aussicht schrieb er den Brief nach Haus.

München, den 11. Mai 1849.

Meine liebe Mutter! Ich habe lange gewartet, gerungen, um bei diesem Briefe die rechten Worte endlich finden zu können. Ich weiß, wie viel Kummer ich Dir gemacht, zu Deinem ohnehin so traurigen Leben, durch die kurz abgerissenen, exaltierten Pläne und Gedanken, jeden Augenblick etwas anderes: aber ich selbst bin so unglücklich, so unglücklich dabei.

Ich habe diese Tage die qualvollsten Kämpfe gehabt; ich hätte so gerne mein ganzes Herz geöffnet, so gern dringend gebeten, mich, ehe es zu spät ist, und sei es als Schüler der Akademie, nach Antwerpen zu schicken. Ja, ich wollte gerne in eine Elementarklasse gehen, nur um die stets quälenden Gedanken zu verbannen. Ich muß, anstatt zu arbeiten, rastlos denken: „Was bist du, was hättest du sein können!" Ich habe schon mit dem Äußersten mich vertraut gemacht und ich gehe zu Grunde, wenn ich mich nicht in eine grenzenlose Arbeit stürzen kann.

. . Was ich diese Jahre verbrochen habe, war ein schwärmendes Träumen nach Idealen im Gefühl meiner jugendlichen Kraft. Ich habe keine Ahnung gehabt, daß ich auf dem Irrwege bin. Jetzt erst bin ich wachgerissen. Der ruhige Aufenthalt hier — als einziges Muster ein Rahlsches Bild — macht eben, daß all die Gedanken mit doppelter Gewalt auf mich einstürzen und, sowie ich mich körperlich matt und fieberhaft aufgeregt fühle, so suche ich geistig vergebens einen Anhaltspunkt.

Ich schäme mich, so wenig zu können. Ich muß an eine Schule und ein wütendes Streben um mich herum haben, nicht stets ein und dasselbe und noch einmal ein und dasselbe braune Kolorit.

Warum, liebe Mutter, soll ich dann hier bleiben, wo ich dasselbe Geld brauche? Ist es da nicht gescheiter, an eine tüchtige Schule zu gehen, sei es nun Antwerpen oder Paris?

Doktor Heine mit seinem Gespenst des „Nicht-zeichnen-könnens" ist ein Narr, der nichts von Kunst versteht. Er wäre entzückt, wenn ich à la Kaulbach mysteriöse Allegorien zeichnete, möchte ich nun malen, wie ich wollte. Die Herren schwatzen wie ein Kind, das auch zuerst schreit, ehe es laufen kann. Wer kann denn Bilder malen, ehe er einen Kopf malen kann?

Liebste Mutter, es handelt sich ja nicht um das Fortwollen, sondern ich will einen neuen Menschen anziehen und ich sage Dir, es geht hier nicht. Ich soll hier mit Rahl gegen die Schule der Münchener arbeiten. Das kann Rahl, ich bin zu unreif dazu, um gegen den Strom schwimmen zu können. Ich bin so froh, so glücklich zu dem Bewußtsein gekommen zu sein, daß ich mich in eine Schule begeben muß, mitschwimmen, arbeiten, daß der Schweiß herabrinnt. Ein Jahr noch und ich bin geborgen, denn so flink und rasch ist nicht so bald Einer...

Könnte ich nach Paris, würde ich im Louvre so lange und emsig studieren, bis ich so weit bin, ein Bild in einem Atelier zu malen, denn daß Rahl dort nur eine Nebenrolle spielen würde, ist gewiß.

Ich schwöre Dirs, liebe Mutter, es beginnt ein neuer Anselm: nur laß Dich diesen Brief nicht bekümmern, sondern freue Dich, denn ich will mir eine Technik erlernen, daß Rahl ein paar Augen machen soll.

Ist das, was ich gesagt, nicht klar? Ist denn hier wieder Laune im Spiel? Du kannst das nicht von mir denken. Das Bewußtsein meines bisherigen Lebens hat mich heruntergebracht, aber das Bewußtsein baldiger Erlösung und unausgesetzter Tätigkeit treibt mich von Tag zu Tag in die Höhe. Ich habe ausgekämpft, dies ist mein alles, was ich sagen kann: wird mir dieses Bewußtsein geraubt, dann habe ich zwar Pflichten zu erfüllen, aber meine Kraft ist gebrochen und ich schleiche den Schneckengang auf dem vermeintlich wahren Weg, nach unsäglichen Kämpfen, meinem Untergange zu.

.. Ich habe den Brief noch einmal durchgelesen; er ist wahrhaftig noch nicht das geworden, was ich Dir sagen wollte. In meinem Kopfe ruht etwas, was alle, alle Zweifel zunichte machen kann, die reine klare Freude, der reine Drang, nur dem Studium mein Leben zu opfern. Laßt Euch nicht betrüben durch diesen Brief, er kommt so aus reinem Herzen, ist geläutert von allem Egoismus, falschem Stolz, nur lernen, lernen und wenn ich hungern sollte. Hier hemmt mich alles.

Liebste Mutter, schreibe bald, umgehend, aber drücke mich nicht nieder mit der Vergangenheit, ich bereue sie bitter und tief: der Keim zu meinem neuen Leben ist im tiefsten Herzen und muß groß gezogen werden.

Dein treuer Anselm.*)

Paris, 18. Dezember 1852.

.. Ich kann Euch (zu Weihnachten) nichts schicken, als daß ich frischen Mutes, gesund und tätig bin. Wenn ich Euch doch die namenlose, endliche innere Seelenruhe beschreiben könnte, mit der ich täglich meine Fortschritte sehe und fühle! Drei lebens-

*) Feuerbachs Plan stieß auf Widerspruch bei den Eltern und Feuerbach blieb in München; Oktober 1850 ging er dann nach Antwerpen.

große Figuren habe ich vier- bis fünfmal abgekratzt und mit Konsequenz immer wieder gemalt und wieder abgekratzt, bis mir vorige Woche ein Licht aufging.

— Ich halte mich an Couture auch bei meinem zukünftigen Bilde. Es ist eine solide Malerei, und wenn Du die Studien siehst, so wird Dich die breite, altmeisterliche Auffassung selbst in meinen noch unvollkommenen Schülerarbeiten frappieren. Ich bin jetzt auf dem Punkte, ihn und was er will, ganz richtig zu verstehen. — Sonst, liebe Mutter, habe ich nichts zu sagen, als daß ich mich wahrhaft glücklich fühle, von Tag zu Tag Fortschritte mache und mir mein Gewissen sagt: „Anselm, das ist der rechte Weg.

Knaus hat hier ein Bild gemalt, mit großer Fertigkeit, aber so platt und ohne Körper! Er gilt als großer Künstler. Von Antwerpen aus wollten sie das Bild, was gar nicht groß ist, für die Hälfte dessen, was er gefordert, kaufen: für 2000 Frcs.; er wies es mit Entrüstung zurück. Knaus weiß, was dem Publikum gefällt. Im übrigen lieben wir ihn sehr und sind täglich zusammen.

Meine liebe Mutter!

Es trifft sich so schön, daß ich gerade heute Deinen lieben Brief erhalte, da es mich so drängte, Dir und der lieben Emilie zu schreiben, nur Gutes, auch der Begriff reicht nicht hin, das auszudrücken, wie eine kleine Welt von Ideen, Grazie und Ernst sich nach und nach in mir geltend macht. . In München war mir's unheimlich, es ist eine geistige Luft da, die ich nicht vertrage, beim Künstlermaifest blies mich abends eine so kalte Schneeluft an, daß ich zwei Tage lang nicht sprechen konnte, im Bette liegen mußte, Arzt brauchen, wobei Scheffel den liebenswürdigsten aller Krankenwärter machte, mich mit Senfteig beglückte; am dritten Tag meines Stummseins wurde mir's unbehaglich, eine innere Stimme sprach deutlich: „Italien, dort kommt Deine Sprache wieder"; ich sagte: „Heute reisen wir"; denselben Abend fuhren wir schon dem Gebirge zu, wir waren beide stumm, ich war unendlich niedergeschlagen. Nach Mitternacht, als alles schlief, stieg der Mond herauf, und wir fuhren in das nächtliche Gebirge hinein; ich tat kein Auge zu. Morgens einhalb vier kam's an einen Berg, ich ließ den Wagen hinter mir und lief eine Stunde hinan, und da war's, wo mir die erste Beseligung kam, unten Nacht, ringsherum Totenstille, hoch über mir die bleichgeröteten Alpen, im weiten Kranze die Eisriesen, so rein gezeichnete, ich lehnte mich über die Brustwehr, und meine Gefühle waren unaussprechlich, als der Wagen kam, konnte ich den schlafenden Scheffel schon mit lauter Stimme rufen. Bis Mittag zog sich der Weg mühsam durch die Schluchten, bis plötzlich nachmittags, fünftausend Fuß unter uns, das ganze strahlende Inntal lag, dann rasch

hinunter, an der Martinswand vorüber, Innsbruck. Eine heiße, pfäffische Stadt. Die anderen zwei Tage durchs lange, heiße Tirol, bei Bozen die ersten Zypressen und Oliven. Gottlob, ich habe ein paar helle Augen im Kopf, die unmittelbar ins Herz führen, und so stehen meine Eindrücke wie geharnischte Männer in meiner Brust; und wenn ich bei Euch auf dem stillen Balkon sitze, dann will ich erzählen ganze Tage und Abende. . Anderen Tages an Padua vorbei, der heilige Antonius mit sechs Kuppeln, dann wird's Abend, Nacht, die Eisenbahn führt ins endlose Meer hinein, immer fort, da liegt Venedig, langgestreckt mit zahllosen Lichtern, als wolle es in der Nachtkühle baden. Gondeln liegen da, wir steigen ein, und geräuschlos taucht Palast auf Palast auf, verschwindet, wir kommen in Seitenkanäle, eng, schwarz, die Gondoliere bücken sich unter dunklen Brücken, rufen sich zu. Endlich hält's „buona sera", ein Kellner mit Licht führt uns in ein hellerleuchtetes Haus, wir fragen nach S. Marco. „Sempre diritto", und da stehen wir denn nicht wie die Ochsen am Berg, sondern wie Aladin mit der Lampe aus Tausendundeiner Nacht.

. . Die Venezianer sind ernst in ihrer Heiterkeit, und heiter im Ernst, sie brauchen nichts zu suchen, weil sie es schon haben. Wöchentlich zwei-, dreimal stürze ich mich ins Adriatische Meer und wasche alte Sünden ab, und von Tag zu Tag kommt mehr stille Heiterkeit, Ruhe und Klarheit über mich. . Doch jetzt zur Hauptsache, was ich arbeiten werde. Die ersten Tage war ich so unschlüssig natürlich. . Ich male Tizians Himmelfahrt. Meine Gründe dafür sind klar und logisch: Erstens, weil es das Schwerste ist; zweitens, weil ich weiß, für wen ich male. Der Ausdruck der Madonna ist so schön, daß er jedermann verständlich ist, dem deutschen Publikum. Die Glorie der Engel ist reizend, und bei allem dem ist das Künstlerische doch überwiegend. Drittens, weil ich meine Verpflichtung großartig lösen will; und daß dies dann die erste und letzte Kopie sein wird, und ich nachdem dann alles machen kann, was ich will. Viertens erwarten sie das nicht in Karlsruhe, und die Galerie kauft's. Ich werde später an Schirmer schreiben und mir unumschränkte Zeit ausbitten für mein großes Vorhaben. .

Bis Mittwoch ist eine herrliche Leinwand fertig, bis dahin habe ich noch nicht gewagt, dem Bild unter die Augen zu treten, aber dann frisch daran, je feuriger, desto besser. .

. . Meine Mappe wird Dir und der lieben Emilie ein dunkles Bild geben von der Pracht des alten Venedig, „ja wir gehen auf Marmor und wohnen in Palästen". Doch genug jetzt, ich lese Vasaris Michelangelo, der ist mir ein großer, breiter Hintergrund, den ich noch ergründen werde, einstweilen wirft er bloß einen großen Schlagschatten in das heitere Tageslicht der Venezianer.

. . Ein dunkler Punkt ist noch hier in meinem Leben, so sonnig und schön das ist, ob Du mir nichts verschweigst, wie sieht's mit Euren Mitteln aus? Ich bitte ganz offenherzig, es drückt und quält mich, schreibe mir darüber, ich freue mich, daß Du arbeitest ohne zu große Anstrengung, aber ich bin warhaft unruhig, daß Du mir



Anselm Feuerbach.

verschweigst, ob es nicht knapp geht, das schmerzt mich so, daß ich mit Gewalt oft die Traurigkeit verbannen muß. . .

Ich schicke ein Rosenblatt aus Tizians Gärtchen, eine Veranda führt aus seinem Atelier den Blick übers Meer, da liegt Murano, die Fischerinsel, und drüber seine zackigen Heimatsberge von Friaul.

Venezia, 16. Juni 1855. Dein Anselm.

Venezia, den 1. Sept. 1855.

Meine liebe Mutter!

. . Zuerst, so einsam ich mich fühle, so sei sie doch gepriesen, die Einsamkeit. Ich habe ein reizendes, elegantes kleines Stübchen; meine Aussicht ist über Bäume, das Meer, den Markusturm, und ein pezzo Dogenpalast und die Hauptsache, ich bin innerlich ruhig und zufrieden.

Es war mit Scheffel eigen: wir sind und bleiben Freunde und haben gegeneinander eine gewisse Achtung und Haltung beobachtet, die unsre Freundschaft dauernd macht, und doch tut mir jetzt die Einsamkeit wohl. Die Landschaft hat mich so stark und fest gemacht. Ich wage kein Urteil abzugeben über Scheffel; er kam mir innerlich trotz der Frische, krank in etwas vor. Man sah ihm ordentlich den Kummer an, mit dem er sein Wirken und meines verglich. Ich warf mich hier gleich in Tätigkeit und Schaffen, stieg auf dem Lande in Hemdärmeln mit der Palette herum. Er wartete in Deutschland auf Stimmung, dann dachte er Venedig sei der Ort, in Venedig-Toblino und von da trieb's ihn nach Meran. Ich verstehe diese Art sehr gut, aber sie geht gegen meine Natur, und gesegnet sei die Malerei! Da — wenn man keine Ideen im Augenblick hat — malt man nach der Natur und hat etwas Gutes getan. Hingegen die Leute, die immer etwas Geistreiches sagen müssen, liegen monatelang brach, und es ist auch dann keine eigentliche Arbeit, da man heutzutage in der Litteratur ja sagen kann, was man will.

Ich weiß nicht, ob ich mich klar ausgedrückt habe. Ich bin eben blos Maler und Künstler durch und durch, meine Unruhe wird immer geregelter und jetzt kann ich sagen, ich könnte der Kunst zulieb mein Leben opfern. Du glaubst nicht — weil ich in Worten nichts sagen kann —, wie klar mir der Weg geworden, den ich bereits durchschritten und wie bestimmt und fest gezeichnet und ernst der künftige ist. Das Rätsel mit den dreißig Schritten Distanz bei meinen Bildern wird bald gelöst sein. Doch ich muß mich kurz fassen, sonst wird der Brief wieder ellenlang: Die Assunta und gleichzeitig der Martire, klein, werden Anfang nächsten Monats fertig und gut.

Mein Wille ist unbeugsam und meine Hand hat das, was man Fertigkeit nennt; auch arbeite ich mit Lust. Dann möchte ich nach Parma, auf einen Monat, um den ersten aller Maler, Correggio, zu studieren; habe ich diesen erfaßt, dann werden meine Bilder keine Veroneses sein, denn Correggio hat alles, was ein Menschenherz bezaubern kann, Schmelz, Anmut, glühende Farbe. Aus diesen dreien heraus entwickle ich dann meine eigene Anschauung durch Naturmalen und richtiges Erfassen dessen, was in mir ist. Davon soll meine jetzige Malerei Zeugnis geben. — Gesegnet sei die Stunde, die mich Herr der Technik werden ließ, um jetzt dem Geiste unbeirrt

nachgeben zu können. Das habe ich eigentlich schon vor zwei Jahren gesagt und man hat es mißverstanden.

Vielleicht bleibe ich den Winter hier und male ein paar reizende Bilder. .

Doch wird sich alles zeigen. — Ein Hauptgrund, noch hier ein paar liebliche Sachen zu malen, ist der, mir die Mittel zu schaffen, daß ich nicht wieder ohne einen Kreuzer zu Euch komme. Meine Gesundheit ist tadellos, Arbeit den Tag und abends ruhiges Nachdenken, was das Beste sei, mich emporzurichten. .

— Eins habe ich jetzt heraus, daß unsere moderne Kunst nichts ist, als geschminkte Leichenpoesie. Und Gott gebe mir den Segen und die Kraft, mit Hilfe der Toten und dessen, was mir die Natur gegeben, noch einen Fußpfad, der zwischendurch auf den Olymp führt, zu finden. —

— Meine Einsamkeit ist mir so gut: ich denke scharf links und rechts und mir ist's ganz dämmerig, als tauche bald die Morgenröte der Erfüllung hervor. —

. . Meine Seelenleiden und Kämpfe in Paris und zu Hause waren namenlos; jetzt ist's vorüber, und meiner Natur hat nichts geschadet. .

. . Es ist eben wahr, Schmerzen, große, muß der Mensch haben, dann hat er auch große Freuden. Wer als junger Mensch nicht beides hat, der hat nichts. Gleichmäßige Ruhe muß eine Errungenschaft sein, keine Gabe der Natur.

Venedig, 14. November 1855.

Meine liebe Mutter!

Ich habe hier nicht ohne bittere Wehmut erfahren, daß Knaus die goldene, erste Medaille bekommen, ich habe so die Parallele gezogen zwischen ihm und mir. Mich lassen sie kopieren und halten mich wie einen Schüler, und ich habe so glühende Sehnsucht nach Unabhängigkeit und Freiheit! Ich bin mir ganz klar, was ein großer Übelstand in meinem Leben ist, das ist, daß es ein Zigeuner- und Nomadenleben ist. Siehst Du, jener ist und bleibt in Paris, umgeben von gleichstrebenden Künstlern hat er das Heft in der Hand, das Beste zu machen; ich habe jetzt für einige Monate ein stilles Atelier zur Sammlung der Gedanken, ein mäßiges Gehalt, muß aber, statt ruhig weiterschaffen zu können, nach Ablauf einer bestimmten Zeit, nachdem mir mein Atelier durch Bilder lieb geworden, alles zusammenpacken, fort, fort und wohin? An einen Ort, meine wo es aller Selbstüberwindung, aller Resignation bedarf, um sich einzugewöhnen. Jetzt richte ich mir wieder dort ein Atelier ein, male ein, zwei Bilder, schließe mich ein, um den Alltagsgesichtern zu entgehen, und verzehre mich insgeheim vor glühender Sehnsucht, in künstlerische Luft zu kommen. — Du wirst nach einigem Nachdenken

finden, daß darin eine bittere Wahrheit liegt und wie doppelt erschwert mir dadurch meine Ausbildung ist.

. . Mein Geist ist rastlos tätig, und wenn ich die hinterste Wand wegschiebe, so funkelt etwas durch die Spalten wie viel Licht. .

Dein treuer Anselm.

Venezia, 20. Dezember 1855.

Meine liebe Mutter!

. . Da ich mir nun heute vorgenommen habe, recht zu plaudern, so will ich Euch alles erzählen, wie es geht und steht, ein anderes Weihnachtsgeschenk als meinen guten treuen Willen und Sinn kann ich nicht geben. Zuerst mein Unwohlsein. Ich machte, mich am Kopfe der Poesie vergessend, einen Meistertritt vom Gestell herab in die Luft und vulgo auch zu Boden. Dieser Tritt, zu dem sich Erkältung gesellte, machte mir eine Drüsenanschwellung, zudem kam die gesammelte Aufregung und Alteration der letzten Zeiten, ein hitziges Fieber.

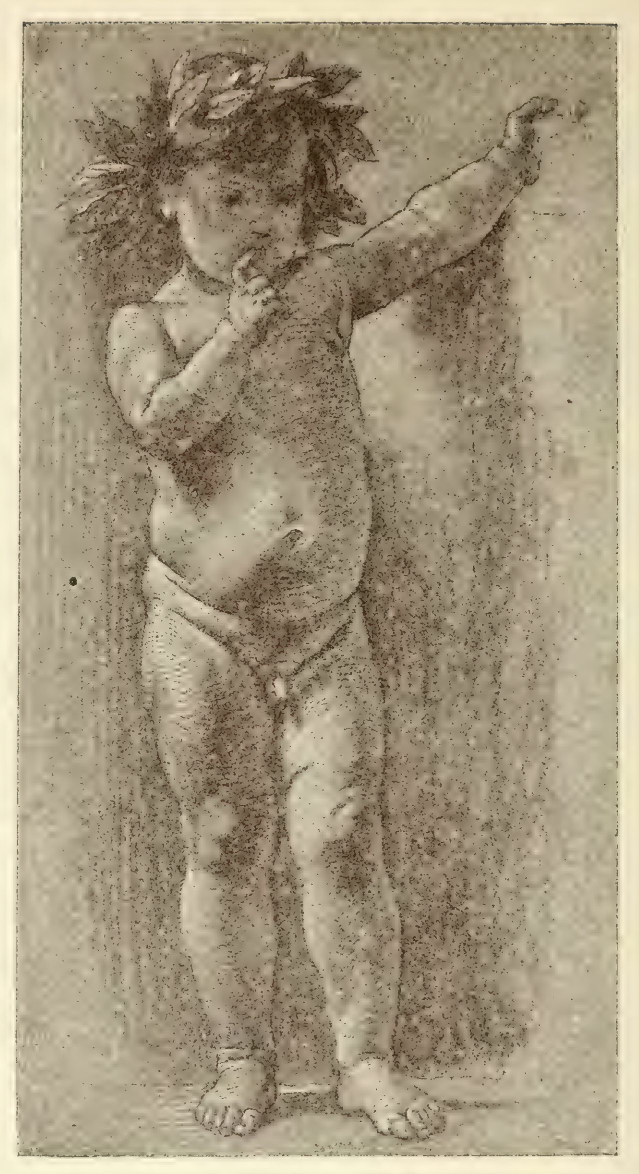
. . In besagter Ruhezeit nun gingen meine Ideen über meine Lage, Leistungen, früheren schlimmen Leichtsinnstage, worin ich Dir, liebe Mutter, so Kummer machte, was mir auch stets, ohne daß ich es ausspreche, eine innere Wunde bleiben wird, die keine Zeit mehr heilen kann, — in der Zeit nun gingen diese Ideen fieberhaft bunt im Kopfe herum. Ich dachte an Dich, daß Du jetzt, während ich mich wärme, draußen in der Kälte herumläufst nach Stunden; und was hat Dich soweit gebracht, meine verfluchte Sucht, große, bedeutende Werke machen zu wollen, während wir versorgt wären, wenn ich mehr dem heutigen Geschmack huldigte usw. Was malst Du an Poesien, wer will denn Deinen Dichtergarten und so weiter? Ich kam mir ordentlich verbrecherisch vor und meine Bilder alle fade und arrogant. Ich war entschlossen, sie aufzurollen, ein neuer Mensch zu werden, Geld zu machen, Geld und damit abzubüßen. — Siehe, wie gut solche Zeiten sind — heute trat ich als wieder stattlicher gesunder Mensch in mein verwaistes Atelier und, liebe Mutter, ich schlug mir an die Stirne und sagte mit Hafis: „Das ist kein Wahn." Hinten stand die Poesie in Lebensgröße mit der Violine, und es stand ihr an der Stirne geschrieben: „vollende mich, ich werde noch so dastehen, und wenn Du selbst längst begraben bist." Sie hat recht, sie soll auch fertig werden, ich habe einen heiligen Eid geschworen.

. . Und am Ende müßte ich sagen, daß, weil ich es wirklich so sehr ernst meine, das Schicksal mir gewiß helfen wird, und sei es nicht meinetwegen, doch meiner Bilder wegen. Es handelt sich um wenige Monate, und dann stehen sie in der Welt und der Segen kommt. . Ich kann und kann noch nicht für Euch das sein, was ich sein sollte, und ich denke immerwährend und bitte um Aufklärung, was soll ich armer

Tropf tun, um es Euch gut und bequem zu machen?

Von der Assunta habe ich nichts gehört. Ist sie noch nicht da? Ist sie ruiniert? Hat man sie beiseite gestellt aus Malice? Ist sie nicht gut genug? Was ich nicht glaube, da sie drei hier haben kaufen wollen, wie sie neben dem Original stand, und ich mich wirklich so geplagt habe. Über Aretin hört man nichts in Frankfurt, natürlich, o Hafis und Aretin, ihr zwei verwaiste Kinder eines Himmel stürmen wollenden Talentes! Der Dichtergarten wird, gottlob, heiter und klein. Warum haben Tizian, Raffael, Veronese, Murillo, Michelangelo nur lebensgroß gemalt? Weil es ihr Beruf war. Wo ist der Haken, in der Zeit oder im Talent, daß große Bilder ein Vorwurf statt eine Einkunft für den Schöpfer sind? . .

Dein treuer Anselm.



Anselm Feuerbach.

Rom, 15. Januar 1857.

„Meine liebe gute Mutter!

— Ich kann Dir mit heiterem Herzen sagen, daß Du die Sorgen meinethalben sollst fahren lassen. Deine geistige Kraft ist groß genug, solche Spanne Zeit wie die

jetzige zu überschauen und zu fühlen, wie trotz Stimmungen, Unruhen, Kämpfen etwas herauswachsen wird, was der vielen Kämpfe wert ist.

Ich bin in den Abendstunden in Dantes Vita nuova vertieft. Ich sehe daraus, daß die Herzen des 13. Jahrhunderts auch ängstlich geklopft haben, daß geistiges Schwärmen und zagendes Schwanken den jugendlichen Dichter zu untergraben drohten, und daß der Mann, der eine göttliche Komödie schreiben konnte, erst viel Schweres an Leib und Seele erfahren mußte. Wenn ich zurückdenke, daß ich in einer Kapelle von S. Maria Novella in Florenz den jugendlichen Dante und Beatrice mit eigenen Augen gesehen, so stehen mir zwei Bilder klar vor der Seele, die meinen späteren Jahren aufbehalten sind, das ist: das zweite Begegnen, im „Neuen Leben" und Francesca in seiner Hölle.

Doch das sind Hintergründe, die mir bloß abends in weiter, aber sicherer Ferne klar vor die Augen treten.

Daß mir Rom stündlich näher ans Herz wächst, daß es mir unentbehrlich werden muß, das wirst Du verstehen. Meine jetzigen Verhältnisse sind klar und bestimmt: ich lebe seit Monaten in größter Einfachheit, und mein Fleiß ist sich stets gleich geblieben und wird es, da ich mich heiter und körperlich wohl fühle, bleiben. Meine Bedürfnisse sind geringer, als gering, ohne daß ich je zu fürchten hätte, Mangel zu leiden. So geht es fort, und es wird kein Schritt rückwärts zu tuen sein.

. . Die Bilder untermale ich auf meinem Zimmer, dann zeichne ich die einzelnen Gruppen auf einen Bogen und führe sie alle durch nach der Natur, wie man die Raffael'schen Studien hat; das geschieht auf dem Atelier eines Freundes, welchem mein Emporkommen am Herzen liegt, der von mir lernt und mir das Modellgeld vorschießt, bis ein Bild zu höherem Preise verkauft ist. Habe ich diese Studien nun, dann schließe ich mich wieder in meine Kammer und vollende. Einfacher und praktischer kann man's nicht machen. Bei den vielen Sachen hält mich immer eines für das andere frisch.

— Im Frühjahr und Sommer wird das Verdiente wieder in besseren Schöpfungen angelegt und so weiter.

— Ängstigt Dich meine Existenz, wirf es von Dir, das ist nicht der Rede wert gegen das, was mir noch zu tun übrig bleibt. .

München, Oktober 1860.

Auf mir ruht noch immer der Dämon der Unentschlossenheit. Ich habe wahrhafte Sehnsucht, an die Arbeit zu kommen. Vorgestern Abend wurde mir allerseits zugesetzt, den Winter hier zu bleiben. Professor Schwind, mit dem ich von früherher ganz auseinander war, hat sich den ganzen Abend aufs herzlichste mit mir unterhalten. Gestern war ich bei ihm und ich muß ihm, trotzdem er nicht malen kann, den Preis geben

vor allen andern. Er ist wirklich der genialste der mir noch vorgekommen. Spät in der Nacht, nach dem Abendessen, ließ er die Musiker, welche bei Tafel gespielt hatten, noch ein Quartett von Haydn machen. — Er findet es schlimm, daß ich bloß vom Verkaufe meiner Bilder leben muß und meint, es hätte einen bessern Klang, wenn ein Bild aus München, als aus Karlsruhe komme. . .

In ruhigen Augenblicken will michs bedünken, als ob mein Farbensinn feiner sei und mein Streben, mein Weg immer derselbe bleiben müßte, um ein großer Künstler zu werden, oder zu sein. Allein diese Perioden der Unentschlossenheit, die ich nur meiner Erfolglosigkeit zu verdanken habe, ruinieren mir gar zu viel. Alles arbeitet darauf los und nur ich bin auf dem Punkte, nicht zu wissen, wohin ich meinen Stab lenken soll. — Die Untätigkeit ist mir wahrhaft verhaßt. — Morgen sehe ich mich nach Atelier um, obgleich bei kalten leeren Wänden sich der Genius nicht einstellen dürfte; nur um alles zu versuchen.

Daß in München doch eine Künstlerluft ist, tut wohl gegen Frankfurt und Karlsruhe.

Ich habe nun immer mehr die Überzeugung, daß mein Weg ein feiner und bedeutender ist, daß ich wohl so fortfahren muß; doch ist mit der Energie nicht alles getan und daß ich dabei immer arm bleiben werde, scheint außer allem Zweifel. Hier sind die gegensätzlichsten Richtungen; in meiner liegt eigentlich alles versöhnt. — Daß ich Rom wiederbetreten werde, steht fest in meiner Seele; möchte ich doch bald dieser zweifelnden Ungewißheit enthoben sein.

Es ist zum Verzweifeln, alles will mich haben und niemand bietet etwas.

Es kann sich kein Mensch mehr Vorwürfe über diese Unschlüssigkeit machen, als ich selbst, ich verfluche sie und werde deshalb doch nicht klüger. —

Der Gedanke an ein großes Werk in Rom steht unverrückt fest in meiner Seele und die Zeit wann, kommt nicht einmal so sehr in Betracht: nur dürfte es nicht zu lange anstehen.

Schwind ist der einzige echte Künstler, bei den andern sind es frappante photographische Studien, wobei das Detail immer besser ist, als die Gestaltung.

Mein Studium des Menschen ist heutzutage eine brotlose Kunst.

Schwind nahm mich gleich unter den Arm und schimpfte furchtbar über meinen Hafis. . .

Zweite Hälfte Oktober.

. . Ich habe gestern einen sehr schönen Tag verlebt, Vormittags in der Galerie, Nachmittag und Abend mit Schwinds Familie. Er hatte die Güte, mir die sieben Raben zu zeigen, ein Werk so köstlicher Genialität und so ergreifender Lieblichkeit, daß ich ganz selbst verzaubert bin. Ich glaube, daß sich niemand der Thränen

erwehren kann, wie am Schlusse die langersehnten Kinder, als Jünglinge herangesprengt kommen und den Scheiterhaufen, auf dem die Schwester steht, umringen. Es hat mich lange nichts so ergriffen. Schwinds haben mir sogar ihre Villa angeboten am Starnbergersee, für den Winter, wo Du auch hinziehen sollst. Doch das sind Träume. Du siehst daraus, wie herzlich man hier gegen mich ist. Ich habe hier viel gelernt und bereue keine Stunde, die ich hier verlebte. Ich habe jetzt noch einige Zeit zum Zuwarten: dann gehe ich, aber für nicht länger als anderthalb bis zwei Jahre; dann will ich an ein fröhliches deutsches Schaffen gehen, weil ich fürchte, in Rom Hypochonder zu werden.

. . In Schwinds Sachen weht ewige Jugend und ein Duft, daß ich mich wirklich mit all meinem Talente tief unter ihm fühle.

Ich werde hier kein Atelier finden und dann heißt es nächste Woche fort.

Es gehen mir nach und nach die Augen auf; ich habe viel gelernt und bin ein feiner Künstler — aber ob ich je so sprudeln lassen kann wie Schwind, daran zweifle ich.

Ich glaube, daß sich in meinem Innern etwas umgestaltet und ich werde auch in Rom andere Sachen machen. Schwind sagte mir, er habe nach langen Kämpfen endlich so viel, daß seine Familie nach seinem Tode leben könne.

Man sagt hier, daß die Polizei in Karlsruhe die Künstler scharf bewache wegen der Modelle!!!

Gönne mir noch die paar Tage ruhigen Betrachtens, der Abschied kommt früh genug. Ich will dann doppelt und dreifach fleißig sein. Später komme ich dann nach München, wo ich mich an Schwind anschließen will. Ich kann lernen von ihm, wie man heiter bleibt und gesund. Meine Farbe bleibt mir immer. Ich halte ihn für den Ersten und bloß, weil er das Herz bewegt mit seinen Sachen.

Rom, 8. Mai 1861.

Eine große Iphigenie steht bereits da, nach langem Suchen entworfen bei Hagel und Sturm; sie soll ganz Deutschland bereisen und wird mir alle Herzen gewinnen. Dann habe ich eine zweite entworfen, ganz anders, aber gleichbedeutend. — Die erste, ganz weiß gekleidet, tritt heraus aus dem Wald und hält im Schreiten inne beim Anblick des brandenden Meeres. — Die zweite lehnt sich an die Säule und ist ganz versunken im Anblick des Meeres und in Gedanken an die ferne Heimat. — Das, liebe Mutter, hat auch seine Berechtigung, und meine Art zu ringen, wie ich nach langem Suchen den Nagel auf den Kopf treffe, ist ein Kampf, der nur auf klassischem Boden ausgefochten wird. Habe ich diese Aufgabe erledigt, dann nehmt meinen Leichnam und schleift ihn hin, wo's auch ist.

— Wenn ich so den Winter fortmache, komme ich mit Lorbeeren nach Hause, während, wenn ich jetzt gehe, bringe ich nur Trümmer mit.

Rom, 11. August 1861.

— — — Mein Seele ist voll Bildern, die gemalt werden müssen. Das Andre ist mir langweilig und peinigt mich und darum muß ein Ende gemacht werden. Also bitte ich um folgendes: Bist Du nicht willens, meine Sache mit Kopf und Herz persönlich zu vertreten, so schicke mir die Konzepte. Sie sollen kurz und klar sein, keine Bittschriften. — Dann schicke ich sie umgehend ab. Das an Kreidel bloß so: Er möge mein Schreiben S. K. H. unterbreiten. Das an Großherzog so: „Ich habe den dringenden Ruf nach Weimar ausgeschlagen, will im nächsten Sommer nach Karlsruhe kommen, wenn mir Titel und Gehalt wird." Das, liebe Mutter, bringe in Form, und dem Teufel seine Großmutter kann Amen dazu sagen.

Mir ist und bleibt das Leben eine Affenkomödie, in der man eben berufen ist, seine Rolle zu spielen, solange die Geduld reicht. Mir meine Bilder abkaufen und das Geld schicken und zwar bald, das ist was ich brauche. — Mir ist immer so zu Mute, wie einem genialen General, der den Feind schlagen soll und keine Armee hat.

Rom, 22. September 1861.

Es kömmt kein Brief, keine Zeile! Rothpletz hat nichts geschickt! Ich bin dadurch nach allen Seiten hin kompromittiert. Die letzten Tage fürchtete ich, ernstlich krank zu werden.

In vierzehn Tagen kann ich zwei wunderbare Bilder schicken. Das sind mit der Iphigenie und Pieta neun unverkaufte Bilder! Es gibt nur zwei Dinge, entweder ich lege die Hände in den Schoß, oder ich arbeite, und wenn ich arbeite, brauche ich Geld. — Ich kann nicht leugnen, daß auf diese Weise für mich bald nichts mehr nötig sein wird.

— Ich habe in der letzten Zeit im Fieber gearbeitet, im Ekel vor meinem Vaterland!

— Ich stehe jetzt in vollster Blüte und muß meine Nächte schlaflos zubringen, weil mir siebenhundert Franken ausbleiben, während ich für zwanzigtausend gearbeitet habe! Kann man mir die Schuld geben! Oder ist es nicht mein lumpiges Vaterland mit seiner Groschenrechnung?

— Was mich am Leben hält, sind meine neuesten Sachen, ich bin beglückt, denn sie werden stehen bleiben, auch wenn mein Lumpenleben ein Ende hat.

— Ich schreibe angesichts meiner Bilder, und die vergangenen Abwartejahre stehen mir wie Gespenster vor der Seele. Ich mit meiner heißen Leidenschaft wäre fähig, alle vierzehn Tage ein Bild zu malen und muß mich in meinen besten Jahren aufs Abwarten legen!..

Rom, 1. Februar 1862.

. . Die abendliche Gesellschaft sagte mir gar nicht zu, und so bin ich die Abende und die langen Nächte allein mit meinen Gedanken. Ich habe vor drei Tagen an Dich geschrieben und schreibe heute nur, um mit Dir reden zu können.



Anselm Feuerbach.

Riedel war bei mir und schien entzückt von der Großartigkeit des Bildes. Tags drauf ging ich ihn besuchen und bat ihn, mir auszuhelfen. Die Art, wie er mir es versprach, zu tun, hat mir wenig gefallen. Bis heute habe ich noch nichts. — Das ist aus mir geworden, ich, der ich den letzten Bajocco für die Kunst opfere! Das ist mein Kredit nach so viel Jahren des Strebens, sowohl in der Heimat, als hier!

— Ich schreibe heut ganz kalt und ruhig. Mein Angesicht bekommt Ihr nicht mehr zu sehen. Ende dieses Monats schicke ich mit der Pieta fünf Bilder; ich hoffe, ich werde die Kraft haben, das Bild zu vollenden. Dann werde ich mich ganz in der Stille aus der Welt schaffen. — Es ist mein bitterer Ernst, was ich schreibe. Ich bin gar nicht desperat, sondern ich habe keine Lust mehr auf diese Weise. Meine Bilder werden dann teuer verkauft, so daß Euch in der ersten Zeit nichts mangelt, auch werdet Ihr dann die große Ehrenschuld, die vielleicht 200 Skudi beträgt, bezahlen können.

Ich sollte nicht so schreiben, aber ich habe seit 14 Tagen nachts kein Auge geschlossen. . . Ich bin nicht feig, noch zaghaft, aber ich kann ohne Geld nicht leben. Vielleicht hebe ich mich, ich muß leidend sein und krank; vielleicht gibt es sich, hoffen wir!

Ich sollte Dir Trost, die Stütze Deines Alters sein und tue nichts, als Dich betrüben. Liebe Mutter, verzeihe mir alles, alles. Mein Herz ist nobel, aber vielleicht zu weich für Prüfungen derart. Es wird vielleicht alles noch gut, noch ist nicht aller Glaube an meinen Stern gesunken.

— Wenn Du vielleicht glaubst, daß alberne Liebesgeschichten mit im Spiele sind, so bist Du ganz im Irrtum, es ist nichts von all dem. Ich arbeite und wenn ich arbeite, brauche ich Geld, und wenn ich so im Stiche gelassen werde, komme ich keinen Schritt weiter und jeder Tag ist reiner Verlust.

Liebe, teure Mutter! Du bist meine einzige wahre Freundin und Du liebst mich, trotz dem Kummer, den ich Dir verursache. Gott wird mir Kraft geben, Dich nicht noch ärger zu betrüben.

Ich will versuchen, Montag weiter zu arbeiten. —

15. August 1863.

Kurz folgendes: Gib die Poesie zu 400, eines der Kinderbilder zu 700 fl. her, die Iphigenie zu 2000 Franken. Da mein Talent mein Kapital ist, so bin ich gezwungen, mir Ruhe zu verschaffen, sonst verstört sich mein Geist. — Ich bin arm und verschuldet, und jeder Lump, dem ich unter weniger wahnsinnigen Verhältnissen einen Tritt geben würde, darf meine Ehre angreifen und über mich sprechen.

— Die ewigen schlaflosen Nächte zerrütten mir den Verstand. Es ist Pflicht gegen mich selbst, so bald als möglich zur Arbeit zu kommen, wenn nicht, so gebe ich die Kunst auf und verschwinde von der Bühne und lasse andern das Nachsehen.

So rächt sich die Untätigkeit des Vaters am Sohne, der bei aller Anstrengung, immerwährender zusetzender Bestrebung, nicht einmal sein Brot verdienen kann.

— Es ist hier nicht von Wut, Verzweiflung etc. die Rede, sondern ich brauche Mittel. Die Welt macht die Prätension, daß ich das Höchste leisten soll, und wenn ich das Schönste gemacht habe, so dient es nur dazu, daß ich ins Elend komme! Dann ist mein Charakter schuld, dann habe ich da und da gefehlt — was soll einen dann vor Wahnsinn schützen!

Wenn ich einmal satt der Sache und tot bin, dann lasse diesen Brief meinetwegen drucken.

Das Gute, Edle, wahrhaft Schöne liegt so nahe, so nahe; nur ein wenig mehr Vernunft der Verhältnisse!

Sollte Dir scheinen, daß ich die Dinge mit zu wenig Ruhe ansehe, so mögest Du bedenken, daß ich ganz allein bin mit meinem immer schaffenden Kopfe und daß ich geliebt und getragen werden muß, sonst bin ich grenzenlos unglücklich. — Ich habe nichts als meine Kunst und die geht ja unter, wenn ich nicht arbeiten kann.

Lassen wir alles, alles, es ist mein Schicksal; ich bin der Erste nicht.

30. März 1866.

Seit zwei Tagen bin ich von Neapel zurück.

Den holdseligen Eindruck Pompejis, des Meeres, der Bronzen und Vasen zu schildern ist unmöglich. — Ich habe an hoher Anschauung gewonnen und mich dem reinsten Genusse hingeben können und ich habe innerlich geschworen, daß die Kleinheit und Erbärmlichkeit meines Vaterlandes meinen Geist nicht mehr behelligen soll. Durch die stillen Straßen Pompejis zu wandeln, in die heiteren, bemalten Häuser hineinzusehen, jetzt nur bewohnt von kleinen Eidechsen, flüchtige Durchsichten des Meeres, der Himmel und das schönste Gebirge der Welt, das sind Dinge, die sich unauslöschlich ins Herz graben.

Bei meiner Rückkehr habe ich zu meiner großen Freude Anklänge daran, unbewußte, in meiner Kunst gefunden, die sicher das Richtige gewählt hat und die, wenn nur die äußeren Verhältnisse sich günstiger gestalten, einen hohen Aufschwung nehmen wird. —

Rom*), 23. September 1873.

Ich werde übermorgen abreisen. — Von meinem hiesigen Aufenthalte, so kurz er war, bin ich vollständig befriedigt. Ich habe hier Ruhe und inneres Schaffen wiedergefunden, enfin, meinen Standpunkt, und kann nun getrost nach Wien gehen. Ein Bild habe ich ganz vollendet. — Das Atelier habe selbstverständlich auf zwei Jahre mir gesichert, so gewinne ich übernächsten Winter vier bis fünf Monate, bis der neue Akademiekasten fertig ist.

Ich habe hier meine alten Freunde gefunden und habe fortwährend eine innere Heiterkeit empfunden, wie es draußen nicht möglich ist.

— In Berlin wird das gräßliche Wernersche Bild unter die Siegessäule in Mosaik, er selbst zum Direktor der Akademie gemacht. Daraus kannst Du endlich ermessen. . . . Dieselben Leute, die die Macht haben, die Talentlosigkeit an die Spitze zu stellen, haben sie auch, wirkliche Talente zu schädigen.

Ich habe reiflich nachgedacht und erwarte nun den ersten Erfolg, um entschieden an das Aufgeben von Deutschland zu denken; es wird nachgerade Ehrensache, und zwei Jahre früher oder später tut nichts zur Sache. Deshalb könnte ich auch nichts schicken, es geht mir gegen den Pelz. Im ersten Moment, sowie ich über Kapital zu verfügen habe, werde ich handeln, und zwar rapid. —

*) Feuerbach bekam im August desselben Jahres einen ehrenvollen Ruf an die Kaiserliche Akademie der bildenden Künste in Wien, den er freudig annahm.

Wien 1874.

Obwohl wir uns in wenigen Tagen sehen, möchte ich doch noch einige Punkte berühren.

Da es nun offiziell konstatiert ist, daß eine Feuerbachschule existiert, sogar eine blühende, trete ich jetzt in ein neues Stadium. Habe gestern wieder einem Schüler ein Stipendium verschafft. Sieben Schüler haben durch mich 3600 Gulden eingenommen, vier davon Preise erhalten. Durch mich sind außer den zwei vorhandenen acht Ateliers geschaffen worden, im Ganzen zehn. Ferner 3000 Gulden mehr Modellgeld.

Nach reiflichen Besprechungen werden wir in Heidelberg ein schriftliches Programm, den Plafond betreffend, aufsetzen, unter welchen Bedingungen ich mich einer unsympathischen Aufgabe unterziehe; sie werden derart sein, daß wir behaglich weiter duseln können; die Hauptbilder zur Einweihung, das Nebensächliche im dritten Jahre.

Mein Buch hat drei Kapitel und geht vorwärts. Da es nur Tatsachen sind, ist es von so kapitaler Lächerlichkeit, daß ich nicht mehr nach Deutschland dann kann.

— Der Aufschwung der Akademie ist nun ministeriell bestätigt, und wenn auch mein Name spärlich genannt wird, so denkt ihn sich ein jeder.

— Alle Schüler sind gekommen und haben mir gedankt und es haben neue sich gemeldet; werde sie schwer wieder los. Stehe auch in Korrespondenz mit denen, die in Italien sind.

Wien, 23. Oktober 1874.

— Hansen hat mich zu Eitelberger geschickt, dieser ans Ministerium, dieses an Oberbaurat Schwendenwein, dieser wieder an Eitelberger, dieser heute morgen an Zumbusch, und gestern erfuhr ich, daß sie für die innere Decke, bestehend aus neun großen Bildern, 30 000 fl. haben und ich, wenn ich mir Mühe gäbe, 40 000 heraustreiben könne.*)

Herrn Zumbusch habe ich erklärt, da ich so wie so ein ruinierter Mann bin, bei solcher Führung würde ich, wenn ich jetzt abtrete, mich vor ganz Deutschland blamieren, daß aber nach Schluß der Arbeit mich ein Engel nicht mehr in Wien halten könne. Ich will nicht ins Irrenhaus oder zum Selbstmord gedrängt werden.

— Ich habe mein ganzes Leben mit solch häßlichen Dingen zu tun gehabt, daß ich auch hierüber hinauskommen werde, es ist nur, daß man auf alles gefaßt ist.

Ich tue alles, was sich mit der Menschenwürde äußerst verträgt und wiederhole, daß es besser ist, jetzt alles durchzumachen, als später.

Alles dies hätte man mir vorher sagen sollen.

— Ich bin ruhiger, als ich es den Verhältnissen nach sein dürfte. — Wenn man überhaupt nur alles überschaut, gleichviel, ob schlecht oder gut.

*) Feuerbach hatte für den ganzen Plafond den Preis von 75 000 Fl. gestellt; er einigte sich später auf 40 000 Gulden.

— An den Schülern selbstverständlich wird der Zorn nicht ausgelassen, aber Revanche will ich noch bei Lebzeiten und bekomme sie auch.*) —

**) Letzter Brief an seine Mutter.

Venedig, 21. Dezember 1879.

Mein Briefchen mit der Karte wirst Du bekommen haben. Deinen Brief vom 17. habe ich mit Dank erhalten und hoffe, daß Dich dieser Gruß zum Weihnachtsabend erreicht.

— Über mich beruhige Dich vollständig, ich bin als einzelner Mann im Gasthause besser versorgt, als in Privatquartieren. Fühle ich mich nicht wohl, so holte ich mich ruhig, da ich nichts zu forcieren brauche.

Meine Arbeiten sollen ruhig stehen bleiben. Doch möchte ich, sobald es die Witterung erlaubt, etwa März, auf einige Zeit hinauskommen; ich habe doch viel mit Dir zu besprechen. Dann auch muß die Wiener Wirtschaft auf alle Zeiten gebrandmarkt werden. Die Welt hat es nicht um mich verdient, daß ihr auch nur der kleinste Teil ungestraft durchgehen soll. Ich habe es in der Hand, sie lächerlich zu machen, gemein und unredlich. Ich glaube, daß es keinem Ministerium ungestraft erlaubt sein kann, ein Bild für 18,000 fl. zu bestellen, um es aus persönlicher Rankûne in die Rumpelkammer zu tun. —

Davon später; lassen wir's heute...

Im Atelier sieht es groß und stattlich aus. Im Hintergrund auf der großen Staffelei steht der Prometheus. Durch Aufhebung des abgeschmackten Ovales wird es ein großes, mächtiges Galeriestück, ein anderes Bild. Ich gewinne an Landschaft und Figuren und es hat denselben Linienzug, wie die meisten meiner Bilder. Einige zu große Nacktheiten hebe ich auf.

Vorn steht im Atelier das Hauptstück, das Konzert. Ein Galeriestück von vier Meter Höhe im Rahmen. Letzterer ist ein Meisterstück von durchbrochener Renaissanceschnitzerei, dabei ganz leicht. Dunkelbraun und ein goldener Lorbeerstab, darin ruht der weiße Marmortempel...

Das ungefähr, liebe Mutter, wäre so ziemlich alles, was zu sagen ist; die Hauptsache ist, daß Du für Dich sorgst in jeder Beziehung, denn ich kann nicht leugnen, daß ich im Gemüte recht sehr angegriffen bin, so daß ein häusliches Unglück nicht mehr zu ertragen wäre.

Wir haben bereits über diese Dinge gesprochen. Einstweilen steht wieder ein großes Kapitel da in meinem Atelier.

Ich schreibe bald wieder. Dein Anselm.

---

*) Am 14. Juni 1876 kam Feuerbach um seine Entlassung von der Wiener Akademie ein. Das Entlassungsgesuch wurde vom Ministerium abschlägig beschieden und in einen Urlaub auf die Dauer des laufenden Jahres umgewandelt. Feuerbach kehrte jedoch nie mehr nach Wien zurück.

**) Feuerbach wurde 14 Tage später tot im Bett seines Hotelzimmers in Venedig aufgefunden.

Hans v. Marées

geb. 24. Dez. 1837 in Elberfeld, gest. 5. Juni 1887 in Rom.
Er war Schüler Steffecks; lebte in Berlin, München und Italien, von 1873 an kurze Zeit in Florenz und dann in Rom.

An Konrad Fiedler.

Rom, 2. März 1869.

Um meine Nachlässigkeit wieder gut zu machen, übersende ich Ihnen die Liste der bis jetzt angefertigten Photographien der Stanzen. — Ich treibe mit wenig Ausnahmen täglich spanisch, trotzdem ich auch außerdem sehr fleißig bin. — . . Bei Feuerbach dampft es jetzt ein wenig: die Gegenwart und Gesellschaft anderer kleiner Menschen belästigt und beleidigt: so auch die meine. Ich wünsche ihm sicher neidlos die Anerkennung, die er wünscht; doch da die, die ihm gebührt, ihn nicht befriedigt, so mag das schwer sein; es ist doch nicht zu erwarten, daß seinethalb andere ihr eigenes Ich vergessen. Doch es hat ja jeder seine Schwächen und wenige hervorstechende Eigenschaften: darum immer die letzten in Ehren!

Hier in Rom geht's gut zu. Wer nicht in Clique steht, lebt wie ein Einsiedler; wer es damit hält, muß auch die Kabalen mit in Kauf nehmen.

. . Es scheint fast, als brächten die Deutschen nur ihre Gehässigkeit und ihr Krähwinkeltum in's Ausland und ließen alle anderen Eigenschaften daheim.

An Adolf Hildebrand, Bildhauer.

Paris, den 23. Juli 1869.

Lieber Hildebrand!

Mit den Sehenswürdigkeiten von Paris wäre ich nun auch glücklich durch. Deren sind nicht gar so Viele, wenn man die Sammlungen im Louvre abrechnet. Es war mir sehr interessant einmal die Produktionen der modernen französischen Künstler in größerer Anzahl beisammen zu sehen. Wenn man auch im einzelnen vieles Lobenswerte sieht, so habe ich doch kein Werk gefunden, welches eine absolute Meisterschaft documentirte und somit also nichts, was einem zum Vorbild dienen könnte. Die alte Gemälde-Galerie dagegen ist eine der schönsten, die es gibt; namentlich ist sie fast die einzige, die authentische und gut erhaltene Bilder von Leonardo hat. Während der wenigen Zeit, die ich bis jetzt auf die Sammlungen der Sculptur verwendet habe, haben die beiden Sklaven von Michel Angelo mein Interesse am meisten in Anspruch genommen. Und zwar scheint es mir nicht der Typ zu sein, wodurch sie zuerst in's Auge fallen, sondern vielmehr durch die Glaubwürdigkeit der Darstellung. Man erkennt

sofort, wo die knochigen und wo die fleischigen Teile sind; dadurch vergißt man das Material, das Handwerk, man sieht Lebendiges. Und das ist das erste Erforderniß eines Bildwerkes, wenn es mehr als decorativ sein soll. Die Natur erregt unter allen Umständen Teilnahme, und nicht die Vollkommenheit des Vorbildes, sondern die Vollkommenheit des Verständnisses macht eine Sache zum Kunstwerk. Doch will ich hier nicht zum Privatdozenten in der Bildhauerei werden. Nur erlaube ich mir noch Eines zu bemerken, daß es nämlich nichts unzweckmäßigeres und überflüssigeres gibt, als daran zu denken, wie schnell man wirklich vorwärts kommt und wie schnell man weiter kommen könnte. —

Was hier votrefflich ist, ist das Theater, und das habe ich auch ausgenützt. Wir werden bis zum 31. dieses Monats in Paris bleiben....

An Melanie Tauber.

Neapel, 18. Juli 1873.

.. Sie müßten eigentlich wissen, daß ich Versprechen selten halte, mich aber hie und da bemühe, mehr zu leisten, als ich verspreche. Bei einer gewissen Fähigkeit, mich in die Lage Anderer hineinzudenken, ist es ein Zug meines guten Herzens, daß ich Ihnen bisher nicht wissentlich Langweile bereitet habe. Doch kein Mensch entgeht einem Schicksale und selbst Sie nicht. So hören Sie denn! Die erste Bedingung, um in einer Kunst etwas Gutes zu leisten, ist der Takt. Hier stehe ich nun schon da wie Faust. Denn um zu erklären und deutlich zu machen, was ich damit meine, müßte ich schriftlich viele, viele Seiten ausfüllen, wobei dann allerdings sich auch herausstellen würde, daß eben dieser Takt die erste und auch die letzte Bedingung zu allem künstlerischen Treiben in sich schließt. Ist man sich nahe, so bieten sich tausend Gelegenheiten dar, die Einem den Ausdruck der eigenen Gesinnung und Meinung erleichtern; und auch wenn man lange zusammengelebt, kann Einer dem Andern mit wenig Worten viel sagen, doch so auf distance zu wirken, befällt mich doch bei meiner mangelhaften Ausdrucksweise eine gewisse Furcht, mißverstanden zu werden. Und zumal bei einer Kunst, die Dinge sagen soll, für die keine Worte gemacht sind. Bei der größten Achtung für Ihre Auffassungskraft. Indessen erscheint es mir ganz richtig, daß Sie jetzt ein Stilleben malen. Ich mache Sie piccola pittrice (verzeihen Sie diese Interjection) darauf aufmerksam, daß Sie dabei niemals einen Gegenstand für sich betrachten, sondern stets beobachten, wie sich derselbe zu seiner Umgebung verhält, sei es nun in seiner Begrenzung, d. h. Form, oder auch in der Farbe. Wenn Sie sich das zur Gewohnheit machen, so werden Sie bald dahinter kommen, daß man rund malen kann ohne zu modellieren. Unser Auge nimmt zunächst in der Natur nur verschieden begrenzte und

gefärbte Flecken wahr und nur unsere Erfahrung und unser Wissen lassen uns auch die ganzen Gegenstände erkennen. Schon die bloße naive Nachahmung dieser Flecken bringt stets eine gewisse Täuschung hervor. Davon würde ich an Ihrer Stelle ausgehen, weil Sie auf diese Weise zuerst dazu kommen, die Mittel, mit denen man nachahmt, zu beherrschen. Ganz falsch ist es, sich die Manier, die Handgriffe eines Andern anzugewöhnen, weil man sich damit einen Block zwischen die Augen und die Natur, der besten Meisterin setzt. Es versteht sich ganz von selbst, daß auf diese Weise kein erschöpfendes Bild gemalt wird, doch wollen wir heute bei diesem Punkte stehen bleiben, weil sich dann nach und nach aus diesem rohen Block etwas Feines herausmeißeln läßt. Es kommt auch darauf an, ob Sie an das, was ich sage, glauben können: das ist eine conditio sine qua non. Also denn nach dem italienischen Sprichwort chi va piano arriva sano, wer langsam geht, erreicht sein Ziel gesund. . .

(Unterschrift) Der arme, jetzt ein wenig gebratene Teufel, Maresele genannt.

An dieselbe.

Neapel, 19. Sept. 1873.

. . Uebrigens bin ich auch nicht direkt der Ansicht, daß der Schnurrbart das allein seligmachende Mittel zum Leisten ist; jedoch sind den Frauen größere Hemmnisse in den Weg gelegt. Vor allen Dingen hinderlich ist es ihnen, daß sie vorzugsweise und in erster Linie Damen sein wollen, mit anderen Worten die Männer mehr vom Leisten abhalten, anstatt sie darin, wie ihre Geschlechtsgenossinnen, die Musen, anzueifern und zu bestärken. Wer etwas leisten will, darf den Teufel darnach fragen, was man sagt, sondern muß unverrückt sein Ziel vor Augen haben; und das soll nicht ganz leicht sein. Man muß sich mehr für eine Sache als für die Leute interessieren. Vor allem aber muß man lernen, das Gute vom Mittelmäßigen zu unterscheiden; daß ist der einzige Weg zum Heil. Glauben Sie nicht, daß ich Sie einschüchtern will, sondern ich geben Ihnen nur zu überlegen, was doch erwähnenswert ist. Bei allen Leistungen von dauerhaftem Werte spielt der Charakter eine größere Rolle als man glaubt. Das größte Hindernis bleibt stets die gute Gesellschaft; um comme il faut zu sein, bedarf es nicht mehr Verstandes, als der eines Nußknackers, während die verlangten, erbärmlichen Rücksichten den Gescheiten seiner besten Zeit und besten Gedanken berauben. Ein Mann kann sich über dergleichen Dinge mit Leichtigkeit hinwegsetzen; aber einer jungen Dame dürfte das schon eine schwierige Aufgabe sein, wenn auch nicht unmöglich. So, für heute erlassen Sie mir die Fortsetzung meiner Predigt; Sie müßen wissen, daß ich heute schon eine lebensgroße Giovinetta in einen Orangenhain gesetzt habe, am liebsten wäre es mir gewesen, ich hätte Ihr liebes Konterfei statt dieses machen können. Aber Ihre Photographie ist zu sehr verschieden vom Original. —

An dieselbe.

Juni 1877.

... Das Schicksal hat mir doch die große Gunst erwiesen, daß ich auf weite und nicht gemeine Ziele lossteuern durfte. Im großen und ganzen habe ich die Zeit nicht unbenützt vorüberziehen lassen; ich habe manches erworben, was vielleicht nicht zu verachten ist. Ich habe nicht planlos gelebt, und die Zeit nähert sich, in der sich das zeigen wird. Von Natur nicht ohne Mut, beseelt von Glauben und bewährt mit festen selbsterrungenen Ueberzeugungen hat mich der Blick in die Zukunft nie zittern gemacht. — Von Haus aus hielt ich es unter der Würde meines Berufes, der ein edler ist, denselben zum eigentlichen Erwerb zu mißbrauchen, obgleich es mir oft, wenn ich wollte, nicht so schwer wurde ...



Hans v. Marées.
Nach einer Photographie von E. A. Seemann, Leipzig.

— Und so hätte ich vor der Hand weiter nichts zu sagen, als daß die Büste*) heute abgegangen ist, mögen die starren, harten Züge derselben, weil sie die Hülle eines weichen, treuen und zarten Gemütes sind, nicht unwillkommen sein. Der Pallas die gebührende Verehrung und Kniebeugung von ihrem getreuen Ritter Hans.

*) Der Abguß wurde bei einem Umzuge zertrümmert.

(wahrscheinlich März 1878.)*)

Lieber Fiedler!

Trotzdem ich nicht an der Reihe bin und trotzdem ich in gewissen Dingen prinzipiell schweige, so will ich Ihnen gegenüber doch einmal reden. Ich kann Ihnen jetzt mit Bestimmtheit mitteilen, daß nun die saure unerquickliche Arbeit vorüber und überstanden ist und jetzt das wirklich freie Produziren beginnt, oder das Vergnügen. Endlich bin ich über die Darstellungsmittel im Reinen und werde mehr halten, als ich versprochen habe.

Manches Jahr bin ich selbst erbarmungslos mit mir umgegangen, habe keine Mühe gescheut, Alles versucht, tausende von Zeichnungen u. s. w. gemacht und wurde bei diesem Beginnen wohl von Allen aufgegeben, nur von mir selbst nicht und wie sich zeigen wird, auch nicht von meinem guten Genius. Statt ermattet zu sein, fühle ich eine größere geistige und körperliche Regsamkeit wie je. Wenn nicht Krankheit und Mangel mich am Produziren hindern werden, so wird nun die Sache, denke ich, unaufhaltsam bis an's Ende meiner Tage fortgehen. Die Schlacken sind bei Seite geschafft und das reine Metall über geblieben. Jetzt wird nicht länger mehr gezögert.

Aber geheim gehalten wird mein Zustand gegen Alle; Ihnen theile ich ihn mit, weil ich glaube, daß es Ihnen Freude macht und weil Sie gewissermaßen mein Compagnon sind. Ich bitte Sie, also auch fernerhin auszuharren, bis ich mehrere Bilder vom Stapel laufen lassen kann.

Gelingt es mir wirklich, und ich zweifle kaum, das Richtige und Natürliche zu thun, so scheint mir das wohl der Mühe wert, so ungeheure Opfer gebracht zu haben, und auch Sie werden zufrieden sein, wenn Ihr Verstand das gut heißen wird, wozu Sie Ihr Herz veranlaßt hat...

Lieber Freund!**)

Etwas, was vor der Hand noch unter uns bleiben mag, muß ich Ihnen mitteilen. Mein Genius, den ich mit geduldiger Seele erwartet habe, ist wieder über mich gekommen. Da das nicht rein zufällig, sondern nach ungeheurem Ringen geschieht, so denke ich auch, daß er mich nicht wieder verlassen wird. Wenn nicht Krankheit und Mangel hinderlich dazwischen kommen, so werden nun wohl meine Bemühungen schöne, wenn auch späte Früchte tragen.

Nach 20 langen Jahren fortwährender Bitternisse, denn „ben duro è mangiar il pan d'altrui", bin ich gegen die Beständigkeit des Glückes sehr mißtrauisch geworden;

*) Das Fragment wurde nach Marées' Tode unter seinen Papieren gefunden. Das Datum ergibt sich aus dem folgenden Brief.

**) Ohne Ort und Datum. Von Fiedler: Rom, 31. März 1878 datiert.

ich bitte Sie also mir mit freudiger Zuversicht noch so lange Geduld zu gewähren, als nötig ist, 2 oder 3 Bilder zu malen, was bei der vollständigen Freiheit, die ich nun erlangt habe, nicht lange über den Sommer hinaus währen soll. Nehmen Sie mir diese Zeilen nicht übel, lieber Fiedler.

Ihr tr. Hans v. Marées.

Rom, 22. Januar 1882.

Lieber Fiedler!

Ganz gegen meine Absicht bin ich heute ins Arbeiten hineingekommen, so daß mir die Sonne darüber untergegangen ist...

Wenn ich, durch die Notwendigkeit gezwungen, oft darüber nachdenke, welche Eigenschaften zu einem wirklichen Künstler erforderlich sind, so fällt mir natürlich die erste Bedingung ein, daß er dazu geboren sein muß, daß er von dem Trieb des Hervorbringens durchaus erfüllt sein muß.

Genau genommen geht daher das ganze Streben des Künstlers dahin, nicht wie der Philosoph die Wahrheit um der Wahrheit willen zu suchen, sondern um seinem Naturtriebe gerecht werden zu können.

Hierüber nun werde ich mich zuerst, wenn es Ihnen nicht unangenehm ist, etwas verbreiten. Sie werden ja von mir keine Abhandlung erwarten, sondern Sie wissen, daß ich nur mein Thun und Denken möglichst in ein klares Licht stellen möchte. Heute bin ich zu müde.

Mit den besten Grüßen an Ihre Frau

Ihr treuer

H. v. M.

Rom, den 5. Febr. 1882.

Lieber Fiedler!

Der Sinn von dem, was ich neulich sagte, wäre eigentlich der, daß wer sich der Ausübung der Künste widmet, darauf bedacht sein muß, ein unbefangenes Verhältniß zur Natur anzustreben und zu erhalten, was eben nur dann möglich ist, wenn er von den zufällig bestehenden sozialen Zuständen, vom Spießbürgertum möglichst wenig tangirt wird; das äußerliche Erkennungszeichen eines solchen Zustandes wäre eine unzerstörbare Jugendfrische.

Würde es Einem gelingen, in das Wesen der Erscheinung einzudringen und das Hauptsächlichste festzuhalten, so würde es ihm auch verhältnißmäßig leicht fallen, das

Wesen seiner Kunst zu begreifen, in der Ausübung derselben immer natürlich und sachgemäß zu verfahren. Beides, d. h. das Begreifen der Natur sowie der Kunst, ist durchaus notwendig, um das Urteil über das, was man leisten soll und was man leisten kann, zu erhalten. (Zu unserer nicht geringen Ermutigung und Anspornung können wir uns hier erinnern, einen wie außerordentlich wohltätigen Einfluß Lessing's Laokoon auf unsere deutsche Litteratur ausgeübt hat; von der bildenden Kunst ist hier eigentlich nicht die Rede; ihrer bedient sich L. nur als eines Kontrastes.) An Obiges anschließend drängt sich zunächst die Frage auf, ob es sich darum handelt durch Talent und Geschicklichkeit seine Natur-Empfindung zum Ausdruck zu bringen. Ich für meine Person würde das entschieden mit Nein beantworten und sagen, daß auch die erhöhte und verfeinerte Natur-Empfindung weiter nichts sein soll, als auch eines der notwendigen Mittel, um auf den Beschauer einen bestimmten, zwingenden Eindruck zu machen. (Der bildende Künstler soll nicht von sich, sondern von dem, was außer ihm ist, reden.)

Zunächst muß ich nun, sehr unsachlich, bemerken, daß es mir freilich viel leichter fallen würde, meine Gedanken im Gespräch zu entwickeln und zwar im Gespräch nicht zwischen vier Wänden, sondern beispielsweise zwischen dem Monte Cavallo und dem Capitol, zwischen dem Pantheon und irgend einem Fleck im Freien, kurz, zwischen Natur und Kunst auf- und abwandelnd. Für mich allein mache ich es freilich so, wenn ich fühle, daß ich durch unausgesetzte Arbeit in Befangenheit und Abhängigkeit verfalle. So gelingt es mir denn mitunter, zu controlliren, wo und wie Natur und Kunst mich fesseln und auf mich wirken, und kann folgegemäß mich auch wohl dem Warum nähern. Vor allen Dingen kann ich mich auf solche Weise von dem Endzweck aller bildenden Kunst, dem, was sie Leben haben sollte, nicht wohl entfernen, und natürlicherweise muß sich der Gedankengang darauf richten, zu erkennen, wie dieses Leben hervorgerufen sei, was gut zu thun, was besser sei zu meiden. Daher kommt es auch, daß mir die Bildhauerkunst, obwohl ich mich nicht eigentlich damit beschäftigen kann, ebenso nahe am Herzen liegt wie die Malerei, und ich darf glauben, daß ich einige von den Hauptbedingungen, die sie zu einer lebensvollen Kunst machen, begriffen habe.

Auch verdanke ich es dieser Art, sowie meiner Lebensweise im Allgemeinen, daß die Zeit gar keine Rolle mehr spielt; und wahrlich die Menschen laufen heute noch ebenso wie vor zwei Tausend Jahren auf ihren Füßen daher, so wie man auch damals wahrscheinlich ebenso gut nah von fern, Schatten von Licht u. s. w. unterscheiden konnte, wie heutzutage. Wenn ich an dies anschließend z. B. sagen würde, es ist für einen Bildhauer keine Nebensache, dafür zu sorgen, daß man seine Menschen immerdar als zweibeinige Wesen erkenne, so würde das nicht so ganz ohne tiefere Bedeutung sein,

und wenn er den Sinn davon erkennen kann, so wird ihn das in seinen Absichten und seinem Verfahren vor vielen und groben Irrtümern bewahren.

Hohe Vortrefflichkeit ist nicht zu erreichen, wenn die Grundbedingungen nicht erfüllt sind. Das ganze Streben der Griechen ging auf Vortrefflichkeit; darum mußten sie eine klare, natürliche Basis haben, um jene zu ermöglichen. Mannigfache Kenntnisse, großes Talent und eminente Geschicklichkeit dienen schließlich zu nichts, wenn sie nicht von gesundem, reinem, natürlichem Sinn geleitet werden. Darum muß ich immer wieder von Neuem es hineinverflechten, daß der Künstler auf seine menschlichen Eigenschaften die größte Aufmerksamkeit verwenden soll; ebenso auf seine Beziehungen zu den Menschen.

. . Da es hier ungewöhnlich kalt ist und die Finger mir steif werden, so beschließe ich für heute mit den besten Grüßen an Ihre Frau

Ihr tr. Hans v. Marées.

An Fiedler.

Rom, den 29. Januar 1883. (Von Fiedler korrigiert 1882).

Einen geborenen Künstler werde ich denjenigen nennen, dem die Natur von vornherein ein Ideal in die Seele gesenkt hat und dieses Ideal ist es, was ihm die Stelle der Wahrheit vertritt, an das er unbedingt glaubt, und welches zur Anschauung der anderen sich selbst zum reinsten Bewußtsein zu bringen, seine Lebensaufgabe wird. Dieses Wort Ideal ist auch eins von denen, die vielfach mißverstanden werden können; ich meine für den bildenden Künstler besteht es zunächst darin, daß sich ihm alles in die Augen Fallende in seiner ganzen Fülle, in seinem Wert und als ein unerschöpfliches zeige. Dadurch wird seine Geistesrichtung schon früh bestimmt; demgemäß entwickeln sich die dazu nöthigen Eigenschaften: Beschaulichkeit, Nachahmungstrieb, Fertigkeiten u. s. w. auch bald.

Ich erinnere mich noch ziemlich genau wie mir in meinem fünften Jahre die Welt erschien, und wie ich auch gleich diesen Eindruck bildlich zu resümiren versucht war. Von diesem Zeitpunkt begannen auch die Störungen. Denn kaum erweckt man Aufmerksamkeit, so stellt sich auch der Einfluß ein, der sich, wenn auch wohl gemeint, doch in den meisten Fällen als eine Mauer zwischen Individuum und Offenbarung stellt. (Offenbarung: allerdings ist derjenige nur ein Künstler, dem sich das Wesentliche der Erscheinung offenbart. Alle Versuche, dieses in Worte, Regeln zu fassen, sind bis jetzt vergeblich gewesen; immer mußte die Natur selbst hülfreich eingreifen, wenn eine solche Offenbarung von neuem stattfinden sollte. Ich kann in den äußerlich scheinbar sehr ver-

schiedenen Werken der Kunst von Phidias bis zu Velasquez immer nur dieses eine erkennen als dasjenige, was mich ergreift und aufklärt. Erkennt man dieses, so stellt sich heraus, daß Zeit und Richtung in der Zeit einen nur sehr geringen Einfluß auf den Künstler haben können so wie die modischste Hülle doch einen Mann von altem Schrot und Korn bergen kann). (In diese Einschaltung möchte ich noch eine andere einschalten: nämlich die, daß die Kunst eigentlich nicht alt ist; sie ist so alt und neu, als es die bisher unveränderten Leidenschaften der Menschen sind; nur ist sie keine Leidenschaft, und darum nannten die Alten sie göttlich.) Wenn ich vorher von meiner eigenen Kindheit sprach, so geschah es deshalb, weil ich damit sagen wollte, daß ich von vornherein einen Maßstab in mir fühlte, an dem ich mein eigenes Urteil bilden konnte. Und letzteres zu bilden, ist, genau genommen, die Hauptarbeit meines Lebens gewesen; denn auch der Begabteste kann ohne reifes Urteil nichts. „Und er sahe, daß es gut war." Das muß der Künstler am Ende allerdings sagen können, wenn auch, da er nur ein Mensch ist, bedingungsweise. Daß er ein Mensch ist, das macht es ihm so schwer, ein Künstler zu sein; und doch ist das eine ohne das andere nicht möglich. So kann er sich auch unmöglich der Aufgabe entziehen, ein ganzer womöglich durchläuterter Mensch zu werden. Ich kann keinen anderen Weg erkennen, auf dem man sich das unmittelbare, unbefangene Verhältniß zur Natur, welches dieselbe einem in der Kindheit als das schönste Geschenk zeigt, erwerben könnte, auch keinen anderen, auf dem es zu lernen wäre, den allen verständlichen Ausdruck zu finden. (Die leichte Zugänglichkeit bleibt immer eine der schönsten Eigenschaften eines Kunstwerkes.) Sobald man anfängt, aufmerksam zu leben, so merkt man bald, daß einen dies auch in der Kunst nur fördern kann. Ohne die eigenen Schwächen zu kennen, kann man sich auch nicht modifiziren.

Der Ausgleich zwischen der warmen Empfänglichkeit und dem kühlen Urteil, zwischen denen der Künstler unablässig auf- und abschwankt, kann nur in der Selbstüberwindung und der daraus folgenden Selbstbeherrschung gefunden werden. Der glücklichste und edelste Künstler wird derjenige sein, der am leichtesten zu entsagen vermag. Ich meine ein Entsagen im höheren Sinne des Wortes, das in dem enthalten ist, sein Talent und seine Kenntnisse nicht zu zeigen, sondern dieselben möglichst sachgemäß zu verwenden. Denn es wird sich herausstellen, daß zur Lösung auch der einfachsten künstlerischen Aufgaben nicht so leicht einer mit einem Überschuß von Kräften dasteht; zur vollkommenen Lösung werden auch die außerordentlichen Kräfte kaum genügen. Wenn es auch dem Menschen nicht gegeben ist, Vollkommenes zu leisten, so muß er doch dahin streben. Indem er dadurch bescheiden wird, so lernt er auch seinem Wollen Maß und Ziel zu setzen. Wer etwas will, was er durchaus nicht kann, legt dadurch kein glänzendes Zeugniß seiner Intelligenz ab. Wenn der Künstler wirklich Alles leistet,

was er kann, so ist er zu dem höchst Erreichbaren gelangt. Ich halte dies für eine der größten Seltenheiten und finde, daß die Hauptursache immer in rein menschlichen, moralischen Veranlassungen liegt. Es ist keine Frage, daß auch äußere Umstände sehr viel ausmachen. Aber darum sage ich, muß vor allen Dingen der Künstler bemüht sein, sich über äußeren Umstände, ja über sich selbst zu erheben. Denn auch in seinen Werken muß er zu guter Letzt zum kühnen, freien Entschluß gelangen, der alle Mühe und Qual vernichtet, oder doch den Augen der Welt entrückt...

Haben Sie also ferner Geduld mit mir und grüßen Ihre Frau auf's Herzlichste von

Ihrem treuen Hans v. Marées.

Karl Stauffer-Bern

geboren 2. September 1857 in Trutschachen im Emmenthal, gestorben 24. Januar 1891 in Florenz.

An Peter Halm.*)

Berlin, den 7. Juli 1882.
Viktoriastr. 18.

Mein Lieber!

Also einige spezielle Randglossen zu meinem Pariser Aufenthalt willst Du haben. . . Zuerst einige Bemerkungen im allgemeinen über Paris, resp. Frankreich (denn Paris ist Frankreich) im Vergleich zu Deutschland, was den Reichtum der alten Kunstschätze und Bauten anbetrifft. Der Unterschied ist kurz der: Frankreich ist durchaus nicht reicher an Gemälden von Wert, im Gegenteil, ich glaube, daß in Deutschland wenigstens doppelt so viel oder dreifach so viel gute Bilder sind als in Frankreich, denn der Louvre giebt noch lange nicht Ersatz für die Dresdener und Münchener Galerie, von der Berliner, Casseler, Frankfurter etc. gar nicht zu reden. Also in dem Punkte können wir ganz ruhig sein, ebenso ist es mit den neueren Bildern, nehmen wir die Nationalgalerie, neue Pinakothek und Galerie des Grafen Schack, sowie was Gutes in der neuen Abteilung von der Dresdener Galerie ist, so haben wir das Palais du Luxembourg, aber reichlich. Nur eines fehlt, das sind die neuen Säle des Louvre, Délacroix etc. Wir haben nichts aus dieser Zeit, und an diesem Krebsschaden hinken wir immer noch, keine Tradition, keine Schule, wir haben in Deutschland lauter verschiedene Akademien, Kunststädte, die einander mehr oder weniger in den Haaren liegen, nichts gemeinsam Großes schaffen, lauter Flickwerk, der einzige Ort, wo man was erzielt hat, ist München, denn die vereinzelten Figurenmaler von Weimar und Berlin sind weder Weimaraner noch Berliner, Düsseldorf kommt außer Gebhardt und Erola Bockelmann, was Figuristen anbetrifft, nicht in Betracht. Was uns fehlt in Deutschland ist eine Stadt wie Paris, eine Metropole mit so unbändig viel Konkurrenz wie dort, daß sich das Mittelmäßige und Schlechte ganz von selbst ausscheidet. Wer in Paris nicht etwas Gutes leistet, geht unter, krepiert vor Hunger, weil, kommt er nicht in Paris auf, so giebt es eben nichts mehr, denn in Provinzialstädten ist nichts, höchstens Zeichnungslehrer. Wie ist es aber damit bei uns, jedes Fürstchen hat sein Akademiechen und ist bestrebt, diese Lichtchen, die sich dazu hergeben, ihre Kunstanstältchen zu leiten, auf möglichste Weise zu heben, daß aber nur dii minorum gentium in irgend solche Provinzialakademie gehen als Professoren, ist doch selbstredend, da machen nun solche Unglückswürmer ihre ersten Studien an einer solchen Akademie zu Karlsruhe oder Leipzig oder Weimar, bilden sich ein, die Kunst

*) Maler und Radierer in München.

löffelweise gefressen zu haben, resp. es fehlt ihnen der Horizont, der in Gottesnamen dazu nötig, etwas Gediegenes zu leisten, und kommen womöglich nicht aus dem Nest heraus, als bis sie zu alt sind und es vorbei ist mit dem Lernen, alle diese Leute haben ganz so viel Talent wie die Franzosen, vielleicht in manchen Fällen mehr, aber der Franzose studiert in Paris, dem Haupt der Welt (Viktor Hugo) und der Deutsche in einer Provinzialstadt. Der Franzose sieht um sich herum die furchtbare Konkurrenz von tausend guten Malern, er setzt alles daran diese zu erreichen, der Deutsche sieht in den meisten Fällen nur die paar zweifelhaften Kunstonkel seiner nächsten Umgebung, spannt infolgedessen seine Kräfte selten so an, wie er könnte.



Karl Stauffer-Bern.

Aus diesem Gegensatz ergiebt sich von selber die Folgerung. Der Franzose erzielt auch von dem minder groß angelegten ein geschultes fleißiges Werk, dem man die Korrektheit in vielen Fällen nicht absprechen kann, und auch der minder begabte hat Sachen, auf die wir erst unsere Köpfe später anrennen, schon als Akademiker überwunden, lernt eben mehr, weil er einen fast vollständigen Überblick über die gesamte gegenwärtige Kunstthätigkeit hat, das fehlt dem Deutschen. Und dann vor allem die Tradition, der Franzose hat bis jetzt noch nie so im Gegensatz zum Stil und zur Zeichnung gearbeitet wie der Deutsche im Gegensatz zu Cornelius und Schnorr. Weil die Leute wie David etc. eben immer noch famos malten, Ingres z. B. es ist ja ein Staat, auch Flandrin; dem Deutschen sind eine zeitlang die Steuer aus der Hand gefallen, er kriegt sie wieder, da ist nichts zu fürchten, aber bis dahin können wir noch nicht konkurriren.

Die Hauptsache, das Schwergewicht, scheinen die meisten Franzosen darauf zu legen, daß z. B. eine Handlung, die sich im Freien abspielt, auch im Freien gemalt sei, etwas unbedingt richtiges; also hauptsächlich noch vor der geistreichen Vollendung der Form der allgemeine richtige Tonwert, darin sind sie uns um zehn Meilen voraus,

weder Lenbach noch Max noch irgend einer der Deutschen hat jemals so richtig realistisch gemalt (in der großen Wirkung nicht im Detail) wie diese Jungfranzosen, Impressionisten, Duez etc.

Z. B. Bastien Lepage, man sprach von Courbet, als dem Maler, der die poetische Seite der Malerei so unglaublich vernachlässigt, ich fühle mich gedrungen, das auf das entschiedenste zurückzuweisen, es ist in den Landschaften und Tierbildern des Courbet eine solche naive Wahrheit des Tons, wodurch Stimmungen erzielt werden, wie ich sie selten nur auf guten alten Bildern sah, ich sah z. B. die zwei Steinklopfer, und staunte wie man da von Brutalität sprechen kann. Überhaupt ist es eine so feine Beobachtung und ein Stück Poesie darin, auch die Figurenbilder, allerdings nur zum Teil, wirken auf mich wie alte Spanier, sie sind vielleicht nicht so vollendet, aber man hat das Gefühl, dieser Mensch müßte eigentlich vor 250 Jahren gelebt haben und Schüler von Velasquez gewesen sein. So mutet mich das Begräbnis von Ornans an, es hat eine Stimmung direkt nur mit Velasquez zu vergleichen. Du wirst es aus Holzschnitt kennen, die Figuren sind teilweise etwas überlebensgroß. Er war ein Titane, dieser Courbet, auch seine Fehler waren der Art; aber Schwind sagte einmal von einem Bilde, es wäre so langweilig, daß es nicht einmal einen Fehler hätte. Die meiste Ähnlichkeit im Naturell scheint mir Courbet mit Böcklin zu haben, trotzdem sie Punkt Malerei einander wenig ähneln, aber dieselbe originelle Auffassung, dieselbe Nichtachtung unwesentlicher Details und dieselbe fabelhafte Begabung. Die Franzosen malen jetzt korrektere Bilder zwanzigmal so realistisch wie Courbet, aber sie tanzen doch noch immer nach seiner Pfeife; aber ohne seinen Genius. (Ich spreche von dem Gros.)

Was ich Dir hier schreibe sind lauter abgerissene Gedankenspäne, die Du Dir selber zusammenreimen mußt, denn ein geordnetes Ganzes zu schreiben, dazu habe ich weder Talent noch Lust. 100 000 Grüße und Wünsche für Dein Wohlergehen und für das unsrer Freunde von Deinem treuen Freund

Stauffer.

An Prof. Adolf Frey in Aarau.

Tiefhartmannsdorf i. Schlesien 29. Sept. 82.

Mein lieber Professor

oder Doctor! Es ist wahrhaftig ein Scandal, daß ich Ihren Brief so lange unbeantwortet ließ, ich wartete immer auf die geeignete fidele Stimmung, die mir eine einigermaßen fidele Epistel zuließe, es scheint aber nichts daraus zu werden, aus besagter Stimmung nämlich, so ist es denn besser, wenn ich überhaupt schreibe. Mein Zustand

hat entfernte Aehnlichkeit mit dem der ersten Menschen, nachdem sie vom Apfel gegessen, die Erkenntnis ist da, aber zugleich das Unvermögen. Es ist eine schöne Sache um die Kunst, wenn man sie kann, und in der Haut eines Velasquez müßte sich brillant leben, mit dem Gefühl, es beinahe noch besser machen zu können als unser Herrgott. (Diese Empfindung hatte ich letzthin, als ich mir die 3 Portraits der Dresdner Gallerie anguckte oder besser gesagt verschlang, ob auch verdaute?) Wenn man aber das zweifelhafte Glück hat, wohl die Schönheit der Natur zu empfinden, ganz, und es einem nicht vergönnt ist, so viel Begabung zu besitzen, daß man das Empfundene treu genug wiedergeben kann, dann hols der Teufel! Das ist's denn auch, was mich zu keiner rechten Freude kommen läßt, dieses Übergangs-Stadium, wo man wohl hat sehen lernen, aber noch nicht malen und wo einem der Zweifel immer mehr plagt, ob man es überhaupt einmal lernt oder nicht. Meine Wünsche sind zwar im Vergleich zu manchen andern Künstlern sehr bescheiden, ich wäre froh, wenn ich einmal bloß einen Kopf gut malen lernte, der Weg vom Auge auf die Leinwand scheint mir aber sehr lang. Das wäre des Briefes erster Teil, die sogenannte lamentatio felium, zu deutsch das chronische graue Elend. Schrumm ein ander Bild. Seit Sie fort sind, war ich in Paris, sah und lernte viel, viel, sah die Zeichnungen des göttlichen Leonardo, deren es im Louvre eine Reihe hat, sah alte und neue Kunst und machte die erbauliche Beobachtung, daß es heutzutage auch Leute giebt die mehr können als Brod essen, gewaltige Künstler, bewundernswerte Virtuosen, man redet hier immer von der Decadenz der französischen Kunst im Gegenteil sie ist größer denn je, das einzige was man sagen kann daß der große Mann, der Genius fehlt, der das ganze riesige Können in sich zusammenfaßt, es wird aber schon kommen. Ich stellte auch aus, wurde gut gehängt und sah was mir alles fehlt, Beachtung fand ich einige, die Hauptsache war aber daß ich vergleichen konnte mit den Franzosen...

Seit neuerer Zeit thue ich, was man so sagt etwas für meine Bildung und lese gute Bücher, zB. Jvan Turgenieff oder Goethe, sogar bis zum französischen habe ich mich verstiegen, das ich jetzt unbedingt lernen muß, ich las les trois mousquetaires von Dumas, kurz an gutem Willen fehlt es nicht. Für heute gute Nacht ich sitze hier beim Grafen Harrach und male sein Bild, aber der Geist des Velasquez will nicht kommen. Letzthin las ich Eichendorffs Gedichte wieder, es sind einige Stimmungsbilder drin die mit das feinste sind (was ich bis dato gelesen) was es überhaupt geben kann.

Seien Sie herzlich gegrüßt von Ihrem

Karl Stauffer.

An Lydia Escher.*)

17. Januar 1889.
Roma Via Margutta 54.

Verehrteste Frau und Freundin!

In diesen Tagen wird es sich jähren, daß ich in Berlin meine Zelte abgebrochen und auszog, die Kunst zu lernen. Ich ging nach Italien mehr mit dem Gefühl etwas zu suchen, dessen Mangel ich empfand, als genau zu wissen, was dieses etwas wäre. So stand ich denn vor einem großen Fragezeichen, dessen Lösung mir nicht geringen Kummer machte. Ich bin damals in Florenz zweimal in Pitti und Uffizien herumgegangen, um Bilder zu studiren, und habe später vergebens versucht, mich irgend eines zu erinnern. Sie können sich also ungefähr vorstellen, wie tief mein Barometer gesunken war und wie es in meinem Kopfe brummte. Dieser Monate andauernde Armesünderzustand, wie ich ihn nie zuvor empfunden, hat einen großen Strich gemacht unter und zum Teil durch das Vergangene, so zwar, daß es mich anmutet, als finge ich hier in Italien überhaupt neu an. In Berlin war ich gefangen, ein Mitglied der Gesellschaft, ein Mensch, den man schon registrirt und in eine bestimmte Schublade künstlerischer Klassifikation hineingesteckt; man dachte daran mir bei Gelegenheit eine Professur für Stich zu geben, und wohlwollende Damen wollten mich gar verheiraten. Der Herr hat mich aber herausgeführt aus Aegypterland oder vielmehr Sie, und wie dankbar ich Ihnen bin dafür, das können Sie sich gar nicht vorstellen. Jetzt fühle ich mich wieder jung und schneidig, als ob das Studium erst anginge. Es ist ja auch der Fall, weil es immer neu anfängt und wohl nie ein Ende nimmt. Ich sehe klarer vor mir das Wie und das Was, als vorher, und habe Gelegenheit eine Menge zu lernen. Nicht nur das Verständnis für Plastik ist mir aufgegangen, ich habe auch von der Färbung eine klarere und bestimmtere Anschauung, denn indem ich die Skulptur erlerne, isolire ich das, was vom Scultore in mir steckt und weise meinem Formgefühl den rechten Platz, so daß der Maler später freier und malerischer arbeiten kann. Der Himmel hängt mir zwar nicht voller Geigen, aber es ist mir doch manchmal wohl zu Mute, wenn ich fühle, wie die Anstrengung nicht vergebens ist und ich langsam, aber sicher weiter komme.

. . Ich schließe mit den herzlichsten Wünschen für Ihr und Emils Wohlergehn und verbleibe wie immer Ihr ergebenster

Karl Stauffer.

---

*) Lydia war die Frau seines Freundes.

An dieselbe.

Sonnabend, den 8. Juni 1889.

*) Verehrteste Frau und Freundin!

.. Gestern war ich im Vatikan und den vatikanischen Gärten, wandelte auch ein wenig Luft in den schattigen dunkeln Gängen von Lorbeer und Cypressen. Es giebt Augenblicke, wo ich mir unwahrscheinlich vorkomme mit meiner Existenz, und mich ordentlich besinnen muß, daß ich wirklich nicht mehr in Berlin, sondern leibhaftig in Italien bin. Der Zauber der vatikanischen Gärten gestern in den Mittagsstunden — sie lagen wie träumend in der Sonne, ringsum nur Stille, Glanz und Duft, das Plätschern einer Fontäne, Cypressen und Lorbeer, leise bewegt vom Meerwind, ein paar Schmetterlinge, sonst nur Duft, Sonnenglanz und Stille.

Was griechische Kunst übrigens bedeutet und wie weit sie allem andern, was Menschen je gebildet haben, überlegen, davon kann man aus dem Wenigen, was hier ist, doch schon einen Begriff bekommen. Das wunderbare Verständniß der menschlichen Formen die Geheimnisse ihrer Verhältnisse und Bewegung, ihr vollendeter Rhythmus klingt nur aus griechischen Arbeiten voll heraus. Gewiß hat die spätere griechisch-römische Epoche eine Menge Schönes geschaffen, arbeitete sie doch der Hauptsache nach in demselben Sinne weiter. Ihre Verdienste sind hauptsächlich groß, wo es weniger auf hohen Stil, als auf Kenntniß des menschlichen Körpers und auf guten Geschmack ankommt, aber alle Typen plastischer Vorwürfe, Gottheiten, Athleten, Jünglinge, männliche und weibliche Gewandfiguren, waren durch die Griechen schon endgültig und unübertrefflich festgestellt, daß einer späteren Zeit eigentlich nichts übrig blieb, als sich so gut als möglich an diese Vorbilder zu halten. Für Abwechslung und Variationen sorgte die verschiedene Individualität der Talente und der veränderliche Modegeschmack, welcher auch dazumal schon eine Rolle spielte, allerdings keine solche, daß man sich nicht immer von neuem wundern müßte über die Geschlossenheit antiker Kunst in ihrem Wollen. Die griechischen Vorbilder überzeugten jedermann ohne weiteres, daß darin alles Erreichbare enthalten sei, und zwangen während einem Jahrtausend alle künstlerisch (plastisch) veranlagten Talente, dasselbe zu wollen: die Verherrlichung des menschlichen Körpers durch die Form; und durch diese jahrhundertelang andauernden, immer auf dasselbe wahrhaft plastische Ziel gerichteten Massenbestrebungen, die nur nach Zeitgeschmack und künstlerischer Individualität variiren, aber immer in der Hauptsache auf dasselbe herauskommen, ist diese Kunst entstanden, deren harmonische Vollendung uns zerfahrenen Barbaren nie zu erreichen möglich sein wird, und die vom grandiosesten Götterbild bis zum kleinsten Genrefigürchen alle plastische Empfindung erschöpft.

*) Lydia E. und Stauffer führten von 1885—1889 einen Briefwechsel, der anfangs rein freundschaftlich, sich immer inniger gestaltete.

. . Erkenntnis ist die erste Bedingung und sogenanntes naives Künstlertum existirt wohl nur in Romanen. Alle die großen Künstler, welche Geschriebenes hinterlassen, Lionardo, Dürer, Alberti, Schumann, Schadow, Goethe, Herder u. s. w., gaben sich genau Rechenschaft über ihr Thun und arbeiteten nicht in den Tag hinein, und wenn diese artistoni es nötig fanden, so vorzugehen, wie viel mehr denn unsereiner.

Es ist wahr, man kann auch beim besten Willen und Streben neben das Ziel schießen, kann sich zu viel zutrauen, mit Gewalt etwas erreichen wollen, was außer dem Bereich des betreffenden Talents liegt, oder wozu die Kraft nicht ausreicht; dann hat die Sache aber einen Haken —, man hat sich Gewalt angethan, weil man nicht klar ist über sich selbst. Ich denke dabei an mich; meine Mutter ist nicht glücklich über mein Vorgehen, daß ich meine Carriere so im Stiche gelassen, wie es den Anschein hat; unbedacht oder kapriziös. Aber Sie wissen am besten, daß das nicht der Fall ist; denn als Sie mir zum erstenmale von einem italienischen Aufenthalt sprachen, war ich von der Nothwendigkeit einer solchen Unternehmung nur halb überzeugt; ich ging erst, als es mich an den Haaren hinzog; dasselbe ist mir passirt mit der Plastik. Ich habe diese Schritte nicht gethan aus Neugierde, um die übliche italienische Kunstreise zu machen, oder auch ein wenig zu probiren, wie das Modelliren thut. Die Sache lag anders, tiefer. Es war ein Bedürfniß, und ich hoffe, es soll sich herausstellen, daß ich Recht hatte. Hätte ich mein Geschäft in Berlin fortsetzen müssen, so wäre ich der unglücklichste Mensch der Welt, zweifellos.

Gott, wie werden Sie nach diesen Seiten das Ende herbeisehnen, nun, ich bin auch für heute ziemlich fertig, und wenn ich zuviel fachgesimpelt, so entschuldigen Sie gütigst.

. . Nun aber Schluß! Mit den herzlichsten Grüßen und Wünschen für Ihr und Emils Wohlergehn verbleibe ich

Ihr hochachtungsvoll ergebener Stauffer.

Florenz, 7. November 89.

Bahnhof Morgens früh 3/8 8, also nüchtern.

Lieber Klinger!

Da meine Rechnung in Bezug auf Sie gestimmt hat, gestern, so können wir sofort weiterfahren. Dunque Ich Endesunterzeichneter Karl Stauffer, Bildhauer, bestelle bei Ihnen für den Preis von 1000 Fr. (Eintausend Franken) das Projekt zu einem Büchertitel, Rückseite und Vorderseite. Auf die Vorderseite kommt zu stehen:

Du mußt es dreimal sagen.

Aemilius . . — Lydia Escher

Carolus Stauffer — C. W.

Maximilianus Klinger — auf die Rückseite.

Die definitive Antwort ja oder nein per Draht bis 9. November, Abends 9 Uhr.

Pensiero fondamentale del libro.

In dieses Buch, welches 15 000—20 000 Fr. kosten darf (Herstellung von 50 Exemplaren), kommt das was ich zu sagen habe, resp. die symbolischen Kapitelüberschriften meines Werks lateinisch. Zur Herstellung werden graphische Modi angewendet. Holzschnitt, Kupferstich also Buchdruck und Kupferdruck. Die Chose kann eventuell auch 50 000 Fr. (mehr nicht) kosten, ich kann das nicht bestimmen, da ich im Moment auf Details mich nicht einlasse.

Wenn aus der Sache was werden soll, so steigen Sie bitte aus der Versenkung nur, wenn ich Sie rufe. Krystallisirte Grundidee von's Ganze Templun graecum doricum basta.

Mit bestem Gruß Ihr Stauffer.

*) Beiliegend erhalten Sie hier

300 Fr.

Dreihundert Franken à conto.

P. S. Ich bitte, sich von jetzt an immer ganz genau an den Wortlaut und den Sinn, der sich natürlicher Weise daraus ergiebt, zu halten.

San Bonifazio manicomio di Firenze, 21. Februar 1890.

Über das Florentiner Narrenhaus werde ich ein Werk herausgeben in Bild und Wort, es ist wert, denn was ich hier von der Dummheit der Ärzte und dem schauderhaften Lokal zu leiden hatte, bis Hildebrand sich meiner annahm, verdient Illustration. Mein ganzes früheres Leben, die Carceri nuovi (die übrigens von 1400 datiren) und die carceri muratte mit inbegriffen, und alles was ich sonst durchgemacht, ist ein Pfifferling gegen das was ich hier in dem Saustall ausgestanden. Zwangsjacke u. s. w. An meinen Haaren werdet Ihr schon merken, was passirt ist. — Na so was erzählt sich dann besser bei einer Flasche Neuenburger. Du wirst Dich noch über Vieles wundern.

An Max Mosse.

Florenz, 5. März 1890.

S. Bonifazio. (Manicomio.)

Mein Lieber! Ich weiß nicht, ob die Ärzte das Billet, welches ich an Dich geschrieben vor circa sechs Wochen spedirt haben. Glaube aber nicht, denn Adolf Hilde-

*) Klinger wurde der Geisteszustand Stauffers bedenklich, er machte den deutschen Konsul in Florenz auf ihn aufmerksam. Er hatte von den von Escher erhaltenen 10 000 Fr. 9000 als Anzahlung einer Villa hergegeben. Seine Tagebuchaufzeichnungen aus dieser Zeit bezeugen größenwahnsinnige Ideen. In dieser Zeit wird die Freundin die Seine. Er flieht mit ihr mit dem Gelde des Gatten; von ihm verklagt, der Stauffers Wahnsinn für gemeine Spekulation auf das Vermögen der Frau Escher erklärt, wird er ins Gefängnis geworfen. Nach unsäglichen viermonatlichen Qualen daraus befreit, wird er ins Irrenhaus gebracht.

brand, (der Bildhauer) welcher sich meiner wirklich charmant angenommen, in meiner fatalen Situation, sagte mir, er hätte eben beim Direktor eine Reihe unbestellte Briefe meiner Handschrift liegen sehn . . Wäre ich nicht ein Mensch von Eisen und Stahl, das was ich in den Kerkern von Rom nach Florenz, im Kerker von Florenz und vor allem hier im Narrenhaus erlitten (es ist der Mühe wert niedergeschrieben und im passenden Moment publizirt zu werden), hätte mich einfach umgebracht . . Ich nehme die ganze chose auf als gerechte Strafe für meine vielen Ehe- und Treubrüche . .

Wir verreisten gemütlich nach Rom um uns hier festzusetzen. Mit einem Mal holt mich aber der Bote oder die Boten der Gerechtigkeit, ich verschwinde in den Carceri nuovi, dem berüchtigten päpstlichen Gefängnis (dessen Zustand jeder Beschreibung spottet) und befinde mich unter Räubern, Briganten und Mördern, 18 in einem Saal (ich der 19te) . .

Der Untersuchungsrichter sagte mir sofort, die Geschichte sei mehr lächerlich als gefährlich und er wollte sehen, mich sobald als möglich herauszubekommen. Trotzdem habe ich vom 15. November bis 5. Januar brummen müssen und sitze schon zwei Monate im Narrenhaus. Nachgerade habe ich jetzt denn alles erlebt, was man so erleben kann, es bleibt mir nur noch übrig mich henken oder köpfen zu lassen . .

Ob Lydia wirklich verrückt geworden vom Schreck über meinen Arrest, weiß ich nicht, glaube aber kaum; denn ich kenne sie als eine Frau von sehr starkem Geiste und verschiedene Anzeichen lassen mich vermuten, daß sie sich einfach in Rom im Narrenhause still hält, um die chose ein bischen versurren zu lassen. — Weiß man überhaupt von diesem Skandälchen in Berlin etwas und wenn, was hast Du gehört? Welche Versionen?

Seit September habe ich nichts mehr gethan. Diesen Brief schicke ich Dir unfrankirt, weil ich kein Geld zu meiner Disposition habe, (man giebt Geisteskranken!? nur ab und zu ein paar Soldis damit sie kein Unglück anrichten). Sei versichert, daß wenn Du einmal Deine Schritte im Sommer italienwärts lenkst, ich Dir viel und interessantes zu erzählen habe. (Ich rede italienisch wie ein Römer, kein Mensch glaubt daß ich fremd wäre).

Also für heute Schluß. Mit bestem Gruß Dein

Stauffer.

An Lydia Escher.

Liebe Lydia!

Am grünen Donnerstag war ich in Rom und erkundigte mich bei dem Direktor des Irrenhauses über Dein Befinden. Er teilte mir mit, daß Du zufrieden mit Emil

irgendwo hingereist seiest. Es war das die erste Nachricht, die ich über Dich einzuziehen im Stande war seit meiner Verhaftung. Du weißt am besten, was Dir frommt und es steht mir nicht zu, über Dich zu richten. Hast Du mich aber verraten, so magst Du verantworten was Du gethan hast. Du weißt wohl, daß Du das einzige Weib bist, welches ich je liebte, und daß meine ganze Kraft seit ich Dich kenne nur auf Deiner moralischen Unterstützung fußte, — und alles was ich that nur geschah um Dir zu gefallen. Du weißt auch wie ich das menschenmögliche that um der Versuchung zu widerstehen, und daß Du nicht nur mich, auch meine ganze Familie unglücklich machst, vernichtest, meine Mutter, meine Geschwister, wenn Du mich verläßt. Du hast mich zerbrochen, mein Herz, meine Kraft, alles, alles. Habe ich das verdient? In Ketten und Fesseln, in Schande und Krankheit dachte ich nur an meine Liebe. Ist es möglich, hast Du wirklich kein Herz? Du weißt wohl, daß ich unschuldig bin an den unerhörten Verbrechen, deren man mich beschuldigt. Willst Du mich völlig vernichten, bitte, mach die Sache kurz. Du hast mit einem reichen Leben voll Feuer und Liebe gespielt und es zerstört. Ach ich kann es immer noch nicht glauben, Du kannst mich nicht zertreten wollen, denke, Er wird einst meine Seele von Dir fordern. —

Du kennst mich ganz, ich liege vor Dir wie ein offnes Buch. Mach ein Ende, so oder so. Ich will alles ertragen, sage mir meinetwegen, daß Du Dich in Deinen Gefühlen für mich getäuscht, aber gieb nicht zu, daß ich in Schande untergehen muß. Ich habe ja nie gewagt Dich mein zu nennen, ich war glücklich in Deiner Nähe, das Bewußtsein, eine Seele zu besitzen, die mich wirklich wirklich liebt, wie eine Schwester liebt, hätte mir für mein ganzes Leben genügt. Du wolltest es anders und hast mich damit zu Grunde gerichtet. Alles, jede Hoffnung, jede Lust, Alles, Alles ist hin, vorbei, Alles.

Bevor ich mich dessen entledige, was für mich ohne Deine Liebe und Freundschaft keinen Wert mehr hat, möchte ich von Dir noch zwei Zeilen, es ist so wenig, was ich fordere, gewähr's mir.

Du kannst mein Verderben nicht wollen, es ist unmöglich, unmöglich.

Ich kann nicht mehr

Dein Karl.

An seinen Bruder.

Ostermontag, den 8. April.

Da ich die Frau seit 4 Jahren kenne als eine Dame von durchaus nobler Gesinnung, da ich wahrhafte Freundschaft für sie empfand und leider — noch empfinde, so kannst Du Dir denken, daß ich am Donnerstag in Rom das Ärgste von allem was mich betroffen erlebt habe. Dieses Finale hat mir den Gnadenstoß gegeben..

An Frau Emmy Vogt-Hildebrand.

Florenz, Charfreitag 1890.

Sehr geehrte Frau!

Der Roman hat eine ebenso einfache als unerwartete Wendung genommen. Herr Fiordi Spina, der röm. Irrenhaus Direktor sagte mir gestern, Lydia wäre vergnügt und zufrieden mit ihrem Gatten von Rom verreist, wohin wissen die Götter. (vor 14 Tagen). Verrückt war sie nie. — Cosa vuole, sagte der erfahrene Mann, cosi sono le donne! —

In Rom betrachtete ich die Trümmer meiner zweijährigen Tätigkeit mit einiger Wehmut, ich läugne es nicht; schüttelte den Staub von meinen Füßen und reiste nach Florenz, wo ich mich jedenfalls den Sommer über aufhalten und durch die strengste Arbeit sentimentalen Anfällen entgegenarbeiten will.

Als ich bei Nacht und Nebel über den Gotthard ging, fielen mir Gott sei's geklagt wieder Verse ein (es scheint eine wahrhaftige Krankheit „die Dichteritis" werden zu wollen.) . . .

Herrn Karl Stauffer.*)

Ihr Brief vom 6. d. M. ist mir zugestellt worden. Sie behaupten in demselben, daß ich es gewesen sei, welche eine Änderung unserer früheren Beziehungen, „welche Ihnen für das ganze Leben genügt hätten", herbeigeführt habe. Sie sagen damit, wie Sie genau wissen, eine Unwahrheit. Tatsache ist, daß Sie damals in Florenz meinen Ihnen wohlbekannten, durch Krankheit überreizten Nervenzustand benützt und mich in der schändlichsten Weise getäuscht haben.

Dies allein habe ich hier zu konstatiren. Auf weitere Auseinandersetzungen mit Ihnen werde ich mich unter keinen Umständen einlassen.

19. IV. 1890. Lydia . . . Escher.

An Frau Emmy Vogt-Hildebrand.

Freitag, Oktob. 90. Florenz

Verehrteste Frau und Freundin!

Heute sandte mir mein Bruder den Artikel aus dem Bund, den ich Ihrer Bemühung zu danken habe; Sie sorgen für mich wie eine rechte Mutter, aber auf mir lastet stets der gleiche Druck. Ich will nicht ein Klagelied anstimmen, aber ich präpariere mich doch sachte auf das Kloster (es bleibt das streng unter uns) und habe gestern den ersten

*) Die Antwort Lydias. Von Lydias Abfall erholte sich Stauffer nicht mehr. Im Juni machte er einen Selbstmordversuch. Er versuchte später wieder zu arbeiten; aber seine Kraft war gebrochen. In Florenz starb er nachts am 24. Januar 1891, anscheinend an einer Complikation der Brustwunde und an zu starker Dosis Chloral. Lydia Escher wurde von bitterer Reue gepackt; sie machte im Oktober einen Selbstmordversuch, der mißlang; am 12. Dezember vergiftete sie sich.

Schritt getan um mich jedenfalls über das wie, die näheren Umstände zu informieren, indem ich an den Pater Rudolf in Einsiedeln schrieb. Ich habe seit ich hier bin wieder eine Erfahrung gemacht, nämlich daß das Glück, der Frieden nicht außerhalb zu finden, sondern daß man sie mit sich herum tragen muß, um sie zu besitzen. Der blaue Himmel und das schöne Florenz allein tun es nicht. Das Glück liegt in der Produktion, in der gelungenen Arbeit, in welche man sich vertiefen können sollte ohne immer den materiellen Abgrund vor sich zu sehen. Um sattelfest zu werden in der Plastik, das was ich jetzt mit großer Mühe und langsam hervorbringen kann, einmal mit Leichtigkeit wie Ihr Herr Bruder zu produzieren, dem Hervorgebrachten endlich Absatz und Anerkennung zu verschaffen, dazu gehören Jahre und Jahre fröhlicher Arbeit, nicht stumpfsinniger Grübelei, in die ich immer und immer wieder versinke. Viele sind berufen und wenige sind auserwählt. Ich hätte nötig daß Jemand immer mit der Fuchtel hinter oder neben mir stände, um mich aufzujagen aus der verfluchten Träumerei. —

Von Lydia spreche ich überhaupt nicht mehr, darüber können Sie also ruhig sein. — An's Heiraten ist nicht zu denken. —

Für heute schließe ich. Das nächste Mal kann ich Ihnen hoffentlich berichten, daß der Bubenberg fertig zum versenden ist. Von Biel bin ich Sonnabend abgereist, aber Bummelzug gefahren, so daß ich doch erst Montag in Florenz ankam, 20 frs. dabei gespart. Also leben Sie wohl und seien Sie herzlich gegrüßt samt Ihrem Manne, dem Doktor von Ihrem Wahlsohn

Karl Stauffer.

---

*) Zur Charakteristik der Dichtungsart Stauffers geben wir ein paar seiner, als Gefangener auf dem Transport von Rom nach Florenz gemachten Verse. Sie stehen in dem Buch von Isolde Kurz: „Florentinische Erinnerungen".

Auf Königs Kosten via Rom-Florenz
Mit sieben Mördern an der langen Kette,
Eiserne Schellen — na, das Ding wird lustig . . .

Da geht die Thüre auf und dreiundzwanzig Strolche,
Ladroni, Diebe, Mörder, Raubgesindel,
Auch zum Transport a spese del govérno
's wird immer besser, Herr, laß diesen Kelch
An mir vorübergehn, sonst werd ich närrisch.
Aus allen Himmelsgegenden Italiens,
Teils schon verurteilt, teils noch in Erwartung . . .

Wer nie sein Brot mit Thränen aß, wer nimmer
Auf seinem Strohsack bitter weinend saß,
Der kennt euch nicht ihr großen Himmelsmächte!
Und in der langen, langen Kerkernacht
Hab ich die Lebensrechnung still gemacht . . .
Ihr könnt die Hände mir in Fesseln schlagen.
Mich in die gottverdammten Mauern sperren
Bei Brot und Wasser, 's ist mir einerlei.
Der Herr er segnet Wasser mir und Brot
Und schenkt die Muse mir in meiner Not.
Er reißt die dummen Mauern vor mir nieder,
Er giebt dem Geiste Schwungkraft und Gefieder,
Der fliegt hinaus. — Geh mal und hol ihn wieder!

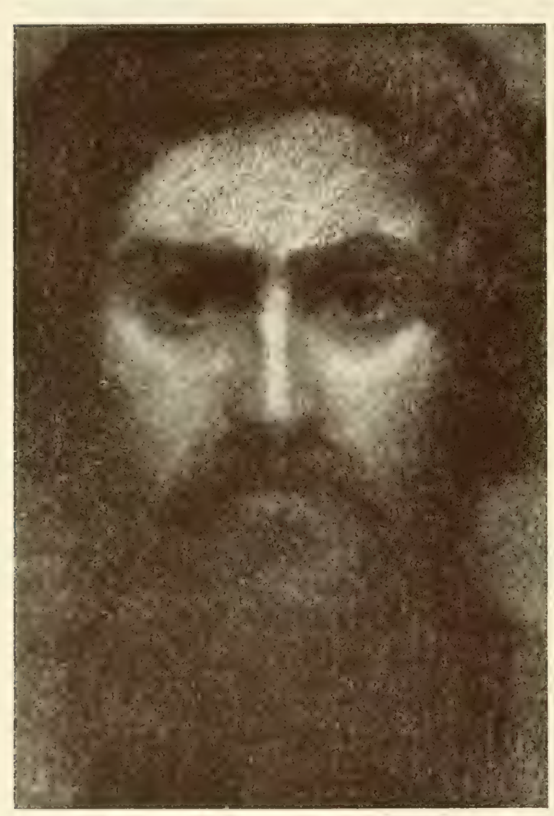
Giovanni Segantini

geboren 15. Januar 1858 in Arco, gestorben 28. September 1899 im Schafberghotel bei Samaden.

Savognin, den 20. Mai 1894.

Herr Candidus!

Ich habe Ihren Artikel gelesen und begreife nicht Ihre Überraschung über die Verteilung des Preises „Principe Umberto" durch jene Kommission. Im Gegenteil. Mir scheint sie natürlich, ich erinnere mich in Mailand zu wiederholten Malen erklärt zu haben, daß wir von jener Kommission Überraschungen erleben werden, und natürlich war es so. Warum sollte es anders sein?


Giovanni Segantini, Selbstbildnis.

In der Kunst sehen wir die bedeutende konservative Mehrheit sich in die erste Reihe stellen, die sich aus den heraufgekommenen Männern, den Mittelmäßigen und den Nichtskönnern zusammensetzt. In verschwindender Minderzahl sind die Unabhängigen, Einsamen, originalen Künstler, die die Gabe besitzen oder sie zu besitzen glauben, neuen Empfindungen zu lauschen und sie wiedergeben wollen, indem sie gemäß ihren Mitteln die alten Kunsttheorien vergewaltigen oder beibehalten, um an ihre Stelle die persönlichen Bekenntnisse zu stellen. In diesem Tun erstreben sie die Vernichtung der erstgenannten Mehrheit. Aber diese weist sie dank ihrer Überzahl zurück und gewährt ihnen fast nie ein Quartier. So erfüllt sie ihre konservative Mission.

Ihr ergebenster

G. S.

Maloja, 26. November 1894.

Liebster Herr Martinelli!*)

Warum hätte Zola Unrecht, Rom so sehen zu wollen, wie es ist? Gerade von diesem Standpunkt aus hat er uns ein wahrhaft Zolaisches Werk geben können.

Ich will nicht nachforschen, ob Zolas Buch künstlerisch oder wissenschaftlich sei, aber ich empfinde, daß es eine Arbeit von ungeheurem Wert für die Geschichte ist und daß in dieser Hinsicht sein ganzes Werk unsterblich sein wird, wie die Seele.

Denn ich weiß wahrlich keinen der besser als er verstanden hat, den Geist unserer Gesellschaft zu materialisieren und die Materie, die ihn umgibt, zu beseelen. Er ist, wenn Sie wollen, ein Reporter, aber der Reporter seiner Zeit für alle kommenden Jahrhunderte. Sowohl für die Künste und Wissenschaften, als auch für den gesamten Fortschritt der Menschheit wäre es zu wünschen, daß jeder künftigen Generation so ein Reporter geboren würde, der wie dieser mit so viel liebevollem Gewissen für die Wahrheit alles wiedergeben, der wie dieser alle verschiedenen Arten von Seelen seiner Zeit in sich vereinigen könnte.



Giovanni Segantini.

Wenn dieser Wunsch sich nicht erfüllen sollte, so können wenigstens unsere Nachkommen sagen: Hier in diesen wenigen Bänden von Zola können wir innerhalb eines Monats 50 Jahre des 19. Jahrhunderts durchleben.

*) Martinelli ist Journalist.

Das ist nach meiner Ansicht der geistige und moralische Wert der Werke Zolas.

Ich verbleibe wie immer Ihr Freund

G. S.

*) Maloja 21. Januar 1896.

Werte Frau und Freundin! Es fiel mir ein die guten Bauern zu verlassen, um die Schwester aufzusuchen.**) Weshalb ich zeichnen lernte? Aber weil.. wahrhaftig ich weiß nicht, was ich antworten soll. Wenn ich Sie fragte, weshalb Sie das ABC gelernt haben, was würden Sie antworten? Ihre Antwort könnte auch die meinige sein. Ich hatte keine spezielle Neigung, wie jene, die sich schon von Kindheit an irgend einem bestimmten Zweig des Wissens widmen. Ich verbrachte meine Kindheit in Betrachtung, nachdenkend, analysierend.

Das erste Mal, als ich einen Bleistift zur Hand nahm, um zu zeichnen, war es, weil ich eine Frau zu ihren Nachbarinnen schluchzend sagen hörte: „Ach, wenn ich doch wenigstens ihr Bild hätte, sie war so schön!" Bei diesen Worten erblickte ich bewegt das schöne Gesicht einer jungen, verzweifelten Mutter. Eine der anwesenden Frauen zeigte auf mich und sprach: „Laßt das Bild von diesem Knaben machen, er ist sehr geschickt." Die schönen tränenvollen Augen der jungen Mutter wandten sich zu mir. Sie sprach nichts, ging in die Kammer und ich folgte ihr. In einer Wiege lag die kleine Leiche eines Mädchens, das nicht viel über ein Jahr zählen konnte; die Mutter gab mir Papier und Bleistift, und ich begann. Ich arbeitete mehrere Stunden, die Mutter wollte, daß ich das Kind lebend darstelle. Ich weiß nicht, ob die Arbeit künstlerisch ausfiel, aber ich erinnere mich, die Frau einen Augenblick so glücklich gesehen zu haben, daß sie ihren Schmerz zu vergessen schien. Doch der Bleistift blieb im Hause der armen Mutter und ich nahm das Zeichnen erst viele Jahre später wieder auf. Dennoch war das vielleicht der Keim, aus dem sich der Gedanke entwickelte, daß ich durch dieses Mittel Gefühlen Ausdruck verleihen könne.

Meine Neigung, mein Ideal, für das ich mein ganzes Leben lang kämpfte, allein gegen alle Menschen und gegen alle Gesetze, war die Erhaltung der Freiheit meines Ichs.

Ihr ergebener Freund

G. S.

---

*) An die Schriftstellerin Anna Radius, pseudonym Neera.

**) Segantini lebte mit seiner Schwester in den ärmlichsten Verhältnissen; er war in einer Dachkammer den ganzen Tag sich selbst überlassen und langweilte sich furchtbar. Eines Tages kam er auf die romantische Idee fortzulaufen. Er kam nach langem Umherirren und vielen Leiden zu Bauern, die, durch seine Erzählungen gerührt, ihn aufnahmen. So wurde er mit sieben Jahren Schweinehirt.

Soglio di Val Bregaglia 5. Mai 1897.

Lieber Pelizza![*]) Die Erklärungen, die ich Dir geben kann, über die Art und Weise, die Bewegung in den Gestalten der Schafe festzuhalten, bestehen darin, Dir in Kürze zu sagen, wie ich bei solchen Studien vorgegangen bin.

Mit dem Skizzenheft in der Hand studierte ich sie auf der Weide, indem ich bald dem einem, bald dem anderen folgte. Ich war zuletzt so verliebt in die Eleganz und Harmonie der Formen dieser Tiere, daß ich sie nur mehr geschoren malte. Ich weiß nicht, welche Rasse Du brauchst, ich habe die Bastardschafe nicht gern, weil die Körperteile nicht proportioniert sind.

Mehr bleibt mir nicht zu sagen übrig, als Deinem Werk einen glücklichen Fortgang zu wünschen.

Immer Dein Freund

G. S.

Maloja, 29. Mai 1898.

Lieber Tumiati![**])

.. Eine ernste Beurteilung der zeitgenössischen Kunst kann ich Ihnen nicht geben, weil ich zu sehr abseits von der Bewegung lebe.

Meine Memoiren, von denen William Ritter spricht, sind bloß Briefe, die hie und da in Zeitungen, zu verschiedenen Gelegenheiten veröffentlicht worden sind und die ich nicht gesammelt habe.

Gleich, als ich Farben in die Hände bekam, malte ich den Chor der Kirche Sant' Antonio in Mailand, dann die Leichenaufbahrung eines Helden, eine Fischhändlerin, eine Falknerin, einige Landschaften und einige Stallinterieurs, Studien, die ich in der Umgebung von Mailand machte. Alle diese Arbeiten hatten divisionistische Tendenzen, aber zu jenen Zeiten kannte keiner von uns diese Errungenschaft der Kunst, die von der Wissenschaft später festgestellt wurde und die die Pointillisten in der Malkunst anwandten.

Zu jener Zeit war eben Tranquillo Cremona in der Lombardei gestorben, bewundert von den Jungen und Modernen, und es lebte noch Mosè Bianchi di Monza.

Aus der Brera gingen hoffnungsvolle Kunstjünger hervor, die eine wahre lombardische Renaissance vorausahnen ließen.

Luigi Chirtani schrieb über Kunst und hielt die Renaissancegruppe mit weisem Gefühl zusammen, auf der anderen Seite protegierte Herr Boito, Architekt (wovon weiß ich nicht) gemalten Kitsch, der vom künstlerischen und malerischen Standpunkt wirklich Mitleid erregen konnte.

---

*) Freund Segantinis.

**) Domenico Tumiati, Dichter und Freund Segantinis.

Ich sah diese Bewegung mit an, ohne daran teilzunehmen.

Die einen malten, um zu malen, ohne sich um etwas anderes zu kümmern, die anderen interessierten mich in keiner Hinsicht und ich zog mich zurück nach den Hügeln und Seen der schönen Brianza, überzeugt, daß die Kunst der Malerei, nicht in der Farbe an sich allein begrenzt sei, sondern, daß sie, weise angewandt, zum Ausdruck aller Gefühle der Liebe, des Schmerzes, der Freude und der Trauer werden könne.

In der Brianza angelangt, beschäftigte ich mich jedoch nicht mit dem Studium der Ausdrucksfähigkeit der Farbe, sondern versuchte meine Gefühle wiederzugeben, zumal des Abends nach Sonnenuntergang, wenn meine Seele zu sanfter Melancholie neigte. Diese Periode währte von 1882 bis 1885, und ich schuf damals eine Menge pastoraler Werke.

Um meine Gefühlsbewegungen zu stärkerem Ausdruck zu bringen und auch das ganze Milieu meines Werkes durch die poetisch-malerischen Empfindungen meines Geistes beleben zu lassen, emanzipierte ich mich in der ersten Stunde von den kalten Modellen, ging abends in den Stunden des Sonnenunterganges aus, und nahm die Stimmungen in mich auf, die ich am Tage der Leinwand mitteilte. Aber manchmal fühlte ich mich unfähig, die Gedanken zu gestalten, die in meinem Geiste keimten, und ich versuchte die Natur zu studieren und zu erobern, indem ich sozusagen aus meinem innersten Gefühl heraustrat.

Mit diesem Intermezzo begann die zweite Periode, indem ich nach Savognin in den Alpen (Graubünden) zog.

Hier nahm meine Kunst den Charakter an, der ihr noch heute eigen ist.

Jener geheimnisvolle Divisionismus der Farben, den Sie in meinen Werken sehen, ist bloß die natürliche Erforschung des Lichtes.

Hier erfüllte mich eine große Freude, meine Augen begeisterten sich am Blau des Himmels, am zarten Grün der Weiden, ich betrachtete die stolzen Bergketten in der Hoffnung, sie zu erobern, und indem ich mit der Farbe als harmonische Schönheit zu rechnen begann, machte ich Tierstudien, da das Land dem Hirtenstande sehr ergeben ist . .

Das Feld meiner Betätigung ist jetzt das schöne Dorf St. Moritz, das der Mittelpunkt des Ober-Engadins ist und wo ich die größten Schönheiten des Hochlandes vereinigt finde, aus welchen ich zwei große Tryptichen komponieren will. Ich arbeite bereits mit meiner ganzen Leidenschaft daran.

Diese werden alle Schönheiten in sich einschließen, von den schönen Formen bis zu den schönen Empfindungen, von den großen zu den schönen Linien, von den schönen menschlichen Gefühlen bis zum göttlichen Sinn der Natur, von den schönen

nackten menschlichen Gestalten zu den schönen Formen der Tiere, von den menschlich-bescheidenen schönen Empfindungen bis zum göttlichen Geist der Symbole, vom Aufsteigen des Mondes bis zum Untergang der Sonne, von den schönen Blumen bis zu den Schneefeldern.

Ich neige mich vor dieser mit Schönheit gesegneten Erde, ich küsse die Grashalme und die Blumen unter diesem blauen Himmelsbogen, und während die Vögel singen und sich im Flug vereinigen und die Bienen aus den offenen Blumenkelchen Honig saugen, trinke ich an diesen reinen Quellen, wo die Schönheit sich ewig erneut.

Wo sich die Liebe erneut, die allen Dingen Leben gibt.

Es umarmt Sie

Ihr

G. S.

Adolf von Menzel

geboren 8. Dezember 1815 in Breslau, gestorben 9. Februar 1905 in Berlin.

An Heinrich Arnold*).

Berlin d. 29ten December 1836.

Ja, Herzensfreund, wo soll ich anfangen, aber, sondern, nunmehr, bereits, und wie die Krücken alle heißen mögen, die helfen hier alle nichts! Streng genommen, ist wirklich mein sehr langes Schweigen unverzeihlich, weit mehr, als schon zuweilen von Ihrer Seite, da Sie weit weniger Herr Ihrer Zeit sind, als unser einer, indeß sind wir's auch mehr unserer Zeit, so sind wir's ebenso wenig über unsere Stimmung; und dieß muß ich Sie bitten, zu berücksichtigen. Die vielseitige Art, wie man in der letzten Zeit in Anspruch genommen wird, und dann der Gährungsprozeß, den meine ganzen Ansichten in Folge der Ausstellung durchmachen müssen, alles dieß nahm mir die Ruhe, die ich haben will, wenn ich mich mit Ihnen unterhalte. Mit meinen Gedanken bin ich unzählig oft bei Ihnen und um Sie Alle, ich wollt, ich könnt es auch manchmal mit meinem Cadaver. Na! Zeit bricht Rosen.

Zuförderst für Dürer's St. Hubert meinen herzlichsten Dank, Sie haben mir damit eine außerordentliche Freude gemacht; es ist nun die Aufgabe, das in unserer Zeit zu leisten, was dieser Phönix in der seinigen leistete. Dahin werden wirs wohl nicht bringen, ich glaube, unsere ganze jetzige Künstlergeneration (ich meine die, die jetzt unsere größten sind, sie sind die Bannerträger, von dem Troß, der nach der Fahne läuft, rede ich hier nicht, von denen wird man einst weder die Bilder, noch die Gräber wissen) ist nur ein Vorläufer der Epoche die das können wird, wir haben genug zu tun, uns durch den alten Sauerteig durchzubeißen; unser ist das Steigen, das Hinaufkommen wird den Folgenden verbleiben. Es giebt manche, die den Hussitenpr.**), den Jeremias, die Söhne Eduards für die Culminationspunkte der jetzigen Kunst halten, ich möchte sie für eine Stufe derselben ansehen. Die Künste haben von jeher nur geschafft und geleistet, was in der Zeit begehrt wurde, als das Lebensprinzip des menschlichen Geistes der Glaube war, so war es auch in der Kunst, (sowohl des Altertums, als des Mittelalters), wenn eine geistige Richtung irgend eines Landes oder Volks ihren Höhepunkt erreicht hat, so sinkt dieselbe durch alle möglichen Irrgänge und Abgründe hindurch solange, bis die neue Richtung in ihm zum Bewußtsein gekommen ist. So war die Reformation der Höhepunkt des Glaubens, und ihm erging es, wie ich so eben gesagt habe, bis jetzt, wo man anfängt, sich seines Hinziehens zum Verstandesprinzip bewußt

*) Heinrich Arnold in Cassel. Er hatte eine Tapetenfabrik, und selbst künstlerisch begabt, traf er Menzel beim Abendzeichnen im Winter 1833/34. Diese Freundschaft dauerte bis zum Tod.
**) Von Karl Friedrich Lessing. Das Bild befindet sich in der Nationalgalerie.

zu werden. Alle diese Fortschritte und Abwege der Geistesentwicklung hat die Kunst mitgemacht, und wird sie stets mitmachen, denn wie die Menschheit, so sind auch die Künstler als ein Theil in ihr, und die Forderungen, die an sie gemacht werden. Daher halte ich die Neigung unserer Kunst nach dieser Seite nicht mehr für einen Abweg, sondern für ein folgerechtes Ergebniß des sich erneuernden Zeitgeistes, und das, was uns an ihr noch stört, und unbefriedigt läßt, glaube ich, rührt noch von ihrer Halbheit her, sie strebt, und vielen noch unbewußt, noch an der letztverflossenen Periode.



Adolf Menzel.

Wenn auch die Kunst entschieden auf diese Seite neigen wird, so braucht sie darum noch kein Rechenexempel zu werden, (der Jeremias, zum Teil die Söhne Eduard's sind welche, die möchte ich aber auch nur, (unter uns gesagt) für Entwickelungskrankheiten halten. Der ganze Hübner*) gehört hierher). Wir werden dann auch die Geister danach haben, in denen die Zeit entschieden genug wirken wird, das gehörig zu packen. Der wirklich geistvolle und gediegene Materialismus der jetzigen Franzosen (derer die die Schule repräsentiren und zum Theil geschaffen haben) eines Gudin**), Roqueplan, Coignet***), zum Theil Watelet****), Le Poittevin*****) werden hier eine

*) Julius Hübner, geb. 1806, gest. 1882, Historienmaler.

**) Théodore Gudin, Marinemaler, geb. 1802.

***) Jules Coignet, Landschaftsmaler, geb. 1798.

****) Louis Etienne Vatelet, Landschaftsmaler, geb. 1780.

*****) Eugène Le Poittevin, Genremaler, geb. 1806, gest. 1870.

Revolution hervorbringen, in welcher diejenigen, die da glauben, Buntmalen sei brillant, und geschmiert geistreich gemalt, untergehen werden, was nicht schaden kann, und die kräftig genug sind sie zu überstehen, werden gewiß besser daraus hervorgehen. Sind auch die Franzosen in gewisser ästhetischer Hinsicht (im Allgemeinen) einseitig zu nennen, so sind wir's (nur im andern Extrem) ebenfalls, und ich und viele andere hoffen, der in uns übergehende Eindruck ihrer Werke wird uns aus unserer Einseitigkeit heraus-reißen. Wir sollen und wollen keine Franzosen werden, aber respektvoll das viele Gute in ihnen anerkennen, und uns eine Lehre sein lassen. —

Leben Sie alle wohl, noch richte ich viel herzliche Grüße aus von Magnus, den Notabeln, und den Meinigen Ihr

Menzel.

Ich fange jetzt ein neues Bild an*), ich will wünschen, daß mir die neue Zeit und nicht der alte Stiefel die Finger regiert.

Sr. Wohlgeboren des Herrn Carl Heinrich Arnold
in Cassel.

Berlin d. 30. April 1839.

Mein geliebter Freund

. . Eine Leipziger Buchhandlung (J. J. Weber) hat mir angetragen, zu einem „Leben Friedrichs des Großen" welches sie herausgeben wird, und das Dr. Kugler nach sehr guten und sehr detaillirten Quellen schreibt, eine Anzahl von mehreren Hundert Holz-schnitten zu komponiren und auf den Holzblock zu zeichnen. Das Werk soll einen Pendant zum Leben Napoleons, wozu Horace Vernet die Holzschnitte zeichnet, das Sie vielleicht schon kennen, abgeben. ich habe, wie Sie wohl denken können, den Antrag angenommen, eine Parthie Holzzeichnungen sind schon in London im Schnitt begriffen zum Pro-spektus. Auch ist es, wie ich höre, schon angezeigt. ich sitze jetzt in Vorstudien bis über die Ohren, ich habe mir Gelegenheit verschafft, alle Muntirungsstücke, Waffen und Kleider aus den Zeiten Friedrichs, die noch hier auf dem Königl. Muntirungs-Depot aufbewahrt werden auf dem Modell nach der Natur studiren zu können, das ist mir ein großer Vorteil, ich kann dadurch den Sachen die Authenticität geben. Es ist gegen-wärtig viel Conkurrenz in Ausgaben von Friedrichs Leben, aber ich hoffe zu Gott, daß wir die Conkurrenz schlagen werden. Diesen Sommer, wird es mir vielleicht möglich, Sie zu überrumpeln. Die herzlichsten Grüße von den Meinigen und mir an die Ihrigen! Unverändert wie immer Ihr aufrichtiger

Menzel.

---

*) Der Feind kommt.

An Se. Wohlgeb. Herrn Carl Heinrich Arnold
in Cassel.

Berlin d. 6. September 1840.

Geliebter alter Freund!

Wie nichtsnutzig ich bin, fühle ich in seiner ganzen Größe, ich habe mich grade seit einem Jahr gegen Sie benommen, als wäre ich aus der Welt. Ich sitze aber jetzt seit über einem Jahr in den Zeichnungen zum Leben Friedrichs des Großen, die Arbeit füllt mich so ganz aus, daß ich alle meine andern Arbeiten und Bestellungen habe teils quittiren teils bis zu Ende der Sache hinausschieben müssen, so ist auch jetzt von Malen nicht die Rede, das wäre mir schrecklich, wenn ich nicht bei dieser meiner vorhandenen Sache mit dem höchsten Interesse und Liebe wäre, und wenn ich gleich nicht wirklich male, so raffinire ich doch darin.

In welcher Art meine oder vielmehr Kuglers und meine Sache erscheint, wissen Sie vielleicht ohne mich so schon aus 100 trompetenden und flötenden Zeitwischen; daß ich dabei mit unserm Altgesellen in einen kleinen rencontre gekommen, wovon der Alte aber etwas Verdruß gehabt hat wissen Sie vielleicht auch, also nichts mehr hievon!*)

Aber das muß ich beibringen, daß: wer, sich nicht selbst je mit so was, dergleichen ich nun vorhabe, beschäftigte, keinen Begriff hat mit wieviel Mühen, Weitläufigkeiten und bei aller Aufmerksamkeit und Promptheit des Unternehmers (diese Gerechtigkeit muß ich ihm widerfahren lassen), unausweichbaren Verdrießlichkeiten so etwas verknüpft ist. Diese Erklärung bin ich mir selbst bei meinen Freunden schuldig, ich wünschte bloß ich könnte sie Allen Denen sagen, die bei leider mancher schlecht geschnittenen Zeichnung den Stein auf mich werfen, wie oft habe ich ohnehin schon denselben Gegenstand zweimal gezeichnet, weil er das erstemal in unachtsame oder ungeschickte Klauen geraten war, und das gehört wahrhaftig nicht unter die Freuden, ist aber eben auch unvermeidlich, daß, wo so viele Menschen nöthig sind zu einer Sache, auch was verhunzt wird. Aber trotz all diesem Ärger, Friedrich über Alles! mich hat nicht bald was so gegriffen. Der Stoff ist so reich, so interessant, so großartig, ja, worüber Sie zwar wohl den Kopf schütteln werden, wenn mans genauer kennen lernt, so malerisch,

*) Hierzu sagt von Tschudi in „aus Menzels jungen Jahren": „Gemeint ist die abfällige Kritik, mit der G. Schadow die erste Lieferung von Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen empfing. Er spricht in einer in der Nr. 73 vom 26. März 1840 der Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen erschienenen Kritik von „Ausartungen, die man Griffonagen oder Kritzeleien nennen kann", und tadelt, daß der heurigen Mode folgend, „die Gestalten in phantastisch-arabesken Windungen schwebend" erschienen, statt „den Zeitgenossen die Gestalten und Gedanken jener Zeit in solchem Dessin aufzustellen, daß dem Leser und Beschauer jene alten Tage sich im treuen Spiegelbilde vergegenwärtigen". Menzel antwortete in ruhiger, aber sehr bestimmter Weise, worauf Schadow seinen Irrtum eingestand.

daß ich bloß einmal so glücklich werden möchte, aus dieser Zeit einen Ziklus großer historischer Bilder malen zu können! — Sagen Sie, wie geht's bei Ihnen? Nehmen Sie mich nicht zum Exempel, sondern schreiben Sie mir bald einmal, was Sie Alle machen, Sie und Alle Ihre Lieben, denen ich mich auf's Beste zu empfehlen bitte! Von mir dagegen sein Sie überzeugt, daß ich noch bin der Ihnen trotz seiner Schreiblässigkeit mit alter Liebe anhängende

Menzel.

An denselben.

Berlin d. 19. Juli 1842.

Lieber alter Freund!

Zu schnell hintereinander ists wohl wieder nicht, daß ich nun mich einmal vernehmen lasse? Aber daß ich dieß so lange aufschob, ist die Ursache, ich wollte erst mit dem Friedrich*) vollständig fertig sein. Vorher hätte ich doch keine rechte Ruhe gehabt mit meinen Freunden was zu schwatzen. Gestern habe ich nun das letzte dazu Gehörige beendigt; ich habe Victoria geschrieen, und wie!

Sie haben gewiß geglaubt, ich bin längst fertig, da die vorletzte, (jetzt vielleicht auch schon die letzte) Lieferung erschienen ist. Mit dem was da drin vorkommt und womit diese erste Ausgabe geschlossen ist, war ich auch schon im April fertig, was mich bis jetzt beschäftigte, war ein Anhang von Prospekten der Prachtbaue, die Friedrich in Berlin und Potsdam aufgeführt, und der 6 Heldenstatuen die auf dem Wilhelmsplatz stehen; welch Alles ich nun erst nach der Natur zeichnen, dann genau verkleinern und aufs Holz übertragen mußte; und noch so allerlei einzelnes, was dennoch ins Ganze nöthig war. Der Anhang wird erst bei der 2ten Ausgabe erscheinen, doch wahrscheinlich so daß, wer die erste hat, ihn einzeln haben kann.

Aber wer nun, nach einem kurzen Verschaufen drankommt, das ist der: Pinsel. ich bin gewiß, daß Sie nicht meinen, „schreibe ich nicht, so denke ich auch nicht an Sie" dem ist nicht so. Ein leeres Album, das ich zum Präsent erhielt und lange Jahre nicht zu benutzen wußte, habe ich nun angewandt, Ihre und Ihrer lieben Familie Conterfeis zu beherbergen, und hab's sehr oft in Händen. —

Ihr Menzel, wie immer.

Carl, lieber Junge.

Bist Du fleißig? Zeichnest Du unter anderm auch Abends, wie ich Dir gesagt, nach den Medaillen? in recht pikanten Beleuchtungen? ich tue das jetzt viel, 's ist sehr interessant. Du mußt auch mit farbiger Kreide versuchen. Für den Anfang gehts Dir am leichtesten auf graues, nicht sehr helles Papier. Die Hauptschatten werden

*) Geschichte Friedrichs des Großen.

mit Estompe wie sonst in gehöriger Stärke hingesetzt, die nach diesen schwächeren auch noch. Dann mit fleischfarbener Kreide die hellen Partieen und Lichter darauf gesetzt, dann mit den Fingern nach Anschauung der Modellirung verrieben, danach wieder mit derselben hineingezeichnet, die größere Bestimmtheit in den Formen, oder Hautfältchen, der Finger hilft da auch noch an einzelnen Stellen, kurz, so durchgearbeitet. In die estompirten Schatten wird nach Bedürfniß mit Brauner hineingezeichnet, aber ja nicht alles damit überarbeitet, in die Tiefen endlich mit schwarzer. Für sonstige röthliche Partieen in Wangen oder Augenliedern, Augenwinkeln ist nach Umständen Rothstein, oder dunkelroth Stift. Wie auch überhaupt das Alles variirt nach dem Teint,



Adolf Menzel. Mit Erlaubnis von F. Bruckmann A.-G. München.

roter oder weißer u. s. w. Die Ockertöne sind vortrefflich in die verschiedene Haarfarbe, aber bei allen (außer Blond) muß ganz estompirt werden. Auf mancherlei Übriges kannst Du ja von selbst kommen.

Leb gesund.

An denselben.

Berlin d. 23. März Donnerstag früh, 1848.

Geliebter alter Freund!

Sie erwarten gewiß schon eine Nachricht von mir, daher also vorweg, daß ich am Dienstag Abends zwischen 6 und 7 Uhr glücklich hier angekommen bin. Meine Geschwister fand ich beide, wofür dem Himmel gedankt sei, gesund und ungefährdet. Das Wiedersehen will ich nicht schildern. — Nun aber von dem, was alle Herzen und Köpfe ausfüllt. Wie hatte ich Berlin verlassen und wie fand ich es wieder! Allein

auf dem Wege vom Bahnhof nach meiner Wohnung kam ich an den Spuren von 4 Barrikaden vorüber. ich war noch den ganzen selben Abend auf den Beinen, und bin überhaupt seitdem wenig nach Hause gekommen. Berlin hat seine Ehre furchtbar gerettet!!! Woran man im Auslande und in Berlin selbst nicht geglaubt hatte. Dagegen sinkt jetzt Alles was man aus dem übrigen Deutschland vernommen, zu Kleinigkeiten zusammen. Die ausdauernde Erbitterung, mit der von Bürgern und Militär hier gekämpft worden, übertrifft nach dem Zeugniß von Ausländern die es hier mit erlebt, selbst Paris und ist nur mit Palermo zu vergleichen. Pausch und Bogen Nachrichten werden Sie durch die Zeitungen schon haben oder unfehlbar erhalten; außerdem sprechen sich natürlich eine Menge der unglaublichsten Erzählungen herum, ich will daher schließlich nur Einzelnes, was ich von glaubhaften Augen und Ohrenzeugen habe, und noch Selbstgesehenes erwähnen. Dahin vereinigen sich alle Urteile, daß beide Teile mit unter diesen Verhältnissen vielleicht beispielloser Tapferkeit gekämpft haben. Es werden jetzt von beiden Seiten viele Züge von Selbstaufopferung und Uneigennützigkeit bekannt. Nachdem nun seit dem Montag der vorigen Woche der Wechselzustand von vereinzelten blutigen Auftritten (in denen das Militär Sieger war), von Aufregung und Stille gedauert, verkündigte sich nach der Erzählung meiner Geschwister am Sonnabend schon um Mittag das Herannahen des Wetters durch ein hastiges hin- und wiederrennen Einzelner auf der Straße, später kamen Trupps Menschen der verschiedensten Stände, fast nur erst mit Werkzeugen versehen, und brachen die Bohlen der Rinnsteinbrücken aus, trugen Schilderhäuser fort, (die Schildwachen waren schon vorher verschwunden) z. B. mein Hauswirt, ein Maurermeister gab gleich seinen Gerätschuppen zu Barrikaden preis u. s. w. — Endlich ungefähr um 4 Uhr begann das Sturmläuten von allen Türmen. Da machte sich meine Schwester in der Hoffnung, mich auf dem Bahnhof zu finden in der Begleitung Richards auf, um noch bei Zeiten wieder zur Stadt zu kommen. Die Hasenhegergasse war schon nicht mehr zu passiren, sie mußte daher durch die Feldstraße und auch da über eine schon angefangene Barrikade gehoben werden; aber schon unterwegs begegneten Sie öfter Kutschern mit ausgespannten Pferden ohne Wagen, auch einem, der bloß die Peitsche behalten hatte. So kam Emilie noch glücklich zu Märkers*), Richard blieb bei Herrn von Leithold**). Kaum angekommen, ließ sich aber schon nach 5 Uhr von der Stadt her der erste Kanonendonner und Pelotonfeuer hören. So dauerte dies Getöse zugleich mit schrecklicher Präcision mit wenig Unterbrechungen, die teils durch gegenseitige Er-

*) Märckers waren mit Menzels, mit denen sie in der Schöneberger Straße dasselbe Haus bewohnt hatten, sehr befreundet. Herr von Märcker wurde später Justizminister.

**) Major von Leithold, von dem Menzel ein Aquarellbildnis gemalt hat.

mattung, teils durch augenblicksweisen Mangel an Munition herbeigeführt wurden, fort bis Mitternacht unter unaufhörlichem Trommeln und Sturmläuten. Einmal verbreitete sich das Gerücht, 2 Regimenter (die Jäger und Kais: Franz Grenadier) seien übergegangen; es war aber falsch, und wie man nachher erfuhr, bloß herumgesprengt, um die Verzweiflung der Bürger wieder anzufrischen. Es war eine Schreckensnacht. Dazu heller Mondschein und alle Fenster erleuchtet. Nach Mitternacht soll es eine Weile still gewesen sein, dann aber das Gefecht von neuem begonnen, und gegen 6 Uhr noch einmal am heftigsten gewütet haben. Soviel ich bis jetzt erfahren, sind sämmtliche Wachtgebäude, 2 Kasernen und das Landwehrzeughaus erstürmt und im Innern zerstört worden. Ferner sind die Truppen auch am Alexanderplatz nach mehrstündigem hitzigen Gefecht vertrieben worden, eine dort aufgestellte Bretterbude worin sonst Kosmoramen gezeigt werden, diente den Soldaten lange zur Barrikade, und den Bürgern sehr zum Schaden, bis ein Korbmacherlehrling Mittel fand sie in Brand zu stecken. Er ist in der Totenliste mit aufgeführt. Barrikaden wurden viele von den Truppen endlich erstürmt, aber meist erst nach großem Menschenverlust, namentlich an Offizieren. Wie überhaupt das Militär unverhältnißmäßig mehr Tote und Verwundete hat als die Bürger. Sehr obligat haben unter anderm auch die Studenten und die hiesige Schützengilde gewirkt, die aus ihren großen Büchsen besser schossen als die Kommisgewehre der Infanterie. Außerdem Gesellen und Meister vieler Gewerke. Bedeutend zugerichtet sind einzelne Häuser z. B. eines in der Friedrichstraße, an dem ich 31 Kartätscheneinschläge zählte; aber die meisten unter Allen zeigt das Haus des Conditors d'Heureuse am Köln. Fischmarkte, der breiten Straße gegenüber, dort hatte eine Hauptbarrikade gestanden, die Artillerie bestrich grade die ganze Straße, und dies Haus bot seine ganze Front den Kugeln. ich zählte mit Einschluß der Fensterscheiben über 190 Kartätschenlöcher, außerdem hatten Granaten 2 sehr bedeutende Lücken in die Eckmauer gerissen, und ebendaselbst in einer geschlossenen Ladentür nebst 2 geschlossenen Schaufenstern zur Seiten, zusammen nicht über 9 Fuß breit, waren 46 Gewehrkugellöcher! Außer den stellenweise aufgerissenen Dächern da und an vielen Häusern. An einem Brunnen in der breiten Straße steckt ein faustgroßes Stück Granate im dicken Röhrholze. Während dem Allen auf der Straße wurde die ganze Nacht hindurch bei (vielleicht) allen Bäckern so eifrig gebacken, wie nie, und man fand Mittel, trotzdem die Truppen lange Strecken besetzt hielten, große Körbe mit Brot aller Art in die Barrikaden zu spediren. Für die Soldaten sorgte niemand. Am Morgen griff die Ermattung um sich, nachdem das Militär nun fast eine Woche Tag und Nacht unter Waffen gewesen war. Viele schliefen auf dem Pflaster, andre hielten das Gewehr nur noch mit wankenden Händen. Es sollen Offiziere versichert haben, daß sie sich keine Stunde

mehr hätten halten können. Nach 6 Uhr ward es von allen Plätzen zurückgezogen, und marschierte dann, sämmtlich aus der Stadt. Der Abmarsch verursachte einen ungeheuren Jubel unter der Bevölkerung. Es geschah mit klingendem Spiel und in Ordnung, aber in schrecklich derouttirtem Zustande. Vom Fenster aus sahen meine Geschwister auch unter anderem vor einem Bataillon ein lediges Reitpferd voranführen! u. s. w. — Mit dem Transport der Todten und Verwundeten hatten Pioniere zu thun. Die von Seiten der Bürger wurden in die Kirchen niedergelegt, und sind auch von dort aus gemeinschaftlich auf Stadt-Kosten gestern Mittwoch Nachmittag nach 2 Uhr in dem „Friedrichshain" vor dem Landsberger Tore begraben worden. Das war ein traurig feierlicher Tag, dergleichen in Berlin zu erleben, man nicht gedacht hätte. Am Morgen waren die Särge an der Freitreppe der Neuen Kirche auf dem Gens d'Armes-Markte an der Seite der Taubenstraße auf einem großen Trauergerüste aufgestellt*). Ueber den Verlauf des großartigen Leichenbegängnisses sehen Sie die Berliner Zeitungen nach. Ich kann Ihnen bloß sagen, daß die langsamen Züge Aller Gewerke und aller Körperschaften mit ihren Musikchören (teils Trauermärsche, teils geistl: Lieder), ihren Fahnen, Insignien und Särgen, von den Genossen getragen; dazu die durchweg ernste und schweigende Haltung der Volksmassen einen furchtbar mächtigen Eindruck machten. ich habe den Trauerzug nacheinander von verschiedenen Orten aus beobachtet, und namentlich auch lange dem Schloß gegenüber. Auf dem Balkon standen ein Adjudant mit einer Trauerfahne, ihm gegenüber ein Bürgeroffizier mit einer schwarz rot gelben Fahne, und noch 2—3 schwarze Herren die nicht zu erkennen waren. So oft nun ein neuer Zug Särge vorbeikamen, trat der König baarhaupt heraus, und blieb stehen, bis die Särge vorüber waren. Sein Kopf leuchtete von ferne wie ein weißer Flecken. Es mag wohl der fürchterlichste Tag seines Lebens gewesen sein. — Die Züge waren auch endlos. Ich machte einen weitläufigen Gang durch umliegende Straßen, kam wieder auf den Schloßplatz, und noch immer bewegten sich neue Fahnen, neue Särge, tönte neue Musik von der Schloßfreiheit herauf. ich komme jetzt eben von draußen, und hab die Gräber gesehen. Sie sind auf einem kleinen Hügel so gegraben: und so stehen die Särge, es ist da noch Platz gelassen für die, welche von den Verwundeten noch immer nachsterben. Jeden Tag kommen Neue hinzu. Es sind schwarze und gelbe Särge, wie sie in den Magazinen zu haben waren; geschmückt mit Kränzen, Blumen, wie es Angehörige geordnet, auf den Meisten sind Zettel (mit Steinen oder Erdstücken beschwert gegen den Wind) mit Namen und Stand der Darinliegenden, darunter auch mehrere Frauen und Kinder! — Gesichter habe ich da gesehen! — Seit

*) So wie es Menzel auf dem Bild der Hamburger Kunsthalle schildert, für das er an Ort und Stelle eine Bleistiftskizze machte.

Sonntag ist nun die ganze Stadt in Waffen und in Ruhe. Alles versieht jetzt abwechselnd ohne Amts- und Standesunterschied den Dienst der öffentlichen Sicherheit, sowohl im Kgl: Schloß als in allen andern Wachtgebäuden, den leeren Kasernen u. s. w. u. s. w. (Märker ist Wachtkommandant am Anhaltischen Thor). Die Bürger meist mit Infanterie-Gewehren, die Studenten meist mit Cavallerie-Degen und -Säbeln ebenso die Gymnasiasten. Die Künstler haben die Wacht in der Akademie und im „Schweizersaal" des Schlosses. Nirgendwo ist ein Soldat, oder ein Gens d'Armes, oder ein Polizist zu sehen! Die Cavallerie hatte wegen der Barrikaden gleich anfangs die Stadt geräumt. Als am Sonntag früh die ganze Infanterie und Artillerie auszog, erbat sich letztere eine Bürgereskorte! Die wenigen Offiziere, welche noch hiergeblieben, haben den Civilrock angezogen, und machen sich so wenig bemerkbar als möglich. Auf den Straßen niemand ohne Trauerflore und Kokarden, auf und an allen Häusern dreifarbige Fahnen. An den Häusern, von deren Bewohnern welche gefallen sind, wehen schwarze Fahnen. Das nun ehemalige Palais des Prinzen von Preußen trägt außer dreifarbigen- und Trauerflaggen 3 große Aufschriften. Die Eine weiß auf die Mauer gemalt lautet:

Eigen-
thum
der ganzen
Nation.

Auf dem Balkon trägt eine ausgespannte weiße große Flagge die Worte,

DAS EIGENTHUM
DER NATION STEHT UNTER
DEM SCHUTZE DER
BUERGERSCHAFT.

und auf einem angenagelten Brett steht die Ankündigung zur Errichtung eines Arbeiter- und Beschwerde-Büreaus mit den Schlußworten: „hier wirken Männer aus dem Volk für das Volk". — Weder in, noch am Gebäude ist etwas beschädigt oder gar entwendet worden; Wie man überhaupt viele Beispiele von Ehrlichkeit und Ordnungssinn erfährt. Für heute genug, ich erfahre wohl später noch Anmerkenswerthes.

Lassen Sie mich Ihnen und Ihren Lieben nun noch einmal all den innigen Dank sagen, den ich bei der Erinnerung an Ihre zuvorkommende Liebe empfinde. Von meinen Geschwistern zugleich die wärmsten Grüße. Und Allen dortigen Freunden und Bekannten beste Empfehlung. Stets

der Ihrige

Menzel.

An Carl Arnolt.*)

Gutes Carlchen!

Daß Du nicht noch einmal „höllisch böse“ auf mich wirst, so werde ich, wie Du gleich erleben sollst, auf sothanem Blättchen Deiner erwähnen. ich habe aus Deinem mir jüngst überschickten Signalement mit Genugtuung ersehen, daß Du gewiß täglich als ein wohlgekämmter und gewaschener, properer junger Mensch einhergehest. Desgleichen steht zu vermuten, daß sich inzwischen auch Dein ehevor noch zweideutig brauner Habit in jene entschiedene galante couleur, welche im Altertum caca du Dauphin hieß, umgefärbt habe. Der Theereglementmäßigen Burenschleife ganz zu geschweigen.

Sage mir, wie sagte Dir nicht Dein eigener Blick, daß gerade diese mißratene Arbeit am wenigsten gemacht wäre, um seit dem letzten halben Jahr Deine Fortschritte beurteilen zu können. Ich glaube im Interesse Deiner Ehre gewiß, daß Du während der Zeit Besseres gemacht hast, warum schickst Du davon nichts? sondern so ein Ding, an dem Du augenscheinlich anfänglich eingeschlichene Fehler nicht radical korrigiert, es nachher mit der Ausführung hast in Ordnung bringen wollen und Dich matt und lahm dran gearbeitet hast. Und ist der Verlauf nicht so, dann ists noch viel unverzeihlicher. Wie sitzen die Augen, der Mund, der ganze Schädel! Die Nase ist das einzige Bessere. Die Unähnlichkeit, die steife Stellung verdamme ich nicht, das sind überhaupt bei Spiegelbildern äußerst schwer zu umgehende Klippen, obenein noch in Deinen Jahren.

Aber Schelte verdient das gänzlich geschmacklose, schmucklose prosaische Haar, wie hast Du nur unter der Malerei keinen Ekel dran bekommen. Es ist noch dazu unwahr, Dein Haar hat ganz andere Momente. Dasselbe gilt vom Fleisch, rosenfarb und grün. Kurz merke das: bei mangelnder organischer Auffassung steht Sauberkeit im Detail als Pinselei da, und ist die Legitimation des Dilettanten.

Das Nächste mußt Du anders angreifen. Gott wird helfen.

Berlin d. 4. Juni 52.

Geliebter Alter!

Wüßten Sie wie ich bis über die Glatze in Arbeit stecke, so schmollten Sie nicht mit mir, daß ich nicht komme. Erstens soll und muß mein Concert-Bild**) zur Ausstellung fertig werden, diesmal geht die den ersten September an, 2. müssen auch jetzt noch 2 kleine Bilder (auch aus Friedrichs II. Leben***) fertig werden, die sich vorigen

*) Geschrieben 1848 an den Sohn von Arnold, als Menzel ein Bild vorgelegt wurde, um es zu prüfen.

**) Das Flötenkonzert.

***) Friedrich der Große und der General de la Motte Fouqué. Friedrich der Große und die Tänzerin Barberina.

December Goupil in Paris bestellt hat, 3. kopire ich mir in den Abenden, (die jetzt nicht vor 9 bis halb zehn anfangen) mein großes Transparent-Bild von der vorigen Weihnachtsausstellung*), (ich schrieb Ihnen glaube ich davon damals) auf Stein mit dem Schabeisen, daran giebts was zu erleben! ich habe das Ding zu dem Zweck zu mir bringen lassen, und kann nur bei Abend daran arbeiten, weil ichs bei voller



Adolf Menzel. Mit Erlaubnis von F. Bruckmann A.-G. München.

Beleuchtung machen muß; außerdem auch gerade nur jetzt, weil später vielleicht der ganze Cyclus verkauft werden könnte; wie das der Verein schon in früheren Jahren getan hat. Ihre Idee, diese Technik auch in die Tapete zu verwenden, leuchtet mir sehr ein; könnte nicht übrigens auch Carl einmal sich solche Arbeitsart zu Herzen nehmen? Was muß er jetzt schon alles für Studien und Material zu Bildern aller Art haben? Das was ich nun bis jetzt als das Zweckmäßigste erprobt habe ist kurz dieses: Der feiner oder gröber wie zu Kreidezeichnung gekörnte Stein wird vorerst mit Ter-

*) Christus im Tempel.

pentin getränkt, ehe aber derselbe gut eingezogen ist, die am besten auch mit Terpentin (nicht mit Wasser) angeriebene Litographir-Tusche darüber gegossen oder mit dem Pinsel aufgestrichen, was indeß zu großen Flächen nicht praktisch ist. Bei der aufgegossenen Tusche muß der Stein hin und her gewiegt werden damit sie möglichst gleichmäßig dünn zerläuft. Am besten gerät wohl das Aufwalzen der Tusche. Die wird nun vollständig trocken und so kann denn allenfalls mit jedem Taschenmesser die Sache gemacht werden. Die Tuschfläche ist sehr sensibel, die Stelle wo der Stein aufs leiseste angegriffen ist, druckt schon. Und die Platte muß wenigstens nach der Überzeugung meines Druckers sehr viel aushalten. Die sonstigen Gefahren des Kreidezeichnens durch Hauch und Fingerberührung tun hier nichts, wie ich kennen gelernt habe. Stellen die zu hell geworden kann man auch mit Kreide noch überarbeiten, und wieder hineinschaben. Hingegen gerät das stellenweise Decken mit Tusche um nämlich wieder hineinzuschaben nicht recht; durch eine solche schon durch Schaben blank gewordene Fläche dringt die Tusche nicht mehr so innig ein als das das Erstemal, bleibt also trotz alles Trocknens oben sitzen, und weicht nachher der Berührung mit dem Eisen sofort wie nicht dagewesen.

Die nachherige Behandlung im Ätzen und Drucken ist, soweit ich sie mitangesehen, die der Kreidezeichnung. Noch Eins: die Tusche muß in gehöriger Stärke gerieben werden, daß sie auch zerlaufen noch schwarz steht. Dünne Tusche, die grau auftrocknet, druckt zwar so schwarz wie jene, verführt aber während der Arbeit sehr leicht zu gefährlichen Irrungen, weil solche Stellen von schon beschabten nicht immer zu unterscheiden und man hinterher auf dem Abdruck durch grell schwarze Flecken überrascht werden kann, wo auf dem Stein alles wie angeschabt aussah. Mir ist daran im Anfang eine Platte zu Grunde gegangen. Alle Redressirungsversuche blieben auf die Länge erfolglos. Unendlich sollte es mich freuen, wenn daraus etwas für Sie brauchbares zu Stande käme.

Carl habe ich mir die letzte Zeit her schon zu Paris gedacht, derweile weint der Ärmste noch zu Hause! Mit Zahnschmerzen habe ich immer noch ein besonderes Mitgefühl. Von dem Töchtern und den Enkelchen schreiben Sie gar nichts. Ist es mir nun zu meinem eigenen Verdruß nicht vergönnt Sie Alle jetzt von Angesicht zu Angesicht zu sehen, so nehmen Sie wenigstens die Allerinnigsten Grüße von Ihrem

Menzel.

Dessau d. 27 August 53.

Wie in ABRAHAMS SCHOSS wohlbehalten bin ich um ½ 9 Uhr hier angelangt, und bewohne ein sehr hübsches Zimmer in der ersten Herberge hier, denn ich glaube goldenen der zugleich ganz nah am Schloss liegt. Dies für heute zur Beruhigung mein geliebtes Kind! Im Uebrigen ist alles in Ordnung, nichts ist vergessen worden, nichts unterwegs liegen gelassen.

Herrn Oberstabsarzt Dr. Puhlmann
Hochwohlgeboren
frei Potsdam

Berlin, den 21. November 55.

Geliebter! Ich habe gestern den ganzen (übrigens so wundervollen, famosen) Abend Nachstehendes gegrollt: Bei aller verschmähten Liebe, bei höllischem Elemente ich wollt' ich wüßt was Aergeres (?) etc.: „ferner: ich möcht mich gleich — — übergeben etc:" wenn ich nur selbst kein etc: — Daß Du da nicht zur Stelle warst war ein Jammer Solides wie Ausgelassenes hättest Du wundervoll genossen. Von Ersterem voran die Preisverteilung einer Quartett-Konkurrenz, aus welcher Krigar als Sieger hervorging. Kampfpreis: silberner Taktstock nebst Lorbeer. Über Alles zusammen ließ Rellstab nach, der auf der Tenne war und wohl nicht ermangeln wird, wohlwollend zu worfeln. Nochmals sei gesagt im Ernst, es war s e h r zu bedauern. Krigar störte Dein Nichterscheinen gleichfalls höchlich. Ich bin gegenwärtig stramm an meinem Schlachtbilde*) das endlich mal wieder ein paar Meilen weiter zu schieben. Alles Uebrige verspare ich mir zu erzählen wenn ich Dich, wie ich doch hoffe, bald einmal selbst vor mir habe. Schließlich erlaube eine Bitte noch einmal in Betreff jener Sache. Dem armen Rode ist es, wie er vorgestern wieder zu mir äußerte, s e h r darum zu tun, wennmöglich den Bilderverurteilungstag e t w a s vorher zu erfahren, um wie ich glaube vielleicht noch etwas nachzutragen auf seinem Bilde und doch aber nichts zu versäumen. Da ich sicher auf Dein Kommen rechnete, so versprach ich ihm Dich zu befragen, er war schon voll Spannung bei mir und so thue ich es jetzt schriftlich. Ist es Dir möglich die Zeit zu bestimmen, so lasse Dich nicht verdrießen, mir oder ihm direkt (ich weiß seine Adresse nicht) es zu Wissen zu thun. Er ist mir ein Gegenstand des Mitgefühls! Der Himmel erhalte Dich und mache Dirs nicht zu sauer! Von mir und Emilien und Richard innigste Grüße. Dein M von Krigar und Frl. Schumann dito. Von Richard ist Gott sei es gedankt gute Nachricht da.

Geliebter Alter!!!

Erst heute, jetzt komme ich dazu in allem Wirrwarr Dir nämlich noch was Anderes zu wissen zu tun als wozu Du mir soeben liebevoll gratulirst. Sonntag Mittag kam Olfers selbst, mir vorläufig anzukündigen daß der König den Ankauf des Schlachtbildes beschlossen habe. Nun bitte ich Dich aber, noch gegen Jedermann davon zu schweigen — aus Rücksicht auf Illaire — von welchem ich die eigentliche Nachricht aus dem Cabinet noch zu erwarten habe.

*) Schlacht bei Collin.

Gott sei gelobt! Fühle mit uns. Sobald ich etwas Luft habe, schauen wir mal hinüber, bis dahin sei umarmt und geküßt von Deinem M.

B. d. 12. Nov. 56.

Dessau d. 27. August 57.

Wie in . . . wohlbehalten bin ich um 1/29 Uhr hier angelangt, und bewohne ein sehr hübsches Zimmer in der ersten Herberge hier, dem ich glaube goldenen . .*) der zugleich ganz nahe am Schlosse hängt.

Dieß für heute zur Beruhigung mein geliebtes Kind! Im Uebrigen ist alles in Ordnung (unberufen) nichts ist vergeßen, nichts unterwegs gelaßen.

Daß Dir die Tage nicht bange sein wird, dafür bist Du bei Märckers. Sage den Vortrefflichen noch schönste Grüße! Die Baumschule von Ella abwärts knutsche mehrfach in meinem Namen.

Dich umarmt auf Innigste

Dein Adolph.

Herrn Ad. Ackermann.

B. u. Kunsthändl. München.

Berlin 15. Mai 77.

Durch Überhäufung verhindert früher auf Ihr geehrtes vom Febr. d. J. zu antworten, erlaube ich mir jetzt einige Vorfragen an Sie zu richten. In Betreff Ihrer vorhabenden Edition für April wäre die Zeit mir doch zu kurz gewesen. Ich könnte nur für Ihre Herbstunternehmung einen Beitrag ermöglichen. Nun geht meine Frage dahin, bis zu welcher Honorarhöhe für die Erwerbung eines dergl. Blattes Sie sich gefaßt halten? Denn nur auf einen derartig formulirten Antrag, d. h. der auf Ankauf der Originalzeichnung für die Publikation in Rede abzielt (anderweitig Verwendungsweise ausgeschlossen) würde ich eingehen.

In Erwartung Ihrer geneigten Rückanwort zeichne

mit besonderer Hochachtung

Ad. Menzel.

Berl. Sigismundstr. 3.

Geehrter Herr!

Berlin 27. April 77.

Zu näherer Orientirung inliegende leichte Pause.**) Reinschwarz enthalten in Maßen nur an a. Hut und Jackenbesatz, an b. der Talar, an c. die Manchester-Jacke. Außerdem nur Tiefen in Kleidern. Schwarz wie b. Jacke u. Rock, d. Stock und Hut, K Jacke weniger. Die Richtungen der Modellirungslagen sind bei den Buchstaben gezeichnet. Stock und Hut von d wünsche ich außerdem weniger Tiefe mehr

*) Die Lücken sind durch den Sinn ergänzende Zeichnungen ausgefüllt.

**) zum zerbrochenen Krug

nur aufgestochert und vor allem so daß er einen ruhigen Grund für das Gesicht von b. und die Perrücke giebt. Die Hinterwände wo sie die Köpfe berühren nur ruhig, ohne Rücksicht auf Tuschflecken. Vor allem bei d. (s. das Bild auf dieser Seite).

Hochachtungsvoll

Menzel.

Ist meine Originalfederzeichnung noch in Ihren Händen? ich meine die beiden Mägde.



Adolf Menzel. Mit Erlaubnis von F. Bruckmann A.-G. München.

B. 6. Okt. 86.

Geehrtester Herr*). Jetzt zurückgekehrt, bin ich bereit, die mancherlei kl. Nachbeßerungen an meiner Radirplatte vorzunehmen, von deren Absicht ich Ihnen schrieb. Bitte nun mir gef: Tag und Stunde angeben zu wollen, wann und wo — doch wohl am einfachsten bei Ihnen zu Ersparung des Transportes etc.?

Hochachtungsvoll ergebenst

Menzel.

*) Die nachstehenden 5 Briefe enthalten kritisch-technische Bemerkungen zu einigen seiner Radierungen.

Fiat! Allenfalls wäre noch am Oberaugenlid des Mädchens ein paar Pünktchen mit dem Stahl zu beseitigen, wie ich auf den zurückfolgenden Druck angemerkt. Wollen Sie der Kürze wegen die Kleinigkeit gef. ausführen? Schönsten Gruß und Dank zuvor.

Adolph Menzel.

Herrn Hugo Kaeseberg. Xylographisches Institut. Leipzig Langestr. 9.

Friedrichroda Thür. 20. Sept. 86.

Hochgeehrter Herr! Ich bekenne Ihnen, ich hatte mir das Aetzresultat schlimmer gedacht; u. a. war ich bei der Hast und Eile des Arbeitens mit der Nadel durch den Grund hindurch ins Kupfer geraten und was dergl. mehr ist. Ein paar Stellen die ich doch unbeschadet aller Radirlicenzen nicht ganz so lassen will, werden kalte Nadel und Polirstahl bald reinigen. In den letzten Tagen d. M. kehre ich zurück.

Also, schönstens dankend für alle Ihre freundliche Mühe und Sorgfalt zeichne in aufrichtigster Hochachtung Ihr ergebenster

Menzel.

B. 4. Nov. 87.

Verehrter Herr Hiebei sende die Platte. Alles darauf und neu hinzugekommene wollen Sie vorsichtig ätzen, ich möchte den Valeurs im Kopf der Sitzenden nicht gern viel zusetzen, was nötig werden könnte. Übrigens habe ich mir jetzt eigene Bewaffnung*) angeschafft, wodurch ich ferner Ihre Zuvorkommenheit nicht auch noch hierin in Anspruch zu nehmen habe. Die Ihrige folgt hier mit Dank zurück.

Hochachtungsvoll grüßend

Menzel.

B. 5 D(ez.) 89.

Verehrter Herr ich empfehle Ihrer freundlichen Berücksichtigung die Nasenspitze des Touristen und die Augen der Duenna. Im Gezweig der Cypressen habe den Schaber nicht gebraucht, als Experiment; es kommt da nicht drauf an. Ebenso habe im Bart des Eingeborenen nicht alles überschabt.

Und nun endlich Glück auf!

Nur falls die Stelle zu schmutzig drucken sollte, wollen Sie etwas überschaben.

Hochachtungsvoll

Menzel.

*) Material zum Radieren.

Der Verein für Originalradierungen in Berlin kaufte jährlich zwei Radierplatten an; die in Frage kommenden Werke wurden den Vorstandsmitgliedern vorgelegt, die dann ihr schriftliches Urteil über die Radierungen abzugeben hatten. Einige Urteile Menzels über diese Platten mit ihren sonderbaren kleinlichen Anforderungen an Kunstwerke sind hier zusammengestellt.

Hoffmann-Fallersleben. Preis 350 M. 9. November 1890.

Die dunklen Übersichten der beiden Dächer des Turms und die Krönung oben des Frontespice sind für meine Empfindung bei der weichen Abendstimmung etwas zu hart und scharf geschnitten, es würde dies leicht und mit geringen Mitteln abzuändern sein, das Blatt ist mir im Übrigen sehr sympatisch.

F. Skarbina.

Diesem Urteil stimme ich bei. So wie es da ist, kann ein der Gegend Unkundiger sich darunter auch felsartigen Untergrund denken. Halte man es für noch so dickes Rankengewächs — hin und wieder müßte doch was von der Mauer hindurch zu sehen sein?! Auch schon gegen die helle Luft müssen die Ausladungen der Zweige u. s. w. sich absetzen. Setzen beide Turmdächer sich gar so kurz? ab, daß keinerlei Gesims Platz hat. Ist der Giebel auch so bewachsen? daß garnichts sichtbar ist? Den Randverzierungen nach müßte er doch interessant sein? In den langblättrigen Pflanzenbusch gehören doch noch Tiefen hinein. Schade, sonst um die sorgfältige Arbeit! Schade überhaupt um diese Menge Arbeit! — Und doch gehört noch die Arbeit hinein, um das Ganze genießbar zu machen. In der Vegetation bis hinauf muß Schaber und Stahl noch arbeiten; den Preis finde ich bescheiden nach Verhältnis.

Menzel.

Ph. Franck. 12. Okt. 97.

Es ist alles zu einerlei düster. Wenigstens könnte der Stahl auf der Schulter der Alten etwas hell arbeiten. Ebenso auf dem Grabstein vorn etwas Kante, damit er doch etwas Perspektive bekommt, der Frau sein Gesicht zukehrt. Auch was Blumen zu sein scheint, doch etwas einzeln ausgedrückt.

Hochachtungsvoll ergebenst Menzel.

Maler Heinrich Kuhnert. 3. Juni 99.

Eine ganz vorzügliche Arbeit, namentlich das Schilf. Die dunkle Baum-Silhouette könnte ein paar Durchblicke in den oberen Ästen brauchen. Ist zu monoton. Die Ente hat etwas zu viel einerlei Licht und zu dicken Schatten. Der Kopf erscheint zu viel im Profil. Sonst auch der Abendhimmel sehr gut.

Menzel.

Wilh. Feldmann. 9. Juni 99.

Das Gemäuer hebt sich zu einerlei schwarz gegen die Luft ab, namentlich am r u n d e n Turm. Die Bäume zu einerlei runde Ballen. Doch unzweifelhaft wild gewachsen, so ohne hin und her durchblickende Spuren von Stamm und Astwerk. Wie interessant könnte das sein. ! Von dem guten Vorgrundsterrain müßte sich a n- d e u t u n g s w e i s e nach hinten etwas fortsetzen. So ist es zu einerlei polsterartig behandelt. A. M.

1. Küchen-Interieur v. E. Hausmann, } Titel der fragl. Radierungen.
2. Alte Frau von Eickmann. }

So wie vorliegendes Interieur da ist kann ich für Annahme nicht stimmen. Menzel.

Auch die Alte läßt zu wünschen, die Hand im hellen ziemlich klein, die im Schatten zu groß. Der Stil an ihrer Schippe viel zu dünn. Ihre Augen schauen auch nicht ins Buch. Nehmen die Leute auch das Gebetbuch mit aufs Feld? 18. Okt. 99.

Maler Richard Friese!

Ist gewiß ausgezeichnet wahr!! Bravo! A. M.

Hoffmann v. Fallersleben. 11. Nov. 1901.

Die Platte scheint mir noch nicht fertig sein zu sollen — gewiß hat Herr H. v. F. über den hell beschienen gelaßenen Weg noch einen Ton zu legen in Absicht — da der Mond sonst nicht zu seiner wahren Wirkung käme. Letztere würde aber auch bedingen, daß der ganze nicht mühelos gearbeitete Vorgrund in tiefstes Dunkel getaucht käme! Schade! Ich würde wenn's technisch ausführbar ist, am liebsten für Beseitigung des Mondes stimmen, ohne Mond ist die landschaftl. Scenerie noch hochpoetisch genug. A. v. M.

B. 12. Nov. 1901.

Gegen das Honorar hätte ich nichts einzuwenden.

Über die Schneeflocken würde ich a) einen Ton gelegt wünschen, besonders unten links an der Ecke des Bildes b) Sonst mit A l l e m (auch dem Honorar) einverstanden.

Nachgesandte Postkarte, in der Menzel sein Urteil noch ergänzt:

13. Nov. 1901.

Pardon! hatte zu meiner Begutachtung die Schlußanmerkung vergeßen, daß ich für eine Mondeffekt-Landschaft den braunen Druckton für durchaus widersinnig beurteile. Hochachtungsvoll A. M.

Berlin 4. Dez. 92.

Hochgeehrter Herr

*) Ich beeile mich auf Ihre so freundlich aufmerksame Zuschrift hierdurch zu erwidern, daß wir an dem bezeichneten Abend verhindert sind, der Vorstellung beizuwohnen, daher schon hierdurch veranlaßt zu verzichten. Jedoch würde außerdem auch der meine Verhältnisse übersteigende Preis Grund genug sein. Mit verbindlichstem Dank unter Versicherung vorzüglicher Hochachtung Menzel.

B. 1. Jan. 98.

Hochgeehrter Herr College!**) Ich kann nicht umhin Ihnen bei meinem nunmehrigen Scheiden aus dem Vorstand des Vereins Or. R. meinen aufrichtigsten Dank auszusprechen für all Ihren in den langen Jahren mir stets freundlichst erteilten werktätigen Beirat bei meinen nicht immer gelungenen Bemühungen auf geschwärztem oder glattem Kupfer nicht zu stolpern.

Dem Verein im Neuen Jahr und immerdar bestes Gedeihen wünschend zeichne mit dem Ausdruck vorzüglichster Hochachtung Menzel.

Wollen Sie in inliegendem ein klein Andenken freundlichst genehmigen.

Kissingen 5. Aug. 1900.

Sehr geehrter Herr. Wenn ich die Eröffnung des Hr. Staats-Anwalts v. Z. bei dem betreffenden Termine recht verstanden, so sei nach dem Spruch d. „Neuen bürgerl. Ges. Buchs" Ihr Besitz-Recht an einer gleichviel ob gestohlen gewesenen Sache unbestritten! Wollen Sie daher etwaige weitere Schritte mit meinem durch Diebstahl (nicht Kauf), in Ihren Besitz gekommenen Sachen, noch aussetzen bis nach meiner Rückkehr im Oktober, so bin ich Ihnen zu Dank verbunden. Noch weiß ich mich selbst im Dunkeln tappend nach Zahl und Umfang dessen, um was ich gebracht worden bin!***)

Vor allem möchte ich die beiden Blätter erst selbst sehen.

Hochachtungsvoll ergebenst

v. Menzel.

Allergnädigster Großmächtigster Kaiser und König und Herr!

Eure Kaiserliche und Königliche Majestät haben auch im Laufe dieses abklingenden Jahres es nicht an untrüglichen Anzeichen Allerhöchster Huld fehlen laßen. Mit hoch-

*) Betrifft Billets zur Vorstellung der ital. Tragödin Duse am Lessing-Theater.

**) An Prof. G. Eilers, den Vorsitzenden des Vereins für Or. R. in Berlin, bei Menzels Scheiden aus dem Verein.

***) Menzel waren Zeichnungen gestohlen worden.

erhobenen Gefühlen denke ich zurück an jene herrliche Epistel, durchtränkt von Heiterkeit, wohl nicht alltäglich im Lebensgange eines Herrschers.—!

Selbige ist im Aller-Heiligsten aufbewährt. Und weiter: Das Erinnerungsbild an den Tag von Collin — es prangt an der Friedrichswand in meinem Atelier.



Adolf Menzel.

Ein Denkmal der Unbefangenheit mit der eine Kriegsmacht, welche so viele und solche Siege zu verzeichnen hat auch ihrer Niederlagen Erwähnung zu thun hat. Ehrenvoll waren sie Alle.

Wolle Eure Kaiserliche und Königliche Majestät meinen alleruntertänigsten Dank genehmigen. Jedes Jahr ist für mich wie immer einen Monat kürzer! — so auch dieses! Die letzte Stunde ist vor der Tür!!! Schütze der Himmel Eure Majestät und Ihr ganzes hohes Haus! und unser Deutsches Vaterland!

Alleruntertänigster

Berlin den 31. December 1904. Adolph von Menzel.

Wilhelm Leibl

geboren 1844 in Köln, gestorben 1900 in Würzburg.

An seine Eltern.

*) München 1864.

Was meine Wohnung betrifft, so muß ich die Meinung der lieben Mutter dahin berichtigen, daß ich mit zwei Kölnern, sehr ordentlichen jungen Leuten mit Namen Hohn und Dahlmayer zwar in einem Hause, aber auf meinem Zimmer für mich allein wohne. Übrigens sind es ein paar ganz nette Leute und unterhalten wir uns manchmal zu Hause bei einer Maß Bier und Pfeife Tabak ganz gemütlich, lesen, arbeiten und singen, wozu der eine Guitarre spielt, der andere Flöte bläst. Es hat die Wohnung auch noch das Gute, daß sie nahe an der Akademie liegt, was meinen Stiefeln zu gute kommt.



Wilhelm Leibl, Selbstbildnis.

An Hermann Becker.

1864.

Mein verehrter Lehrer und Freund!

Schon längst würde ich mir das Vergnügen bereitet haben, für das schöne Empfehlungsschreiben an Herrn Volz**) meinen Dank abzustatten. Doch bevor ich nicht auch etwas über meine dermaligen Leistungen und Studien mitteilen konnte, unter-

*) Leibl kam nach München, um die Akademie zu beziehen.

**) Direktor der Zentralgemäldegalerie zu München.

ließ ich es bis heute, wo ich Ihnen sagen kann, welche Stelle ich an der hiesigen Akademie einnehme. Die Prüfung, welche in einem Akt, (Zeichnung nach nacktem, menschlichen Körper) der nachher aus dem Gedächtnisse gezeichnet werden mußte, bestand, fiel für mich sehr günstig aus. Unter 30 andern wurde nur mir und noch einem, welcher schon in Karlsruhe Studien gemacht hatte, die definitive Aufnahme zu Teil. Den hierdurch errungenen Vorteil werde ich durch Fleiß und Aufmerksamkeit zu behalten suchen und schon ist mir, dank Ihrem trefflichen Unterricht eine zweite Freude zuteil geworden. Mein erster Akt gelang mir so gut, daß dadurch die Aufmerksamkeit der Professoren erregt wurde und sie ihn sowohl lebendig als malerisch aufgefaßt, als auch flott gezeichnet fanden und mir hierüber ihren Beifall zu erkennen gaben. Bei Herrn Professor Volz wurde ich freundlich aufgenommen und mir der Zutritt in sein Atelier gestattet, was ich, wenn es meine Zeit erlaubt, nicht versäumen werde. Er war sehr erfreut zu vernehmen, daß es Ihnen in Köln gut geht und trug mir viele Grüße an Sie auf. Über den Fortgang meiner ferneren Studien werde ich mir die Freiheit nehmen, Ihnen zuweilen Nachricht zu geben und schmeichle mir auch von Ihnen, werter Herr Becker, mit Antwort beehrt zu werden. Mit freundlichen Grüßen an Ihre Frau Gemahlin und die lieben Kinder, besonders Heinz und Mariechen nebst Herrn Schmidt*) zeichne mit Hochachtung

Wilhelm Leibl.

An seine Eltern.

17. Dezember 1865.

Bei Piloty ist bis jetzt leider noch kein Platz frei geworden, da die alten Schüler, welche selbst schon selbständige Künstler und schon 8 Jahre bei ihm arbeiten, dessen Schule nicht verlassen wollen und dadurch den jüngeren Künstlern den Weg versperren. Ich arbeite daher meistens in der Malschule und bin keineswegs von der Akademie isoliert. Meine letzten Studien sind vom Professor in der Klasse als Muster aufgestellt worden; auch wurde ich von der Zahlung der Gebühren dispensiert, was ich dazu benutzte, mir meine Stiefel vorschuhen zu lassen.. Meine Kasse befindet sich in sehr schwachem Zustande.

Hoffentlich ist mir Gelegenheit geboten durch ein fleißiges Streben nach baldiger Selbstständigkeit und künstlerischer Vollendung meinen Dank für die vielen Aufopferungen und Wohltaten Euch tätlich zu bezeugen.. Um zu wissen, wie ich in betreff meines Eintrittes in die Componierschule des Professors Piloty daran bin, habe ich alle Studien, welche ich nach dem letzten Besuche bei demselben angefertigt hatte, ihm vorgezeigt. Die großen Fortschritte und der Fleiß, welcher sich in denselben zeigte,

*) Glasmaler Ludwig Schmidt.

veranlaßten Piloty sich sowohl über mein Talent wie meinen Fleiß mit der größten Zufriedenheit und auf die freundlichste Weise auszudrücken; auch gestattete er mir, in seiner Schule Studien nach der Natur zu malen und versprach mir zugleich fürs nächste Semester auf jeden Fall einen Platz in seiner Schule.

An Baurat A. Wingen in Köln.

München, den 7. März 1867.

Mein Gewissen treibt mich, endlich auf Deine liebevollen, von so großer Teilnahme für mich undankbaren Kerl zeugenden Briefe zu antworten. Nur im Hinweis auf Deine Kenntnis meiner Schwäche im Briefschreiben kann ich mir erlauben, um Vergebung dieser verderblichen Nachlässigkeit bei Dir nachzusuchen.

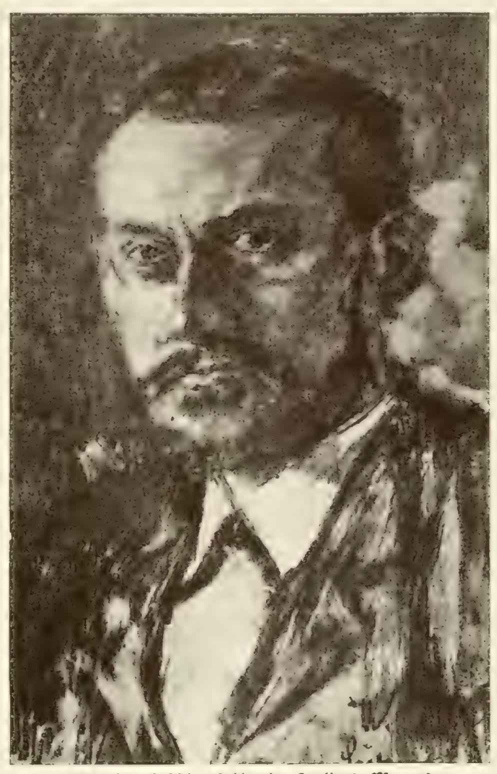
Wenn nun auch zu spät, so kann ich doch nicht umhin, meinen tiefgefühlten Dank für Dein Geschenk auszusprechen. Wenn Du wüßtest, wie der köstliche Rheinwein, der Käse und vor allem das Schwarzbrod mir und allen Bekannten gemundet, nur dann könntest Du unsere dankbaren Gefühle ermessen. Es ist mein innigster Wunsch, daß Euch das Augustinerbier, das ich vorher maßvoll versucht und für gut befunden, gleichfalls behagt habe und daß Ihr um dasselbe gelagert, so auf unser Wohl, wie wir auf das Eurige getrunken habet.

Jedoch ich will diese freudige Erinnerung an die vergangene Karnevalszeit nicht weiter wachrufen, sonst möchte Dir der Dich jetzt beherrschende Kater zu sehr zu Herzen gehen.

Es freut mich ungemein, daß Du nun bald wieder hier bei uns sein wirst; jedenfalls wird Deine Ankunft als freudiges Ereignis von uns auf gebührende Weise durch ein Fest gefeiert werden. Schreibe uns doch ja bald, wann Du kommen wirst. Hirth wird sich gewiß anstrengen, sein schönes Dichtertalent im hellsten Lichte strahlen zu lassen. Alle lassen Dich tausendmal grüßen, besonders auch Appold, der ein neues Gedicht einstudieren will.

Das Lob, das mir in Köln für die Federzeichnung gespendet wird, kommt mir höchst unverdient vor; auch kann ich nicht begreifen, weshalb es mir zu Teil wird. Es war nämlich letzthin jemand beim Appold, der die Geißel der Kritik fürchterlich darüber geschwungen hat. Das Machwerk sei ganz gut, meinte er, aber die Auffassung? Man sieht, meinte er, diesem besoffenen Kopfe, diesem geist- und gedankenlosen Auge, diesem überhaupt viel zu alten Kopfe nicht im geringsten an, wes Geisteskind sein Original ist! Auch fand er es durchaus nicht ähnlich. Der scharfe Kritiker, der wohl recht haben mag, ist mir unbekannt, da Appold seinen Namen mir nicht nennen will. Ich bitte Dich, dies meinen Verehrern in Köln mit-

zuteilen, damit sie nicht wieder sich voreilig in unverdientem Lob ergehen. Mit dem Weiß geht es besser, den ich augenblicklich hier auf der Ausstellung habe. Als stiller Beobachter war ich am ersten Tage zugegen. Ich sah, wie die meisten nicht aufs Bild, sondern unten auf den Zettel, wo der Name des Machers steht, schauten, und da dieser Name unbekannt war, gleich weiter gingen und einem anderen schlechteren Bilde, dessen Verfertiger sich eines bekannten Namens freut, die größte Aufmerksamkeit schenkten. Jedoch später änderte sich die Sache einigermaßen. Täglich werde ich jetzt von jedermann beglückwünscht und stellt man mein Porträt den ersten Meistern in diesem Fache zur Seite. So ist das Publikum. Mir aber erwächst daraus die Lehre, unbeirrt weiter zu streben, ohne Rücksicht auf Lob oder unverdienten Tadel. Das wirklich Gute findet doch immer seine Anerkennung.


Wilhelm Leibl. Bildnis Julius Mayrs.

Nimm mir nicht übel, daß ich in diesem Briefe so weit von seinem Zwecke abgeschweift bin, jedoch ich fühle das Bedürfnis, einem wahren Freunde gegenüber mich wieder einmal auszusprechen, frei von der Leber weg! Für jetzt lebe wohl und schreibe mir recht bald das Nähere über Deine Ankunft hier.

Dein treuer Freund Wilhelm.

An denselben.

München, 30. Juli 1867.

Seitdem Du fort bist, hab ich erst so recht eingesehen, wie viel ich an Dir verloren habe und wie notwendig Du mir warst. Ich bin jetzt für eine geraume Zeit nur ein halber Kerl. Während des Tages bin ich deshalb auch fast nie daheim. Die Kunst allein vermag mir so viel Interesse zu bieten, daß sie mir Deinen Verlust teilweise ersetzt. Alle die anderen Bekannten von hier sind mehr oder minder wenig

dazu angetan, den Begriff eines Freundes klar zu machen. Ich werde deshalb jetzt ziemlich einsilbig und fallen die tollen Streiche von ehedem ganz weg.

Schon wieder muß ich, auf die Gefahr hin, egoistisch zu werden, auf mich zurückkommen, und zwar in einer Sache, welche für mich von der größten Bedeutung ist und worin Du mir vielleicht viel nutzen kannst. Es war nämlich vor einigen Tagen der Geheime Rat Binter von Berlin hier (ein spezieller Freund Kaulbachs). Er war nebst v. Ramberg bei K. zur Tafel geladen, wo auch auf mich die Rede kam. Dort gab er Kaulbach sein Wort darauf, für mich und für Hirth, der gerade in K.'s Garten eine Studie malte, beim König von Preußen ein Stipendium zu erwirken. Beide sollen wir nun Bittgesuche nebst Zeugnissen von Kaulbach und Ramberg an den König gelangen lassen, jedoch nicht gleichzeitig zusammen. Mein Bruder hat mir schon ein Gesuch aufgesetzt, was vollkommen seinem Zweck entspricht, und die Zeugnisse erhalte ich morgen oder übermorgen. Vielleicht könntest Du hierbei etwas für mich tun; jedenfalls wäre mir Dein Rat in dieser Angelegenheit sehr wünschenswert. Die Adresse des Herrn Binter kannst Du vielleicht in Erfahrung bringen und mich wissen lassen. Der Erfolg hängt ganz von Binter ab, weil derartige Gesuche an den König später durch seine Hand gehen und von ihm begutachtet werden müssen. Mit v. Ramberg stehe ich augenblicklich sehr gut; er hat mich heute eingeladen, in vierzehn Tagen eine kleine Studienreise mit ihm zu machen und versprach, mir ein exzellentes Zeugnis zu schreiben.

An denselben.

München, 14. Oktober 1867.

Ich würde die Sachen längst schon geschickt haben, wenn nicht die Kette und Nadel dabei gewesen wäre. So aber mußte ich warten, bis meine Mittel es erlaubten, dieselben auszulösen. S. und H. konnten mit dem besten Willen keinen Pfennig dazu beisteuern. Bedenke nur, daß S. mir selbst noch über 5 Fl. schuldet. Derselbe ist überhaupt längere Zeit zu einem wahren Hundeleben verurteilt gewesen. Brot und Wasser war oft sein tägliches Brot, und wenn es ihm jetzt nicht anfinge, besser zu ergehen, so wäre der arme Teufel sicher noch einer Krankheit anheimgefallen. Im Hinblick auf die Leiden dieses meines Kollegen muß ich mich freilich noch glücklich schätzen, obgleich auch ich wahrlich nicht auf Rosen gebettet bin. Theater, Musik und dergleichen kenne ich gar nicht mehr, und muß auch ich oft von Tag zu Tag pumpen, um des Magens Knurren zu beruhigen. Der Graf war zwar hier, hat mir aber, da er auf der Durchreise nach Paris begriffen war und nicht genug beistecken hatte, nicht mehr als 100 Fl. gegeben; er vertröstete mich bis auf vierzehn Tage, wann er wieder zurückkommt. Die 100 waren im Nu weg. Den größten Teil meiner

Schulden habe ich jedoch noch nicht berichtigt. Dies alles behindert mich auch sehr an der Lust zum Arbeiten. Zum Beispiel kann ich mir, was sehr notwendig ist, in meinem Atelier weder Vorhänge noch Teppiche noch sonst etwas anschaffen. Da das Semester noch nicht angefangen, so konnte ich auch das mir versprochene Holz noch nicht beanspruchen und so bei der grimmigen Kälte, die hier herrschte, kaum arbeiten. Ich hoffe jedoch, daß dies alles sich in kurzem bessern wird. Wenn nur das Stipendium bald käme. Frage doch meine Eltern, ob keine Aussicht dazu vorhanden. Ein neues Porträt habe ich im Auftrage und werde dasselbe anfangen, sobald mein Atelier in wohnlichem Zustande sein wird. Von dem Grafen bekam ich ferner Aufträge zum Kopieren eines oder mehrerer van Dycks in der alten Pinakothek. Für eins werde ich wahrscheinlich 300 Fl. bekommen. Derselbe hatte die Kopie, welche ich für Kaulbach angefertigt, gesehen, die mir vortrefflich gelungen ist.

An denselben.

München, 14. Oktober 1867.

Kaulbach wünscht einen seiner Kartons (die Begegnung Maria Stuarts und der Elisabeth) von mir gemalt zu haben, und will deshalb einen Pakt mit mir abschließen. Ich aber fühle wenig Lust dazu. Ich möchte lieber meine eigenen Ideen zum Ausdruck bringen und glaube auch nicht, daß ich mich in die Art und Weise eines anderen finden kann. Meiner Ansicht nach würde auch mein Fortschritt wesentlich dadurch gehemmt, wenn nicht untergraben. Als Bild möchte ich jetzt einen Mönch malen, der in seiner Zelle am Fenster sitzt und Violine spielt. Diese eine Figur möchte ich in ziemlicher Größe darstellen und versuchen, ob meine Kraft dem Ausdruck gewachsen ist, den ich hineinlegen will. Wie angenehm wäre mir jetzt das Stipendium! Ich könnte dann machen, was ich will und nicht was andere wollen. Den Kaulbach mag ich nicht vor den Kopf stoßen, seinem Wunsch aber auf keinen Fall willfahren. Ich will nicht ausgenutzt werden. Meine Bitte geht nun an Dich, mir Deinen Rat mitzuteilen. Ueberhaupt wünsche ich nicht allein, sondern auch alle anderen, daß Du wieder in unserer Mitte weiltest. Ich denke oft an Dich, wenn ich Dich auch mit dem Zögern im Schreiben ein bißchen ärgere; Du kennst ja diese meine fatale Gewohnheit.

An denselben.

München, 30. Januar 1868.

Meine Fortschritte sollen erfreulicher Art sein. Unter anderem ist mir das Porträt Försters so gelungen, daß, ohne daß ich es ausgestellt habe, fast die ganze Stadt davon weiß und mein Atelier von Künstlern manchmal gefüllt ist, desgleichen das Porträt Dreesens, mit der Feder gezeichnet. Beide werde ich gelegentlich nach

Köln schicken. Mein Bild würde jetzt auch schon bedeutend fortgeschritten sein, wenn ich nicht durch die Arbeit für Kaulbach aufgehalten wäre, die übrigens auch jetzt rasch weiter geht.

Auch war ich vor kurzem des Abends bei Kaulbachs. Dort herrschte eine solche Pracht, daß es wahrlich fürstlich aussieht. Er stellte mich seiner Gemahlin, Tochter und Sohn mit der Auszeichnung „Malerkönig" vor und erklärte dies damit, daß auf der ganzen Akademie keiner in Behandlung der Farbe sich mit mir messen könne. In wie weit dies wahr ist, überlasse ich anderen zur Beurteilung; mir schwebt nur eins vor: immer weiter zu streben und das jetzt Erreichte weit hinter mir zu lassen.

An seine Eltern.

17. Oktober 1869.

Gestern war der Herzog Tacher, ein Vetter des Napoleon, in Begleitung einer vornehmen Dame, die aber unter einem anderen Namen Malerin ist und in Paris schon die Medaille gewonnen hat, ihres Mannes und ihres Bruders in der Pilotyschule, wo ich ihnen einiges von mir zeigte. Die Malerin, wie der Herzog und die Übrigen waren ganz begeistert von meiner Malerei und versicherten mir, daß ich weitaus das schönste Porträt auf der Ausstellung habe. Diese Dame*) nun wünscht von mir gemalt zu werden und zwar in Paris, wo ihr eigenes, prachtvolles Atelier mir zur Verfügung stände, nicht allein für das Porträt, sondern könnte ich auch noch außerdem was mir beliebt dort malen. Für Wohnung, Leben, Reise würde gesorgt werden, und könnte ich den Preis feststellen. Der Herzog versicherte, mir Empfehlungen an alle seine Freunde und Verwandten mitzugeben und stünde mir sein Haus offen. Das Porträt der Frau Gedon müßte ich unter jeder Bedingung mitbringen und verbürgten sie mir, daß ich in Paris großen Succes damit haben und jedenfalls den ersten Preis davontragen würde. Ich versprach, nachdem dieselben beinahe eine Stunde bei mir gewesen waren und manchmal erstaunt meine Fäuste betrachtet hatten, mir die Sache zu überlegen und wird am Freitag um 11 Uhr der Herzog zu mir kommen, um meine Antwort zu vernehmen. Ich führe Euch hier die Namen der anderen Herrschaften an: Mons. et Mad. Jules de Laux, rue Jean Goujon 39 — Georges Le Lourd, Premier Sécretaire de la Legation de France. Wie ich höre, ist die rue Jean Goujon eines der schönsten Stadtviertel in Paris. — Die Sache ist jetzt schon in ganz München bekannt und beneiden mich alle um mein Glück. — Schreibt mir nun sofort Eure Meinung. Ich bin noch sehr unentschlossen und möchte lieber mein Bild**) jetzt ruhig hier fertig malen.

*) Madame de Laux.

**) Kunstkritiker.

An dieselben.

24. Oktober 1869.

Nach langem Überlegen habe ich mich entschlossen, nach Paris zu gehen und demnächst dem Herzog, der gestern um die festgesetzte Stunde bei mir erschien, meinen Entschluß mitgeteilt. Ich werde noch bis zum Schluß der Ausstellung hierbleiben, um das Bild an Herrn Joest abzusenden. Wenn ich abreisen will, brauche ich nur zu dem französischen Gesandten zu gehen, wo ich das nötige Geld für Reise und Leben in Paris erhalte. In Paris selbst wird alles für mich bereit sein. Die Dame, die ich male, ist wie ich höre, die beste Malerin in Paris und malt unter dem Namen Juliette Braun; sie soll bei der letzten großen Ausstellung in Paris eines der schönsten Bilder gehabt haben und hat dafür die goldene Medaille erhalten. So wurde mir von den besten hiesigen Künstlern erzählt, worunter auch der Maler des Bildes der Generäle Wallensteins*), was damals auch in Köln so viel Aufsehen erregte. Diesem gefällt meine Malerei so sehr, daß er mich wiederholt über meine Art und Weise zu malen fragte. Der berühmte Maler Courbet rühmte mich, und bin ich der Einzige, der dies in München von sich sagen kann. Vor meiner Abreise wird von der Pilotyschule ein Abschiedessen mir zu Ehren abgehalten, wie bei der Abreise Makarts, und die ganze Schule fühlt sich durch die mir von den Franzosen bezeugte Achtung geehrt.

An dieselben.

Paris, 18. Mai 1870.

Ich teile Euch mit, daß ich eine Medaille bekommen habe, und daß mir hier von allen Seiten gratuliert wird. Auch wünschen alle, ich solle in Paris bleiben. Was die Mutter nun schrieb, ich solle freie Hand behalten, und mich nicht in die Hand eines Kunsthändlers begeben, so ist das ganz richtig. Ihr konntet Euch aber wohl denken, daß ich etwas anderes nicht tun würde. Ich werde immer malen was mir beliebt und wo ich will. Wahrscheinlich werde ich deshalb in kurzem wieder in München weiter malen, da dort noch einige Charaktere sind, die ich verwerten möchte.

An seine Mutter.

(München.)

Erwartet auch nicht von mir, daß ich etwa nach Paris gehe, oder Gastrollen im Porträtmalen geben werde. Dies wäre mein sicherer Ruin. In dieser Beziehung kenne ich mich und werde meinen eigenen Weg wandeln wie bisher, vielleicht nicht so sehr zum Vorteil des Geldbeutels als zu Nutz und Frommen meiner Kunst, die nicht durch den geringsten Hauch von Schwindel oder Charlatanerie berührt werden darf.

An dieselbe.

München, 1870.

Die erschütternde Nachricht von dem Dahinscheiden des teuren Vaters wurde mir heute von der Cousine Knörzer mitgeteilt als ich gerade von einer kleinen Fuß-

*) Scholz, Dresden.

tour zurückgekehrt war. Der letzte Brief des teuren Vaters war mir sogleich zugestellt worden und hatte ich mich noch so sehr gefreut über die Besserung und sichere Handschrift des armen Vaters und hatte keine Ahnung von dem betrübenden, das mich bei meiner Rückkunft erwarten sollte. Der einzige tröstende Gedanke ist der, daß bei dem hohen Alter des teuren Dahingeschiedenen demselben auch die Unmöglichkeit der Fortbewegung die Freude des Lebens bedeutend geschmälert war und er von manchen Leiden erlöst worden ist. Ich kann mich erst langsam an den Gedanken gewöhnen, den guten Vater nicht mehr begrüßen zu können. Besonders hart ist mir der Gedanke ihn manchmalb etrübt zu haben, aber vielleicht habe ich auch manchmal ihm einige Freude verursacht und das erstere ist gewiß nicht mit Willen geschehen. Liebe Mutter, ich kann nicht viel mehr hinzufügen. Wir müssen uns in das Unabänderliche fügen. Wie viele werden in dieser schrecklichen Zeit vom Unglücke heimgesucht! Das Andenken des Vaters wird mir für mein ganzes Leben immer das verehrungswürdigste sein und wird wohl selten Jemand den Verlust eines so guten Vaters zu beklagen haben wie wir. Es grüßt Dich, Johann und die Brüder und Verwandten Dein betrübter Sohn Wilhelm, der sich bemühen wird nach Kräften zur Erheiterung Deines Lebensabends und zum Troste des herben Verlustes beizutragen.

An dieselbe. München, 30. Dezember 1876.

Das eine Bild, einen Jäger im freien vorstellend, habe ich zwar vollendet, mich aber dabei stark erkältet und verdorben. Ich habe nemlich in der letzten Zeit, die ich an dem Bilde zubrachte, Tag für Tag unausgesetzt im freien gearbeitet, obgleich es schon sehr kalt, neblicht und feucht war, weil ich befürchtete, daß ein Baum, den ich auf das Bild gemalt habe, die Blätter verlieren würde. Ich fühle mich seitdem immer unwohl, wollte aber das andere bedeutendere Bild, welches auch bald fertig wäre*), noch mit Gewalt vollenden. Es war mir aber unmöglich und ich bin deshalb in die Stadt zurückgekehrt und habe mich sorgfältig gepflegt. —

An dieselbe. **) Holzen, 12. Juli 1877.

Ich führe dahier gar kein so übles Leben, das mit Essen und Trinken, Malen, Spazierfahren, Jägern usw. abwechselt. Auch werde ich aufs aufmerksamste bedient und sucht man allen meinen Wünschen nachzukommen, wogegen ich mich aber auch bemühe, mein Benehmen allmählich solchem Kreise anzupassen, was mir aber doch wohl nie so ganz gelingen dürfte; gleichviel, mancher, der mich ganz zu kennen glaubt,

---

*) Die Dorfpolitiker.

**) Leibl hatte den Auftrag bekommen, die Gräfin Treuberg zu portaitiren; er malte auf dem Schloß von Juli bis Oktober ungefähr.

würde vielleicht erstaunen, wenn er mich in einem ganz respektablen Anzuge, mit feinen Manschetten, meine Verbeugungen und verbindlich freundlichen Grimassen sehen und die höfliche Anrede „Herr Graf", „Frau Gräfin", hören könnte; besonders solche, die mich vom Lande her kennen und gewohnt sind, mich auf Schlappschuhen oder gar barfuß, bekleidet mit alten Hosen und einer Bluse, die noch Paris herstammt, einherwandeln zu sehen. Wirklich, wenn ich manchmal in der Frühe aufwache und der Bediente bringt das Frühstück, oder holt die Kleider zum Putzen und sagt z. B. respektvoll: Herr Graf lassen sagen, es sei schon angespannt oder, Frau Gräfin wird um 9 Uhr sitzen, wenn gefällig, so kommt mir dies manchmal wie ein Traum vor.

Der Graf ist ein leidenschaftlicher Jäger und da ich einen eminenten Hühnerhund besitze und ich im Laufen unermüdlich bin, so komme ich ihm gerade recht.

Holzen 1877.

Um noch einmal auf meine hiesige Arbeit zurückzukommen, so habe ich das Bild der Gräfin mit Tempera-Farben gemalt und zwar mit großem Fleiße und glaube ich sicher, daß es Kunstkennern gefallen wird. Der Graf hat einen Reitgaul von edelster Rasse, den er aber schon lange reitet und der jetzt bald durch Alter untauglich für ihn wird und diesen habe ich auf seinen Wunsch gemalt. Anfangs bezweifelte er, daß ich solches könne. Ihr wißt aber, daß ich gewohnt bin nach der Natur zu malen und daß es mir gleich ist, ob ich Landschaft, Menschen oder Tiere male und so gab ich mich denn unverdrossen daran und pinselte auf einer anständig großen Leinwand darauf los. Ich stand im Stalle mitten unter den Pferden meistens den Grafen hinter mir, der je weiter ich malte mir unverhohlen seine Befriedigung ausdrückte, ja sein Staunen, daß ich den Charakter und die eigentümliche Farbe so treffen könne. Als ich fertig war, faßte er sein Urteil zusammen und sagte, er glaube nun, daß das kein anderer könne, denn der Gaul sei zum Sprechen ähnlich und ich hätte unbewußt alle Merkmale einer edlen Rasse hineingebracht, die er mir dann erklärte.

Dezember 1877.

Ich muß jetzt alle Kräfte zusammen nehmen, um ein neues Bild hervorzubringen, was dem vorigen nicht nachstehen und womöglich hoffentlich selbiges übertreffen soll.*) —

An dieselbe.

München, 9. Mai 1878.

Daß meine Bilder in Paris nicht spurlos vorübergehen, glaube ich jetzt, da ich gestern von Gedon ein Telegramm erhielt, worin ich um den äußersten Preis meines

*) Nach Vollendung der Dorfpolitiker.

Bildes*) ersucht wurde, ich glaube am selben Tage, wie die deutsche Ausstellung eröffnet wurde, meldete sich ein Liebhaber dafür. Es wird wohl eines der ersten Bilder auf der ganzen Pariser Ausstellung sein, welches zu kaufen gewünscht wurde, jedenfalls von den Deutschen. Dort weiß man etwas besser die Spreu vom Weizen zu unterscheiden. Den Preis habe ich aber so hoch gestellt, daß ich zweifle, ob bei jetziger schlechter Zeit Jemand so viel ausgeben kann.

An dieselbe.

Ein Münchener, der in Paris bei der Commission der deutschen Abtheilung war, hatte mir von dem Angebot eines Engländers von 12 000 Frcs. geschrieben und noch dazu 5 Proz. verlangt, auf was ich eingegangen bin. Es hat sich aber dann Geheimrat Günther, der Bevollmächtigter der deutschen Regierung ist, in's Mittel gelegt und das Bild nicht hergegeben bis ein Gebot von 15 000 Frcs. kam und ohne, daß ich nach irgend einer Seite hin Prozente zu zahlen habe, wie er mir in einem eigenhändigen Briefe mitteilt. Der bekannte Maecen M. Stewart aus Philadelphia, aber seit zwölf Jahren in Paris lebend, hat mein Bild gekauft, wo es, wie Herr Günther mir mitteilt, neben die berühmten Maler gehängt wird, wie Troyon, Horace Vernet, Fortuny, Achenbach. Herr Günther soll auch geäußert haben, daß ich bei längerem Warten einen viel höheren Preis erzielt hätte.

Juli 1878.

Ich habe ein Bild vor, welches, wenn ich der Natur halbwegs nahe komme, sehr günstig werden kann. Ich werde mir die größte Mühe geben, damit es besser wie meine früheren Bilder wird. Wenn ich etwas weiter damit bin, werde ich Dir näheres darüber mitteilen.

31. Oktober 1878.

So habe ich denn heute den Kopf des jungen Bauernmädchens vollendet. Ich will mich eben sicher stellen, denn man kann nicht wissen, was in einem Winter passieren kann, besonders da dieses Modell etwas kränklich ist.

An dieselbe.

Berbling, 18. März 1879.

Hier in der freien Natur und unter Naturmenschen kann man natürlich malen. Bei meiner Anwesenheit in München habe ich mich wieder aufs neue davon überzeugt, daß dort alle Malerei bloß aus Gewohnheit mit schlauer Berechnung, aber ohne alles eigenartige Gefühl und ohne jede selbstständige Anschauung betrieben wird. Alle solche Kunst, mag sie nun Historienmalerei, oder Genre oder Landschaftsmalerei genannt werden, ist keine Kunst, sie ist nur ganz oberflächliches Abschreiben von bis zum Überdruß schon Dagewesenem. —

*) Dorfpolitiker.

An dieselbe.

20. Mai 1879.

Es gehört wirklich große Ausdauer dazu, unter den gegebenen Verhältnissen ein solch schwieriges und ausführliches Bild bis zum Ende zu bringen. Die meiste Zeit habe ich daran unter Todesverachtung im wahren Sinne des Wortes gemalt. Denn in der Kirche herrschte bis jetzt eine eiskalte Grabesluft, so daß die Finger ganz steif wurden. Manchmal ist es wieder so dunkel, daß ich die größte Mühe habe, dasjenige, was ich gerade in der Arbeit habe, mit der gehörigen Genauigkeit zu erforschen. Daß bei einer solchen Arbeit der geringste Gedanke bis zu einer bestimmten Zeit fertig werden zu wollen, den störendsten Einfluß hat, brauche ich wohl nicht zu sagen. Ihr müßt Euch deshalb schon an den Gedanken gewöhnen, mich auf der Münchener Ausstellung nicht vertreten zu sehen, Ihr könnt deshalb doch ruhig sein. Das Bild wird, wenn es auch nicht auf eine Ausstellung kommt, seine Wirkung nicht verfehlen. Letzthin waren mehrere Bauern davor und falteten unwillkürlich die Hände. Einer sagte: das ist Meisterarbeit. Auf das Urteil der einfachen Bauern habe ich von jeher mehr gehalten als auf dasjenige der sogenannten Maler und so soll mir diese Äußerung des Bauern ein gutes Omen sein.



Wilhelm Leibl.

November 1879.

Die Annahme, daß das Bild jetzt schon beinahe fertig sei, ist irrig. Wenn Ihr das Bild einmal sehen könntet, so würde ein für alle Mal Euer Glaube, daß so etwas in der Zeit, wie Ihr meint, gemalt werden könne, aufhören. Jede Übereilung rächt sich bei mir bitter, indem das Mißfallen, welches so gemalte Stellen in mir erregen, mir nicht erlaubt, solche stehen zu lassen und ich sie daher gänzlich auswischen und noch

einmal malen muß. Übrigens ist das Bild schon sehr weit und wenn das fehlende ebenso wird, wie das was schon fertig ist, so sollt Ihr einmal sehen, was das für eine Wirkung machen wird.

10. April 1880.

Ich fange nemlich gleich nach dem Aufstehen meine Arbeit an und höre bloß auf, um das Mittagessen einzunehmen, worauf ich dann bis zum Abend weiter schanze. Um meinen Augen nicht zu viel zuzumuthen, unterlasse ich bei Licht sowohl lesen wie schreiben. Übrigens kann ich über meine Gesundheit nicht klagen. . . . In der Kirche habe ich noch nicht anfangen können, weil es dort noch zu kalt ist.

26. Juni.

Nach wie vor arbeite ich im Schweiße meines Angesichtes, um nur alle Tage eine Spanne lang vorwärts zu kommen. Es ist wirklich eine rasende Arbeit an dem Bilde und gehört eine eiserne Geduld dazu. Übereilen darf ich mich nicht und muß es so machen wie die Bergsteiger, welche einen recht hohen Berg ersteigen wollen. Diese müssen auch schön langsam gehen und vermeiden es, immer nach dem Gipfel zu schauen.

An seine Schwester.

17. Juli.

Mit dem Bilde geht es verzweifelt langsam, weil jetzt eine ungeheure Hitze herrscht, wobei die Farben sich am schlechtesten zum Malen eignen und man auch nicht die gehörige Spannkraft hat, welche zur richtigen Auffassung und Wiedergabe der Dinge notwendig ist. So habe ich die Arbeit der letzten zwei Wochen wieder wegmachen müssen.

11. August.

Gewiß ist zu einer solchen Riesenarbeit die größte Ruhe von Nöten. Der Gedanke, bald fertig werden zu müssen, ist für mich das störendste. Und doch muß das Bild fertig werden, bevor der Winter eintritt, damit es im Frühjahr im Pariser Salon ausgestellt werden kann und habe ich mir vorgenommen, nicht einmal auf meine Gesundheit zu achten, und wenn es auch schon grimmig kalt ist, doch noch in der Kirche zu malen.... meine Augen sind durch das scharfe Schauen in dem Dämmerlicht der Kirche auch nicht besser geworden.

10. Oktober 1880.

Mit meinem Bilde geht's langsam und je langsamer, je mehr ich eile......
Ich habe durch den langen Anblick gar kein Urteil mehr über meine Arbeit.

15. November.

Über meine Gesundheit kann ich nicht klagen, im Gegenteil befinde ich mich ganz wohl, obgleich ich noch täglich in der Kirche arbeite. Mit dem Bilde habe ich aber viel

Pech. So konnte ich die Hände der letzten Figur nicht fertig malen, weil die betreffende Person, als ich schon sehr weit damit war, ein Geschwür daran bekam und den Kopf desgleichen nicht, weil sie eine Augenentzündung bekam. Meine Geduld wird auf eine starke Probe gestellt.

Aibling, 20. Oktober 1880.

Bei meiner letzten Anwesenheit in München constatirte ich mit Befriedigung, daß man mein Bild in München, Paris und Amerika haben möchte ... In der letzten Zeit war ich sehr fleißig und habe noch einen halben Kopf, eine Hand und einen Teil einer Schulter, nebst einem geschnitzten Kirchenstuhl zu malen, welche Arbeit alles in allem etwa 5—6 Wochen in Anspruch nehmen dürfte.

An dem Bilde kann ich erst nach Ostern wieder anfangen, da es noch zu kalt ist und auch die Charwoche nicht erlaubt, in der Kirche zu malen. Wenn ich nur für die riesigen Opfer, die ich gebracht habe, auch entschädigt werde. Wahrscheinlich habe ich an dem Bilde noch bis September zu tun, wenn Alles gleichmäßig gut daran werden soll. . . . Wohl schwerlich werde ich wieder im Stande sein, ein Bild mit gleicher Ausdauer und Sorgfalt auszuführen.*)

An seine Schwester.

Berbling, 17. März 1880.

Auch dem Museum stattete ich einen Besuch ab, um das Bildnis des guten Vaters**) in Augenschein zu nehmen. Ich war höchlichst empört, dasselbe von seinem früheren guten Platze weg und an einen der schlechtesten Plätze und so hoch gehängt zu sehen, daß ich es also nicht betrachten konnte. Ich verließ sofort das Museum wieder mit dem festen Entschluß nie mehr einen Fuß weder in das Kölner Museum, noch nach Köln zu setzen. —

An seinen Freund Andreas Kennekens.

Aibling, 23. Mai 1884.

Schreibe mir doch gelegentlich einmal, ob der Konservator im Museum das Bild meines Vaters sel. nun so gehängt hat, daß man es wenigstens sehen kann. Denn ich habe bei meiner letzten Anwesenheit in Köln erst nach langem Suchen oben in einer Ecke dasselbe gefunden und da ich keine Zeit hatte, mir eine Leiter zu bestellen, so mußte ich abreisen, ohne das Bild meines Vaters sel. noch einmal eingehend betrachten zu können. Wenn du zu einem Vater unserer heiligen Stadt kommst, so setze ihn doch davon in Kenntnis. Nun adjüs.

---

*) Das Kirchenbild wurde im Sommer 1881 beendet. Fast vier Sommer hatte er zu der Arbeit gebraucht.

**) Das Portrait seines Vaters hatte Leibl dem Kölner Museum geschenkt.

An Julius Mayr.*)

Aibling, 30. Juni 1900.

Meinen herzlichsten Dank für Dein letztes freundliches Schreiben und entschuldige, daß ich mit der Antwort solange gewartet habe. Schon über acht Tage bin ich von Nauheim wieder zurück, welches ich am selbigen Tage, da ich mein letztes Bad genommen, verlassen habe. Ich konnte nämlich keine Nacht ordentlich schlafen, weil in dem Hause, wo ich wohnte, zuviel Unruhe war. Auch mag das viele Baden die Nerven aufregen. Kurz und gut, ich bin wieder froh, zu Hause und in meinem in idyllischer Ruhe gelegenen Zimmer zu sein, vor dessen Fenstern dem Blick nichts wie das angenehme Grün der Obst- und anderer Bäume und dazwischen die geliebten Berge sich zeigen. Des Nachts höre ich nichts als das leise Rauschen des Baches, welcher unten vorbeifließt. Allmählich stellt sich denn auch der tiefe erquickende Schlaf wieder ein. Doktor Krebs, der mich untersuchte, war sehr erfreut, eine gute Wirkung der Nauheimer Kur konstatieren zu können. Das Podagra ist nun bis auf weniges in einem Fuß weg. Hoffentlich verschwindet das auch bald, sodaß ich meine Bergschuhe anziehen und ordentlich gehen kann. Der Nauheimer Doktor gab mir sehr beruhigende Versicherungen über meinen Zustand. Er äußerte sich einmal, daß bei mir der Gichtanfall die Hauptsache sei, das Herz käme erst in dritter oder vierter Reihe in Betracht. — Mein jetziges Befinden ist im Leufe des Vormittags sehr gut. Ich gehe dann spazieren und spüre bei ruhigem Gehen nichts von Atemnot und Druck im Unterleib. Hingegen Nachmittag spüre ich häufig den unangenehmen Druck. Besonders wenn ich in einem Wagen gefahren bin und aussteige, ist es am ärgsten. Es ist so, als wenn die Eingeweide lose unter einander baumelten. Einen starken Nasenkatarrh bringe ich seit dem Winter nicht los. — Bei meiner Lebensweise bin ich geblieben. Nichts rauchen, fast nichts trinken. Zu arbeiten werde ich nächstens wieder anfangen, obgleich ich das gebückte Sitzen sehr fürchte. Ich werde wahrscheinlich nur noch am Vormittag malen. Der Appetit könnte besser sein. . .

An denselben.

Bad Nauheim, Villa Maria, 23. Mai 1900.

Über Deinen Brief habe ich mich sehr gefreut und danke Dir vielmals für Deine freundliche Einladung, welche ich leider nicht annehmen kann, da ich in Nauheim bin, um die Bäder zu benutzen. Ich hätte nie daran gedacht, daß ich einmal genötigt sein würde, eine Badekur und noch dazu eine solche zu gebrauchen. Ich habe nämlich, wie Dr. Krebs konstatiert hat, einen Herzklappenfehler und da soll es nichts besseres für geben, wie die Kur in Nauheim. Diesen Winter habe ich mich in Kutterling sehr ver-

---

*) seinen Freund und späteren Biographen.

dorben. Starkes Herzklopfen habe ich zwar schon ein oder zwei Jahre früher an mir beobachtet. Bei dem strengen Winter heuer muß ich mich aber in Kutterling, wo dann fast gar keine Sonne hinkommt, sehr erkältet haben, so daß ich einen riesigen Bronchialkatarrh bekam, mit welchem ich, da ich mir nach der angestrengten Arbeit viel Bewegung machen wollte, in tiefem Schnee herumlief. Schließlich bekam ich nachts förmliche Erstickungsanfälle und beobachtete, daß meine Beine anliefen, weshalb ich mich endlich nach Aibling zurückzog und den Arzt consultierte. Derselbe hat sich auch alle Mühe gegeben. Durch die Medizinen, wahrscheinlich Digitalis, wurde nun zwar der Druck im Bauch geringer und die Füße wieder normal, nur hatte ich mit geringen Unterbrechungen in einem Fuß das Zipperl. Der Doktor war aber recht zufrieden mit meinem Zustand und da ich gerade ein wichtiges Portrait*) zu malen hatte, so erlaubte er mir, die Arbeit in mäßiger Weise wieder aufzunehmen. Du weißt aber, wenn ich einmal anfange, so kann ich nicht gut aufhören und hocke in gebückter Stellung zu lange. So auch diesmal. In fünf Wochen war das Portrait zwar fertig, ich aber schlechter daran, wie zuvor.



Adolf Menzel.

*) Bildnis der Frau Rossner-Heine.

Hans Thoma

geboren 1839 in Bernau.
Lebt in Karlsruhe seit 1899 als Galeriedirektor.

An Emil Lugo.

Frankfurt a. M. Juni 1880.

Lieber Freund!

Ich habe als Antwort auf Deinen Brief wieder einen „schnellen Brief" geschrieben, worin ich über „Eigenes und Überkommenes" viel von meiner Weisheit ausließ; leider las ich ihn, ehe ich ihn abschickte nochmals durch und da wanderte er in den Papierkorb, denn ich dachte: das ist ja das Leiden, daß Erörterungen, die aus Prinzipien und Vorurteilen hervorgehen in jetziger Zeit eine große Rolle in der Kunst spielen und daß diese Erörterungen und klingenden Worte nie mit der Tat übereinstimmen wollen. Die Ästhetiker und die Kritiker p. p. p. (ich bin nämlich dahinter gekommen daß die Namen aller Kritiker die mir übel gesinnt sind mit P. anfangen) werden ihre Sprüchlein auch ferner ableiern — alte Phrasen neu aufwärmen und mit guten Phrasen unklares Denken zudecken — ich will nichts von ihnen wissen und wenn ich eines guten Wortes über Kunst bedarf, so gehe ich zu einem von denen, von dem ich weiß, was er unter dem Worte verstanden hat, dessen Werke davon Zeugniß geben, daß er nicht Wind geredet hat, es sind einfachere, schlichtere, verständlichere Worte als die moderne Verschrobenheit sie braucht; Sie erklären mir alles, was durch das Wort über Kunstsachen zu erklären ist. Die Worte die Dürer, Leonardo, Alberti pp. gesagt haben.

Ein Zeichen, wie die einfachsten Begriffe aus dem Geleise sind, ist der Satz: „Die Kunst kann entweder viel mehr geben als die Natur oder sie kann viel weniger geben." Das ist Wind! Wie kann man denn immer wieder die Kunst, dies Menschenwerk mit der unendlichen Natur vergleichen wollen. — Da die Kunst doch etwas ganz anderes ist und zwar nichts anderes als der Ausdruck menschlichen Lebens und Empfindens dem so ganz ungeheuerlichen Chaos der Natur gegenüber, vielleicht könnte man die Kunst als eine Art von Ordnung schroffer ansehen in dem Wirrwarr von Eindrücken den uns're Seele von der Welt empfängt. — Wenn sie der Ausdruck einer Menschenseele ist, dann ist sie gut, sie kann aber auch blos äußerliches Geschicklichkeitswerk sein, dann ist sie eben nicht Kunst im eigentlichen Sinne, so künstlich sie sein kann.

Was mir in einer modernen Ausstellung besonders auffällt ist der Zufall der in den meisten Bildern sein Wesen treibt, gestaltender Geist und Wille fehlen. — Gute Bilder sehen doch eigentlich immer so aus als ob sie gewachsen, als ob die Natur sie hervorgebracht hätte, oder als ob sie gebaut wären — aber die meisten Bilder der Ausstellungen sind arrangirt, sie kommen mir vor als ob sie von Conditern oder Tapezierern

gemacht wären u. viele Historienbilder vom Theaterregisseur. Diesem Arrangieren gegenüber hat der Naturalismus, der mit Ernst und Liebe ein Stück Natur nachzubilden versucht, doch noch eher etwas was auf den Weg zum Bilden führt, als dieser Arrangierismus der sich gewöhnlich so viel auf seinen Geschmack einbildet. Geschmack ist aber in der Kunst von gar keiner Bedeutung, jede Putzmacherin kann ihn haben, die Kunst wird in ihrem wahren Wesen schaffen, nicht nach außer ihr liegendem Gesetz und Objekt, sondern nach Gesetzen die im Wesen der menschlichen Seele liegen, sie kommt somit freilich direkt aus der Natur hervor weil das menschliche Wesen ja ganz in der Natur verankert ist. Die Kunstwahrheit wird im Grunde nichts anderes sein als die Offenbarung der Natur der Seele. Die Kunst ist ein Zeugniß der wahrnehmenden Seele, der nach ihren eigenen Gesetzen formenden Seele; das ist in den bildenden Künsten gerade so wie in der Musik und Poesie.

Es werden doch immer wieder Künstler kommen, welche die Fähigkeit haben die Natur ihrer eigenen Seele verstehen, die werden auch den gültigen Ausdruck in der Kunst wieder finden, werden die Form finden und Gesetzgeber sein. Ein solcher der nach der ihm innewohnenden Idee schafft also der richtige Idealist, wird sich nichts daraus machen, wenn ihn weder die Arrangisten noch die Naturalisten anerkennen wollen. Er wird auch ausgelacht werden!

Auch in der Kunst gehört ein natürlicher kindlicher Sinn dazu um wahr zu sein. Kinder sind wahr und ehrlich, nur unbedingte Ehrlichkeit ist fähig Großes und Bestehendes für die Menschheit zu schaffen, wie in Allem so auch in der Kunst.

Wer wie „Canon" das Kunstgesetz in den vorhandenen Werken zu erforschen sucht, hat gewiß recht, es gehört Ernst hiezu, es liegt auch da immer verborgen genug und es äußert sich in einer Mannigfaltigkeit die kaum zu übersehen ist. — So ist es aber durchaus nicht sicher, daß durch solche Rekonstruktion viel erreicht wird — denn die Menschenseele hat den künstlerischen Ausdruck immer von neuem zu finden. Auch will es mir scheinen daß es nicht, das auf so hoher Stufe virtuosen Könnens stehende Werk von Rubens, van Dyk pp. sein kann, an welches wir wildes Gewächs einer künstlerischen Unkultur unsre suchenden Ranken anknüpfen können.

Wir Anfänger müssen den Mut haben uns auslachen zu lassen wenn wir es versuchen mit eignen Augen der Natur gegenüber zu sein, es scheint freilich für lächerlicher zu gelten, als wenn ein Zwerg sich mit dem Rüstzeug von Riesen behängt und damit umherstolzirt. —

Doch wo gerate ich hin? im Anfange dieses Briefes ziehe ich los über die Phrasen und hochhohlen Worte die über Kunst sich breitmachen und nun wirst Du lachen und sagen, jetzt fällt er selber in solchen Gescheidloston. — Ich sehe es ja auch selber ein, und ein Maler täte statt solche Erörterungen zu machen, doch besser meinetwegen dem

Organismus eines Blümleins nachzuforschen, wenn er gerade nichts besseres weiß, oder auch, er kann im Gras liegen, in die Wolken starren und dem Schauspiel zusehen das ihm die ziehenden Wolkenschatten über die altgewohnte Landschaft vormachen, er läßt sich den gleichen Wind, der das Gras in Wellen bewegt um die Nase wehen und braucht



Hans Thoma.

dabei gar nichts zu denken. — Wohl kanns ihm dann werden in der Seele und aus diesem Wohlwerden heraus können sich vielleicht auch ganz gute Bilder gestalten; prinzipienlos können sie unter Umständen sogar das Urprinzip alles künstlerischen Schaffens in sich tragen. Wie gerne möchte ich wieder einmal im „Felsentälchen der tausend Freuden" wie Du es genannt hast mit Dir zusammen sein und in all die Schönheit der Natur zu zweit hineinsehen es erscheint einem ja doch für ein Augenpaar oft zu viel zu sein. —

Kommst Du nicht wieder einmal hieher wir gehen dann in den Taunus, ich habe entdeckt daß es auch dort schöne Wolken und blumige Wiesen giebt, aber ich sage es sonst niemand wie Dir. — Meine Frau bringt aber immer ganze Arme voll Wiesenblumen nach Haus und läßt Dich grüßen. — Wie auch ich es in alter Freundschaft thue.

Schreib bald wieder Deinem

Hans Thoma.

An W. v. Seydlitz.

Frankfurt a. M. Juli 88.
Westl. Wolfsgangstr. 150.

Sehr geehrter Herr!

Hier sind die drei Aquarellen. Sie haben sich über den schadhaften Zustand der Wandbilder im Café Bauer bei mir ausgesprochen, ich wußte noch nichts davon — nun kann ich Ihnen den Grund davon mitteilen; ein paar Tage ehe Sie dieselben gesehen wurden sie von einem Tapezierer in der Zeit von Morgens 3—7 Uhr gereinigt d. h. mit Sodawasser und Bürste abgerieben. Dies hält natürlich keine Malerei aus u. ich war recht erstaunt als ich durch Ihre Bemerkungen veranlaßt hinkam u. den fleckenvollen Zustand sah — die Sache ist vollständig ruiniert — alle Lasuren sind weggewaschen.

Mit freundlichem Gruß Ihr ganz ergebener

Hans Thoma.

An denselben.

Frankfurt a. M. 21. Oktober 1896.
Wolfgangstr. 150.

Sehr geehrter Herr Oberregierungsrat! Entschuldigen Sie gütigst daß ich jetzt erst dazu komme Ihnen einige Notizen über meine Beziehung zu Dr. Fiedler zukommen zu lassen. Es war aber in letzter Zeit so viel los was mich vom Schreiben abhielt, dazu kam auch der Umzug vom Land ins städtische Winterquartier.

D. Fiedler lernte ich etwa im Anfange der 80 ziger Jahre persönlich kennen, so viel ich mich erinnere war es hauptsächlich mein jetzt in Dresden befindliches Selbstportrait das seine Aufmerksamkeit auf mich lenkte u. ich war bis zu seinem Tode mit ihm in ziemlich lebhaftem Verkehr — er erwarb mehrere Bilder von mir, auch malte ich in München sein Portrait, er besuchte mich mehrmals in Frankfurt, auch war ich einmal einige Zeit in Florenz mit ihm zusammen, auch bei den Bayreuther Festspielen brachte ich sehr angenehme Stunden mit ihm zu. Sein ruhig klares Urteil über Kunst war mir immer sehr anregend u. es hat wenn ich so sagen darf fördernd auf mich gewirkt. —

Seine Art von vornehmer Zurückhaltung u. feinem Taktgefühl war mir sehr angenehm. — Da diese Art in der Kunst so vieles ablehnen mußte, so konnte er wohl den Eindruck der Kälte machen — aber wo eine Sache der Kunst ihn stark berührte konnte er warm u. herzlich sein wie nur einer, der die Kunst je geliebt hat. —

Doch es handelt sich ja nicht darum Ihnen eine Schilderung Dr. Fiedlers zu machen da Sie ihn ja selbst gekannt haben.

Vielleicht interessiert es Sie zu hören welche Bilder Dr. Fiedler von mir in Besitz genommen hat — So viel ich mich erinnere sind es.

1. Frau S. Christoph. 2. Ein Hüter des Tales, ein kleineres Bild als das in der Dresdner Gallerie.

3. Ein Adam u. Eva.

4. Ein betender halbnackter Heiliger im Wald mit wilden Tieren, diese zwei Bilder wurden damals von der Berliner Ausstellung refüsiert, daß sie Dr. Fiedler erwarb war mir ein besonderer Trost. —

5. Bogenschützen. Ein Bild welches ich in Hildebrands Atelier in Florenz für Dr. Fiedler malte.

6. Eine Ansicht von Florenz, Aquarell.

7. Eine Ansicht seines Hauses in Florenz. Zu der gleichen Zeit gemalt.

8. Fiedlers Portrait.

Das ist es was ich Ihnen in Kurzem heute mitteilen kann. Sollten Sie dies oder jenes genauer zu wissen wünschen, so bitte ich Sie durch formulierte Frage eine genauer formulierte Antwort aus mir herauslocken zu wollen.

Sattler hat mir auch etwas unzufrieden aus Florenz geschrieben und ich begreife manches davon u. nach Jahren so eine Stadt wiedersehen ist immer was anderes. Nun es wird ihm schon bald wieder gefallen. Es ist ja Florenz!

Bitte empfehlen Sie mich Ihrer sehr verehrten Frau Gemahlin bestens u. seien Sie herzlichst gegrüßt von Ihrem

ergebensten Hans Thoma.

An Ernst Zaeslein.

Waldhotel Villingen, August 1910.

Ich habe die Doppelbilder unterzeichnet. Das Mädchenbildnis habe ich in der Karlsruher Kunstschule gemalt, in der Malklasse; ich habe das Mädchen dann ebenso wie vorher auch nachher nie mehr gesehen und weiß weder ihren Namen noch sonst etwas über dasselbe. Wie die Sage entstanden ist, daß es ein Bernauer Mädchen Gertrud gewesen sei, weiß ich nicht. Ich habe den Studienkopf damals im Sommer

nach Bernau mitgenommen und habe wohl deshalb weil ich keine Leinwand vorrätig hatte, dort die Studie nach dem rothaarigen Buben Reinhard Maier, der von mütterlicher Seite her noch mit mir verwandt ist, auf die Rückseite der Leinwand gemalt. Da ich weder der Vorder- noch der Rückseite Wert beilegte, sondern sie nur als Malversuche betrachtete, so ließ ich die Leinwand in Bernau zurück und wahrscheinlich hat sie dann der Reinhard auf einen Pappdeckel aufgeklebt. Das weiß ich aber nicht mehr genau, und ich wußte von der Existenz der Malereien nichts mehr. Derselbe Reinhard ist mir ein paar Jahre später zu dem Dorfgeiger gesessen. —

Ich habe mich nun doch gefreut, die beiden Köpfe wiederzusehen;*) so schlecht ich sie auch behandelt habe und so sehr ich sie geringschätzte, so freute ich mich jetzt wahrzunehmen, daß dieselben doch gut sind, daß sie nichts Gemeines an sich haben, das heißt daß sie durchaus nicht in Absicht auf Gewinn oder Gefallenwollen gemalt sind.

In der Photo, die Sie mir geschickt haben, kommt es auch sehr zur Geltung, wie gut der Knabenkopf eigentlich ist.

Das ist ziemlich alles was ich Ihnen über die Malereien mitteilen kann. Diese Jugendarbeiten freuen mich jetzt doch recht, wenn ich sie wiedersehe; sie geben doch den Schlüssel zu meiner ganzen Entwickelung, für Andere, die es interessiert wie auch für mich selber. So schließe ich, indem ich Sie hochachtungsvoll grüße

Ihr ergebener

Hans Thoma.

---

*) Diese Bilder gehören zu den allerfrühesten Arbeiten des Künstlers. Der Knabenkopf ist 1864 auf die Rückseite derselben Leinwand gemalt worden, die der Studie des Mädchens 1863 gedient hat. Das zweiseitige Bild wurde im Besitz des im Brief erwähnten Reinhard Maier gefunden. Das Doppelbildnis ist 1869 in St. Blasien im Schwarzwald gemalt und stellt die Kinder eines Freundes Thomas, des Apothekers Romer dar.

Wilhelm Busch

geboren 15. April 1832 in Wiedensahl in Hannover.

Busch zog sich nach dem Örtchen Wiedensahl zurück, wo er als Einsiedler lebte; im Hause seines Schwagers, des Ortsgeistlichen, züchtete er Bienen. Er starb am 9. Januar 1908 in Mechtshausen.

Wiedensahl, Freit. 14. Jan. 75.

*) Lieber Erich!

Ich kam gestern Abend halb zehn hier an. —**) Bei Noringen setzte sich ein Mann hinten auf. Als es dann bergauf ging, trabte er neben Kramer her und erzählte dem, daß er für Wen nach Göttingen zur Apotheke wolle und was dem fehle. Da Kramer



Wilhelm Busch.

sich die Ohren zugebunden hatte, so war die Krankengeschichte für die drei Insassen der Kutsche sehr deutlich zu vernehmen. Es handelte sich besonders um einen geschwollenen Unterleib.

In Göttingen sagte ich Fräulein M. ade. Sie und H. setzten sich ins Damencoupé. — Nun fuhr ich recht gemüthlich. Aber in Kreiensen zog ein Herr meine Abenteuer eines Junggesellen aus der Tasche und las sie laut der Reisegesellschaft vor bis Nordstemmen. Es war mir sehr peinlich und ekelhaft; ich tat, als wenn ich schliefe.

Dein getr. Freund

Wilhelm.

---

*) An seinen Jugendfreund Bachmann in Ebergötzen bei Göttingen.

**) Rückfahrt von Ebergötzen nach Göttingen.

An denselben.

Mein lieber Erich! Wiedensahl, Freitag, 1875.

Also der Ball ist ohne Störung verlaufen. Es ist ja allerdings recht löblich von alten Herren und ihrer Gesundheit ganz zuträglich, wenn sie die alten zähen Säfte mal ordentlich in Circulation versetzen und sich mal gehörig ausschwitzen, aber wenn ich an die jungen Damen denke, welche dabei gewissermaßen als Knochenöl verwendet werden, wenn ich mir vergegenwärtige, was der Tanz eigentlich für eine tiefere Bedeutung hat, so fürchte ich doch, daß die größte Genugtuung auf der bejahrten Seite gewesen ist. —

Hier war neulich auch Sängerball; wozu ich eine Einladung erhielt. Da ich mich aber durchaus nicht besinnen konnte, was ich da eigentlich anfangen sollte, so blieb ich zu Hause.

. . seine Vormundsgeschäfte machen ihm viele Sorgen. Ich will nicht sagen, daß ich grade direkt schadenfroh darüber bin; aber wenn ich bedenke, daß ich nichts damit zu schaffen habe, so kann ich doch unmöglich ein gewisses Gefühl des Behagens und der Zufriedenheit unterdrücken. Ganz edel ist das ja nicht, aber wir Menschen sind nun mal so. —

Eine sonderbare Reisegesellschaft hatt ich, als ich neulich nach Hannover fuhr. Eine alte Dame saß mit im Coupée, die in einem Waggon hinter uns ihren todten Mann bei sich hatte. Sie waren kinderlos, hatten ihr Gut in Pommern verkauft und waren nach Italien gereist. Dort hatte sie, eine Holländerin und katholisch, ihren Mann ebenfalls katholisch gemacht. Nach vier Wochen war er gestorben. Sie hatte ihn dann gehörig verpackt und mit nach Holland genommen. Dort war ihr eingefallen, daß er in Küstrin früher ein Begräbniß gebaut, wo er dermaleinst liegen wollte. Nun war er bis Berlin expediert. Aber unterwegs war ihr eingefallen, die protestantischen Verwandten möchten sie schlecht empfangen. — Die Frau hatte ganz den Kopf verloren. — Sie wollte nun wieder zurück nach Salzbergen, einem Dorfe an der holländischen Grenze, wo sie mal einen Sommer verlebt. — Ich ging deshalb mit ihr zum Bahnhofinspector, der denn auch den Waggon mit dem Todten auszuhängen versprach. — Sonderbar! Sonst können die Leute die Lebendigen nicht los werden! Die Frau war seit 14 Tagen in dieser Gesellschaft unterwegs, war nicht aus ihren Kleidern und seit Rom in keinem Bette gewesen. — Ich muß offen sagen, daß es mir ein unbehaglicher Gedanke ist, wenn ich so nach meinem Tode als Gepäck in der Welt herum fahren müßte.

Wir haben hier noch mal einen resoluten Winter. — Wenn ich demnächst noch mal zu Euch komme, so schreibe ich vorher.

Herzliche Grüße! Wilhelm.

Meine liebe Frau Anderson!*)

Wiedensahl, 24. März 75.

Sie fragen, ob bei den Malern nicht wenig Ideen zu finden. — Was mich betrifft, sind mir Ideen jene Schattenbilder des Plato, die auf matt erleuchteter Wand in ewigem Wechsel an uns vorübergleiten: Berge, Wälder, Könige, Bauern, Pferde, Schafe, altes Porzellan und irdene Töpfe, und obendrein noch Sie, mit Ihrem prächtigen Jungen und das hübsche Kind aus Potsdam, und Multatuli sein Hund, und ich. Die Sache interessiert uns; denn wir stecken aus Herzensgrund dahinter und wissen nicht wie. — Darum, wer dies, lebendig, deutlich aufgefaßt, uns zeigen kann, der trete vor! Shakespeare, Rubens, Hals, Potter und Brouwer; aber hinaus mit den Photographen! Da haben wir's! Ein brauner Krug, mit einem Glanzlicht drauf, ist mir bereits Idee. Geht dann so ein Ding durch ein originelles Menschenhaupt und eine geschickte Hand, so wird, der Teufel weiß, ein Bild daraus. Ich habe bei Teniers und Brouwer unglaublich „geestige" Töpfe gesehen....



Aus Wilhelm Buschs Skizzenbuch.

Ihr Wilh. Busch.

An dieselbe.

Wiedensahl, 2. April 1875.

Die Schildbürger hatten mal'n Rathhaus gebaut, aber die Fenster vergessen, und 's war recht dunkel drin. Man lief auf den Markt mit Schaufeln, Eimern, Säcken,

*) Maria Anderson, eine holländische Schriftstellerin, hatte sich 1875 an Busch gewandt mit der Bitte, ihr eine Stelle in einem seiner Gedichte zu erklären, die sie nicht verstanden hatte. Busch antwortete deutsch, Frau Anderson holländisch; hieraus entwickelte sich der Briefwechsel zwischen den beiden.

ließ die Sonne hinein scheinen und dann hurtig damit in's Rathaus 'nein. Sehr brav! Aber am besten von allen hat mir doch der Herr Stadtschreiber gefallen. Der war der Listigste! Er fing richtig einen Sonnenstrahl in der Mausefalle. — Wie heißt der Baumeister? Weiß ich nicht. Wo steht das Rathaus? Auf dem obersten Halswirbel. Wie nennt man die Mausefalle? Vergleich. — Ach, meine liebe Frau Anderson! Werden wir jemals die Wahrheit in Worten fangen? — Nie! — Unsere Philosophie nach dem dreißigsten Jahre heißt Glaube. — — Ich glaube, daß schlechte Verse die beste Poesie verzwicken; (ich sehe, Sie glauben es auch). Aber ich glaube ebenso fest und gewiß, daß die schönste Poesie einen rhytmischen Gang und eine melodische Stimme hat, — wie das schönste der Mädchen.

Im Holländischen hoff' ich Fortschritte zu machen; ich hoff' es zu lernen, wie das Englische und Französische; aber fühlen werd' ich es nie. — Um eine Sprache von Herzen sein eigen zu nennen, muß man, glaub ich, etwas drin erlebt haben, etwas sehr Wichtiges — nämlich die Kindheit. In diesem Sinne hab ich zwei Sprachen: Hochdeutsch und Plattdeutsch. Nur was in diesen Sprachen, in den Sprachen meines Paradieses, geschrieben ist, kann mich rühren, das heißt in innerster Seele rühren; denn ich weiß wohl, daß es ein „Paradise lost“ *) gibt, welches hinter der ganzen Menschheit liegt. — Mathematiker, Physiker, Zoologen, — die mögen in fremden Sprachen schreiben, — wer zum Herzen dringen will, der schreibe in seiner Muttersprache. — Und nun Ihre „Typen“ **). Sollt ich die wohl beurteilen können? Nein, ich glaub es nicht.

Es scheint, ich habe Sie das letzte Mal zu schnell absolviert. — Sie wissen den Namen dessen, der geschrieben hat:

***) Are not the mountains, waves ans skies
Of me and of my soul, as I of them a part?

Stellen Sie denn, auch im Scherz, mich nicht wieder in die Nähe eines Namens, den ich hier nicht nennen will; sonst müßt ich mir ja das Vergnügen versagen, Ihre Briefe aufzubewahren! Nicht, daß es mir gar so weh täte, so Was zu hören! O nein, im Gegenteil. Sehr angenehm! Nur darf es keiner sehen. Und so ein Brief — weiß der Teufel — wer ihn in die Klauen kriegt. — Stehlen, Lieben, Morden, Schweineschlachten — gut! — Aber — pst!!!! Alles in tiefster Verborgenheit — auch Schmeichelei. —

---

*) „Paradise lost“ ist der Titel von Miltons weltberühmtem Epos.

**) „Typen“ betitelt sich eine Arbeit von Frau Anderson.

***) Citat aus Byron.

Ich möchte wohl wissen, wie Sie "spreeuw" aussprechen. In meinem lieben Plattdeutsch heißt das Vöglein: Sprá.

Freundlichen Gruß von meinem Flötenspieler und Ihrem ergebensten

Wilh. Busch.



Wilhelm Busch. Aus einem Skizzenbuch.

An dieselbe.

Wolfenbüttel, 23. Apr. 75.

Ja, wohl, meine liebe Frau Anderson; wir leben in einer raren Welt. Bei den Göttern! Ich will und mag kein Beichtvater sein. Anderen Leuten die Hühneraugen zu schneiden, die Köpfe zu waschen und trübe Seelen zu filtriren — wäre mir doch eine gar zu unerquickliche Beschäftigung. Ich absolvire so frisch weg und in's Blaue hinein, weil ich bemerke, daß ich selbst nicht viel tauge. Wozu auch die Beichterei?! Das gewisse kleine wertvolle Päckchen schmuggelt ja doch ein Jeder mit durch und in sein Grab hinein. Drum absolvir ich so hin und schelte so hin. Und die Weiber? Ja, fast hielt' ich sie für besser als uns! Hab ich nicht eine Mutter gehabt und eine Schwester, die ich liebe? Kenn' ich nicht ein paar herzensgute Weiberchen, die ich nur ungern entbehren möchte? Sind Sie nicht auch dabei?! Aber räsonirt muß sein! Und das mit Recht! — Als Junge kriegt' ich mal Hiebe und nicht mit Recht. „Kann nicht schaden! hieß es. Die sind für Das, was man nicht weiß!" — Ach, lieber Alter! Ich

stimme Dir bei! — — Sie haben den guten Willen, die Welt zu erlösen? — Erst lösen Sie mir mal den Widerspruch, der in den zwei Worten guter Wille sich findet — Keine hölzerne Gurke, kein bleierner Häring kann mich vom Katzenjammer erlösen!

Ich bitte Sie um's Himmels willen, gutes Madamchen; nehmen Sie mich in Betreff dieses Mysteriums nur nicht beim Wort! Die größte Verlegenheit würde mein Loos sein.

Mit herzlichem Gruß Ihr Wilh. Busch.

Wolfenbüttel, 1. Mai 75.

Meine liebe Frau Anderson!

Machen Sie keine Geschichten!! Das mit dem Glas hätte schlimm genug werden können! Nun, da's Gottlob vorbei, ist wenigstens keine weitere „Verfolgung" nöthig. Glasscherben sind wertlos. Aber die selige Pastorin Prömmelmann, als die ihren schönen falschen Zahn sich ausgebissen und hintergeschluckt — ach lieber Gott! — was mußte die für schwere Prüfungen erleben, eh' sie ihn wieder an seiner ersten Stelle hatte!

Es giebt leider verschiedene Teufel. Ich fragte ja nur, welcher Sie damals versucht oder besucht hätte, was bei einem Teufel doch immer dasselbe ist. Da hieß es denn gleich: Beichtvater, was geht Dich das an?! — Nun, nun! 's ist schon gut! — Und im Allgemeinen, gewiß! da weiß ich schon so bescheid. Das schüchterne Sündenbekenntniß in Ihrem vor-vorletzten Briefe genügt mir völlig. Auch ist mir derselbigte Brief noch dadurch sehr angenehm bemerkenswert erschienen, daß keine einzige Klammer: '() drin vorkommt. Nicht Knittel vorne, Knittel hinten, o nein, sondern ein kleines Schnitterschnatterschnabeltierchen hinter dem anderen, so treibt Chloë an diesem reizenden Frühlingsmorgen ihre Gänslein aus; und Damon, der Sauhirt, mit seiner Heerde von Kringelschwänzelquiketierchen folgt nach in freudiger Bewunderung. Denn das brave Eugenichen hat recht. Er ist grad so kreuzhimmelherzensgutmütig, wie er aussieht, und ist und bleibt nun mal

Ihr ganz ergebenster W. Busch.

An dieselbe.

Wolfenbüttel, 19. Mai 75.

Das ist nur nicht so, daß Sie immer alles Gute für sich allein haben! Bei uns ist jetzt auch der volle und wahrhaftige Frühling gekommen. Da sitzen wir des Abends im Gärtchen unter dem alten Birnenbaum; der säuselt dann so leise vor sich hin und läßt seine Blüten herunter sinken, und manchmal fällt mir eine in den Wein hinein. Ganz fern im Stadtgraben da quacksen die Frösche; von den Linden herüber, die auf dem Walle stehen, quinquiliren und seufzen die Nachtigallen. Nach alledem, wie duselt

man so gut und gottergeben in sein Bett hinein. Ganz dicht dabei in der Wand pickt immer eine Todtenuhr. — Was thut's?! — Haben wir nicht, Gott sei's geklagt, noch sieben millionen dreimal hundert achtund neunzig tausend sechshundert zweiund zwanzig dreiviertel Jahre ganz unverbraucht vor unsrer Nase liegen? Wird man aus einem Leben herausgeklopft, huscht man in's andere wieder 'nein. —

Lieb's Madamchen! Kritteln Sie sich nur ja nicht um den Thee! Ich werd' ihn schon kriegen; und krieg ich ihn auch nicht, so sollen Sie doch die Allerallerbeste sein.

Ihr W. Busch.

Liebe Frau Anderson! Wolfenbüttel, 25. Mai 75.

Gewißheit gibt allein die Mathematik. Aber leider streift sie nur den Oberrock der Dinge. Wer je ein gründliches Erstaunen über die Welt empfunden, will mehr. Er philosophirt — und was er auch sagen mag — er glaubt. — In meinem elften Jahr verblüffte mich der Widerspruch zwischen der Allwissenheit Gottes und dem freien Willen des Menschen; mit 15 Jahren zweifelte ich am ganzen Katechismus. Seit ich Kant in die Hände kriegte, scheint mir die Idealität von Zeit und Raum ein unwiderstehliches Axiom. Ich sehe die Glieder der Kette in Eins: Kinder, Eltern, Völker, Tiere, Pflanzen und Steine. Und Alle seh ich sie von einer Kraft erfüllt.



Wilhelm Busch.

Sind Berge, Wellen, Lüfte nicht ein Stück von mir? etc.

Drum gefällt mir Byron so sehr. — Wie könnte uns auch das Zeug nur so bedeutungsvoll erscheinen, wenn alles nicht aus einer Wurzel wüchse? Die ist, was Schopenhauer den Willen nennt: der allgegenwärtige Drang zum Leben; überall derselbe, der einzige; im Himmel und auf Erden; in Felsen, Wasser, Sternen, Schweinen, wie in unserer Brust. Er schafft und füllt und drängt, was ist. Im Oberstübchen sitzt der Intellekt und schaut dem Treiben zu. Er sagt zum Willen: „Alter! laß das sein! Es giebt Verdruß!" Aber er hört nicht. Enttäuschung; kurze Lust und lange Sorge; Alter, Krankheit, Tod, sie machen ihn nicht mürbe; er macht so fort. Und treibt er ihn auch tausend Mal aus seiner Haut, er findet eine neue, die's büßen muß. — Und dieser Wille, das bin ich. Ich bin mein Vater, meine Mutter, ich bin Sie und Alles. Darum giebt es Mitleid, darum gibts Gerechtigkeit.

Natur und Lehre sind verschieden. Natur ist stärker als die Lehre — sagen Sie. Natürlich und gewiß! Der Wille ist der Starke, Böse, Wirkungsvolle, Erste; der Intellekt

ist Nr. 2. — Nichtwollen, Ruhe wär' das Beste. — Wie soll das kommen? Da steckt's Mysterium.

Bin ich nun deutlich? — Seien Sie gut und brav und liebenswürdig und sagen Sie: Jawohl!

Ihr

Wilh. Busch.



Wilhelm Busch.

An dieselbe.

Wolfenbüttel, den 27. Mai 75.

Sie mögen gern Tiere leiden; ich auch. — Des Morgens um halb sechs werden die Hühner gefüttert und der schlanke Pfau mit dem Krönchen auf und dem Gefieder von Gold und Edelstein. Das ist der Vornehmste. Er pickt nur wenige Körner; dann geht's trrrrr! und ein Fächer von tausend Liebesaugen flimmert in der Morgensonne. Das zittert und trippelt und macht mit den Flügeln! Aber die alten Hühnertanten kucken nicht hin, sondern hacken mit ihren harten, knöcheren Nasen im Sande weiter. Es muß wohl ein verwunschener Prinz oder ein metamorphosierter Olympier sein; denn wenn die Frau Brückner, das kleine Waschweibchen, auf den Hof kommt, so fliegt er auf ihren Rücken und faßt sie ganz ordentlich und regelrecht beim Zopfe an. Wenn sie nur nicht nächstens das Eierlegen anfängt. Wenigstens schnattern und gackern tut diese Madam Leda genug.

Mein Bruder hat eine Küche gebaut; eine zeitlang waren keine Fenster drin. Ein Rotstärchen — es singt immer zick zackzackzack! — und bibbert dabei mit dem Schwanz — war heimlich aus- und eingeflogen und hatte sich auf einen Balken mit vieler Geduld ein weiches Nest gebaut von manchem Halm und mancher Feder. Nun kommt der böse Glasermeister und macht alles fest zu. Das giebt ein trauriges Gezwitscher in den Bäumen da draußen.

Neulich pusselt Nachbar Mumme mit dem Spaten in seinem Garten herum, dicht bei den Stachelbeerbüschen. Auf einmal springt ein fremder Hund heraus und knurrt und will nicht weg und zeigt die Zähne. „Der Hund ist toll", so heißt es gleich. Man holt die Flinte — bum! — Die Kugel geht dem Hunde durch den Kopf, er streckt sich aus und stirbt. — Wie man genauer zusieht, liegen drei ganz kleine neugeborene Hündchen im Gebüsch.



Wilhelm Busch.

Ach, meine liebe Frau Anderson! Es regnet und regnet und regnet und hat nur sieben Grad plus.

Mit tausend Grüßen

Ihr

W. Busch.

Wiedensahl, 15. Juni 75.

Liebe Frau Anderson!

Nun sitz' ich wieder am Fenster unseres lieben Pfarrhauses und sehe in Garten und Feld hinaus. Wie ist hier doch, derweil ich fortgewesen, die Welt so eng und voll geworden! Aus Schollen und Zweigen, die ich kahl verließ, hat sich eine Fülle von schönem Laub hervorgedrängt; das wogt und neigt sich nun im frischen Morgenwinde. Hier die Rosenbeete, die Erbsenfelder, die Obstbäume; dort die Gruppe von schlanken Pappeln, Birken mit Hängelocken und einer blühenden Akazie; und weiterhin im Wellenschlagen das Ährenfeld und die graue Windmühle und über alles dahin die wandernden Wolken. Das giebt ein hübsches Wechselspiel von Licht und Schatten.

Guten Morgen!

W. Busch.

Wolfenbüttel, 24. Sept. 75.

Meine liebe Frau Anderson!

Es mag ja nicht übel sein, sich in den grünen Wald zu setzen, ein Buch aufzuschlagen und nun, was darin steht, nebst dem Duft und Rauschen der Tannen auf sich wirken zu lassen. Mir will's aber doch nicht passen. — Wenn ich in der Wiese auf dem Rücken liege, das eine Bein zurückgezogen, das andere darüber geschlagen, und nichts sehe, als ein Stück Himmel, die zierlichen Fahnen der Gräser und den erhobenen Fuß, hinter dem die Wolken vorüberziehn, so wäre mir die Einmischung eines fremden Intellekts, auch des besten, höchst unbehaglich. — Zudem sind mir die Brücken und Wege, erratische Blöcke, Heide und Moor meiner Heimat schon so belebt genug durch die drolligen und ernsten Spukgeschichten, welche mich in der Jugendzeit, an Winterabenden in der Spinnstube erzählt, gar oft ergötzt und entsetzt und noch heut ihren Zauber nicht verloren haben. — Ich denke sie am liebsten in der Sprache, in welcher sie mir erzählt wurden, in meiner Dorfsprache. — Nun fiel es mir neulich mal wieder recht auf, wie wahrhaftig und ähnlich dem die Hexenscenen in Macbeth sind. Ich mußt es versuchen, sie mir in mein liebes Plattdeutsch herüber zu holen. — Drum spazierte der Shakespeare mit. — Sonst ist mir dazu der Winter gut, wenn's friert und schneit, und wenn man sich dann so ein klimperkleines Plätzchen vom größten Weltall abgesondert, gemütlich erwärmt und heimlich beleuchtet hat.

Im Sommer und Winter Ihr ergebenster

Wilh. Busch.

An dieselbe.

Wiedensahl, 6. Nov. 1875.

Hierbei mit freundlichem Dank die Bücher zurück! — So eigentlich angeregt hat mich nur die kleine Schrift über het jagen (das Jagen) und einer der vorangestellten Wahlsprüche.

Die Folgerung, zu der das Schriftchen kommt, hat meinen vollen Beifall; die Voraussetzung ist aber falsch. Die Voraussetzung: „der unverdorbene Mensch hat von Natur bei allen Leiden seiner Mitgeschöpfe ein unangenehmes Gefühl" — ist falsch, weil einseitig. Das Leiden, die Marter hat vielmehr etwas schauerhaft Anziehendes, es bewirkt Grauen und Ergötzen zugleich. — Haben Sie jemals den Ausdruck von Kindern bemerkt, wenn sie dem Schlachten eines Schweines zusehen? — Nein? — Nun, so rufen Sie sich das Medusenhaupt vor die Seele. Tod, Grausamkeit, Wollust — hier sind sie beisammen. — Muß ich Ihnen sagen, nachdem, was ich so oft gesagt, wie das kommt? — Der gute und der böse Dämon empfangen uns bei der Geburt, um uns zu begleiten. Der böse Dämon ist meist der stärkere und gesundere; er ist der heftige

Lebensdrang. Der gute Dämon aber winkt zurück, und gute Kinder sterben früh; ihnen sind die Engelsflügel nicht abgeschnitten. — Kurzum, der natürliche, unverdorbene (?) Mensch, also besonders das Kind, muß überwiegend böse sein, sonst ist seines Bleibens nicht in dieser Welt. — Und die Jagdlust? — Die Jagdlust ist ein Stück Lebenslust. Sie ist eine Übung der Daseinsbedingungen. List, Scharfblick, Kraft, Gewandtheit, verbunden mit dem Reiz der Grausamkeit. Sie ist folglich natürlich, folglich bös.



Wilhelm Busch. Aus einem Skizzenbuch.

— Und die Strafe bleibt nicht aus. — Jeder Jäger wird mal ein Hase, früher oder später, denn die Ewigkeit ist lang. — Was mich betrifft, so werd ich jedenfalls, nachdem ich ein- oder zwei- oder drei- oder hundertmal gestorben, ein Spatz. Mein Weibchen wird ein Nest zusammen zotteln unter dem Dach; es wird Eier legen; und wenn dann die wackelköpfigen Jungen ausgekrochen, so kommt ein flachshaariger Bub daher; holt eine lange Stange, spaltet sie an der Spitze und — heraus mit dem Nest! — Da wird der alte Spatz ein schönes Geschrei erheben!

Und der erwähnte Wahlspruch? „Ik zon liever een ongelukkig mensch dooden dan een vogel in gelukkige vlucht". (Ich würde eher einen unglücklichen Menschen töten können als einen Vogel in glücklichem Flug.) — Ein schlimmer Gedanke in treffender Form! — Soll ich darauf zurück kommen? Ihr W. Busch.

An dieselbe.

Wiedensahl, 14. Nov. 75.

„Ich möchte lieber einen unglücklichen Menschen tödten, als einen Vogel in glücklichem Flug" — so würde denn zu deutsch ihr Motto lauten. — Man könnte auch sagen: ein Schwein in fröhlichem Grunzen. — Doch nein! — Wir müßten uns das Schinkenessen abgewöhnen; denn Schinkenessen ist indirektes Schweineschlachten. — Also ein Vogel! — Nun fliegt so ein Vogel, um Futter zu holen, oder zum Liebchen zu eilen, oder den Feind zu vermeiden, oder er fliegt auf die Wanderschaft! Entweder lockt ihn ein Wunsch oder es jagt ihn die Furcht. Wen aber Angst und Mangel treibt, der kann nicht glücklich sein. Folglich: es giebt keinen Vogel in glücklichem Flug. — Doch der „Flug" ist ja nur ein poetisches Bild. — Vielleicht ist er glücklich im Schlaf. Aber auch Tiere haben Träume! — Vielleicht ist er glücklich im Augenblick der Begattung. Zu kurzes Glück, um Glück zu heißen! — Und dann: dem Vogel, dem geschieht ganz recht! — Hol der Teufel die Schwalben! — So eine Mücke hat's auch nicht gern, daß man sie hinwegreißt aus dem fröhlichen Hochzeitsreigen, um ihr die Knochen im Leibe zu zerbrechen — Doch Spaß beiseit! — Ich denke an den „unglücklichen Menschen". — Käme wirklich und im Ernst der Augenblick der Wahl für Sie, ich weiß, Sie würden Dolch Keule, Gift und Karabiner sinken lassen und brächten lieber doch den Vogel um. — Ist's mit dem Tod ja doch nicht aus. — Ein altbekanntes tiefes Wort, das lautet so: „Das schnellste Tier, das uns zum Heile trägt, ist das Leid". — Also — folglich: — Wer's meiste Unglück macht, der ist der Beste? — Nun ja! — Wer's kann, der muß; wer muß, der tuts; wer's tut, kriegt Hiebe; und Hiebe kriegt ein Jeder; und das mit Recht.

Ihr ganz ergebenster

W. Busch.

An dieselbe.

Insel Borkum, 14. Juli 76.

Obschon ich nun bereits seit längerer Zeit und vielfach von Andren vernehme, ich sei todt, so kann ich doch selbst noch immer nicht so recht dran glauben.

Von dem blaßgrünen Helm der Dünen aus seh ich deutlich die holländische Küste, und deutlich hör' ich das Brausen der sich überstürzenden Wellen.

Ich lese auch zuweilen im Holländischen Gesangbuch.

„Dan moogt g' in zegepraal uw' voet,
Ja uwer honden tong' in't bloed
Van elken vyand steken."

Eine brave, sangbare Haifischmoral.

Vor ein paar Tagen lag ein Seehundsknabe, den die Flut verschlagen hatte, ganz hülflos auf dem Sande. Da ihm vorn nicht recht zu trauen, so wurd' er bei den

Hinterbeinen an's Wasser gezogen; worauf er mit großer Geschicklichkeit an zu rudern fing, sich noch mal umsah und dann hinunter tauchte. Hoffentlich wird er seiner Familie erzählen, daß manche Leute am Lande auch ihre guten Seiten haben.

Freundl. Gruß! W. Busch.

Wiesendahl, 29. Juli 76.

Lieber Erich!*)

Durch all den schrecklichen Sand und Staub von Oldenburg und Ostfriesland bin ich am Mittwoch glücklich zurückgekehrt. — Es hat mir übrigens auf Borkum ganz vorzüglich gefallen. In Norderney und Helgoland würde ich allerdings bessere Musik, mehr Fische und feinere Gesellschaft gefunden haben, aber auch eine viel ödere und kahlere Gegend und keinen so bequemen, wellenreichen Strand. Pastöre, Gymnasiallehrer und Offiziere waren auf Borkum vorherrschend. Da ich keinen passenden Weißwein finden konnte, zu Rotem aber nicht recht geneigt bin, so hatte ich mich für die Abendstunden wieder ans Bier gewöhnt. In der ersten Zeit lebte ich recht incognito. Als aber eine Abendunterhaltung veranstaltet wurde, zu der ich ein Programm zeichnen mußte, konnte ich eine ausgebreitete Bekanntschaft nicht vermeiden. Du weißt, wie wenig ich dazu geneigt bin. — Das Manöver mag lieber auch erst vorbei gehen. Darnach hoffe ich Dich und die Deinigen mal recht gemütlich wieder zu sehen. — Meine Schwester und mein Schwager werden Donnerstag auf 3—4 Wochen nach Grand gehen. Dann hab ich das Haus und die geistlichen Angelegenheiten wieder allein zu besorgen. Herzliche Grüße an Deine Frau, Mutter und Schwester von

Deinem getreuen Freunde Wilhelm.

An Marie Andersen.

Wiedensahl, 20. Okt. 76.

Ich war in München zur Kunstausstellung. Die vielen Leute, das Fest, der Lärm, das Bier, der Rauch — mir ward ganz unklug davon. Und dann nie vor Nachts zwei Uhr in's Bett. Und dazu die vielen erstaunlichen wundervollen alten Geschichten: Pokale, Pötte, Gläser, Vasen, Bücher, altes Eisen — und der Herr weiß: was. — Ja, da staunt der Dachs, wenn er aus dem Loch raus geht.

Das waren doch sonnige Herbsttage. — Nun weht aber ein erbärmlich kalter Ostwind. Heut Morgen zog ein Zickzack von krakelnden Kranichen über den Garten hin. Das Feuer bullert im Ofen, und für die nächsten 6 Wochen will ich nicht wieder über die Grenze.

Schreiben Sie doch mal, wie's Ihnen alleweil geht.

Mit freundlichem Gruß Ihr Wilh. Busch.

*) Erich Bachmann-Ebergötzen.

An Adolf Nöldecke.

Lieber Adolf! Wiedensahl, 6. März 93.

Otto war gestern Nachmittag mit einigen Klosterbrüdern hier. Sie erwarten eine neue Hausdame mit Ostern und eine neue Hausordnung. Wie in Erichsburg: nur offizieller Verkehr mit der Tante; jede Flasche Bier muß angezeigt werden etc. Aber ich denke, dergleichen, so verdrießlich es ist, kann auch ertragen werden. Es ist ja überall so und wird noch mehr so werden. Wir leben in einer Reactionszeit; man



Wilhelm Busch. Aus einem Skizzenbuch.

will die Leute ducken und ihnen zeigen, daß es Herren giebt. Dieser Wind, der von oben weht, wird nun gleich gewittert von Allen, denen Gewaltsamkeit schon sowieso ein Pläsir macht. Die Bänder werden angetrieben, und schließlich platzt die Geschichte mit Krach. — Der Kluge nimmt's wie Regenwetter, schimpft nicht, sondern läßt's in Geduld über sich hinziehen.

Die Kasten sind fertig; nur an der Fahne fehlt's noch. Demnächst, an einem trockenen Tage, soll Richtinge sein.

Mit herzl. Grüßen von uns allen

Dein getr. Onkel Wilhelm.

An denselben.

Wiedensahl, 16. Febr. 98.

Lieber Adolf!

Ich danke Dir für Deinen Brief, den ich in Hattorf erhielt. Dort war meist ungünstiges Wetter. Es miesterte. Oft stieß der Sturm an's Haus und pfiff hinter den Fensterläden. Dann mischte sich Schnee in den Regen; die Berge wurden weiß; zuletzt lag auch herunter eine dünne matschige Schneeschicht. Nur zweimal war der Boden so hart gefroren, daß ich mit Hermann über den Kirchhof hinaus spazieren mochte, um den neuen Garten zu besehn. Der liegt günstig da, fix und fertig, mit Draht umzogen. Überhaupt haben die Hattorfer, nach der Verkoppelung, bei dem gelinden Winter, furchtbar emsig gewühlt. Die neue Oderbrücke soll stattlich sein. Über die Sieber zum Bahnhofe ging ich nicht weit vom alten Steg über den neuen mit Eisengeländer. Die Kerls haben ihn so schmal gemacht, daß zwei Weiber mit Kiepen kaum an einander vorbei können. Gleich dahinter liegen bereits die Steine zum neuen Schulgebäude. Sonnabend vor 8 Tagen fuhr ich mal nach Ebergötzen; über Gieboldehausen, wo mich Bachmanns abholten. Dienstag Nachmittag war ich wieder in Hattorf. — Diesen letzten Sonnabend kam ich nach Wiedensahl zurück.

In Hattorf fand ich's gemütlich.

Bei Euch also geht's gut. Das Vierteljahr bis Ostern ist ja auch schon halb vorüber. Hier ist's noch immer wie im April. Abwechselnd Regen und Sonnenschein. Das Arun kriegt Blätter. Die Pseudonarcissen haben Knospen; die Schneeglöckchen blühen; die Staare quinquilieren.

Leb wohl, lieber Adolf! Herzliche Grüße an Dich und Liesbeth; Auch von Mutter, die Dir für Deinen Brief danken läßt.

Stets Dein getreuer Onkel

Wilhelm.



Fritz von Uhde

geboren 22. Mai 1848 zu Wolkenburg im Königreich Sachsen,
gestorben am 25. Februar 1911 in München.
Er besuchte kurze Zeit die Akademie der bildenden Künste in Dresden, war dann bis zum Jahre 1877 Offizier und nahm im selben Jahre die lange unterbrochene künstlerische Tätigkeit in München wieder auf.

München, den 12. October 81.

Geehrter Herr! Von Bekannten bin ich darauf aufmerksam gemacht worden, daß ich in dem kürzlich erschienenen Meyerschen Künstlerlexikon merkwürdigerweise nicht mit aufgeführt sei. Da ich momentan wohl zu den bekannteren Münchner Malern gehöre, auch in Paris und Berlin einen bekannten Namen habe, so darf ein derartiges Werk mich jedenfalls nicht einfach ignoriren, falls es auf Vollständigkeit Anspruch erheben will. Ich wende mich daher an Sie, geehrter Herr, der Sie die betreffenden Notizen in München gesammelt haben. Auch ist es mir als ob Sie vor einiger Zeit biographische Notizen zu bewußtem Zwecke von mir verlangt und erhalten hätten. Ich ersuche Sie also bei dem Herausgeber des Lexikons das Nötige betreffs meiner Person nachträglich veranlassen zu wollen und gebe Ihnen der Kürze wegen beigeschlossen die nöthigen Notizen.

F. v. Uhde
Rittmeister a. D. und Maler.

M. 9. 6. 98.

Verehrter Herr Doktor, Bei näherer Überlegung dessen, was Sie mir gestern vorlasen, erscheint es mir zweifelhaft, ob Sie mir mit Manchem darin einen besonderen Gefallen thun. Die Äußerungen über die Kunstkritik z. B. waren doch zunächst mehr zwischen uns Beiden gedacht. Auch steht meines Erinnerns das darin, was mich am Meisten verdrießt, das Huldigen der Mode, dessen was gerade am Meisten actuell ist, keinen festen Curs steuern, sondern sich mit Begeisterung immer auf die Seite schlagen, von der gerade am meisten Radau gemacht wird auch mit Anfeindung dessen, was man noch 14 Tage vorher in den Himmel gehoben. Das ist es, was ich besonders den Herrn Kritikern der Tagesblätter etc. vorwerfe. Aber ich weiß nicht ob es von besonderem Interesse ist, dies den Leuten zu erzählen. Gern würde ich über diese Dinge noch mal mit Ihnen reden. Auch die Bemerkungen zu meiner Person, die sich mehr auf Zufälligkeiten stützen, blieben besser weg. Hat Ihnen mein Atelierrock einen so despektirlichen Eindruck gemacht? Wenn Sie mich zufällig ohne Rock getroffen, würden Sie schreiben: U. ist ein einfacher Mann in Hemdsärmeln u. s. w. So sieht man mir sonst allerseits den Offizier an. Das gespreizte Wesen, das denen besonders eigen ist,

die von Unten heraufgekommen nun meinen, nur für Pracht geboren zu sein, nomina sunt odiosa — dürfen Sie überdies nicht bei mir vermuten. Es kommt nicht viel bei diesen personalia heraus. Vor einigen Jahren schrieb mal Jemand, ich glaube in der Zukunft über mich. Ein bleicher Mann habe ihm geöffnet, den die ausgestandenen Kämpfe und Leiden frühzeitig gebeugt u. s. w. Der helle Blödsinn.



Fritz von Uhde.

Auch bin ich durch zahllose Biographien, Porträts etc. in den Jllustr. Zeitungen zu sehr beim Publicum bekannt um ihm durch eine Personalbeschreibung noch interessant zu werden.

Bitte dies alles nur ganz unter uns. Nehmen Sie mir auch meine Einwürfe nicht übel. Vielleicht könnten wir noch viel über dies u. Jenes sprechen, neulich wurden wir übrigens durch die Besuche mitten im Gespräche unterbrochen.

In größter Wertschätzung grüßt Sie bestens

Ihr ergebener

F. v. Uhde.

Charles Schuch

geboren 30. September 1846 in Wien, gestorben daselbst 13. September 1903.
Er lebte die längste Zeit in Paris.

An Julius Rettich in Wien.

Wenn man kein Raucher wäre! Unterach am Attersee (1868).

Erinnerst Du Dich, wie Dir war, als Du hinausgeschleudert wardst in die Welt — wie Du Familie und Heimat aufgeben mußtest! — Wenn Du's noch weißt, so denk', daß Dein Freund dasselbe leidet — nur noch ein wenig Ausnahmszustand machte das Schicksal mit mir — ich mußte mehr verlieren. — Doch es sei nicht geklagt.

Wie man, wenn's friert, den Ofen aufsucht, so gibt's Stunden, wo man zu den Menschen flieht — eine solche Stunde verschuldet meinen Brief.

Du sollst aber nicht darunter leiden, ich werde Dir nur im Zeitungsstil — (wenn man nur die Zeit wegescamotirt) einfach berichten, was mit mir geschehen, in den letzten Wochen.

Ende Juni bestieg ich mein Bett, in hohem Grade krank; eine Woche Eisumschläge, dann eine Woche Ruhe — es war zu Ende dieser zweiten Woche, als ich von Fannis, von meiner Schwester sich steigerndem Elend instruirt, mich anzog und zu ihr hinab mich schleppte. Den zweiten Tag darauf — war's mein letzter Besuch — in der Nacht trat ich in ihr Zimmer — nach qualvollem Warten im anstoßenden Raum — im Augenblick, als sie todt auf die Polster zurückgelegt ward.

Warum ich nicht früher hineinging, fragst Du? Mein Erscheinen in der Nacht hätte ihr gesagt, was sie wohl ahnte, aber nicht mit Bestimmtheit wußte.

Es war 2 Uhr morgens. —

An denselben.

Bester Freund!

Du begreifst, daß sich in ähnlichen Momenten — gar nichts sagen läßt — nichts schreiben; — so erwarte mich weder in Stein, noch erwarte vorderhand ein Schreiben von mir.

Ich helfe der Tante ihre Situation so viel als möglich zu vereinfachen, ich nehme ihr die verwirrenden Geschäfte aus der Hand, die mit meinen eigenen mich schon mehr als nötig beschäftigen.

Binnen acht Tagen, wenn ich so weit hergestellt und alle Geschäfte erledigt, verlasse ich Wien, um mit Halauska noch des Sommers Neige mit Studien hinzubringen — dann geh ich ganz fort auf lange, sehr lange Zeit.

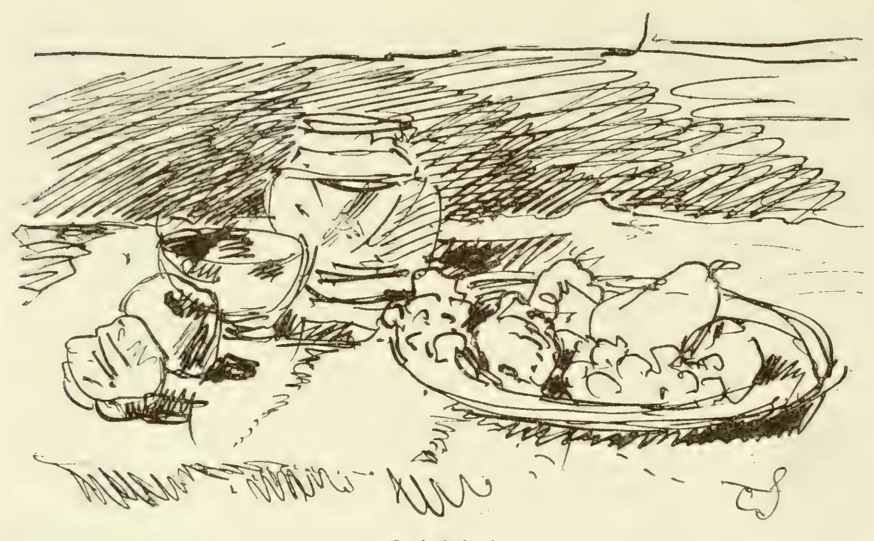
Sorge Dich nicht um mich, — ich bin jetzt von allem Denken abgezogen.

Vielen Dank für die mir geschenkte Teilnahme — willst Du Freundschaftsversicherungen — Bedauern?

Laß jetzt alle Worte, sie sind ein Luxus den sich nur der Glückliche erlauben kann. (Wien 1868).

Dein treuer Freund

Carl Schuch.



Carl Schuch.

An denselben.

Lieber Julius! Olevano, 16. Juli (1868).

Olevano! Nicht wahr, Du strengst vergeblich Dein Gedächtnis an, Du bohrst in Deinen Schulerinnerungen — ich komme ihnen zu Hilfe. Unfern von Rom, im nahen Sabinergebirge, dessen Frauen auch heute noch verdienten, daß man einen Raubzug unternähme, — liegt Olevano; Olevano, das Eldorado der Maler und Skorpione, eine romantische Stadt mit der vollständigsten Physionomie des Mittelalters, der ganzen Romantik und Schweinerei italischer Landstädte.

Von meinem Balkon seh' ich hinüber in's Albanergebirge, über die Campagna bis an's ferne Meer, und bis an die Berge der Volker — ein verschlossenes Paradies; denn drüben in den Schluchten dieser Berge, da steht noch der Brigante im Engpasse, die Flinte in der Hand — und wehe dem Wanderer!

Es ist mir eigen zu Mute wenn ich abends hinabsehe und hinaus in die endlose Weite. — Da unten, da schmettert das Tamburin, im Mondlicht fliegen die tanzenden

Paare aneinander vorbei, aus der Campagna glänzen die roten Fieberfeuer herauf. — Da muß ich zurück denken an all das reiche, bewegte Leben in vergangenen Zeiten und ihr alle, die ich verloren und verlassen, Ihr zieht an mir vorüber, und ich weiß nicht, ob ich Euch noch nahe stehe wie einst, oder ob, wenn wir uns wiedersehen, wir nicht Fremde aneinander erblicken. Es liegt ja eine Welt inzwischen —

Da zieht er mich am Arme, man hat ein Kind heraufgeschickt, mich zu holen; ich bin ja bereits ein gesuchter Tänzer, von Capri her schon Meister im Saltarello. Enricetta schlägt lauter das Tamburin — und im Tanzesdrehen ist verschwunden und versunken die Vergangenheit! —

Aber es zieht mich fort nach der Heimat, den deutschen Bergen, den deutschen Menschen, auch den südlichen Wein möcht' ich gerne missen und vertauschen mit germanischem Bier, dessen Steinbehälter im Gebirge so laut an die Köpfe dröhnen. Gern' möcht' ich morgens und abends mich in mein Plaid wickeln und frieren des nachts — besser ist's als die entnervende Gluthitze, der malerische Schmutz und das habgierige Volk. Das ist die Kehrseite der Medaille.

Ich habe Dir lange nicht geschrieben — ich weiß nicht recht, warum. Manches hatte mich verdroßen — dann war mir's, als schrieb ich einem Jener, die ich nach meiner Marotte für todt halte, weil sie sich in die wärmere Enge gezogen. Du schriebst auch nicht — und indessen hatte mir Neapels Luft und sein feuriger Wein nochmals alte Funken zur Flamme angefacht — mein romantischer Sinn hatte mir in einem Kinde Babylons manches mir Sympathische gezeigt — so ging's bis zur Osterwoche — da riß ich mich los, und halb krank, halb gesund, stieß ich in Rom wieder auf meinen Freund, mit dem ich nun, da er die Architektur mit der Landschaft vertauscht, meine Studien wieder aufnahm.

Ich hatte in Neapel gemeint, verloren zu sein für meinen Beruf — ich ließ ihn lange liegen, während mein Ohr den Tönen der Welt lauschte. Ich war im Begriff mich zu verlieren, wußte ich doch damals keinen Tag, wo mich der nächste finden wird. Ich wollte mich einschiffen nach Marseille, um in Paris zu Grunde zu gehen. —

Seit Mai nun hole ich alles versäumte ein. Ich habe noch nie so rasend gearbeitet. Freilich bekam ich einigen Anstoß durch neue Bekanntschaften, und die Begegnung mit Frl. Berg, der jungen Russin von Berchtesgaden. Wohl war ich schon am rechten Weg zurück gekommen, und all das half nur mich zu bestärken.

So hast Du ein Resumé meiner Odyssee — aber Odysseus war klüger als ich — er stopfte die Ohren mit Wachs als die Sirenen sangen — freilich wollte er sich nicht besiegen lassen. —

Wie lange ich noch hier, weiß ich nicht — doch trifft mich ganz sicher ein Brief von

Dir in diesem Monat noch. Schreibe: (Olevano presso di Roma (casa Baldi) doch nicht recommandirt, denn hier meint man jeder recommandirte Brief sei ein Geldbrief, und die Briganti sind auch hier nicht ausgestorben; erst vor einigen Tagen war im nahen Palestrina eine Hinrichtung — er hatte nicht weniger als 7 Menschen getötet — und gestern fand man den Bruder der Wirtin mit drei Messerstichen — una brava coltellata!

Ich bin sehr begierig von Deinen neuen Verhältnissen zu hören — säume nicht!

Auf Wiedersehen! Dein Freund Schuch.

An denselben.

Venedig, 2. Dezember 1868.

Du hast Recht — doch Recht! Italiens Wunder und die Menschen, die mit Dir sie genießen, das reißt Dich mit, dem kannst Du nicht widerstehen. Leben und Kunst, Du mußt beiden die Arme öffnen. Die Arbeit aber sei vor allem unser Augenmerk!

Julius! Ich habe einen Charakter gefunden, das heißt Mut, Selbstvertrauen Kraft, Energie; — ein Mensch, der mit einer einzigen Hose, einzigem Rock, einzigem Hemd und mit 12 Gulden im Sack von Baiern fort ist, und jetzt hie und da, der Notwendigkeit sich fügend, arbeitet um Geld zu haben, Studien aber immer malt, sobald er nicht wüst lebt, voll Talent und Genialität — durch Italien sich schlägt, um dann in Paris zu studieren — erst 22 Jahre alt! Nun verlassen wir ihn, jetzt lebt er wieder eingezogen und arbeitsam in Rom, dann stößt er zu uns, denn ich gehe auch nach Rom, das weißt Du noch nicht, aber ich kann's nicht auslassen, das verstehst Du. — Jetzt recte nach Neapel, dann Palermo, Neapel — Rom u. s. w.

Ich habe hier in Contakt mit anderen Kunstzweigen sehr viel gelernt, besitze eine, leider unfertig bleibende, Farbenstudie, Bleiskizze — aber viel im Kopf. Geht's so weiter, ist's recht.

In Neapel selbst oder weiter, (wirst Du) hören von mir — die letzten Stunden bin ich nicht frei. Leb herzlich wohl — beantworten will ich Dein Schreiben ein andermal.

Adw. Carl.

Schicke Dein nächstes Schreiben Neapel post restante. Mein erster Gang ist auf die Post.

Palma Vecchio, Tizian, Tintoretto, Bellinis Madonnen, Paolo Veronese — und alle venezianischen Farbenschwindler kenne ich jetzt genau. Jetzt kommt Natur und Antike, dann Roms idealistischen Denkmäler — und wieder Antike. Florenz kommt später. Dann wieder Natur. Genua, Nizza, die Seen, und Sommer in Graubünden. Jetzt ist's in Neapel kalt, statt später, nach wenigen Aufenthaltstagen, ca. 8 Tagen, nach Sicilien.

Du siehst — der Zug geht!

An denselben.

Liebster Freund! Rom.

— Der Italiener ist ein wunderliches Wesen — er bietet dem ruhigen Zuschauer, dem Anti-moralist, unaufhörlich Gelegenheiten zur Ergötzung. Spaßig ist's, wie leicht er lügt; bei den nichtigsten Anlässen wird mit einer heiteren Selbstverständlichkeit gelogen, welche die deutsche Natur zwar beleidigt und abstößt, und doch nicht ohne Reiz ist. Der Italer belügt nicht nur Andere, was ja manchmal als Not- und Verteidigungsmittel gewissermaßen entschuldbar sein kann, wenn es auch nicht gerade edel ist, sondern auch sich selbst. Er macht sich und Andern gern einen blauen Dunst vor, ist naiver Egoist und lebt doch eigentlich nur für Andere, denn er ist der geborene und natürliche Schauspieler des Lebens, und mimt allerlei Leben, ohne je das eigene zu leben. Bei ihm ist alles Oberfläche, Schein, Maske, Posierung, in einzelnen Fällen vielleicht hübsches Bild. Die geschmeidigen Männer sind schön, ja oft wirklich schön wie antike Sculpturen, aber doch nur wohlgeformte Gefäße ohne bedeutenden Inhalt; die Frauen — ja die Frauen, meistens anmutig, zuweilen berauschend schön, und fast immer brennende und geschickte Instrumente der Wollust.

Ich seh' Dich hier erschrockene Augen machen. Sei unbesorgt! Mein Napoli-Fieber ist vorbei. Die Arbeit, rasende Arbeit, aufzehrende Arbeit verbraucht meine ganzen Kräfte — es bleibt nichts, — nein, ich will ehrlich sein, nicht auch wälsch lügen — es bleibt wenig Überschuß für sinnliche Excesse. Aber die Wollust der künstlerischen Arbeit ist ja auch die allergrößte.

Dich hat mein Ausspruch vom venezianischen Farbenschwindel verwundert, und Du hälst ihn für respektlos. Er ist es gewiß, aber er gibt meiner Meinung Ausdruck. Glaub' mir's, ihre Werke sind was für das Auge des Laien, aber der Maler, der scharfsichtige, kommt doch hinter den Schwindel — es ist ein Schwindel. Nur möchte man wünschen, daß aller Schwindel der Welt sich so schön zeige.

Jetzt geht's bald wieder weg von da — wohin weiß ich noch nicht — wenn Du mir schreibst, dann noch an die alte Adresse.

Leb wohl und gut Ich bin Dein Freund Schuch.

An denselben.

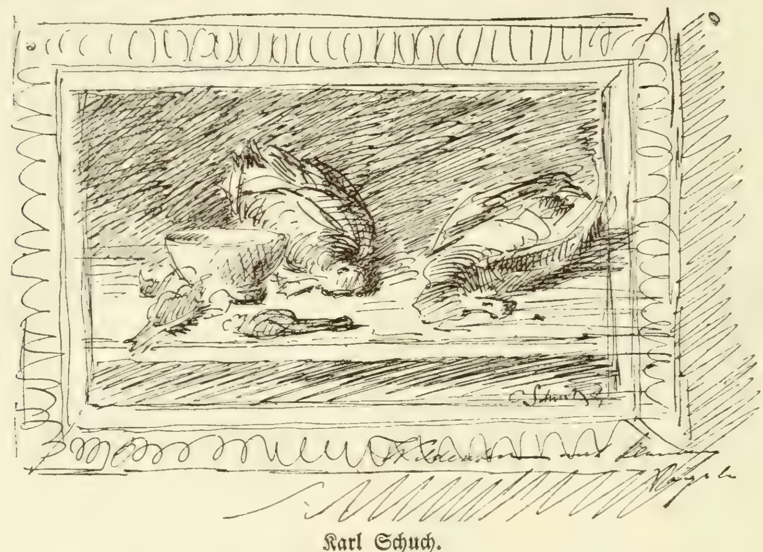
Bester Freund! Brüssel (1869).

Hast Du Dich über mein Schweigen gekränkt? Tu' es nicht. Ich bin Dir gut wie je, doch ein fauler Briefschreiber. Ich weiß nicht was es ist, aber ich bring's nicht über mich, oft, zu schreiben, mal ich jetzt doch nicht einmal, und das mach' ich doch gern. Schauen, fühlen, leben — ist jetzt mein Tun. Warmes, rotes Blut pulst um mich, zittert in mir. Das Fleisch des Rubens lebt! Eine melancholische Wildheit hat mich

überfallen und hält mich Bebenden mit schwellenden Armen und Schenkeln umfaßt. Das Fleisch Rubens lebt!

Ich bin müde und marod. Wie feindlich kann das Weib doch sein! und am Boden des goldenen Bechers, selbst Desjenigen, den Venus kredenzt, liegt eine bittere Neige. Sei nicht böse — man kann nicht anders, als man muß. Wenn ich jetzt, ein bekümmerter aber nicht reuiger „armer Heinrich" bin, preßthaft und malade, so sei Du menschlich und begreife, Du verzeihst dann auch. Mein Arzt versucht an mir Salben und Mixturen und ist wunderlich geheimnisvoll — ich aber will wieder arbeiten. Die Kunst schenkt sich nicht, sie muß gezwungen werden.

Viel Geld ist mir davon gerollt, immerzu, es sei.



Karl Schuch.

An denselben.

Lieber Julius! Paris (1870).

Ich quäle Dich, das heißt Du quälst Dich unnütz mit meinen Qualen. Wir wollen lieber von was anderm plauschen. Die Stunde ist gut und ruhig; da ist's ganz sinnlos sich zu martern und einen Freund zu betrüben, während auf den weichen Wellen der warmen Luft, die der schwere und süße Duft blühender Bäume erfüllt, die schmeichelnden und wehmütigen Klänge ferner Musik zu mir herüber getragen werden.

Das ist nun Paris — auch ein Eldorado der Maler. Mir scheint es mehr das Eldorado der Kokotten zu sein. Doch die Stadt ist schön, einzig, — ausgesuchte Schätze der Kunst und eine bezaubernd anmutige Natur vereint. Der Anblick der Verlotterung der Pariser wird in diesem Rahmen zu einem genußreichen Schauspiel. Sie sind in

einer so angenehmen Weise verdorben, zuweilen sogar verrucht, und spielen ihre lasterhaften Tragikomödien so virtuos, daß man ihnen in einem gewissen Sinn sogar dankbar dafür sein muß. — Sie haben uns damit ein wenig von der unwahrscheinlichen Schönheit der Poesie längst vergangener Zeiten bewahrt, wo das Leben farbiger, glänzender gewesen zu sein scheint. Aber ihnen verdanken wir auch die Syphilis, — und nicht nur die Gründer der modernen Malerei. Lumpen sind die Franzosen, aber liebe Lumpen.

Ich verkehre hier viel gesellschaftlich — und ganz angenehm. Viel gearbeitet wird hier, und manchmal kommt ein Rappel über mich, und ich stürze mich wie kopflos in einen rasenden Wirbel von Pinsel und Farben.

Nach Deutschland zieht mich aber eine starke Sehnsucht zurück. Über die Schweiz kehr ich wahrscheinlich zurück. Du darfst Briefe von mir nicht verlangen — ich schreibe, wenn ich kann, schon selbst. Du siehst es ja.

Dein Freund Schuch.

An denselben.

Heimkehr! wann ich einmal heimkehre, fragst Du! — hab' ich denn eine andere Heimat als die Kunst? — Du meinst, ich müßte Wien lieben, wenn ich Paris liebe, Gewiß, ich liebe diese Stadt. Vergnügen macht es mir, wenn es mich nicht traurig macht, zu sehen, wie noch immer die Wälder und Rebenhügel in die Stadt hineinwachsen und wie sich über das rythmisch gebaute Terrain abwechselnd ein eisern grauer oder blumenblauer Himmel breitet, und nach und nach zur sammtigen Dunkelheit dämmert. Ich habe auch die eigenartige Luft gemerkt, von der ganz Wien umhüllt ist, diese erschlaffende Luft — und die kuriose Entdeckung gemacht, daß die einzelnen Bezirke ihr eigenes Klima haben mit eigenen Launen des Wetters. Mir ist auch das Merkwürdige aufgefallen, das man den Styl der Stadt nennen kann — einen Styl barocker Willkürlichkeit mit einer doch imponierenden Totalwirkung. Ich habe ihre bekannten und ihre verborgenen Reize genossen, weil sie verführerisch ist wie ein Weib, und mich eine Weile von ihrer persönlichen Stimmung weich wiegen lassen — und erinnere mich manchesmal gern daran. Aber — ich bin lieber in der Welt draußen — ich liebe ihre Bewohner gar nicht. Ich will in Wien nicht leben, weil ich dort nicht arbeiten kann. Im Vorbeifahren werde ich vielleicht hinkommen — dauernd dort bleiben, glaub' ich, das kann mir nur einfallen, wenn ich mich vernichtet und krank zum Sterben fühle — dann sucht ja jeder Bär seine Höhle, jeder Vogel sein Nest, jeder Hund seine Hütte — um zusammengerollt still und scheu zu verenden.

So weit ist's derweil noch nicht mit mir, noch fließt mein Blut brausend durch meine Adern und ergießt sich glühend rot in meine Arbeiten. Man wird es merken

müssen, wenn ich sie jemals zeigen werde. Du kennst ja meine Ansicht darüber, wenn Du sie auch nicht billigst.

Du schreibst mir wenig von Dir, zuviel von allerhand anderem — daß muß irgend einen mir unbekannten Grund haben — vertrau ihn mir an — ich muß sonst fürchten, daß Du nicht zufrieden bist mit der Veränderung und Entwicklung Deines Lebens. Zögere nicht. Adieu.

Dein Freund Ch. Sch.

An Karl Hagemeister.

Arco, 9. April 1882.

Lieber Freund!

Von einem Spritzer nach Marseille u. Nizza zurück gekehrt fand ich Dein Schreiben. Die Nachricht von Leibls großem Erfolg enthielt auch Trübners Brief. Die Deinem Schreiben beigelegte Kritik hat mir durch ein Wort das ganze Werk ersichtlich gemacht — durch die Andeutung der halben Lebensgröße. Was Du unterstrichen kann ich somit da ja doch die halbe Lebensgröße überhaupt die volle Wucht der Erscheinung als materielle Illusion von vornherein ausschließt, nur so verstehen, daß der verblüffende Realismus in der Ächtheit der Typen in ihrer absoluten Wahrheit liegt. Nehme Defregger u. Leibl, von denen keiner Plausibilität anstrebt, so ist doch die frappirendere Wahrheit der Typen, der realistische Gehalt ungleich größer bei Leibl. Leibl kann ein belehrendes Beispiel sein von dem was eigentlich Realismus ist. Er ist unstreitig der ächteste Künstler unter all den Realisten oder die es zu sein glauben. Er hat ganz Recht, wenn er sich ganz zurückzieht von diesen sonderbaren Jüngern, die das Prinzip durch ihren Unverstand u. ihre Kunstlosigkeit blos schädigen — Leute die alle keine Künstler sind, sondern es bloß gelernt haben, mit viel Abgucken sich so zu stellen als wären sie es, u. Kunstwerke nachahmen, wie der gut geschliffene Stein den ächten Diamanten nachahmt für die Nichteingeweihten.

Etwas Ächtes hab ich wieder in Marseille gesehen u. in Nizza. An letzterem Ort einen Waldbach von Courbet — in Marseille seinen lebensgroßen fliehenden Hirsch u. einen ganz grünen Daubigny: Bäume auf einer saftigen Weide in mattem Sonnenschein bei mäßig blauer Luft. Pferde u. eine weiße Kuh weiden im Schatten der Bäume. Groß 5 Fuß breit u. 2½ bis 3 Fß hoch — blos blau und grün, fabelhafte Durchführung der Pflanzen auf der Weide u. Terrainbewegung. Solche Leute dürfen Alles; nicht nur sie könnens — nein sie haben es auch zuerst gemacht u. aus sich heraus. Wenn Courbet oft die Spachtel braucht — wenn Daubligny einen Riesenspinat malt, ein Bild aus einer Farbe so ist das sehr gut und schön u. wenn damit, daß einer Spinat malt, oder mit der Spachtel auch der Geist und das Talent dieser Meister überginge, so wäre das auch ganz schön. Ich meine aber, wer so viel Geist und Talent hätte, würde gewiß

auch seinerseits eine aus seiner Individualität kommende originale und geistvolle Darstellungsart finden.

Der Courbet ist ein lebensgroßer Hirsch im Sprung — in einer wunderbaren Abendlandschaft — felsige Hügel mit Buschwerk — hinten verfolgende Meute. Kopf aufwärts gerichtet springt er auf den Beschauer los. Dann eine kleine Landschaft bei Orvans — Sonne von hinten etwas seitwärts, kein outrirtes Licht — immer in den Tongrenzen. Bilder von Ribot, die mir sehr manirt erscheinen — Koketterie in Schwarz.

Das Ächte berührt eigentümlich wohltätig; man kann sich mit dem ganzen Ich vertrauensvoll dem Eindruck hingeben. Es hebt einen über sich hinaus statt herunter; man ist ganz glücklich Zug für Zug den Geist des Künstlers herauszulesen. Man stößt auf lauter Edles, Gediegenes, lauter Geistvolles. Da ist Alles ohne Zudringlichkeit, Manier, Marktschreierei u. jene Züge, die den Beschauer mit Gewalt anschreien, um ihn aufmerksam zu machen auf Eigenschaften, die der Maler für besonders wichtig hält oder ein Flunkern mit Virtuosität zweifelhafter Art. Da verrät Alles das harmonische Gleichgewicht in den Fähigkeiten eines feinen Menschen und ernsthaften ächten Künstlers. Und weil er dies ist, so ist sein Werk voll Einfachheit, Wahrheit voll Harmonie und Geist. Er kann nur Rechtes wollen und auch ausführen, was er will.

Soll ich von den alten Bildern erzählen, so kann ich nur die van Dyks in Turin und Genua nennen. Keiner kennt seine ganze Größe der seine Bilder da nicht gesehen. Auch Rubens hat ein Portrait da (Palazzo Durazzo in Genua). Dieses und der Valesquez in Rom (Gallerie Doria) sind das beste was ich je in Italien gesehen — u. nicht von Italienern. Van Dyk hat da eine wundersame Vereinigung herausgebracht eines durch grau gemäßigteren Goldtons — es grenzt ans Unglaubliche. Ganz gemein wirkt dagegen die venezianische Schule — das ist blos was für Kenner. Ich habe sie schon vor 2 Jahren staunend betrachtet und war aufs neue verblüfft.

Indem ich Dich herzlich grüße, verbleibe ich

Dein

C. Schuch.

An denselben.

Paris, December 1882.

Lieber Freund!

Ich bin jetzt mit Briefen überhäuft; seit ich in Paris bin interessirt sich wieder Alles für mich.

Indessen hab ich wieder Allerlei gesehen u. doch vom Allermodernsten nichts Besonderes. Es sind immer die Daubignys, Corot u. Diaz, Courbets, Shevens u. sonstige gangbare Leute, die Du am Markt findest. Eine Ausstellung junger Künstler war fast so schlecht wie eine solche im Verein preußischer Kunstfreunde. Von Zielen ist

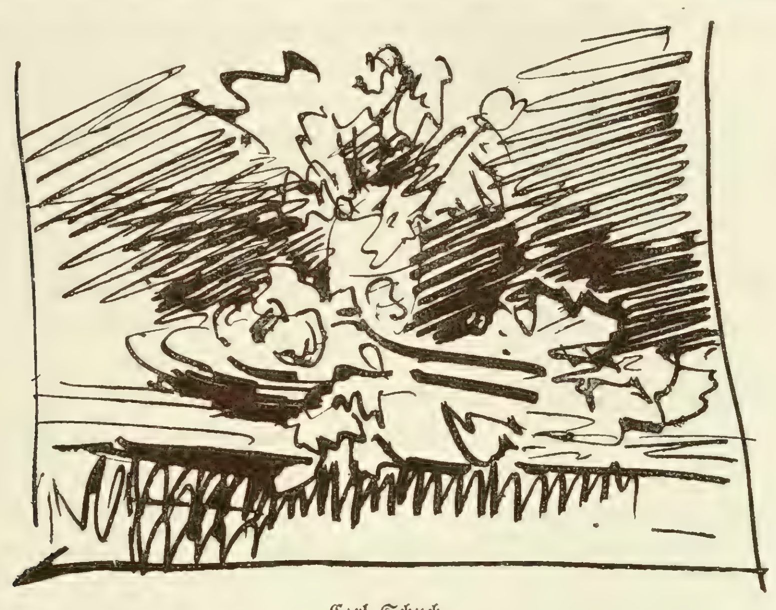
da gar nicht zu reden; sie wissen alle nicht, was sie wollen und vertreten nichts als den Wunsch ein mehr oder weniger geschickt gebürstetes Bild an den Mann zu bringen oder aufzufallen zu diesem Zweck.

Ich stelle mich stets fleißig im Hotel Druot ein. Das ist für mich permanente wechselnde Ausstellung. Bleibt man einmal weg, hat man wieder etwas Wichtiges versäumt.

Daubigny tritt mir immer imponirender entgegen; ich habe viele Skizzen von ihm gesehen — die meisten wohl nach der Natur. Sie beweisen allesammt, daß er vor jeder Arbeit als ein andrer sitzt. Nie ein Recept gebrauchen, sich jeweils dem Stoff, nie den Stoff sich unterwerfen, heißt eben objectif. Die Natur ist dankbar dafür, daß er sie in ihrem Sinne begreift u. lehrt ihn jedes Mal was Neues. Und grade das ist's, was man von ihm lernen kann, nicht das Aussehen eines Bildes, sondern wie er sich zur Natur stellt, ganz empfangend und ihr nichts Fremdes aufdrängend. Ein wirksamer Contrast ist neben so einem ächten Daubigny die geleckt zierlich kokette Schönfärberei eines Roghet. Dieser Virtuose feiner Tönchen bringt mich schon zum Ausweichen wenn ich von ferne einen sehe. So auch Ribot dessen Schwarzfärberei immer manierirter wird und doch für Realismus sich ausgiebt. Mit schwarzer Farbe allein, so billig geht das eben doch nicht. Dazu gehört in erster Linie ein echtes Verhältniß zur Natur u. die Entsagung aller falschen Eitelkeiten.

So ein Echter wie Daubigny war auch Millet, den ich heuer erst verstehen u. schätzen lernte, obgleich ich von ihm kaum mehr gesehen habe als Kohlenzeichnungen. Der gehört am wenigsten zu denen vor deren Bildern man stehen bleibt und sagt: „Donnerwetter". Man bleibt eher erst verdrießlich; aber dann zieht es Dich hinein, diese Macht wahrer Auffassung. Vor diesem Ernst der Wahrheit die alles andre ist nur nicht trivial. Er schildert die Feldarbeit — seine Figuren sind nicht ausgeführt — durchaus kein Leibl, auch kein Breton, der gegen ihn sich sehr süß ausnimmt und unecht. Es ist eine merkwürdige typische Wahrheit in Bewegung und Haltung, ohne jede Betonung eines bestimmten Kostüms und Menschenschlags. Es ist ein allgemeiner Typus der sich nirgends an das Zufällige bindet. Er sieht nicht wie Defregger den Tyroler, oder Knaus den Schwarzwälder, oder Leibl eine Dachauerin. Er sieht den Feldarbeiter u. was an ihm typisch ist, sei es, daß ein Mann im Holz eine Last schleppt, oder der Arbeiter seinen Kittel anlegt, sei es daß ein Hirte in der Dämmerung unter seinen Schafen steht oder zwei ein Schaf scheeren — aber wie das schildern — ein großer Mensch hat eben die einfachste Wahrheit gesehen u. uns gezeigt wie das aussieht und hat keine Dummheiten im Kopf. Wie Kotzebuehaft, wie Lustspieldumm sieht dagegen ein Knaus, ein Defregger aus. Nur durch solche Vergleiche kann man einigermaßen klar machen,

was Wahrheit, geistige Wahrheit ist. Und der Mann war — u. grade vielleicht deshalb kein „Gebildeter" ein simpler Mann — er hat das eben blos in sich selbst gefunden d. h. er hatte das echte, unbefangene Verhältnis zur Natur und war vor Allem aber ein „Mensch". Keiner zeigt es deutlicher wie echt und wahr man sein kann ohne trivial und gemein zu sein. Er beweist es durch seine Arbeit, daß die Natur wahr gesehen, größer ist als sie alle Absichtlichkeit machen kann. Keiner beweist mehr wie man ohne



Carl Schuch.

„Gefälliges", ohne die Witze der Technik den Augenkitzel des Colorits u. der Linie ein echtes Kunstwerk schaffen kann. Es liegt Alles in der Auffassung — ich habe ja mal wieder begriffen was echte Kunst ist und mich nicht mehr gewundert, daß Millet heute der best bezahlte Meister ist. Das ist eine realistische Auffassung, wie sie in der Malerei noch nicht da war. Wodurch einer glaubt zu gefallen, das ist immer ungeheuer bezeichnend; schon daß Einer gefallsüchtig ist — das fehlt bei Millet gänzlich. Er ist ganz vom Ernst der Natur erfüllt. Für den, der zu sehen versteht, guckt immer verräterisch der dahinter stehende Mensch heraus. Seine Absichten sein Wollen richten ihn.

Bei Millet sieht ein großer Mensch heraus u. seine Leistung wird zum Größten gehören was die realistische Anschauung im 19. Jahrhundert gezeigt hat.

Frohe Weihnachten u. beste Grüße

Dein

C. Schuch.

Max Liebermann

Geboren 20. Juli 1847 in Berlin.

An W. v. Seidlitz.

Berlin d. 1./4. 94.

Sehr geehrter Herr v. Seidlitz, ich danke Ihnen sehr für Ihr Buch, das ich gestern erhalten habe.

Ich maße mir natürlich kein Urteil über dasselbe an, aber à priori bin ich für alles eingenommen, was sich mit Rembrandt beschäftigt. „Il peignait bien, parce qu'il a bien senti“ sagt Fromentin irgendwo von Rembrandt und weil, Gott sei Dank, die Empfindung wieder anfängt die Hauptsache zu werden in der Kunst, ist uns Rembrandt näher als irgend einer der großen Meister.

Und ein zweites Moment läßt uns ihn so eminent modern erscheinen. Das ist seine Pietät vor der Natur. Zwar wollen uns die Neu-Idealisten einreden, daß die wahre Kunst über die einfache Wiedergabe der Natur hinausgehen soll. Ich glaube dagegen, daß nachdem Neu-Idealisten, Symbolisten etc. abgewirtschaftet haben, die Kunst erkannt werde in der nature vue à travers d'un tempérament. Beweis die Quattrocentisten und vor allem — Rembrandt. Sie empfanden die Natur poetisch, aber sie wußten, daß die Natur die größte Künstlerin. Und vor allem waren die Italiener wie Rembrandt naiv, während heut zu Tage, wie mir scheint, nachdem wir mühsam den Weg zur Natur zurückgefunden, wir uns schon wieder auf Irrwegen in's Labyrinth der sogenannten Poesie Hals über Kopf hineinwerfen. Videant consules! — doch ich wollte Ihnen kein oratio pro domo sondern nur meinen Dank für Ihr Geschenk schreiben. Deshalb schließe ich mit besten Empfehlungen auch für Ihre Frau Gemahlin.

Ihr Ergebener
Max Liebermann.

Berlin 28./10. 94.

Sehr geehrter Herr v. Seidlitz. Obgleich ich hoffe, Sie am 6. Nov. zu sehen, will ich doch den Dank für Ihren Brief nicht so lange aufschieben. Daß Sie mir mit demselben eine sehr große Freude bereitet, werden Sie ohne lange Versicherung glauben; was mich aber am meisten gefreut, ist, daß Sie aus meinen Arbeiten genau erkannt haben, wohin ich strebe.

Allerdings zum — Stil —

„Nachahmung der Natur, der schönen,
Ich ging wohl auch auf dieser Spur,
mich zu gewöhnen.“

allein erst die Auffassung der Natur macht den Künstler und die Wiedergabe der künstlerisch aufgefaßten Natur den Stil. Nun ist's allerdings viel bequemer, den Stil früheren Epochen zu entnehmen, den Präraphaeliten, wie die Burne-Jones, oder den Niederländern, wie Lenbach, als im Schweiße seines Angesichts der Natur. Aber, wie schwer es auch sein mag, die Natur entschädigt den ihr Nachforschenden reichlich durch das Geschenk, welches sie allein geben kann: die Originalität. Und nur wer mit eignen Augen die Natur anschaut und nebenbei noch die Fähigkeit besitzt, das originell Geschaute wiederzugeben, ist Künstler. —

Ich weiß nicht mehr, wer mal gesagt hat, wenn er sich über etwas klar werden wolle, so schreibe er ein Buch; ich in meiner Unklarheit schreibe einen Brief.

Zu meiner Entschuldigung führe ich noch an, daß es gerade Sonntag Abend ist. Bei Lebzeiten meiner Eltern verbrachte ich diese Stunden bei ihnen. Und bei den traurigen Gedanken flüchte ich mich zur Kunst.

In der Hoffnung auf baldiges Wiedersehn und daß der Anblick meines neuen Bildes Treus Bericht nicht allzu sehr Lügen straft, mit besten Grüßen

Ihr ergebener

Max Liebermann.

An Wilhelm Bode.

15./7. 1905.

Verehrter Herr Geheimrat, hoffentlich fächelt Ihnen obiges Bild einige Kühle zu*): Hier ist die Luft wirklich famos. Nur schade, daß ich mir die Sommerfrische mit diesem niederträchtigen Zeitungsgewäsch verderben lassen muß. Der edle Thode hat Hans Thoma vorgeschickt und der hat gestern in der Frankfurter Zeitung in seinem gutmütigen Jargon Thode'n herauszuhauen versucht. Zumal das Argument: „Kunstprofessor ist Kunstprofessor", einer versteht so viel und so wenig wie der andere" wird den Philister riesig erfreun. Ich habe gestern der Frankfurter eine Entgegnung gesandt, die hoffentlich gedruckt wird und worin ich ihm einfach sage, daß er den Spieß umdreht, daß Thode unverschämter Weise uns angegriffen hat, vor allem, daß er die Unglaublichkeiten, die ihm Wickhoff vorgeworfen hat, nicht habe widerlegen können.

Ich wußte wohl, als ich auf Thodes Frechheit reagierte, daß er mir die ganze Bande auf den Hals ziehen würde: aber m. E. war ich gezwungen, so und zwar so scharf vorzugehn. Eine reinliche Scheidung scheint mir besser, als ewig lawiren müssen. —

---

*) Geschrieben auf einen Briefbogen mit einer Schweizer Ansicht.

In dieser ganzen Affaire platzen nicht nur 2 verschiedene Kunst- sondern Welt-Anschauungen auf einander.

Sowie meine Duplik erschienen, sende ich sie Ihnen. — Mit herzlichen Grüßen

Ihr sehr ergebener

Max Liebermann.

An denselben.

Pontresina, 23./7. 1905.

Verehrtester Herr Geheimrat!

. . Inzwischen hat sich Thode vorgestern zu einer Erklärung herabgelassen; ich sende sie einl. und ich glaube nicht, daß man von ihr sagen kann: was lange währt wird gut. Ich finde sie geschmacklos, schwach und vor allem ängstlich. Gleich gestern entgegnete ich in einem Artikel, den ich der Frankfurter Z. schickte, daß Th. nicht mich, sondern sich berichtigte, da er erkläre, die diffemirenden (?) Äußerungen nicht getan zu haben; daß er nun auch die Äußerungen „der Impressionismus sei unkünstlerisch, antideutsch, er entfess'le die bösen Instinkte" auf Rechnung der bösen Berichterstatter setzen würde. Und ich fahre dann fort: auf Wickhoffs Nachweise will Thode nicht antworten „er habe seine Argumente in Aufsätzen vorgelegt." Aber auf diese Aufsätze bezogen sich ja gerade Wickhoffs Äußerungen, also trüge sein Schweigen die Anerkennung der ihm vorgeworfenen groben Irrtümer in sich. Stehe es so mit seiner Autorität auf dem Gebiete alter Kunst, mit welchem Recht spricht er von neuer? Erfreulich ist Thodes Versicherung, er werde sich der Phrase enthalten. Grade dies trennt uns: ich empfange für die Beurteilung von Kunstwerken mein Gesetz vom Kunstwerk selbst, Thode schätzt das Kunstwerk ein, in wieweit es seiner vorgefaßten Meinung entspricht. Für mich giebt es gute und schlechte Kunst; ihm ersetzt das, was er für Gemüt hält, das mangelnde Können. —



Max Liebermann.

Hoffentlich nimmts die Frankfurter auf und ich denke damit mein letztes Wort in dieser Sache gesagt zu haben. Es ist kein Vergnügen für mich gewesen, aber bereits scheint das Publikum doch einzusehen, daß Schlagworte à la Thode der Kunst nichts helfen. Quod erat demonstrandum!

Daß, wo Holz gefällt wird, Spähne fallen, ist natürlich und die Maßlosigkeit Thodes hat meine erst hervorgerufen. — — —

Mit nochmaligem Danke und herzlichen Grüßen auch an Ihre Damen

Ihr sehr ergebener

Max Liebermann.

An denselben.

Amsterdam 23. August 1905.

Verehrter Herr Geheimrat, Ihr Brief, der mir hierher nachgesandt wurde, hat mir eine aufrichtige Freude verursacht: Sie billigen meine Ansichten über Kunst und ich weiß Sie eins mit mir im Haß gegen die ästhetischen Dunkelmänner. Ob die nun Thode heißen oder Schultze oder Müller ist ganz gleich. Ich habe den Handel nicht Thode zuliebe angefangen, sondern weil ich in Thode das Sprachrohr derjenigen treffen wollte, die unter Kunst etwas anderes — als Kunst verstehen. Ich wollte die Gefühlsduselei treffen. Es wundert mich nun nicht im geringsten, daß die Journalisten — gerade eben bekomme ich einen Entschuldigungsbrief R.'s — nicht Farbe bekennen: die d ü r f e n nicht, denn der künstlerische Standpunkt ist unpopulär und wirds stets bleiben; und das Gemeine ist das allgemein Anerkannte, bis das erlösende Wort aus autoritativem Munde gesprochen ist. Und das müßten Sie sprechen, das erlösende Wort, und Sie sollen sehn, wie die Herzen Ihnen zujubeln werden. Nur sachlich: der Kampf der aufrichtigen Kunst, die auf Studium der Natur basirt, gegen den frömmelnden Mysticismus. Thode warnt in seinem Kolleg ganz offen vor Velasquez und Rembrandt: ist das nicht eine Gefahr? Neuerstandenes Nazarenerthum, nur ist Cornelius doch ein ganz anderer Kerl. Böcklin nannte Rembrandt ein Schwein, wie mir Bayersdorfer öfters erzählt hat. Die Anbetung vor Grünewald und die Abneigung gegen Rembrandt besagt eigentlich Alles: dieser stolzeste, freieste, größte Maler aller Zeiten muß diesen Mystikern ein Dorn im Auge sein, weil er, was er zu sagen hat, einfach ausdrückt, weil er sein Gefühl — das Kriterium des wahren Künstlers — mit den Ausdrucksmitteln s e i n e r Kunst wiedergiebt. Und er ist der größte Maler aller Zeiten, weil er die Ausdrucksmittel bis zu einer Höhe und Weite treibt, wie keiner vor ihm und keiner nach ihm: er sieht nicht das sogenannte Malerische, sondern er faßt das Leben und die Natur einfach malerisch auf. Wovor schon Lessing warnte, vor der gemalten Poesie: das ist es, was uns die neuen Ästhetiker . . . à la Thode als die

alleinseligmachende Kunst anpreisen wollen. Ein Unfehlbarkeitsdogma aber giebts in der Kunst noch weit weniger als in der Religion! Entschuldigen Sie, daß ich mich in Wut hineingeschrieben habe; im Grunde habe ich den Thodehandel schon vergessen. Ich arbeite seit den 4 Wochen, die ich in Holland bin, mit größtem Eifer und nach dem Vergnügen, das mir die Malerei macht, auch mit Erfolg. Jetzt male ich im Judenviertel, wo ich vor länger als 30 Jahren meine ersten Studien gemacht habe. Parcequ'on



Max Liebermann.

revient toujours à ses premiers amours. Anfangs September gehe ich nach Hamburg, wo ich einen Porträt-Massen-Mord malen werde: ein Gruppen — bald hätte ich Doelenstück geschrieben — bild von 9 Hamburger Professoren. Auch Bremen verlangte nach mir und Lichnowsky beordert mich auf seine Schlösser. Hoffentlich kann ich das Alles noch vor meinem Tode abmalen! — Mitte September hoffe ich endlich wieder in Berlin einzutreffen und in der frohen Aussicht, Sie dann wohl und munter anzutreffen, verbleibe ich mit besten Grüßen

Ihr sehr ergebener

Max Liebermann.

An denselben.

Amsterdam, 27./8. 1905.

Verehrter Herr Geheimrat, ich empfing grade Ihren Brief, für den ich bestens danke, als Veth bei mir war. Wir haben uns riesig gefreut über den jugendlichen Haß, der aus ihm spricht und Veth behauptete — que ne vous déplaise! — daß wir im

Temperament eine gewisse Ähnlichkeit hätten. Was aber die Sache selbst betrifft, so war es auch Veth's*) Meinung, daß Sie allein „das erlösende Wort" sagen könnten, aber auch sagen müßten.

Wenn ich damals Sie bat, den Aufsatz, den Sie für K. und Künstler geschrieben hatten, nicht zu veröffentlichen, so geschah es nur aus Furcht, daß er falsch aufgefaßt werden würde, als wären Sie unser Feind. Auch ich finde vieles nicht schön, was in uns're Ausstellung hängt, aber ich drücke ein, manchmal sogar alle beiden Augen zu (Thun Sie nicht dasselbe? und ist nicht jeder Mensch, der an leitender Stelle steht, gezwungen mit den Menschen zu rechnen, wie sie sind?) Auch bin ich nicht so dumm, Sie um eine Verherrlichung uns'rer Ausstellung zu bitten: das würden Sie doch nicht tun, weil es gegen Ihre Überzeugung wäre und, Gott sei's gedankt, daß ich Sie darum nicht zu bitten brauche, sonst würde ich morgen die Präsidentschaft der Secession niederlegen. Es handelt sich m. E. um etwas anderes: die Linie zu zeichnen, die die moderne Kunst verfolgt und da müssen Sie mir Recht geben, daß allein uns're Linie, d. h. die, welche vom Studium der Natur ausgeht, ich will nicht sagen, die richtige, aber die ist, welche Erfolg verspricht. Die Mystiker, die Tendenzler sind unsre gemeinschaftlichen Feinde. Es giebt nur eine tendenzlose Kunst: wer etwas mit der Kunst bezweckt, ist sicher auf dem Holzwege. Was heißt nationale Kunst? Weil Dürer (obwohl von einem Ungarn als Vater!) in Nürnberg auf die Welt kam, deshalb ist Dürer der deutsche Künstler κατ' ἐξοχήν? Umgekehrt. Weil Dürer ein Genie war und zufällig in Nürnberg auf die Welt kam, da nennen wir deutsch, wie er gearbeitet hat. Post hoc, ergo propter hoc. Könnte Millet nicht viel eher ein Deutscher und Menzel nicht eher ein Franzose nach ihrer Arbeit sein? Der l. Gott setzt das Genie hin, wo's grade trifft: allein das Genie weist der Kunst die Wege — auch nicht der mächtigste Fürst.— Natura artis magistra: wie am hiesigen Zool. Garten angeschrieben steht Hoc signe vinces, könnte man jedem Künstler zurufen. Das ist's, was meiner Meinung nach offen gesagt werden sollte — und Sie allein sind Autorität genug, ums zu sagen —: alle Kunst, die je da war und je sein wird, kann nur vom Studium der Natur ausgehen, wie die Egypter — in Leiden ist ein göttliches egyptisches Museum, haben Sie das gesehn? (3600 v. Ch. etwa) die Griechen, die Italiener und Deutschen beweisen. Wer vom Katheder herunter etwas anderes predigt — castrandum est! Kunst ist Klarheit, nicht aber mystisches Mönchslatein, worunter Jeder etwas andres versteht.

Auch Rembrandt war ein „tiefer Geist", aber, da er Künstler von Gottes Gnaden, nicht aber von Herrn Thodes Gnaden, wußte er die Tiefe seiner Gedanken klar und

*) holländischer Maler und Kunstschriftsteller.

e i n f a ch auszudrücken. Was geht mich an, was Jemand sich gedacht hat? Ich kann nur beurteilen, was er gemacht hat.

Und zumal die Malerei, die 2 dimensionale Kunst, da kann nicht geflunkert, unter und ausgelegt werden. Die soll den Gedanken des Künstlers klar zum Ausdruck bringen; wenn das nicht der Fall, so hat der Künstler entweder nicht klar gedacht, oder was noch schlimmer, er konnte seine Gedanken nicht klar zum Ausdruck bringen, d. h. es war ein Stümper.

Entschuldigen Sie bitte den langen Brief aber heut ist Sonntag, nach dem Mittagessen — 9 Uhr Abends und indem ich Ihnen schreibe, vergesse ich, daß ich mich hier, wenn ich nicht arbeite, so greulich ennüiere. Wie die Kinder, wenn sie allein sind und Angst haben, zu singen anfangen. Auch habe ich 8 Stunden heut gearbeitet und unter den schwierigsten äußeren Verhältnissen. Böcklin und Thoma machen sich's leicht: die „erfinden". Aber in der Kunst beruht die Erfindung nur darin, daß man die Natur für die Kunst „appretiert". Jeder Mensch kann Bilder sich ausdenken, Lessing, Göthe haben Sujets vorgeschlagen zum Malen. Erst die Art und Weise, wie der Künstler das Sujet auffaßt, beweist sein Talent. Wie viel „Faust" sind gedichtet, wie viel Madonnen gemalt!

Wie hat Rembrandt die Bibel illustrirt und wie unser braver Landsmann so u. so! Auch die beste Absicht thut's nicht: Cornelius war von den höchsten Ideen beseelt. Konnte er aber seine Ideen beseelen? Lebendig machen heißt Kunst machen.

Was bleibt sub specie aeternitatis?

Fast fürchte ich nicht mal

Ihr sehr ergebener

Max Liebermann.

(übrigens hoffe ich doch!)

P. S. Ich habe 3 Skizzenbücher vollgezeichnet zur Auswahl für die „Kundschaft". Sie brauchen sich also nicht an den „Windhund" Cassirer — ich weiß nicht, ob Sie den Kunsthändler oder den Verleger meinen — zu wenden, sondern Sie können sie direkt von mir „beziehn" (im Dutzend billiger!)

Mit besten Grüßen D. O.

An Alfred Lichtwark.

Verehrter Freund! Wannsee 5./6. 11.

Ihr Brief vom 31./5. hat mich ganz besonders erfreut und ich wollte ihn sofort abends, nachdem ich ihn in der Frühe erhalten, beantworten. Aber die Abende sind im Garten so schön, daß ich mich nicht entschließen konnte, mich an den Schreibtisch zu setzen und so gehts die 8 Tage hindurch, sodaß ich die Stille des 2ten Feiertags

benutze, — selbst die brave Luise „le coeur simple schläft noch — um Morgens zu tun, was mir Abends nur durch Sie (da Sie mir die Liebe zum Garten durch Ihre tätige Mitarbeiterschaft an ihm so vergrößert haben,) unmöglich wird.

Also was den Christus oder richtiger Jesus im Tempel betrifft, so habe ich ihn in München von Ende Dezember 1878—April 1879 gemalt. Ich kam von Venedig, wo ich 2 Monate war, nach München, um ein paar Tage dort zu bleiben, und aus den paar Tagen wurden — 6 Jahre. Die Idee zum Bilde reicht bis 1876 zurück, wie zahlreiche Zeichnungen in meinen Skizzenbüchern beweisen und die ich Ihnen mal zeigen werde, wenn Sie mal nach Berlin kommen. Dann malte ich 1877 die Studie in der Synagoge zu Amsterdam, — jetzt im Besitze von Schulte und während meines Aufenthaltes in Venedig die dortige Synagoge aus dem XVI. Jahrh. — auf dem Bilde an der Treppe erkenntlich; Das Bild fing ich, wie gesagt, in München an und zwar als erstes, was ich dort malte. Die Modelle nahm ich aus den christlichen Münchener Spitälern. Da Juden sehr wenig posieren, und auch aus einem andern Grunde, der mir bei der Wahl der Modelle Zeitlebens von Jugend an maßgebend geblieben ist. Die Juden schienen mir zu karakteristisch; sie verleiten zur Karikatur — in welchen Fehler mir Menzel verfallen zu sein scheint. Vor vielen Jahren, als ich Mommsen für Sie malen sollte, sagte ich Ihnen glaub' ich dasselbe. Mommsen war zu sehr der deutsche Professor aus den fliegenden Blättern, der überall den Regenschirm stehen läßt. Der Jesus ist nach einem italienischen Modell gemalt. — Ich bin der Überzeugung geworden; daß Rembrandt's Modelle meistens Christen waren: Das Accentuieren des Seelischen hat zur Annahme geführt, das er meistens Juden gemalt hätte, z. B. auf der sogenannten Judenbraut sind Hendrickje und sein Sohn Titus dargestellt. Rembrandt malte den Geist der Juden; während Menzel ihr Äußerliches wiedergab; grade so wie Leibl, und Defregger mit den Tirolern es machten. Der erstere ihn malerisch d. h. innerlich, der andere Defregger ihn literarisch d. h. in diesem Sinne äußerlich auffaßten.

Ich habe Ihnen wohl erzählt, wie ich durch das Bild, das um 10 Uhr in der Ausstellung der Jury unterlag, am Abend, berühmt wurde, sodaß ich mich in der Allotria zu Gedon, Lenbach, Wagmüller d. i. zu den Göttern setzen durfte, wie Zügel meinte, daß seit 50 Jahren kein solch Meisterwerk in München gemalt sei, daß der Prinzregent das Bild aus der Ausstellung entfernen wollte, daß sich eine 2 tägige Debatte im Bayrischen Abgeordneten-Haus daranschloß (und nur dem damaligen Centrumsführer habe ich's zu danken, daß ich damals nicht gekreuzigt wurde); wie ich durch das Bild Leibl kennen lernte, und da mir Lenbach riet, der Wut des Pöbels mich durch die Flucht zu entziehn, wie ich wieder Dachau, wohin ich ging, für die Malerei entdeckte. Habent fata sua tabulae. Stöcker behauptete, daß das Bild ihn zu seiner Judenhetze

veranlaßt hätte, was meine Glaubensgenossen mich schwer büßen ließen, indem es wohl 15 Jahre dauerte, bis sie wieder meine Bilder kauften. Die ekelhaftigsten Zeitungsfehden schlossen sich daran und während ich, von all dem Radau, den man jetzt angesichts des Bildes kaum mehr begreift, angeekelt, mir vornahm nie mehr ein biblisches Sujet zu malen, war der Jesus der Anlaß der neureligiösen Malerei geworden.

Ich werde übrigens in nächster Zeit Herbst*), der ein paar Wochen nach mir nach München kam, und mit dem ich Tag und Nacht zusammen war, schreiben, da mich auch Hancke um näheres über die damalige Zeit bat, damit er mir aus seinen vortrefflichen Gedächtnisse — das wohl auch objektiver sein wird — mitteilen möge, wie's damals gewesen ist. Jedenfalls in der Kneipe war ich der Herrgottsschinder und wohl auch für einen Teil der Künstlerschaft — zugleich war ein Bild, Jesus im Tempel von Zimmermann ausgestellt, das damals unendlich vielmehr Succeß hatte, während es heut total vergessen ist. — N.B. Zimmermann der mich auf der Straße gesehen hatte, ohne mich zu kennen, bat mich, ihm für sein Bild zu sitzen („was meine obige Bemerkung beweist). Aber für die Lenbach, Leibl, Gedon war ich auch einer geworden, während man meine Erfolge in Paris bis dahin einfach ignoriert hatte und alles, was ich seit den Gänserupferinnen gemalt hatte! (L. P. pries mich bei meinen Auftreten, um mich später um so wilder anzugreifen; seit 10 Jahren bin ich wieder der Meister) einfach für Dreck, natürlich der Jesus inclusive, erklärte.

Ryparophage (sic, soll wohl Ryparograph sein) war noch das gelindeste der Schimpfwörter, die mir an den Kopf geworfen wurden.

Ausdrücklich will ich noch bemerken daß ich erst nach Vollendung des Bildes die Litographie „Jesus im Tempel", zu Gesicht bekam und zwar schickte sie mir — Pächter, mit dem ich dadurch in Berührung kam, was um so weniger merkwürdig, als Menzels Jugendwerke erst in den 80er Jahren wieder bekannt wurden. Duranty, der Freund Zola's und damals Redakteur des Beaux-Arts illustrés früher der Gazette Des. B. A. — schrieb einen Artikel, der endete L. est et sera un maître, und er schenkte die Zeichnung, die ich für seinen Artikel machte, einem seiner Freunde, Proust, bei dem sie Degas sah. Und als ich vor 12 oder 13 Jahren zum ersten und einzigen Male Degas mit Tschudi besuchte, empfing er mich mit Worten des höchsten Lobes über den Jesus und sagte, durch die Zeichnung wäre er angeregt worden, überall nach meinen Arbeiten zu spähen.

Ich bin ins Erzählen gekommen, das Alter ist geschwätzig, sodaß ich mir die Beantwortung Ihrer Bemerkungen über meinen Garten auf nächstens

*) Maler Thomas Herbst, Hamburg, Jugendfreund Liebermanns.

aufheben muß. Sonst ginge der Brief heut auch noch nicht ab. Jedenfalls danke ich Ihnen für Ihr Interesse, ohne dies wäre mein Garten nicht so schön geworden.

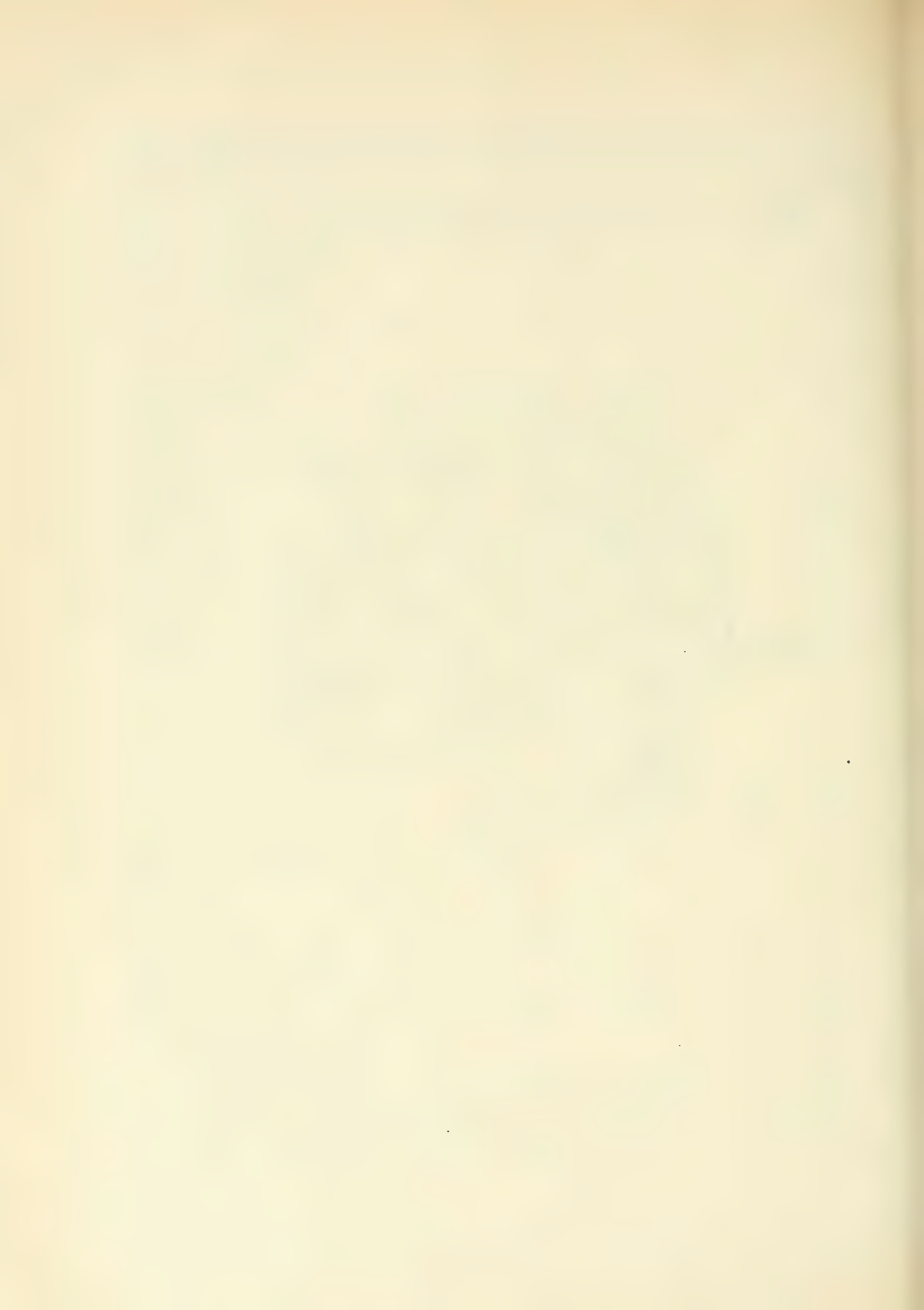
Gestern beehrte mich Hodler auf der Reise nach Hannover.

Mit besten Gruß Ihr sehr ergebener

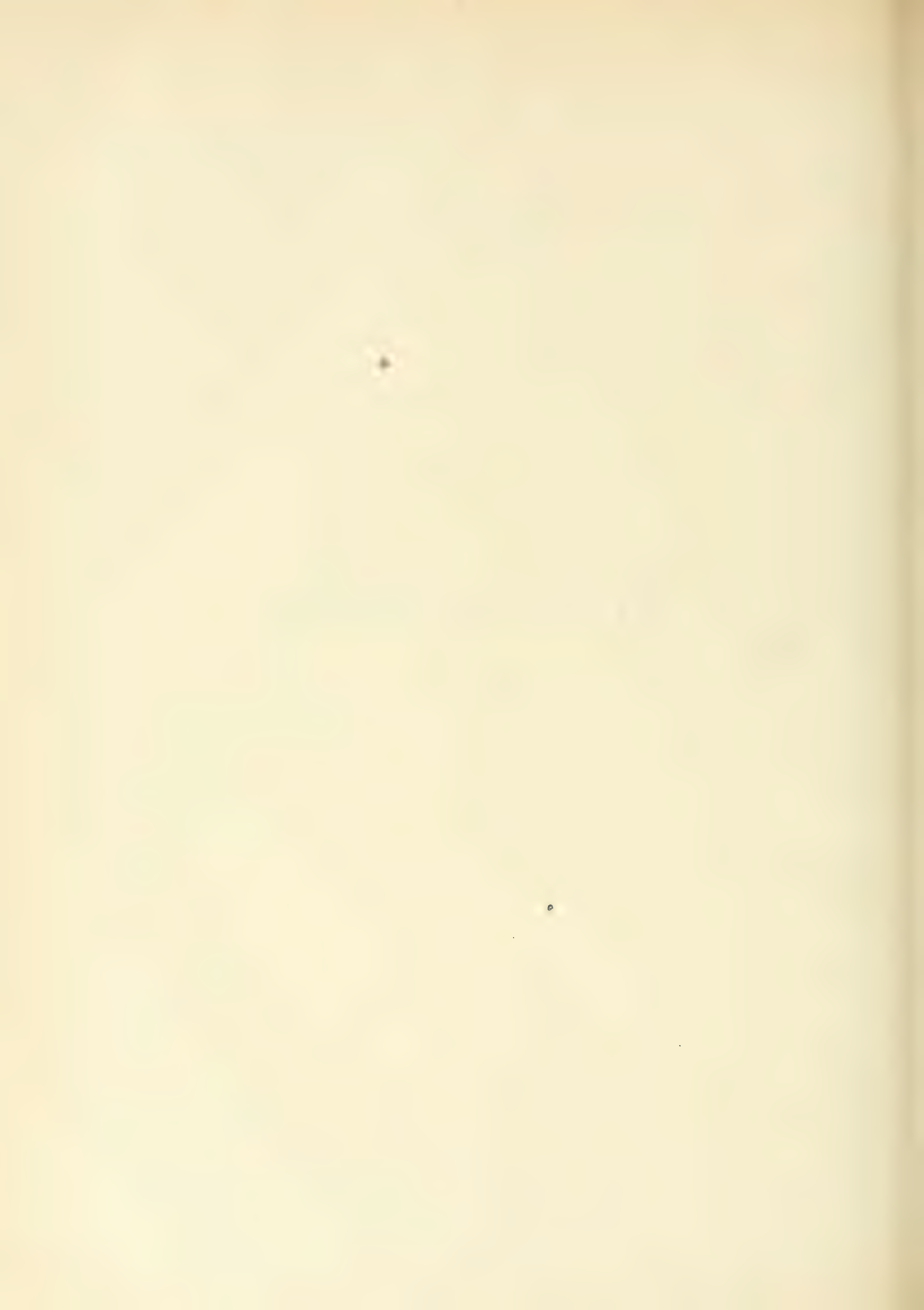
M. Liebermann.



Max Liebermann.



Spanien und England.



Francesco Goya

geboren 30. März 1746 in Tuente de Todos, gestorben 15. April 1828 in Bordeaux.
Er war Akademiedirektor in San Fernando.

An seinen Jugendfreund S. Martin Zapater.

Lieber Martin*), ich habe sehr bedauert, daß Dir die Festlegung des Kapitals auf Leibrente schlecht erschienen, aber glaube mir, wenn es noch Zeit wäre, würde ich Dir danken und Deinem Rat folgen, aber da ist nichts mehr zu ändern, man muß sich damit abfinden. Es entschuldigt mich gewiß, daß ich mir von einem Beichtvater raten ließ (freilich habe ich ihn selbst um Rat gefragt); kurz das ist vorbei. Ich habe etwas mehr als die 1000 Doblonen daran gewandt. Meiner Frau habe ich so täglich 6 Realen ausgesetzt. Doch verlassen wir diesen Gegenstand, um ihn zu vergessen. Bei dem Hause sehe ich, daß Du uns so viel Gefälligkeiten wie nur möglich erweisest, auch meine Frau ist Dir dafür unendlich dankbar und beauftragt mich, dir zu sagen, daß, da das Haus das Grab der Frauen ist, ihr die Lage traurig erscheint; aber ich wiederhole, daß Du, wenn Du weißt, daß es geeignet ist, es machen mögest.



Francesco Goya.

*) Der erste Brief vom 9. August 1780 handelt nach einigen einleitenden Worten über eine Kapitalsanlage, von der Wohnung, die ihm der Freund in Saragossa besorgen sollte. Wir wissen aus einem Beschluß der Kommission, die die Ausschmückung der Kirche Maria del Pilar leitete, vom 23. Mai dieses Jahres (abgedruckt auf Seite 162 des trefflichen Buches des Conde de la Viñaza), daß Franzisco Bayeu bei der Ausmalung der Kuppeln seinen Bruder und Schwager heranziehen sollte. Goya spricht in unserm Brief von einem Entwurf, den er angefertigt. Richtig hat er damals schon die Zeit beurteilt, welche die Zurüstungen in Anspruch nehmen würden. Am 5. Oktober, also nach zwei Monaten, heißt es in einem Protokoll der Junta, daß

Ich für mein Teil sage Dir, daß alles, was Du tust, immer meinen Beifall finden wird, mag es sich um Monate oder um Jahre handeln, einerlei, wie es dir am besten erscheint. Betreffs der Wohnung genügt sie mir reichlich für meine Frau, eine Magd und einen Diener und höchstens noch Jemand, denn ich hatte vergessen dir zu sagen, daß meine Eltern lieber die Zurückgezogenheit wünschen und mit meiner Schwester fortziehen wollen.

Ich habe den ersten Entwurf einer Kuppel beendet, aber ich werde wahrscheinlich noch 2 Monate hier sein, denn bevor alles hergerichtet sein wird, werden damit allein mindestens 40 Tage vergehen; noch sind keine Anzeichen vorhanden, es scheint, daß es um so mehr sich hinzieht, als ich es dringend wünsche.

Möglicherweise bekomme ich hier ein Pferd; teile mir deine Ansicht mit und wenn es sich macht und dir gut scheint, ob ich es von hier mitbringen soll. Leb wohl! und Vorsicht mit den langfingrigen H.... weibern, die beißen. Ich weiß nicht, ob ich dir auf alles antworte, nur weiß ich soviel, daß das, was du tust, wohlgethan sein wird.

Madrid, 9. August 80. Dein Fran de Goya.

An denselben.

Lieber Martin, wie ich in meinen früheren Briefen sagte, will ich sehen, ob sie mir meinen Wunsch erfüllen lassen, Dir ausführlich zu schreiben, obgleich ich hinke von einem Sturze, den wir mit einem Wagen hatten, der schon halb ausgehandelt war zu 90 Doblonen. Er ist wirklich ein Prachtstück (es giebt in Madrid nur 3 solche Wagen), er ist englischer Bauart und daher so leicht, daß man keinen zweiten finden würde, von ausgezeichneter Eisenarbeit, vergoldet und lackiert, fein! auch bleiben die Leute hier stehen, um ihn anzugaffen! Wir fuhren aus um ihn zu probieren mit einem Pferde, das ich auch kaufte, sehr gut, schon 10 Jahre alt, aber mit allen guten Eigenschaften für meinen Zweck. Wir fuhren, sein Besitzer und ich, so flott in feinem Trab und es konnte garnicht besser gehn. Schon außerhalb von Madrid fingen wir an scharf zu fahren, ich führte die Zügel, da sagte er zu mir: soll ich ihn einmal umdrehen lassen à la Napolitana. (Das Pferd stoppte daher), ich gab ihm die Zügel, da ich wünschte, etwas Neues

---

Goya und Ramon Bayeu in Saragossa anwesend wären, mit der Absicht, die Arbeit sofort zu beginnen („con animo de comonzar luego la obra").

Unser sechs Jahre später geschriebener zweiter Brief nimmt nach der sehr ergötzlichen Schilderung von einem Wagenunfall, auf Goyas feste Anstellung bei der Teppichfabrik von Santa Barbara Bezug, über die es auch andere Urkunden giebt. Bezeichnend ist auch die Bemerkung über seinen Schwager, mit dem er seit der Kuppelausmalung in Saragossa auf gespanntem Fuße gelebt. Ramon ist natürlich der jüngere Bayeu.

Im Französischen, wovon im dritten Brief die Rede ist, hat es wohl Goya nicht sehr weit gebracht; erzählt uns doch Moratin zwanzig Jahre später, daß der freiwillig Verbannte am Strand der Garonne kein Wort der Landessprache verstand.

zu sehen und kennen zu lernen und im Galopp, wie er in der Mitte des Weges ging, — obwohl dieser breit war, war er es doch nicht genug, um sich das, was er ausführte, vorstellen zu können — kamen wir beim Umbiegen zum Stillstand, Wagen, Pferd und wir überschlugen uns und Gott sei Dank, war der, welcher am schlechtesten davonkam, nur ich, es hatte nichts weiter zu bedeuten, als daß ich seit dem Santjago-Tage, als dieses passierte, bis heute meinen Hof-Arzt erwarte, um zu wissen, ob er mir erlaubt, etwas zu gehen. Es ist nämlich am Knöchel das rechte Bein verletzt, aber nichts gebrochen, noch ausgerenkt. Ich hatte mir ein beneidenswertes Dasein geschaffen, schon hatte ich nicht mehr zu antichambriren. Wer etwas von mir wollte, kam zu mir, ich machte mich immer rarer, und wenn es nicht eine sehr hohe Persönlichkeit war oder mit Empfehlung eines Freundes kam, führte ich für Niemanden eine Arbeit aus, und je unentbehrlicher ich mich machte, desto weniger verließen sie mich (noch verlassen sie mich), so daß ich nicht weiß, wie fertig werden. Indem ich auf diese Weise so ahnungslos war wie du es nur im entferntesten sein kannst, erfuhr ich, daß es Anwärter für die Teppichfabrik gab, und es interessierte mich nicht weiter, als daß ich mich freute, daß einige der verdientesten Professoren ihr Auskommen finden würden. Eines Tages ließ mich Bayeu rufen — wir standen uns nicht besonders (?), was mir große Verwunderung verursachte und begann mir zu sagen, daß der Dienst des Königs immer begehrenswert wäre und daß er mit 12 000 Realen angefangen hätte und daß er diese aus der Hand Mengs erhalten und zwar nur als Gehilfe, daß ich jetzt aber eine bessere Gelegenheit hätte, in den Dienst des Königs zu treten zugleich mit Ramon, und daß wir schon in Betracht gezogen wären, denn ihm und Maella wäre ein Befehl des Königs zugegangen, die besten Maler in Spanien auszusuchen, und daß ein Jeder einen vorschlagen solle, und daß er seinen Bruder vorgeschlagen und es derart arrangiert hätte, daß Maella mich vorschlüge, um die Vorlagen für die Teppichfabrik zu malen und für jede andere Art von Arbeit für den königlichen Dienst mit jährlich 15 000 Realen. Ich dankte ihm und wußte nicht, was mir geschah; nach 2 Tagen hatten wir schon die Mitteilung, daß der König es zu denselben Bedingungen, wie angegeben, dekretiert habe, derart, daß, als ich es erfuhr, es schon dekretiert und dem Schatzamt angewiesen war. Wir gingen dem Könige, Kronprinzen und Infanten uns vorzustellen, und da bin ich ohne zu wissen, wie das Abscheuern geschah.

Mit dem, was ich hatte, bringe ich es auf beinah 28 000 Realen und nicht will ich mehr Gnade bei Gott, was ich Dir aufrichtig zur Verfügung stelle, Du mußt nicht sagen, daß ich nicht ein Schwätzer bin. Bitte grüße D. Juan Martin und sorge, daß diese Beilage meine Schwester empfange.

Madrid, den 1. August 1786. Dein Fran de Goya.

An denselben.

Lieber Martin, ich schreibe Dir nicht französisch, bis ich es besser zu sprechen verstehe, weil es mir noch viel Arbeit kostet. Durch Yoldi erfuhr ich, daß du Drosseln fängst und dich so gut wie möglich zerstreust, wir sind einige Mal auf Lerchen gegangen und schossen so schön vorbei, wie Du, aber wir brachten den Tag vergnügt und im Freien zu. Alles erscheint einem Zerstreuung, nur das Beschmutzen der Flinten ist unangenehmer als es erscheint. Ich möchte wissen, ob Du schmuck, vornehm oder ruppig bist, ob Du Dir einen Bart zugelegt hast, ob Du alle Zähne hast, ob dir deine Nase gewachsen ist, ob du Brillen trägst, ob du stramm schiffst, ob du irgendwo weiß geworden bist und ob für dich die Zeit wie für mich verstrichen ist. Mich hat sie alt gemacht mit vielen Runzeln, so daß du mich nicht erkennen würdest, außer an der Stumpfnase und an dem feuchten.. Sicher beginne ich schon recht die 41 Jahre zu fühlen. Du aber hast dich vielleicht so conserviert, wie in der Schule des Pater Joaquin.

An den Mönch in Valencia habe ich wegen der Farben geschrieben. An meine Schwester schreibe ich heute Abend, daß sie zu dir gehen soll und du wirst ihr die 15 duros geben, die ich hier an Piran und an Yoldi zahlen werde, denen ich, bevor ich die Summe wußte, die sie dir schuldete, 200 Realen gab, aber auf dein Conto rechne ihm nur die 9 Thaler an, denn er sagte mir schon, daß er mir den Rest gutschreiben würde, aber ich brach in Lachen aus, indem ich ihm für die Rechtschaffenheit dankte.

Gute Nacht, Friede auf Erden und Wohlgefallen in Ewigkeit, Amen.

28. November 87. Fran de Goya.

An S. Bernardo de Yriarte*).

Sehr geehrter Herr!

Um die durch ewiges Grübeln über mein Leiden erstorbene Einbildungskraft zu beschäftigen oder wenigstens teilweise die großen Kosten, welche jene mir eingebracht, zu decken, habe ich mich daran gemacht einige Kabinetsstücke zu malen. Bilder, bei denen es mir gelungen ist, Beobachtungen, für welche bei bestellten Arbeiten kein Raum, zu verwenden und bei welchen ich so meiner Laune und Einbildungskraft nachgeben konnte. Ich habe daran gedacht, sie der Akademie einzusenden zu dem Ziele, das Sie ja kennen, dessen Erfüllung ich mir versprechen darf, wenn ich diese Arbeit der Censur der Professoren unterbreite. Aber um mich zu versichern, den richtigen Weg einzuschlagen, hielt ich es für angebracht, vorher Ihnen diese Bilder zu übersenden, damit Sie sehen mit Berücksichtigung der näheren Umstände als Autorität von außerordentlicher Begabung,

*) S. B. de Yriarte war Protektor der Academia de San Fernando vom Jahre 1792 an. Die einleitenden Worte des ersten Briefes reden von Goyas kaum überstandener Krankheit, einer der schwersten Krisen seines Lebens.

frei von Nebenbulerschaft. Nehmen sie sich bitte ihrer und meiner an in einer Lage, in der ich dringender Ihrer Güte bedarf, als sie sie mir stets erwiesen haben.

Gott gebe Ihnen viele Freunde.

Ihr gehorsamer Diener

Madrid den 4. Januar 1794. Francisco de Goya.

An denselben.

Excellenz!

Könnte ich doch meinen Dank ausdrücken für so viel Wohltaten, deren sie mich gewürdigt haben! Ich bin so zufrieden über die Empfehlung an die Herrn Professoren der Akademie von San Fernando, deren sie mich gewürdigt haben, ebenso wie über ihre Sorge um meine Gesundheit und die Güte mit der Sie meine Produktionen betrachteten. Von neuem Mute fühle ich mich entflammt, mich zu befleißigen und soweit ich es fassen darf, Sachen vorzulegen, die einer so hochgeschätzten Körperschaft noch würdiger wären.

Die gleiche Genugtuung empfinde ich darüber, daß die Bilder, so lange es Ihnen gefällt, in Ihrem Hause bleiben sollen. Das Angefangene, was ich im Begriffe bin zu vollenden, stellt den Hof eines Irrenhauses dar: zwei nackte Irre mit dem Wärter streitend, der auf sie einschlägt, und andere mit Säcken (einen Vorgang dem ich in Zaragoza beigewohnt habe). Ich werde Euer Excellenz die Arbeit, sobald sie beisammen ist, schicken.

Werden Sie nicht müde, Ihre Aufgabe weiter zu betreiben und für mich die Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, Gott gebe Ihnen viele Freunde. Euer Excellenz gehorsamer Diener

Madrid den 7. Januar 1794. Francisco de Goya.

An denselben.

Nachdem ich Euer Excellenz meinen schuldigen Dank ausgesprochen habe für die Ehre und das Interesse für mein Wohlergehen, muß ich Sie um die Erlaubnis gehorsamst bitten, daß von mir aus die Bilder in das Haus des Herrn Marques de Villaverde gebracht werden, da ich weiß, daß die in der Zeichenkunst begabte Dame des Hauses sie ansehen würde, was ich als eine schuldige Aufmerksamkeit betrachte. Wenn es Ihnen

Diese drei Briefe werden im British Museum zu London aufbewahrt (Egerton 585 ff.) und sind an D. Bernardo de Yriarte, den Bruder des Dichters Thomas und des Staatsmanns Domingo, der Spanien auf dem Basler Frieden vertreten hatte. D. Bernardo, ein ausgezeichneter Verwaltungsbeamter, war im März des Jahres 1792 zum Protektor der Academia de San Fernando von Karl IV. ernannt worden.

Recht ist, wird der Überbringer dieses Briefes sie gleich mitnehmen. Verzeihen Sie die Belästigung und verfügen Sie weiter über den der Gott bittet ihrem Leben viele Jahre zuzulegen.

Euer Exzellenz gehorsamer Diener

Madrid den 4. Januar 1794. Francisco de Goya.

Herrn Don Joaquin Ferrer*).

Bordeaux 20. December 1805.

Mein geschätzter Freund. Mit großem Vergnügen empfing ich Ihren Brief vom 13. und weiß sehr zu schätzen, daß sie sich nach so langer Zeit nach meiner Gesundheit erkundigen. Ich freue mich zu hören, daß Sie den Sommer mit Ihrer schönen Tochter in jenem Ort zugebracht haben. Ich bin unterrichtet und einverstanden mit dem, was Sie über die Drucke mit den Stieren sagen, aber da ich gedacht habe, daß die an einer solchen Hauptstadt im Überfluß vorhandenen Kunstkenner sie suchen würden, und auch an jene große Menge von Leuten, ohne die Spanier mitzurechnen, die (Stierkämpfe) kennen, gedacht habe, glaubte ich es wäre leicht, sie ohne Nennung meines Namens einem Drucke zu übergeben und daß dies sich zu einem billigen Preise hätte machen lassen.

Was Sie mir über die Caprichas sagen, kann nicht geschehen, da ich die Platten vor mehr als 20 Jahren dem König abgetreten habe ebenso wie meine übrigen Radierungen, die sich jetzt in der Chalcographie seiner Majestät befinden und deshalb verklagte man mich bei der Inquisition, auch werde ich sie nicht kopiren, weil ich heute bessere Aussicht habe, sie mit größerem Nutzen zu verkaufen. Es ist richtig, daß ich im vergangenen Winter auf Elfenbein gemalt habe und ich besitze eine Sammlung von 20 Stück, aber es ist Miniatura original, wie ich sie noch nicht gesehen habe, da sie nicht

*) Die folgenden Briefe, deren Veröffentlichung wir durch die gütige Vermittlung S. von Logas dem Besitzer, dem Herrn Marques de Sevane in Madrid, verdanken, sind an Goyas Pariser Gastfreund gerichtet, den der Meister dort, ebenso wie seine Gemahlin, porträtiert hatte D. Joaquin Maria Ferrer, ein Baske aus dem reizend gelegenen Pasajes, war in seiner Jugend in Amerika gewesen und hatte sich dann in England und Paris aufgehalten, wo er die Miniatur-Ausgabe des Don Quixote herausgab.

Das reizende Geschöpf, von dem im ersten Brief die Rede, ist Rosario Weiß, die Tochter D^na Leocadia Servillas, einer Cousine Goyas zweiten Grades, die ihm in den letzten Jahren seines Aufenthaltes in Madrid, wie in Bordeaux den Haushalt führte.

Der „lithographische Versuch", von dem der zweite und dritte Brief spricht, sind berühmten „Tores de Burdeos". Cardano war wohl Goyas Lehrer in der neuen Kunst des Steindruckes, auf Schmutzdrucken von diesem hat jener Abzüge seiner Arbeiten gemacht.

Goyas Elfenbein-Miniaturen sind heute sehr selten. Auf der Ausstellung zu Brüssel fanden sich einige.

Paco, Abkürzung für Francisco, ist des Meisters einzig überlebender Sohn Francisco Xaver, an den die letzten vier Briefe gerichtet sind.

mit Punkten gemacht ist, Sachen die mehr den Pinselstrichen des Velazquez, als denen von Mengs gleichen.

Entschuldigen Sie diese schlechten Buchstaben: ich kann nicht sehen, habe keine Kraft in der Hand, keine Feder, kein Tintenfaß, alles fehlt mir, nur der gute Wille bleibt. Von Monat zu Monat greife ich zur Feder für Paco, der der einzige ist, an den ich in Spanien geschrieben habe. Für das, was ich Donna Manuela wünsche, finde ich nicht den Ausdruck, ebenso (viele Grüße) den Herren de Arnao, seiner Gemahlin und Kindern, seiner Schwester Sirena, meinem Freund dem Maler und Allen die mir Freundlichkeiten erwiesen haben. Ich schließe mit der Versicherung als Ihr Diener Fr. de Goya.

Einen Kuß dem schönen Kind, aber sagt nichts Monsieur Mr. J. de Ferrer Rue Bla No. 15 Paris.



Francesco Goya.

An denselben.

Bordeaux 28. October 1824.

Teuerster Freund. Ich habe mich nicht unterfangen von Ihrer berühmten Reise zu schreiben, denn ich stehe so sehr an Talent zurück und mir fehlen viele Erleuchtungen, die Sie besitzen, aber ich bitte, entschuldigen Sie meine Belästigung und antworten Sie mit Freimut.

Dieses reizende Geschöpf will die Miniatur Malerei erlernen, auch ich wünsche es, denn es ist vielleicht das größte Wunder der Welt in ihrem Alter das zu machen, was sie macht. Sie besitzt sehr schätzenswerte Qualitäten, wie Sie sehen werden, wenn Sie mir die Ehre antun wollen, zu der Erfüllung beizutragen. Ich möchte Sie auf einige Zeit nach Paris schicken und würde bitten, daß Sie sie wie meine Tochter hielten, indem ich Ihnen als Dank mein Hab und Gut zur Verfügung stelle. Ich sende Ihnen ein kleines Zeichen von den Dingen, die in Madrid den Professoren gefallen haben, in der Hoffnung, daß es dort ebenso sein wird. Zeigen Sie die allen Professoren und besonders dem unvergleichlichen Herrn Martin. Wenn ich den Brief nicht zu sehr anhäufen wollte, könnte ich noch viel mehr schicken. An Donna Manuela und Don José viele Empfehlungen. Im nächsten Brief will ich Ihnen erzählen, was ich in dieser schönen Stadt treibe. Tausend Grüße an Donna Vicente und ihre Familie, besonders an die Sirena

Ihr bester Freund

Franco de Goya.

Ich wohne Cours de Tournay No. 24.

An denselben.

Bordeaux 6 December 1824.

Mein verehrter Freund!

Mit Herrn de Baranda, der nach Paris reiste, sandte ich Ihnen einen lithographischen Versuch, der einen Stierkampf von Neulingen darstellt, damit Sie und Freund Cardano ihn sehen, und wenn sie ihn für wert halten, einige weitere zu machen, so will ich Ihnen schicken, welche Sie wünschen. Dieses Blatt habe ich zum Drucken gegeben ohne Ihre Nachricht. Ich wiederhole meine Bitte, geben Sie mir Nachricht, da ich noch 3 andere gleichgroße Stücke mit Stieren fertig habe.

Durch Freund Cardano erfuhr ich zu meinem großen Vergnügen, daß es Ihnen, Donna Manuela und der schönen Tochter, die Ihnen der Himmel geschenkt hat, gut geht. Tausend Wünsche. Glück und ein freundliches Gedenken sendet Ihr Freund

Ich wohne Croix blanche No. 10. Fro de Goya.

Und wenn wir sterben, soll man uns begraben.

An seinen Sohn.

Hunta am 24. December 1824.

Lieber Xaver. Seit 3 Posten fehlen mir Deine lieben Briefe. Ich weiß nicht, warum ich nichts anderes tue als mir den Kopf zu zerbrechen, ob irgend was Schlimmes passiert ist. Ich gehe jeden Tag zu D. Martin, aber er versichert mir, daß es nichts Neues giebt. Habe ich Unrecht getan vorzuschlagen, das von den monatlichen Einkünften

Ersparte in einer ganz sicheren ersten Hypothek anzulegen, dafür scheint mir kein Grund zu sein. Es könnte mir passieren daß ich wie Tizian 99 Jahre alt würde und keine weitere Zuflucht und nichts als diese Hypothek einmal meinen Erben zu hinterlassen, wie ich



Francesco Goya.

es Don Martin und Herrn Galos sagte, die das Geschäft verhandelten und abschlossen und mich die Quittungen unterschreiben ließen. In Wirklichkeit weiß ich nur daß vom 7. oder 9. ab schon die Rente lief und daß die 6 Monate per April eingezogen wurden. Ich habe nichts was diesen Kontrakt bestätigt und ich weiß nicht, ob man mir etwas darüber geben wird. Don Martin sagte mir gestern, daß Herr Galos den Hypothekenbrief aufbewahren wird zum Einziehen des Geldes. Mit diesen Dingen bringe ich schlimme Stunden zu und auch fällt mir ein, wenn sie mir die Pension verweigern würden, dann müßte ich mich auf den Weg machen. Hierüber schreibe ich dir noch. So sehr es mir auch in dieser Stadt gefällt so genügt das nicht, um sein Vaterland zu verlassen.

Spanien. Dein V(ater) F.

An denselben.

An D. Xavier de Goya
Calle de Valverde No. 13
Madrid.

Donnerstag 17. Januar.

Lieber Xaver. Ich bin toll vor Freude über Deinen letzten Brief und die Nachrichten von Deinen Reisenden aus Gibraltar. Der Tag geht mir dahin und du wirst diesen Brief etwas verspätet erhalten, doch das macht nichts. Sie mögen hierher kommen, ein paar Jahre zuzubringen, auch du, wann du kannst, ich werde sehr zufrieden sein, ohne zu denken wie ich Euch sehen kann. Ich vermuthe wie es sich gehört, daß Ihr die ganze Zeit mit mir zusammen sein werdet auf der Hin- und Rückreise von Bordeaux nach Paris, wenigstens bilde ich es mir ein und bereitealles vor für Euern Empfang und den Aufenthalt. Du mußt mich rechtzeitig benachrichtigen, wenn sie von Barcelona abreisen werden. Du weißt alles, was wir im Hause Galos haben ist Euer. Gestern erzählte man mir daß Gallardo ermordet sei, das hat mich sehr beunruhigt. Ich kenne keine glücklicheren Augenblicke, als wenn ich von dir einen Brief erhalte.

Viele Grüße an Mugeiros ich bin Ihnen sehr dankbar für die Liebenswürdigkeiten die sie den Reisenden in Gibraltar erwiesen haben, und an die ganze Familie und alle Freunde von Deinem Vater, der dich umarmt

Fraco de Goya.

An denselben.

Bordeaux 12 März 1828.

Lieber Xaver. Ich empfing Deinen Brief vom 3. März und sehe, Du hast allen Grund, über den Entschluß Deiner Reisenden betrübt zu sein, aber ich hoffe Deine und meine Ansicht durchzusetzen, daß sie nach Paris gehen und sich hier lange Zeit aufhalten. Diese Stadt ist ein besserer und geeigneterer Ort für die Bedürfnisse von Maria. Was haben sie dort überhaupt zu thun? Du mußt auch kommen und Ihr werdet weniger auskommen. Gehen und Kommen kann sehr vortheilhaft sein. Ich werde Ihnen hier und in Paris die Ausgaben bestreiten. Du weißt ja, was Marianito im Hause Galos hat. Als ich eines Tages ging, das Geld einer Monatsrente zu holen, frage ich ihn wieviel noch fehlte, damit die Rente auf 12 000 Realen käme. Er sagte nur 3000 Francs fehlten noch dazu. Ich wußte nicht, ob Du, der Du so neugierig bist, es gewußt hast. Sieh mal nach, ob es nicht in Deinen Papieren. Ich warte, daß sie ankommen und glaube, daß ich einen Brief von Ihnen erhalten werde um mich einzurichten. Leb wohl ich kann nicht mehr schreiben. Dein Vater.

Fr. de Goya.

An denselben.

Bordeaux 26 März 1828.

Lieber Xaver. Voll sorgender Ungeduld erwarte ich meine lieben Reisenden. Vor allem was Du mir in Deinem letzten Brief schreibst, daß sie um mit mir längere Zeit zusammen zu sein, nicht nach Paris gehen werden, das schönste Geschenk das Du mir machen kannst. Hier sollen sie sich recht wohl fühlen, und wenn Du im Sommer kommst, so wird es alles sein, was ich mir wünschen kann.

Sonnabend war ich im Hause des Herrn Galos und empfing die beiden Monatsrenten, die Du mir geschickt hast; es bleibt mir noch die Anweisung auf 979 Fs. und wenn Du mir die beiden Monatsrenten schickst denke ich werden die Zinsen auf 12 000 Realen jährlich anschwellen. Das ist eine dauernde Hypothek für Mariano und seine Nachkommen, nicht wahr?

Ich befinde mich viel besser und hege die Hoffnung so zu bleiben wie vor dem Anfall. Die Besserung danke ich Molina, der immer mir gesagt hat, ich solle Baldrian Kraut in Pulvern nehmen. Ich bin sehr glücklich über mein besseres Befinden um die geliebten Reisenden zu empfangen. Lebe wohl.

Dein Vater Fro. de Goya.

Joshua Reynolds

geb. 16. Juli 1723 in Plympton bei Plymouth, gest. 23. Febr. 1792 in London. 1768 wurde er zum Präsidenten der neugegründeten Malerakademie ernannt.

An Borry.

Sehr geehrter Herr!

Ich danke Ihnen herzlich für Ihr freundliches Gedenken in Ihrem Briefe an Herrn Burke, den ich zwar, was seine stylistische Seite anbetrifft, mit großem Vergnügen gelesen habe, der mir aber, ich muß es offen gestehen, einiges Bedauern abgenötigt hat, als ich daraus ersah, welch großer Teil Ihres Interesses sich auf ganz nebensächliche Dinge konzentrirt, während es sich doch Dingen zuwenden sollte, die Ihnen während Ihres ganzen Lebens von Nutzen sein könnten.

Wer den Wunsch hat, in der Malerei oder überhaupt in einer Kunst etwas zu leisten, der muß sich mit ganzer Kraft diesem einen Gegenstand widmen, von früh an, wenn er aufsteht, bis zum Zubettgehen. Die Wirkung eines jeden Gegenstandes auf das Auge kann den Maler belehren, vorausgesetzt, daß sein Geist ruhig und, frei von anderen Interessen, solcher Lehre zugänglich ist. Dieses andauernde Beobachten, verbunden mit anderen für den Maler unerläßlichen Studien, die der Künstler in seinem Kämmerlein treiben muß, sind genug, um ein ganzes Leben auszufüllen, wäre es auch weit länger, als es tatsächlich ist. Wäre ich an Ihrer Stelle, so hätte ich immer das Gefühl, ich spiele ein großes Spiel, und nie würde ich es der kleinlichen Bosheit und der Eifersucht meiner Rivalen gestatten, mein Denken von meinem Hauptziel abzulenken; denn wenn Sie dies mit festem Blick verfolgen, so wird es keinem Cicerone der Welt gelingen, Ihnen zu schaden. Mögen die sich nur bemühen, das Publikum zu verhindern, junge Künstler zu beschäftigen, sie schaden ihnen dadurch nicht, sondern leisten ihnen, meiner Meinung nach, den größten Dienst. Während meines Aufenthalts in Rom wurde ich nur wenig von ihnen in Anspruch genommen, und immer sah ich es als verlorene Zeit an, wenn ich die ornamentalen Bilder zu kopieren hatte, welche vornehme Reisende als Dekoration mit sich nach Hause zu nehmen pflegen. Das ist die bei weitem schlechteste Art für einen Lernenden, seine Zeit anzuwenden.

Wer sich ein großes Ziel gesetzt hat, dem möchte ich empfehlen, während er in Rom ist, lieber bei Wasser und Brot zu leben, als die Vorteile zu verlieren, die ihm wahrscheinlich nicht zum zweiten Mal geboten werden, und die er nur im Vatikan finden kann, wohin ihn nie, dafür möchte ich einstehen, einer seiner Auftraggeber zum Kopieren schicken wird. Denn die dort befindlichen Kunstwerke, wenn sie auch die edelsten Vorbilder für den Kunstjünger sind, stellen, in Öl gemalt und zu dem Maß von Staffeleibildern verkleinert, nicht viel vor. Die Capella Sixtina ist die Schöpfung des größten

Genies, das jemals in der Kunst lebte; es verlohnt sich, zu untersuchen, auf welchen Grundsätzen diese erstaunliche Größe des Styls erbaut ist, und der Versuch, etwas Eigenes auf solchen Prinzipien hervorzubringen, ist sicher eine gewinnbringendere Methode um vorwärts zu kommen, als die heilige Cäcilie in der Borghese oder die Herodias des Guido zu kopieren, die bis in alle Ewigkeit kopirt werden können, ohne ein Jota dazu beizutragen, aus einem Menschen einen besseren Maler zu machen.

Wenn Sie versäumen, den Vatican, insbesondere die Capella Sixtina zu besuchen, so versäumen Sie den speziellen Vorteil wahrzunehmen, den Rom, mehr als alle Städte der Welt, zu bieten hat. In anderen Städten werden Sie auch einzelne Exemplare aus der Antike und einige Hauptwerke der großen Meister finden, aber nur in Rom können Sie die ganze Erhabenheit der Kunst in sich aufnehmen, denn nur dort können Sie die Werke Michel Angelo's und Rafael's sehen. Sollten Sie auch nicht gleich zuerst Gefallen daran finden, wie es der Fall sein dürfte, da sie nicht die Qualitäten haben, die auf den ersten Blick bezaubern, so sehen Sie sie wieder und wieder an, bis Sie fühlen, daß eine Art Inspiration über Sie kommt, bis Sie jeden anderen Maler im Vergleich damit fade finden, weil man ihn nur um kleinlicher Vorzüge willen bewundert.

Ich nehme an, Sie haben von der Gründung einer Königl. Akademie hier gehört; bei erster Gelegenheit schicke ich Ihnen die Rede, die ich bei der Eröffnung am 1. Januar gehalten habe. Da ich hoffe, daß Sie späterhin einmal zu unserer Körperschaft gehören werden, so möchte ich Sie bitten, wenn die Gelegenheit sich dazu bietet, Aufzeichnungen über die Einrichtungen der verschiedenen Akademien zu machen, die Sie etwa auf Ihren Reisen besuchen, vielleicht könnten sie der unsrigen zu Gute kommen, wenn sie sich als nützlich erweisen sollten.

Ich bin mit größter Wertschätzung

Ihr ergebener

J. Reynolds.

Brief an seinen Freund Burke von einer Reise nach dem Kontinent.

Amsterdam d. 24. August.

Obiger Brief war, wie Sie sehen können, im Haag geschrieben; morgen verlassen wir Amsterdam und gehen nach Düsseldorf. Der Charakter dieses Landes, der ganz abweichend von allem Anderen ist — die Länge und Geradheit der kunstreich angelegten Wege, — oft mit doppelten Baumreihen, die in der Perspektive in einem Punkt zusammenlaufen — der eiserne Fleiß und die unermüdliche Arbeitskraft, womit die Holländer ihre Kanäle ziehen, und sie in tadellosem Zustande halten, ist so auffallend, daß

es jedem denkenden Menschen als etwas ganz Hervorragendes einleuchten muß. Dies Land ist, wie mir scheint, das kunstreichste Land der Welt; Amsterdam, mehr als irgend eine Stadt, die ich kenne, ähnelt Venedig. An manchen Stellen sieht es sogar genau so aus, nämlich da, wo das Wasser bis an die Häuser reicht; doch ist das nur selten der Fall. Durch alle Straßen gehen in der Mitte Kanäle, an deren Seiten sich Quais, mit alten Bäumen bepflanzt, hinziehen. Ein anderes Beispiel ihres Fleißes und ihrer Ausdauer, die meiner Meinung nach geradezu erstaunlich sind, ist, daß die Fundamente ihrer Gebäude, die aus Pfählen bestehen, ebenso viel an Geld und Arbeit kosten, wie das, was man oberhalb des Erdbodens sieht. Das Stadthaus steht auf 13 659 Pfählen. Ich habe mir oft gedacht, daß die Notwendigkeit, die Natur immer und überall bekämpfen zu müssen, sie allmählich dazu gebracht hat, sie niemals so zu lassen, wie sie sie vorfinden. Um aber den holländischen Geschmack in seiner größten Eigentümlichkeit kennen zu lernen, haben wir einen Tag in Nord-Holland verbracht. Wir gingen nach Brek, einem Dorf, das so ganz verschieden ist von Allem, was wir bisher gesehen haben, daß es uns wie ein verzaubertes Dorf vorkam, so wie man es in Tausend und Eine Nacht liest; — wie ausgestorben, höchstens hier und dort mal ein Knecht oder eine Magd. Die Häuser sind sehr niedrig, mit einer Haustür an der Straße, die aber nicht benutzt wird und auch niemals benutzt worden ist, außer wenn die Bewohner sie zur Trauung durchschreiten, danach wird sie wieder fest verschlossen. Die Straßen, wenn man sie so nennen darf, denn kein Wagen kann hindurch, sind mit feinem, schwarzem Sand bedeckt, die Häuser sind von oben bis unten in rot, grün und allen Farben bemalt. Die Gärtchen, mit kleinen Springbrunnen und Blumenbeeten sind unglaublich zierlich und sauber gehalten, die Bäume sind zu allerlei Formen zugeschnitten; ich zweifle beinahe, ob man überhaupt in ganz Holland einen einzigen Baum in seiner natürlichen Form findet, ebenso wenig wie das Wasser, das überall in künstlichen Grenzen gehalten wird. Wir sind von Herrn Hope ganz außergewöhnlich freundlich aufgenommen worden, essen täglich zu Mittag oder zu Abend bei ihm, und ein großes Mittagbrot schien eigens uns zu Ehren gegeben worden zu sein.

Düsseldorf 30 August 1781.

Am 25ten haben wir Amsterdam verlassen, und morgen beabsichtigen wir, von hier nach Aachen zu gehen, dort ein oder zwei Tage zu bleiben und dann unsere Schritte direkt nach England zu lenken. Wenn ich meinen Brief nicht jetzt gleich fortschicke, werde ich ihn selbst mit nach England nehmen können. Ich hatte wirklich die Absicht Ihnen vom Haag und von Amsterdam aus zu schreiben, aber da ich nie Zeit fand ihn zu beendigen, so trug ich ihn bis jetzt mit mir herum.

Wir sind äußerst befriedigt über unsern Aufenthalt in Düsseldorf. Rubens herrscht hier in seinem ganzen Farbenrausch. Seine Bilder, die Gefallenen Engel und das Jüngste Gericht, überzeugen Einen mehr von seinem Genius, als irgend ein anderes seiner Werke. Ein Bild von Rafael, aus seiner ersten Zeit, hängt hier und ist das einzige bedeutende Bild aus der römischen Schule. Die Sammlung besteht aus flämischen und holländischen Gemälden, doch besitzt sie das Beste dieser Schulen. Die Bequemlichkeit, mit der man die Gallerie besichtigen kann und das Entgegenkommen, das man den jungen Malern erweist, die kopieren wollen, übersteigt Alles, was ich bis jetzt darin gesehen habe. Uns wurde jede nur mögliche Aufmerksamkeit von dem Kustos der Gallerie zuteil; als er erfuhr, wer ich bin, schickte er sofort aufs Land zu seinem Vorgesetzten, der gleichfalls Präsident der Akademie ist und der unverzüglich in die Stadt kam und seitdem immer in unserer Gesellschaft ist.



Francesco Goya.

Ihr Ihnen aufrichtig ergebener

J. Reynolds.

Thomas Gainsborough

geboren 1727, gestorben 4. August 1788.

*) Geehrter Herr! Ich habe Ihr wertes Schreiben erhalten, und werde Ihr Bild spätestens in zwei oder drei Tagen fertig haben und es, Ihren Wünschen gemäß, mit Rahmen nach Colchester schicken. Vielen Dank, werter Herr, für Ihre freundliche Absicht, mir einige Porträts zu verschaffen, wenn ich herüberkomme, was ich bestimmt vorhabe, sowie einige Bilder, die ich gerade unter der Hand habe, fertiggestellt sind. Ich möchte Sie besonders bitten, Ihr Bild so weit als möglich vom Fenster entfernt aufzustellen und besonders darauf zu achten, daß das Licht von der linken Seite darauffällt. Beehren Sie mich durch einen wahrheitsgetreuen Bericht, was man im Allgemeinen davon denkt, und was die Bezahlung anbelangt, so hat das Zeit, bis ich Sie sehe. Ich verbleibe, werter Herr, Ihr gehorsamster, ergebenster Diener.

Ipswich 24. Februar 1757. Thomas Gainsborough.

Geehrter Herr! Ich bestätige mit bestem Dank Ihren freundlichen Brief, und bin Ihnen für Ihre liebenswürdige Absicht sehr verbunden. Ich dachte jetzt schon in Colchester zu sein, wie ich es meiner Schwester versprochen hatte. Ich wollte die erste Gelegenheit dazu benutzen, aber das Geschäft kommt dazwischen, und da es sich hauptsächlich um Porträts handelt, so bin ich ängstlich, die Sache zu verschieben, und muß es wahrnehmen, wenn die Leute gerade Lust haben, zu sitzen.

Es war mir sehr lieb zu hören, daß an Ihrem Bilde nichts Anderes ausgesetzt wird, als daß die Oberfläche zu rauh ist. Denn da dieser Umstand dazu dienen soll, der Wirkung des Ganzen auf die gehörige Entfernung größere Kraft zu verleihen und nötig ist, damit der Bilder-Beurteiler sieht, daß er ein Original und nicht eine Kopie vor sich hat, da es außerdem viel schwerer ist, die Kraft des Pinselstrichs zu bewahren, als die gewisse Glattheit hervorzubringen, so ist es mir weit lieber, daß sie derlei Dinge herausspioniren, als daß sie, aus der gehörigen Entfernung gesehen, ein Auge um einen halben Zoll weit am falschen Platze sitzend oder eine Nase verzeichnet finden**).

Meiner Meinung nach würde sich ein Mensch nicht lächerlicher machen, wenn er seine Nase dicht an die Leinwand hielte und sagte, daß die Farben unangenehm riechen, als wenn er sagt, wie rauh der Farbenauftrag sei; denn eins ist so wichtig wie das Andere, in Bezug auf die Wirkung und Zeichnung eines Bildes. Sir Godfrey

*) Diese Briefe richtete Gainsborough aus Ipswich an einen Herrn in Colchester, wahrscheinlich an Herrn „Edgar", von dem man weiß, daß er in dieser Zeit dem Maler Aufträge gab.

**) Für uns ist es unverständlich, wie die für unser Auge so verschmolzene Technik für G.s Zeitgenossen etwas Revolutionäres hatte; woran übrigens nicht nur die Gewöhnung des Auges schuld hat, sondern die Tatsache, daß Farben zusammenwachsen.

Kneller pflegte diesen Leuten zu sagen, daß Bilder nicht gemacht werden um daran zu riechen: was seine Bilder den Kennern wertvoller als Andere machte, war die Art seines Farbenauftrags.

Ich hoffe, werter Herr, Sie werden mir diese Abhandlung über Pinselstrich und Farbenauftrag verzeihen, denn, wenn ich auch schließlich nichts Besseres damit gewinne, als daß ich Ihnen und Mr. Clubb Stoff zum Lachen liefere, wenn Sie sich das nächste Mal unter dem Zeichen des „Kruges" treffen, so will ich schon zufrieden sein. Ich glaube sicher, ich könnte vor lauter Lachen kein Porträt von ihm malen, er gab eine so lustige Beschreibung davon, wie man dort ißt und trinkt. Ich hatte keine Ahnung, daß Sie Jurist sind, als ich sagte, nicht Einer von Zehnen wäre des Hängens wert. Ich erzählte Clubb davon und er schien zu meinen, daß ich schon Glück gehabt hätte, weil ich nicht gesagt habe, Einer unter Hundert. Jetzt ists zu spät, Sie deßhalb um Verzeihung zu bitten, aber wirklich, noch nie in meinem Leben fand ich Einen Ihres Berufes so ehrlich aussehend, und das ist auch der Grund, warum ich annahm, daß Sie mit Wolle zu tun hätten. Sir Jaspar Wood war so freundlich, mich darüber aufzuklären, sonst wären mir vielleicht noch mehr solche Schnitzer passirt. — Ich bin, sehr geehrter Herr, Ihr sehr dankbarer, gehorsamer und ergebener Diener.

Thomas Gainsborough.

Ipswich, d. 13. März 1758.

Lieber Newton!*) Ich möchte bitten, daß die Bilder dicht, Rahmen an Rahmen, gehängt werden, in drei Reihen zu je fünf, in dieser Reihenfolge; die Namen stehen auf der Rückseite jedes Bildes.

Adieu, lieber Freund. Hängen Sie meine Hunde und Landschaften in den großen Saal. Mit den Seestücken können Sie den kleinen Saal füllen. Herzlichst, in Eile

Thomas Gainsborough.

Mr. Gainsborough**) mit seinen ergebenen Grüßen an die Herren der Hänge-Kommission der Kgl. Akademie, bittet ihnen mitteilen zu dürfen, daß falls die

*) Im Jahre 1783 sandte G. 26 Bilder zur Ausstellung, darunter 15 Porträts der Königl. Familie. Er sandte an seinen Freund Newton eine Skizze, auf der er angab, wie er die Bilder gehängt wünschte. Die Hängekommission bezweifelte, daß man einem einzigen Maler einen so enormen Raum zur Verfügung stellen könne. Durch Indiskretion hat wohl G. von diesen Überlegungen gehört und schrieb folgenden Brief. Da die Bilder in der Ausstellung zu finden waren, hat man ihm wohl nachgegeben.

**) Im folgenden Jahr machte er wieder genaue Angaben, in welcher Weise die 8 von ihm eingesandten Bilder aufgehängt werden sollten; und da er sich nicht mit der Hängekommission verständigen konnte, schrieb er obenstehenden Brief.

„Königliche Familie", die er zu dieser Ausstellung geschickt hat (und die nicht ganz dreiviertel lebensgroß ist) über die Linie, zusammen mit lebensgroßen Bildern gehängt wird, er, so lange er lebt, nie wieder ein Bild zur Ausstellung schicken wird. Das schwört er bei Gott.



Thomas Gainsborough.

Sonnabend Morgen.

Gainsborough bittet um Verzeihung, die Herren so zu bemühen, jedoch hat er das Bild der Prinzessinnen in so zartem Licht gemalt, daß, wenn er auch die aufgestellte Regel für starke Effekte höchlichst billigt, er doch unmöglich zulassen kann, daß es höher als

Die Bilder wurden ihm zurückgeschickt und er hat nicht wieder in der Akademie ausgestellt.

acht und einen halben Fuß gehängt wird, da die Ähnlichkeit und Zeichnung des Bildes in noch größerer Höhe nicht zu sehen ist; mit einem Wort, er möchte die Herren nicht gegen ihre Überzeugungen bemühen und bittet daher um Rücksendung all seiner Bilder.

An den großen Shakespearedarsteller Garrick.

Mein lieber Freund!*) Wenn das Straßenpflaster aus Brillanten und der Himmel aus Regenbögen gemacht sein wird, nehme ich an, werden Sie froh und zufrieden mit Rot, Blau und Gelb sein. Mir scheint, daß die Mode, sei sie nun aus falschem oder echtem Geschmack entstanden, ihren Lauf nimmt, wie ein durchgehendes Pferd, denn wenn Augen und Ohren von Grund aus verdorben sind durch allzu großen Glanz und Lärm, wird die Rückkehr zur bescheidenen Wahrheit eine Zeitlang recht trübe und kläglich erscheinen; und ich weiß, es macht Ihnen verdammt viel Kopfzerbrechen wie Sie nun diesen Rückzug antreten sollen, ohne Ihr Licht auszulöschen und ohne die Vorteile unserer neuen Entdeckungen im durchsichtig Malen etc., etc. zu verlieren und wie Sie es Ihren prunkliebenden Freunden recht machen können, wenn Sie sich in den milden Abendglanz und das ruhige Maß zurückstehlen.

Ich will Ihnen sagen, mein muntrer Genius, wie das zu machen ist. Behalten Sie all Ihr Licht bei, aber seien Sie mit den armen mißbrauchten Farben sparsamer, bis das Auge ausruhen und genesen kann; erhalten Sie sich Ihre Musik, indem Sie den Lärm durch mehr Klang, durch eine größere Harmonie und mehr Ton ersetzen, und zertrümmern Sie die verdammte Pfeife und Trommel. Was auch ein Genie wie Herr Garrick tun und sagen mag, um unseren falschen Geschmack zu stützen: er muß die Wahrheit dessen fühlen, was ich jetzt ausspreche: daß weder unsere Theaterstücke, noch unsere Bilder, noch unsere Musik heutzutage Werke der Erfindung sind, sondern der Mißbrauch dessen, womit die Natur uns erleuchtet und was in früheren Zeiten schon erfunden worden ist.

Adieu, mein lieber Freund. T. G.

*) Garrick hatte in dem Gefühl, daß sein Erfolg den Höhepunkt überschritten habe, sich Mitteln zugewendet, die Gainsborough für unkünstlerisch hielt. In der Furcht, sein Publikum nicht mit fortzureißen, versuchte er durch prunkvolle Ausstattung, Musik und künstlerischen Weihrauch zu wirken. Aus Romeo und Julia machte er ein prächtiges Ausstattungsstück, und Gainsborough hatte den Mut, diesem so verwöhnten Manne seine Ansicht vorzuhalten.

An denselben.

Bath Juni 1772.

Geehrter Herr!

Ich bitte vielmals um Verzeihung, daß ich Ihr Bild so lange Ihrer Gattin vorenthalten habe. Es hat mir tatsächlich große Dienste geleistet, indem es mich in Stimmung hielt; aber der Hauptgrund, warum ich es so lange zurückbehielt, war die Hoffnung, eine ähnliche Kopie zu erzielen, um sie in mein Wohnzimmer zu hängen, nicht, um Staat damit zu machen, sondern zu meinem eigenen Genuß, um einen großen Mann anzusehen, der mich einiger Beachtung wert gehalten hat. Aber ich bekomme keine Kopie heraus, die Herrn Garrick's Bruder nicht ebenso ähnlich sähe, wie ihm selbst. So habe ich Ihnen denn statt einer Abschiedsträne einen Tropfen vorzüglichen Firniß für Ihr Fortkommen gewidmet und mir bleibt nur noch übrig, Ihre liebe Frau zu bitten, das Bild in das bestmöglichste Licht zu hängen und weiter gegen mich zu wüten, wie sie es, nach Herrn —'s Aussage tut.

Daß es Ihnen noch lange vergönnt sein möge, die Welt durch Ihr originelles Gesicht zu erfreuen und zu überraschen, während ich meiner Kopie nachhumple, ist der aufrichtige Wunsch Ihres unberechenbarsten und gehorsamsten Dieners.

Thomas Gainsborough.

An Reynolds.

Sehr geehrter Sir Joshua!*) Nachdem ich seit sechs Monaten im Sterben liege, bin ich gerade noch im Stande dies zu schreiben, und muß noch dazu fürchten, daß Sie es nicht einmal lesen werden. Die außerordentliche Zuneigung, welcher, wie mir mein Freund mitteilte, Sir Joshua Ausdruck gegeben hat, bestimmt mich, um eine späte Gunst zu bitten, nämlich, in mein Heim zu kommen und meine Sachen anzusehen, — meinen Woddman haben Sie noch nicht gesehen — wenn meine Bitte Ihrem Gefühl nicht zuwider ist, damit ich die Ehre haben kann mich mit Ihnen auszusprechen. Ich kann aufrichtigen Herzens sagen, daß ich Sir Joshua Reynolds stets bewundert herzlich geliebt habe.

Thomas Gainsborough.

---

*) Reynolds folgt dem Ruf und erzählte später mit großer Bewunderung, daß Gainsborough ihm auf seinem Totenbett die Versicherung gegeben habe, wie schmerzlich ihm der Gedanke zu sterben sei, weil er durch den Tod seiner Kunst entrissen werde. Wenige Tage nach diesem Zusammensein starb er.

George Romney

geboren 15. Dezember 1734 in Backside, gestorben am 15. November 1802.

An seinen Sohn, bei seinem zweiten Pariser Aufenthalt.

Paris 1790.

Das Volk ist wie immer heiter und gutmütig, aber nicht so phantastisch wie früher; es läßt sich hier angenehm leben, wenn man sich einmal recht leichtsinnig vergnügen will. Man trifft sich allabendlich in den Theatern (jetzt zu dieser Jahreszeit, wo Paris am leersten ist, sind noch neun offen) oder im Palais Royal. Letzteres ist ein großer viereckiger Hof, von allen Seiten durch schöne Arkaden umgrenzt: an der ganzen Piazza reiht sich Laden an Laden mit den reichsten Schmucksachen und allerlei elegantem Tand, und die prachtvollsten Kaffeehäuser. Der Hof ist mit Bäumen bepflanzt, und eine Menschenmasse, aus allen Ständen zusammengesetzt, wogt dort bis Mitternacht auf und ab. Alle Wohnungen oberhalb der Läden sind an Freudenmädchen vermietet, deren Fenster auf die Arkaden und den Platz mit seinem Menschengewoge herabblicken, was ihn zum liederlichsten und glänzendsten Punkt Europa's macht. Wir waren von den Theater-Aufführungen ganz entzückt, hauptsächlich von den Frauen; darin sind sie sehr viel weiter als wir; es ist geradezu erstaunlich, wie hervorragend einige Schauspielerinnen spielen, hauptsächlich im Lustspiel. Wie gern möchte ich sagen, daß Mrs. Jordan Einigen unter ihnen gleichkäme! —

Aber, wohl oder übel, komme ich zu dem Schlusse, daß das Gemüt der Menschen, und ich darf wohl auch sagen ihre Moralbegriffe, sich durchaus ändern, wenn sie Tag für Tag an öffentliche Schauspiele und Rendez-vous gewöhnt sind; man sieht allgemach die Natur durch ein falsches Medium, und jene zarten Gefühle, die mit uns erblühen und den Grundstein zum wahren Glücke bilden, bekommen oft eine falsche Richtung, ja, werden gänzlich zerstört.

Ich höre stets mit neuer Freude, daß Du Deinen Studien mit Eifer und Kraft nachgehst, sei versichert, daß dies immer neue Gefühle der Zärtlichkeit und der Genugtuung erwecken wird in Deinem Dich liebenden Vater.

An seinen Sohn nach seiner Rückkehr nach England.

Ich versprach, Dir gleich nach meiner Ankunft in England zu schreiben; darüber sind nun schon drei Wochen hingegangen, denn ich erkrankte an dem Tage, als ich bei Mr. Hayley ankam, und das hielt bis letzten Sonntag an, wo ich nach London reiste. Seitdem geht es mir befriedigend, und ich werde mit jedem Tage kräftiger. Ich glaube,

ich habe mich bei der Überfahrt erkältet; unser Schiff saß zweiundzwanzig Stunden fest, und es regnete die ganze Zeit bei großer Hitze. Unser Aufenthalt in Frankreich war von den schmeichelhaftesten und außergewöhnlichsten Umständen begleitet. Madame Sillery (de Genlis) die Dame, welche „die Schloßgeschichten" schrieb, und Gouvernante bei den Kindern des Herzogs von Orleans ist, bezeigte uns die größte Aufmerksamkeit.



John Constable.

Wir waren zweimal ihre Mittagsgäste, und sie fuhr mit uns zwölf Meilen weit ins Land nach Rancy, einem herrlichem, im englischen Geschmack angelegten Landsitz des Herzogs von Orleans. Ein andermal führte sie uns in ein Kloster, das wir durchweg besichtigen durften, was ohne einen Prinzen königlichen Geblüts unmöglich gewesen wäre, — der Herzog von Chartres, mit Bruder und Schwester, hatten uns begleitet und aßen mit uns zu Mittag. Sie sprechen Alle Englisch. Der Wagen, von acht Pferden gezogen, faßte zwölf Personen, eine sehr angenehme und gesellige Art zu reisen. Der Herzog von Chartres ist ein schöner junger Mann, ungefähr sechzehn Jahre alt und sehr gebildet. Wir haben auch zweimal beim Gesandten gespeist, der uns mit größter Höflichkeit aufnahm und uns zweimal die Sehenswürdigkeiten von Paris zeigte.

John Constable

geboren am 11. Juni 1776 in East-Bergholt, gestorben am 30. Mai 1837.

*)... Eine bestimmte Manier hat immer etwas Verführerisches. Sie ist mehr oder weniger eine Nachahmung von schon Bestehendem, und hat es daher leicht, zu bestechen. Sie verspricht den geradesten, kürzesten Weg zu augenblicklichem Ruhm und Erwerb, indem sie sich die Mühen Anderer zu nutze macht. Sie führt zu fast unmittelbarer Anerkennung, denn sie erregt die Bewunderung der Unwissenden. Sie ist immer von gewissen, bestechenden Eigenschaften begleitet, die, prächtig und leicht faßlich, das Auge gefangen nehmen. Da eine Manier sich allmählich entwickelt und durch den Erfolg beim Publikum oder durch Schmeichelei etc., großgezogen wird, sollte jeder Maler, der wirklich groß werden will, unaufhörlich davor auf der Hut zu sein. Nichts als ein andächtiges und unermüdliches Beobachten der Natur kann ihn vor der Gefahr, ein manierierter Künstler zu werden, beschützen.

Lieber Dunthorne!**) 29. Mai 1802.

Ich hoffe die Sache mit Dr. Fisher, die mich in die Stadt führte, nun erledigt zu haben. Ich brauche nur zu sagen, daß ich, wenn ich die mir angebotene Stelle angenommen hätte, all meinen Aussichten, mich in der Kunst, die ich liebe, zu vervollkommnen, den Todesstoß versetzt hätte. In diesen letzten paar Wochen glaube ich ernster an meinen Beruf gedacht zu haben, als je zuvor in meinem Leben, und wie man am sichersten dazu gelangen könne, Großes zu leisten. Ich komme gerade von einem Besuch von Sir George Beaumonts Bildern zurück mit der tiefen Überzeugung von der Wahrheit in Sir Joshua Reynold's Bemerkung: „Daß es keinen leichten Weg giebt, ein guter Maler zu werden". Denn weil ich die Wahrheit aus zweiter Hand suchte, habe ich mich nicht bemüht, die Natur mit derselben Hingebung darzustellen, wie ich es zuerst tat, — sondern versuchte vielmehr meine Arbeiten so aussehen zu lassen, wie die von andern Leuten.

Ich habe den Entschluß gefaßt, diesen Sommer keine unnützen Besuche zu machen, noch meine Zeit im Verkehr mit langweiligen Leuten zu vergeuden. Ich werde nach Bergholt kommen und mich bemühen, eine echte und natürliche Art der Darstellung für die Motive zu finden, mit denen ich mich beschäftigen will. In der Ausstellung ist wenig oder nichts, das wert wäre, bewundert zu werden; es bleibt noch genug zu tun

*) Dr. Fisher, Rektor von Langham, später Bischof von Salisbury, verschaffte Constable eine Stelle als Zeichenlehrer; Mr. West, Direktor der Akademie, riet ihm sehr ab, die Stelle anzunehmen. Auf diese Angelegenheit bezieht sich der Brief:

**) Dunthorne war Bleigießer und Glaser und bewohnt in dem Heimatsort Constables ein kleines Häuschen.

für einen naturalistischen Maler. Das große Laster unserer Zeit ist die Bravour, der Versuch die Natur noch zu übertreffen. Die Mode hatte und wird immer nur ihren Tag haben. Wahrheit allein ist in allen Dingen von Dauer und hat den einzig berechtigten Anspruch auf Nachruhm ...

Hampstead, d. 23. Oktober 1821.

Mein lieber Fisher,

Ich sehne mich schon sehr nach meinem Londoner Atelier, denn erst, wenn ich vor einer 6 Fuß großen Leinwand stehe, habe ich das Gefühl, daß ich wirklich arbeite. Ich habe viele Luftstudien gemacht, denn ich hatte mir vorgenommen, wie alle anderen, so auch diese Schwierigkeit zu überwinden. Und da ich von der Luft spreche: es hat uns sehr amüsirt, wie prächtig Sie meine Sache verfochten. Sie wählten bei Weitem das beste Mittel, um Ihren Freund aus der Klemme zu ziehen (das Beispiel der alten Meister); der Landschafter, der den Himmel auf seinen Bildern nicht als einen sehr wesentlichen Teil seiner Komposition behandelt, versäumt es, sich eines seiner wirksamsten Hilfsmittel zu bedienen. Sir Joshua Reynolds sagte in Bezug auf Landschaften von Tizian, Salvator und Claude: „Bei ihnen ist auch der Himmel im Einklang mit dem Sujet". Mir ist oft geraten worden, den Himmel auf meinen Bildern als „ein hinter die Gegenstände geschobenes, weißes Blatt" zu betrachten. Freilich, wenn der Himmel sich aufdrängt, wie es bei mir der Fall ist, so ist das schlecht — doch, wird er ganz vernachlässigt — was bei den meinen nicht der Fall ist — so ist das schlimmer. Er muß, und soll bei mir stets, einen wirksamen Teil des Ganzen ausmachen. Es wäre schwer, eine Kategorie von Landschaften zu nennen, bei denen der Himmel nicht der Schlüssel, der Maßstab und das Hauptorgan der Empfindung wäre. Danach können Sie sich vorstellen, wie sehr sich ein „weißes Blatt" für mich eignen würde, durchdrungen wie ich von dieser Auffassung bin, die keine irrige sein kann. Der Himmel ist die Quelle des Lichts in der Natur und beherrscht Alles; selbst unsere täglichen Wetter-Beobachtungen verdanken wir ihm. Die Schwierigkeit einen Himmel darzustellen ist für den Maler eine große, sowohl hinsichtlich der Komposition, wie der Ausführung; denn, bei aller Pracht, darf er nicht hervortreten, noch darf er mehr ins Auge fallen, als jeder andere entferntere Gegenstand. Wiederum ist dies nicht anwendbar auf merkwürdige Natur-Erscheinungen oder zufällige Lichtwirkungen, weil diese die Aufmerksamkeit besonders stark auf sich lenken müssen.

Am 26. September schrieb Fisher an Constable, daß man auf einem Bild Constables, welches einem Mr. Pinney gehöre, den Himmel getadelt habe. Er habe die Beschauer von der Güte der Malerei zu überzeugen gesucht, indem, er Drucke nach Wouvermann und Van der Meer zum Vergleich herbeigeschafft habe.

Der obige Brief C. bezieht sich auf diesen Vorgang.

Ihnen darf ich das Alles sagen, obwohl es eigentlich nicht nötig ist, Ihnen erst zu versichern, daß ich weiß, was ich will; und daß ich meine Himmel nicht vernachlässigt habe, wenn sie auch in der Ausführung oft mißlangen, ohne Zweifel, weil ich sie allzu sorgfältig behandelt habe, was schon genügt, um die Selbstverständlichkeit zu zerstören, die die Natur in all ihren Erscheinungen besitzt.

Wie gern wäre ich mit von Ihrer Angel-Partie im New-Forest gewesen! Was für ein Fluß kann es nur sein? Schon das bloße Rauschen des Wassers über ein Mühlenwehr, etc., Weiden, alte verwitterte Planken, schlammige Pfähle und altes Gemäuer, wie sehr liebe ich all dies! Shakespeare wußte all diesen Dingen Poesie zu verleihen, z. B., wenn er uns vom armen Tom erzählt, der in Schafhürden und Mühlen sein Wesen treibt. So lange ich lebe, werde ich solche Motive malen!*) Sie waren immer meine Leidenschaft, und wie froh wäre ich gewesen, das, was Sie beschreiben, zu sehen und zwar in Ihrer Gesellschaft, „in Gesellschaft eines Mannes, dem die Natur ihre Blätter nicht vergebens aufschlägt". Dennoch würde ich die Stätten meiner Heimat am besten malen; malen ist für mich nur ein anderes Wort für fühlen, und ich verbinde „meine sorglose Kindheit" mit all dem, was an den Ufern des Stour liegt. Jene Schauplätze machten mich zum Maler und ich bin ihnen dafür dankbar. Denn schon oft hatte ich sie im Geiste zu Bildern geformt, noch ehe ich einen Pinsel angerührt hatte, und Ihr Bild ist das stärkste Beispiel dafür, dessen ich mich entsinne. Doch ich will nun nichts weiter sagen, denn in Allem, was sich auf Malerei bezieht, bin ich ein großer Egoist. Sieht nicht die Kathedrale herrlich aus zwischen dem goldenen Laub, das glänzende Reflexe auf ihr ernstes Grau wirft?"

Lieber Leslie!

Ich habe Sie an dem Tage, als wir uns in der Malschule treffen sollten, um ungefähr eine halbe Stunde verfehlt. Ihr Watteau sah kälter aus als das Original, welches wie mit Honig gemalt zu sein scheint; so süß, so sanft, so weich, so köstlich ist es; und so, hoffe ich, wird das Ihrige auch werden. Doch seien Sie zufrieden, wenn Sie nur den Saum seines Gewandes berühren, denn neben dieser unfaßbaren Köstlichkeit würde selbst ein Rubens und ein Veronese brutal wirken. . . . .

Charlotte Street, 17. November.

Mein lieber Fisher.

Ich plane ein großes Bild und beachte alles, was Sie sagen. Aber die Idee, man solle seine Motive variieren, um das Publikum bei guter Laune zu erhalten,

*) Das letzte Bild, an dem er noch an seinem Todestage malte, stellte eine Mühle mit dem Beiwerk dar, wie es in diesem Briefe beschrieben ist.

teile ich nicht. Anderes Wetter und andere Lichtwirkung werden immer Abwechselung hervorbringen. Wenn nun Vandervelde seine Seestücke, oder Ruysdael seine Wasserfälle, Hobbema seine heimatlichen Wälder aufgegeben hätte? Die Welt würde dann um so viel Eigenart in der Kunst ärmer sein. Ich weiß, daß Sie keine anderen Stoffe wünschen; aber ich habe schon an hoher Stelle, selbst bei Lawrence, gegen das so plausible Argument anzukämpfen, daß das Sujet das Bild ausmacht.



John Constable.

Vielleicht meinen Sie, es könnte eine Abendstimmung sein; vielleicht würde mir das neue Bewunderer zuführen — aber ich würde manche alte verlieren. Ich stelle mir vor, ich habe einen Nagel einzutreiben; halb ist es mir gelungen und wenn ich dabei bliebe, so würde ich ihn ganz eintreiben, wenn ich aber auf halbem Wege stehen bleibe und andere in Angriff nehme, so werde ich mich vielleicht dabei amüsiren, aber keinen weiter einschlagen als den ersten, und dieser bleibt auch halbfertig stehen. Niemand, der eine Sache gut zu tun vermag, wird imstande sein, eine andere in gleicher Weise gut zu machen; und das gilt selbst für Shakespeare, den größten Meister in der Mannigfaltigkeit. Schicken Sie mir das Bild mit dem schattigen Pfad, wann Sie wollen. Wünschen Sie irgend ein anderes? Mit dem Skizzenbuch habe ich noch einige Tage zu tun; es ist voller Boote und Strandbilder. Mir scheint, Sujets dieser Art bieten der ausführenden Hand mehr, als dem Gefühl. Ich halte den echt pastoralen Sinn für das Landschaftliche für sehr selten und sehr schwer zu erlangen. Und doch ist dieses Gebiet in der Malerei sowohl wie in der Poesie bei weitem das lieblichste...

*) 26. Mai 1836.

Ich stehe hier im Interesse meines eigenen Berufes und habe das Vertrauen, daß es nicht als aufdringlicher Eifer erscheint, wenn ich zu Ihnen spreche. Denn ich wünsche sehnlich, die Welt möchte geneigt sein, Belehrung über Malerei bei den Malern zu suchen, und gedenke den Beweis zu führen, daß der unsere eine Beruf ist, der regelrecht gelehrt wird; daß er sowohl wissenschaftlich, wie poetisch ist; daß die Phantasie allein nie Werke hervorgebracht hat, noch hervorbringen kann, die einem Vergleich mit der Wirklichkeit standhalten. Und indem ich die Bindeglieder in der Geschichte der Landschaftsmalerei verfolge, hoffe ich zu beweisen, daß kein großer Maler jemals Autodidakt war.

Die Malkunst läßt sich in zwei Hauptzweige einteilen: Geschichts- und Landschaftsmalerei; die erstere umfaßt auch das Portrait und Darstellungen nach dem Leben, wie die letztere das Fruchtstück und die Blumenmalerei. — Die Landschaft ist das Kind der Geschichtsmalerei, und obwohl anfänglich unzertrennlich von seinem Vorfahr, lernte es mit der Zeit doch allein zu stehen und zu gehen und zu einer späteren Periode — um im Bilde zu bleiben — als die Geschichtsmalerei Anzeichen von Altersschwäche aufwies, mochte es geschehen, daß das Kind den Vorfahr stützte, wie es z. B. die Werke Pietroda Cortonas zeigen.

Obwohl in der Schule der Caracci die Landschaft zum erstenmal selbstständig auftrat, gab es doch bereits um 1546 ausgesprochene Landschaftsmaler in Deutschland. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Tizian frühe und tiefe Eindrücke von den Werken Dürers und anderer Deutschen empfing.

Die Kunstschriftsteller bezeichnen mit dem Wort „Schule" eine Gleichartigkeit der Empfindung und der Ausdrucksweise, die in zahlreichen Individuen aus dem Beispiel eines gewaltigen Geistes erwächst, im übrigen aber keineswegs einen Mangel an Originalität bedeutet. Auch die größten Meister verdankten ihren Vorgängern sehr viel. Ein jeder ging aus einer Schule hervor und begründete wiederum eine Schule; in der komplizierten Malkunst jedoch stehen so viele Wege zur Auszeichnung offen, daß jeder Maler einer jeden Schule, dessen Ruhm sein Zeitalter überlebte, sich von allen übrigen durch irgend einen Vorzug unterschied, der nur bei ihm zu finden ist. Paolo Uccello z. B. hat die Linear-Perspective entdeckt oder wenigstens vervollkommnet, und diese neue Kunstfertigkeit ist im Flug der Vögel sehr schön angewandt. Tizian's Familie Cornaro gleicht einigermaßen dem Bilde.

Als er von Peter Martyr sprach, sagte er: „Der später heilig gesprochene Mönch war Ordensgeneral der Domenikaner und Inquisitor. Durch seinen im letzteren

*) Vortrag, gehalten in der „Royal Academy".

dieser Ämter entfalteten Eifer hatte er einer mächtigen Familie schweres Ärgernis bereitet, und diese deshalb einen Mörder gedungen, um ihm aufzulauern und ihn zu ermorden. In der Darstellung des Vorgangs gab Tizian eine reiche Zusammenstellung malerischer Objekte; er schuf damit eine glückliche Vereinigung der beiden wichtigsten



John Constable.

Kunstgattungen, der Geschichte und der Landschaft, und wußte sie wiederum so zu kontrastieren, daß er die Bedeutung einer jeden erhöhte. Wir sehen, wie eine Schreckenstat mit der äußersten Energie der Handlung in einer Scene, die bisher voll Stille und Ruhe war, vollbracht wird ...

Immerhin gestaltete auch das den Vorgang noch zu nichts anderem als einem gemeinen Mord auf der Landstraße, während es doch der Würde des Martyriums bedurfte. Da erhöhte Tizian die Komposition, fügte die Erscheinung der Engel hinzu und änderte den Kopf des Heiligen nochmals, so daß er nun zu jenem himmlischen Gesicht aufblickt, das auf ihn niederstrahlt.

Es ist merkwürdig, zu beobachten mit welcher vollendeten Geschicklichkeit der Maler, wie ein großer Musiker, seinen Vortrag und die Ausführung von lang-

samen Bewegungen zu denen von äußerster Schnelligkeit variirt. So geben die leuchtenden und lebhaften Glanzlichter an und auf dem Arm, der Hand und dem Schwerte des Mörders eine unglaubliche Energie seiner Handlung und contrastieren schön gegen die feierliche Ruhe des Waldes im Hintergrund.

Reynolds hat den Grafen Algarotti wegen seiner Bewunderung der genauen Charakterisierung der Blätter und Pflanzen im Vordergrund getadelt, aber Sir Josuah stand unter dem Einfluß seiner eigenen Manier, die Dinge in einem solchen Grade zu verallgemeinern, daß wir auf seinen Vordergründen oft Massen von reichen Farben, von Licht und Schatten finden, die bei näherer Prüfung nichts bedeuten. Bei Tizian ist gleichmäßige Breite der Ausführung, gleichmäßige Einordnung der Teile in das Ganze vorhanden, und doch findet der Beschauer, wenn er dem Bilde näher tritt, daß jeder Pinselstrich eine Wirklichkeit repräsentiert; und da das die Illusion erhöht, kann es sicherlich das Verdienst des Werkes nicht schmälern.

Benjamin West sagte von dem Petrus Martyr, es habe dreihundert Jahre gebraucht, ein solches Werk hervorzubringen; und das entspricht so ziemlich dem Zeitabschnitt vom Wiedererwachen der Künste im Mittelalter bis zum Entstehen dieses Bildes.

Tizian stand noch keineswegs in hohem Ansehen, als er dieses große Werk schuf und der Lohn, den er hierfür, wie für manche frühere Arbeit empfing, war so unangemessen, daß er sich in einer Lage befand, die von Dürftigkeit wenig entfernt war. Albrecht Dürer, der um diese Zeit Venedig besuchte, erwähnt ihn nicht, wenn er von den hervorragendsten dortigen Malern spricht.

Tatsächlich wurde er erst, nachdem er infolge der Lobsprüche, die sein Freund Pietro Aretino, der Dichter, seinen Werken gespendet hatte, nach Bologna berufen, um das Portrait Karl V. zu malen, der Abgott des italienischen Volkes, ja Europas.

William Blake

geboren am 20. November 1757 in London, gestorben 12. August 1827.

An Ehrw. Dr. Trusler.

23. Aug. 1799.

Euer Ehrwürden,

Es tut mir wirklich sehr leid, daß Sie mit der Geisterwelt zerfallen sind; besonders falls ich dafür verantwortlich bin. Ich bedauere es sehr, daß Ihre und meine Ansichten über allegorische Malerei so sehr auseinandergehen, daß Sie über meine Bestrebungen ungehalten sind. Wenn ich Unrecht habe, befinde ich mich dabei in guter Gesellschaft. Ich hatte gehofft, daß Sie bei Ihrem Plan alle Gattungen dieser Kunst im Auge hatten und besonders, daß Sie die Gattung nicht verwerfen würden, welche jeder andern zum Dasein verhilft: nämlich Visionen der Ewigkeit.

Sie sagen daß ich jemand brauche, der meine Ideen erläutert. Aber Sie sollten wissen, daß das Große notwendigerweise schwachen Menschen dunkel ist. Das was dem Idioten deutlich gemacht werden kann, ist der Mühe nicht wert. Die weisesten Männer des Altertums waren der Meinung daß das, was nicht allzudeutlich ist, am geeignetsten zur Belehrung sei, weil es die Fähigkeiten zum Handeln erweckt. Ich nenne Moses, Salomon, Äsop, Homer, Plato.

Aber da Sie so freundlich waren mir Ihre Bemerkungen über meine Zeichnung zu übermitteln, so erlauben Sie mir wiederum die Zeichnung wider eine falsche Bemerkung zu verteidigen nämlich gegen die, daß ich Mißgunst, ohne Ursache dazu, vorgestellt habe.

Ist nicht Verdienst des Einen Grund zum Neid eines Andern und Heiterkeit und Glück und Schönheit Ursache zur Mißgunst? Geldmangel und Not allein können niemals als Entschuldigung für einen Dieb angeführt werden, denn viele ehrliche Leute ertragen mit Tapferkeit größere Beschwerden. Deshalb müssen wir die Ursache irgendwo anders als in der Sucht nach Geld suchen, denn die Leidenschaft zum Geld führt den Menschen zum Geiz, nicht zum Diebstahl.

Ich habe dadurch bewiesen, daß es Ihren Gründen am richtigen Verhältniß zueinander fehlt, was Sie mir bei meinen Figuren niemals beweisen können. Sie haben die Proportionen Michelangelos, Raphaels, der Antiken und der besten lebenden Modelle. Ich sehe, daß Ihr Auge durch Karikaturen verdorben ist, die eigentlich nicht so reichlich vorhanden sein sollten, wie sie es sind. Ich liebe Spaß, aber zu viel Spaß ist das Ekelhafteste aller Dinge. Fröhlichkeit ist besser als Spaß, und Glück besser als Fröhlichkeit. Ich fühle, daß ein Mensch in dieser Welt glücklich sein kann und ich weiß daß diese Welt eine Welt der Einbildung und Vorstellung ist. Ich sehe Alles was ich

male in dieser Welt, aber nicht jeder sieht so wie ich. In den Augen eines Geizhalses ist eine Guinee weit schöner als die Sonne und ein durch seinen Inhalt abgenutzter Geldbeutel hat für ihn schönere Verhältnisse als ein Weinstock voller Trauben. Der Baum, der den Einen zu Freudentränen rührt, ist in den Augen des Anderen nur ein grünes Ding, das im Wege steht. Manchem erscheint die Natur ganz lächerlich und verbildet, und von denen werde ich mir meine Proportionen nicht vorschreiben lassen. und manche sehen überhaupt kaum die Natur. Aber den Augen eines mit Phantasie begabten Mannes ist die Natur selbst Phantasie. Wie ein Mensch ist, so sieht er. Wie das Auge gebildet ist, so sind seine Fähigkeiten. Sie haben sicher Unrecht, wenn Sie sagen, daß die Visionen der Phantasie in dieser Welt nicht zu finden sind. Mir erscheint diese Welt als eine fortgesetzte Erscheinung der Phantasie oder Einbildungskraft und ich fühle mich geschmeichelt, wenn mir das gesagt wird. Was stellt Homer, Virgil u. Milton auf eine so hohe Kunststufe? Warum ist die Bibel unterhaltender und belehrender als irgend ein anderes Buch?

Sollte es nicht deswegen sein, weil sie sich an die Einbildungskraft, das übersinnliche Empfinden unmittelbar wenden und an den Verstand und die Vernunft nur mittelbar? So steht es auch mit der wahren Malerei; nur die allein wurde von den Griechen und den besten modernen Künstlern geschätzt. Bedenken Sie was Lord Bacon sagt: „Die Sinne übermitteln an die Einbildungskraft bevor die Vernunft geurteilt hat und die Vernunft übermittelt an die Einbildungskraft, bevor das Urteil vollzogen werden kann.

Aber ich bin glücklich eine große Mehrzahl von Mitmenschen zu finden die meine Visionen verstehen, und besonders, daß sie von Kindern verstanden wurden, die meine Bilder mit größerem Entzücken betrachtet haben, als ich selbst gehofft hatte. Jugend und Kindheit ist nicht gleichbedeutend mit Torheit u. Unfähigkeit. Manche Kinder sind Narren ebenso wie manche alten Leute es sind. Aber eine große Mehrzahl ist auf seiten der Phantasie oder der geistigen Empfindung.

Einen Stich nach einem andern Maler anzufertigen ist unendlich mühsamer als seine eigenen Empfindungen auszuführen. In der Größe, die Sie wünschen, wäre mein Preis 30 Guinees und ich kann es unmöglich für weniger machen. Für den Kopf den ich Ihnen als eine Probe schickte erhielt ich 12; aber nach meinen eigenen Zeichnungen könnte ich wenigstens die 6 fache Arbeit in derselben Zeit machen, was den Preisunterschied begründet, außerdem ist eine Kreidezeichnung wenigstens 6 mal so mühsam als Aquarellmalerei. Ich habe kein Bedenken einen Stich nach andern Künstlern zu machen. Stechen ist der von mir eigentlich erlernte Beruf und ich würde niemals versucht haben von etwas anderem zu leben wenn nicht Bestellungen für meine Zeichnungen

und Bilder gekommen werden, die, ich freue mich es Ihnen zu sagen, mit jedem Tag wachsen. Wenn ich also ein Maler geworden bin, so ist es nicht dem zuzuschreiben, daß ich darnach gesucht habe. Aber ich bin zufrieden, ob ich nun vom Malen oder Gravieren lebe.

Ich bin Euer Ehrwürden sehr gehorsamer Diener

William Blake.

Von dem Empfänger bezeichnet: „Blake von Aberglauben verdunkelt".

Dante Gabriel Rossetti

englischer Maler und Dichter

geboren 12. Mai 1828 in London, gestorben 9. April 1882 in Birchington bei Margate. Rossetti begründete mit Holman Hunt und Millais den Bund der Raffaeliten.

An Professor Norton Cambridge Massachusets.

Juli 1858.

Mein lieber Norton!

. . Zuerst das Geschäft. Die Zeichnung, die ich für Sie habe, heißt: Vor der Schlacht, und stellt ein Schloß voller Damen vor, die Banner gestickt haben, welche nun von der Schloßherrin an die Lanzen befestigt werden. Es sind eine Menge große und kleine Ganz- und Halbfiguren darauf; und ich schmeichle mir daß, in Bezug auf Farbe, es das Beste ist, was ich noch gemacht habe. Ich schicke es Ihnen nicht gleichzeitig mit diesem Briefe, (obgleich es ganz fertig ist) teils, weil ich es mit Ihrer gütigen Erlaubnis noch ein Weilchen hierbehalten möchte, um es zu zeigen; aber teilweise auch, weil ich nicht will, daß Sie die Katze so völlig im Sack kaufen, wie es der Fall sein würde, wenn ich es fortschicken würde, ohne wenigstens zu wissen, ob das Sujet Ihnen zusagt oder nicht. Diese ritterlichen Vorwürfe im Style Froissart's liebe ich leidenschaftlich, ob es aber auch bei Ihnen der Fall ist, kann ich nicht wissen. Wenn sie Ihnen entschieden unsympathisch wären, so glaube ich sicher, Ihnen bis zum Zeitpunkt Ihrer Antwort, stattdessen eine fertige Zeichnung in einem ganz anderen Genre anbieten zu können. Inzwischen (um gründlich unverschämt zu sein, in Betracht dessen, was vorangegangen) möchte ich Sie um eine sofortige Antwort bitten, damit ich weiß, wie ich mich in der Sache zu verhalten habe: und (was das Schlimmste ist, um gehörig geldgierig zu sein) möchte ich Sie ohne viele Umschweife bitten, diese oder eine andere Zeichnung sofort nach Ihrer Entscheidung als expedirt betrachten zu wollen, und mir, zugleich mit der Antwort auf diesen Brief, möglichst postwendend, den Betrag Ihres Auftrages (50 Guineen, wenn ich mich nicht irre) zukommen zu lassen, denn, die Wahrheit zu sagen, meine unentgeltlichen Arbeiten in Oxford haben mich ein wenig in Verlegenheit gebracht. Wenn ich höre, daß Sie Ihre Zeichnung geschickt haben wollen, expediere ich sie augenblicklich.

Nun will ich Ihnen auch noch etwas über die Oxforder Bilder sagen. Ich nehme an, Sie wissen, daß das Gebäude von Woodward ist — der Verhandlungssaal der Union Society. Die Schönheit und Einfachheit des Raumes schien ihn unvergleich-

lich geeignet für Wandmalereien zu machen, und dementsprechend beschlossen Einige von uns ihn auszumalen, als Versuch eines Styles, dem ich, zum Beispiel weit lieber all meine Zeit widmen würde als irgend einem anderen Zweige der Kunst. Mit Ausnahme von Arthur Hughes und mir selbst, haben alle Beteiligten beinahe ihr Debut als Maler dabei gemacht; es sind Edward Jones, W. Morris (von dem Sie Einiges im Oxford und Cambridge Magazine sahen, und der, wie ich glaube, Ihnen seinen Gedichtband geschickt hat) Spencer Stanhope, Pollen und V. C. Prinsep. Jones' Bild ist ein vollendetes Meisterwerk, wie Alles aus seiner Hand. Sein Sujet in der Serie (welche, wie Sie ja wohl wissen, den Mort Arthur behandelt), ist Merlin, der von der Jungfrau vom See unter einen Stein begraben wird.

Mein Sujet (denn Jeder von uns hat bis jetzt nur Eins gemacht) ist Sir Lancelot, dem seiner Sünde wegen die Kapelle des Heiligen Gral zu betreten verwehrt ist. Er ist vor dem Schrein voller Engel eingeschlafen, und zwischen ihm und dem Altar erhebt sich in seinem Traume das Bild der Königin Ginevere, die schuld an Allem hat. Sie steht vor ihm und starrt auf ihn mit ausgebreiteten Armen, die in die Zweige eines Apfelbaumes greifen. Als Vervollständigung dazu will ich ein Bild nach einer Zeichnung malen, die ich für den Zweck gemacht habe, die Erringung des Heiligen Gral durch Lancelot's Sohn Galahad, zusammem mit Bors und Parsifal.

Die Serie beginnt mit Pollen's Bild: „König Arthur empfängt das Schwert Excalibur von der Jungfrau vom See" und endet mit Hughe's „Arthur wird nach Avalon hinweggeführt und das Schwert wird in die Fluten des Sees versenkt. Die anderen Gemälde sind: das erste von Morris, „Sir Palanide's Eifersucht auf Sir Tristram; das zweite von Prinsep: Sir Pellias verläßt die Lady Ettarde; und das dritte von Stanhope: Sir Gawacue trifft drei Damen an einem Brunnen. Verschiedene Flächen bleiben noch auszumalen, und werden nach und nach, wie es die Zeit erlaubt, ausgefüllt werden. So manches, wenn auch nicht Alles, wird noch in diesen langen Ferien gemacht werden. Ich selbst werde in kürzester Zeit hinuntergehen. Die Wandgemälde sind alle sehr groß, die Figuren beträchtlich über Lebensgröße, obgleich sie kaum den Eindruck machen, da sie sehr hoch über dem Fußboden sind.

Ich hoffe sicher, wenn das Ganze beendet ist, werden Sie es sich mal ansehen. Es giebt garkeine Arbeit, bei deren Hervorbringung man ähnlich glücklich ist, und keine, von der man hoffen kann, Andere seinen Kräften gemäß, ähnlich glücklich zu machen.

Betrachten Sie mich, lieber Norton, als

Ihren aufrichtig ergebenen

D. G. Rossetti.

14 Chatam Place Blackfriars, 9. Januar 1862.

Mein lieber Norton!

.... Erst mal wegen der Zeichnung (Vor der Schlacht), welche so lange bei mir war und doch Ihr Eigentum ist. Ich kann nur einen Schatten von Grund dafür angeben — nämlich, daß ich bemerkte, daß sie unter meinen Zeichnungen nicht gerade als Lieblingsblatt unseres gemeinsamen Freundes Ruskin figurirte, der (wenn mir mein Gedächtniß keinen Streich spielt) zur Zeit, als ich Ihnen zuletzt darüber schrieb und Sie mein Anerbieten annahmen, abwesend war und sie damals noch nicht kannte. Damit will ich nicht etwa sagen, daß Ruskin sie schlecht findet, was nicht der Fall ist, denn er lobte sie des Öfteren, als er sie bei mir hängen sah. Aber ich merkte es zur Genüge, daß, wie gesagt, sie nicht zu seinen Lieblingen gehörte, im Vergleich zu anderen Werken meiner Hand, um zu bedauern, daß gerade diese Zeichnung für Sie bestimmt sein sollte, der, wie ich weiß (und Sie stehen nicht etwa allein in dieser Ansicht) einen so hohen Wert auf seine Meinung legt. Auch will ich Ihnen nicht verhehlen, daß, nach reiflicher Beurteilung der Zeichnung, ich sie selbst für ultra — mittelalterlich halte, — denn sie war während eines ziemlich langen und sehr einsamen Landaufenthaltes entstanden, zu einer Zeit, als ich besonders stark solche Eindrücke in mich aufnahm. Daher habe ich mir unaufhörlich überlegt, ob ich nicht, falls ich in nicht zu langer Frist ein Werk anderen Charakters fertig bekäme, Ihnen die Wahl zwischen beiden lassen sollte. Aber die Zeit verging und verflog u. es war nicht der Fall, da Alles, was ich schuf, eiligst fortkam (da es not tat) sowie es fertig war oder auch schon manchmal vorher. Inzwischen wird die Zeichnung „Vor der Schlacht" jedenfalls etwas gewonnen haben dadurch, daß ich sie so lange prüfen konnte, und morgen will ich anfangen, die letzten Striche daran zu machen und binnen einer Woche ist sie sicher auf dem Wege zu Ihnen. Wie gesagt, war sie im Wesentlichen längst fertig, aber ich hoffe, sie noch etwas zu verbessern, da ich ihr nach einer so langen Pause jetzt frisch gegenübertrete. Wenn sie Ihnen beim Eintreffen nicht gefallen sollte, wollen Sie mir das offen und ehrlich sagen? und sowie ich Ihnen irgend etwas Anderes dafür anbieten kann — was früher oder später sicher der Fall ist und verlassen Sie sich darauf, es soll tunlichst schnell sein — sollen Sie von mir darüber hören. Ich wünschte von Herzen, Sie säßen hier bei uns an diesem schönen, heitern Winterabend. Unser Zimmer ist mit lauter hübschen Sachen angefüllt, und ich habe den Kamin mit echten alten blauglasierten holländischen Kacheln belegen lassen — die meisten mit biblischen Motiven — solche, aus denen John Wesley (nicht wahr?) die Heilige Schrift an seiner Mutter Knie gelehnt lernte. Ich schreibe dies, ehe ich zu einer Zusammenkunft einer Firma gehe, welcher ich an-

gehöre (!!) — Morris, Marshall, Faulkner und Co. — Kunstgewerbler. (Morris ist der herrliche Dichter, dessen Verteidigung der Ginevere etc. Sie wahrscheinlich kennen.) Ich lege einen unserer Prospekte bei, und versichere Ihnen, wir wollen Wunder vollbringen — eigentlich sind wir schon mitten darin, wenn auch sehr vorsichtig, denn natürlich wagen wir uns nur so weit vor, wie Aufträge, die wir ganz sicher haben, uns Auslagen erlauben. Unsere Aufträge bestehen bis jetzt hauptsächlich in Glasmalereien, doch wünschte ich, Sie könnten einen gemalten Schrank mit der Geschichte des Sankt Georg, und andere Möbelstücke von großer Schönheit sehen, die wir in Arbeit haben. Wir haben uns Platz in der Großen Ausstellung gesichert und hoffen, so Gutes zeigen zu können, wie es in der kurzen Frist möglich ist. Unsere Glasmalereien können sich, ich wage es zu sagen, mit jeder anderen Firma messen, und müssen, glaube ich, sich einen Ruf sichern, wenn sie erst bekannt sind, denn bis jetzt sind wir zwar seit Monaten unaufhörlich an der Arbeit, aber hatten noch wenig Zeit und Gelegenheit, unsere Arbeiten zu zeigen. Morris und der Architekt Webb sind unsere tätigsten Geschäftsleute, in Bezug auf die wirkliche Führung des Geschäfts; wir Übrigen beschränken uns hauptsächlich darauf, auf Wunsch Zeichnungen zu liefern, da natürlich unser Plan ist, etwas Schaffenswertes durch Zusammenarbeit zu Stande zu bringen, — doch ohne im Geringsten in die individuelle Tätigkeit derjenigen von uns, die Maler sind, störend einzugreifen. Ein Ihnen vielleicht neuer Name auf unserer Liste, der jedoch dazu bestimmt ist, unübertroffen, ja vielleicht unerreicht in der Ruhmesgeschichte unserer Generation dazustehen — ist Edward Burne Jones. Er ist ein um noch Vieles jüngerer Maler als die Meisten unter uns, und hat, außer bei ein paar Privatgelegenheiten, überhaupt noch nicht ausgestellt. Doch kann ich Ihnen in Worten die köstliche Schönheit seiner Schöpfungen nicht schildern. Für mich ist keine andere Kunst so unsagbar beglückend, außer der der besten Venezianer.

Vor Allem wünschte ich, Sie könnten das Haus sehen das sich Morris (der vermögend ist) in Kent gebaut hat. Es ist durchgängig von edelstem Geschmack und mehr Gedicht als Sie es sich nach den landesüblichen Häusern vorstellen können, und doch wiederum wie geschaffen, um herrlich darin zu leben. Aber, soeben fällt mir ein, vielleicht kommen Sie in diesem Ausstellungsjahr zu uns herüber. Sie müßten es wirklich. Sie wissen garnicht, wieviel Neues Sie dabei zu sehen bekommen würden, und zwar gerade, was Ihnen am liebsten ist.

Ihr Ihnen wahr u. aufrichtig ergebener

D. G. Rossetti.

Sir Frederic Leighton

geboren 3. Dezember 1830 in Scarborough, gestorben 25. Januar 1895.

An Steinle, seinen Freund und Meister.

3. Dez. 1867.

Mein teuerer Freund,

Soeben von einer längeren Reise (nach Konstantinopel und Athen) zurückgekehrt, finde ich zwei sehr willkommene Briefe von Ihnen, aus denen ich mit großer Freude ersehe, daß Ihr alter Schüler immer noch auf Ihre ihm so wertvolle Freundschaft und Sympathie rechnen darf — und ich sehe es desto sicherer daraus, daß Sie mir über die zugesandte Photographie eine liebenswürdige, aber treffende Kritik beifügen. — Ich stimme dieser ganz bei, und kann zu meiner Vertheidigung nur vorschützen daß es mit dem langen (durchaus zu füllenden) Raum und dem in der Mitte stehenden Altare schwer war, nicht etwas ins . . . zu fallen. Das ist am Ende eine lahme Entschuldigung, und ich hoffe, daß Sie mir immer mit gleicher freundeswürdiger Aufrichtigkeit auf die Finger klopfen würden.

Mein teurer Freund, die Idee, neben Ihnen, meinem Meister, als Collaborator aufzutreten, wäre mir allerdings in hohem Grade ansprechend und schmeichelhaft. Es ist daher, nur nach reifer Überlegung und in der festen Zuversicht, daß Sie in Ihrem Leighton doch wenigstens die Aufrichtigkeit schätzen werden, daß ich mit wirklichem Bedauern Herrn Bruckmanns schmeichelhaftes Anerbieten verneinend aufnehme. Sie — mehr als irgend Jemand, werden mit mir einstimmen, daß ein Künstler keine treffliche Arbeit leisten kann, ja sogar kein Werk übernehmen darf, das nicht ein aufrichtiger Ausdruck ist sowohl seiner Empfindung als seiner Überzeugung. Daß ich's aufrichtig gestehe — ich kann mich mit einer durchgehenden Illustration von den Shakespearischen Schauspielern, diesen schon als erschöpflich durchgebildeten Kunstwerke dastehenden Meisterstücke nicht verständigen; mir scheinen sich aus der Literatur nur solche Gegenstände zu malerischer Darstellung zu eignen, die in geschriebenem Wort mehr als Andeutung dastehen — Gegenstände, die, wie etwa in der Bibel oder der Mythologie und Sagenwelt in breiten Zügen angegeben sind, oder den nicht allgemein schon im Geiste des Beschauers lebenden Schauspielern (wie z. B. die griechischen Tragödien) entnommen sind. — Es ist meistens ein Ringen mit dem unvergleichlich fertig dastehenden — was für meine Kräfte gänzlich abschreckend ist, nehmen Sie dieses nicht übel, mein lieber Freund, und halten Sie es nicht für eine zu große Anmaßung, daß sich Ihr Schüler so offen gegen Sie äußert, wo Sie ja anders denken. Um auf ein Detail überzugehen, muß ich auch gestehen, daß

bei mir ein kolorierter Karton auch nicht eine natürliche Ausdrucksweise ist. Ein gezeichneter oder grau in grau gemalter Karton, wohl ein fünf Schuh hohes Format ist mir für eine Andeutung von Farbe wenigstens 5 mal zu groß — ebensowenig würde ich in dieser Größe eine Andeutung von Form geben — Farbe ist nicht nöthig — bedient man sich ihrer aber in halber Lebensgröße, so ist sie zu edel und poetisch — meine ich — als daß man sie sozusagen kolorieren dürfte. — Werden Sie mir dies Alles verzeihen lieber Meister? — Indessen seh ich mit tiefem Interesse den schönen Werken entgegen, die Sie auch diesmal sicher schaffen werden. — Ich habe mit einigem Bedauern den Brand des alten ehrwürdigen Doms erfahren, und schreibe eben an Otto Cornill in Bezug auf eine Lotterie, die veranstaltet werden soll zum Wiederaufbau des Turmes. — — —

Leben Sie wohl, mein lieber Meister, und nehmen Sie nichts übel von Ihrem dankbar ergebenen Schüler.

Leighton.

An denselben.

Florenz den 13ten November.
386 Via del Fosso.

Mein lieber und teuerer Freund und Meister.

Erst jetzt komme ich endlich dazu Ihnen schreiben zu können; in dem Drängen und Treiben der Reise, und selbst während der kurzen Aufenthalte, die ich hier und dort gemacht habe, ist es mir unmöglich gewesen mich mit Fassung hinzusetzen und einen Brief abzufassen; sogar meinen Eltern habe ich erst heute Morgen geschrieben, seitdem ich Wien verließ; doch werden Sie mir leicht glauben daß ich in dieser Zeit gar oft in Gedanken nach Frankfurt gewandert bin in liebevoller Erinnerung an Sie meinen teuern Freund. — Es ist, seitdem ich Sie sah, sonderbar mit mir zugegangen. Ich war noch nicht in Berlin angelangt, als ich von einem „jebildeten“ Preußen erfuhr daß Graefe, um dessenthalben ich ja ausschließlich nach der „jeistreichen“ Hauptstadt reiste, auf unbestimmte Zeiten verreist sei, denken Sie sich meine Bestürzung. Glücklicherweise fand ich bei meiner Ankunft einen alten Freund der mit der „Geheimrätlich-von-Graefeschen Familie bekannt war, und der durch dieselbe erfuhr, daß Graefe an dem und dem Tage in Wien im Goldenen Lamm (Lplaoſtdt) eintreffen müsse.“ Ich traf ihn richtig an und hatte eine Consultation, in welcher er meine Augen mit dem Opthalmoscop untersuchte und mir sagte, ich solle guten Mutes sein, mein Leiden sei zwar hartnäckig aber keineswegs gefährlich und ich dürfe auf gänzliche Beseitigung desselben hoffen. Er schrieb mir für Rom eine Kur vor, die hauptsächlich in lokaler Blutentziehung und Brillentragen besteht und sehr langweilig sein wird; doch füge

ich mich gern in Alles, um nur meine Augen zurückzubekommen. Eins ist sicher, seitdem ich in Italien bin, sind sie von selber schon merklich besser geworden, was ich großenteils der bedeutenden Verminderung meiner Hypochondrie zuschreibe. Ja! seitdem ich in Italien bin, bin ich ein neuer Mensch, ich atme, meine Brust schlägt höher, schwere Wolken haben sich von mir weggewälzt, die Sonne scheint wieder auf meine Wege und in meinem Herzen sprudelt es wieder von Jugend und Lebenslust; wären nur Sie auch hier, geliebter Freund! — Doch muß ich Ihnen auch über meine Deutsche Reise einiges sagen, und zwar fange ich mit Berlin an. Es ist wirklich was eigentümliches um diese Stadt; beim ersten Anblick hat sie doch was imposantes, und die ungeheuere Masse von neueren Gebäuden, in denen offenbar auf Architektur ausgegangen ist, giebt (man möge von dem Geschmack der Bauden (sic!) denken wie man will) den Anschein von großer künstlerischer Tätigkeit, und von verbreitetem Kunstsinn; nun habe ich seitdem Grund gefunden diese scheinbare Kunstliebe für Etwas angenommenes oder aufoktroyirtes anzusehen, wie Einem überhaupt in Berlin vor Bildung übel werden mag; würden Sie glauben daß jetzt jedes Mädchen ein Gouvernanten-Examen machen muß? Caulbach versteht die Berliner gut; beim Raczinski hängt in großen Ehren eine Studie von einem römischen Pfifferaro den er dem großen Meister jedenfalls abgekauft hat wegen einem Knittelvers, der in großen Buchstaben darauf geschrieben ist und also lautet:

In Italien auf meiner Wanderschaft
Hab ich dies Büblein aufgerafft
Hab's mit dem Pinsel so hingeschrieben
Ist mir leider unvollendet geblieben. W. Kaulbach.

Göttlich! Wie? Ich wüßte ein Gegenstück aus der belgischen Künstlerwelt. Als ich vor Jahren in Brüssel Gallait besuchte, stand vor der Türe ein zerlumpter, äußerst malerischer ungarischer Rattenfänger, der mich fragte ob nicht da ein Maler wohne; vor kurzem sah ich auf einmal meinen Slaven mit einer Geige unter dem Arm, an einem Fenster, sehr schön lithographirt, ich glaube sogar im „Artistes contemporains", in der Ecke stand Louis Gallait pinx; drunter: „Art et Liberté!" so entstehen Bilder! — In Berlin ist alles nach außen hin berechnet; dies sieht man am schlagendsten am neuen Museum; wenn es fertig ist, wird es, im Verhältnis zu den Mitteln der Stadt in der es errichtet ist, das prachtvollste sein, was ich kenne; zudem ist nicht zu läugnen, (so unpassend ich ein zweidrittels Griechisches Gebäude an den Spreeufern finden mag) daß doch Vieles in der Architektur sogar sehr schön ist; jedoch zu was das Alle(s)? mit Ausnahme einiger Aegyptischen Alterthümer sind in allen diesen verschwenderisch vergoldeten und bemalten Räumen nur Gypsabgüsse.

Ja, und daß ich sie nicht vergesse die große Theeservice von Kaulbach, elendes, übrigens mit überschwenglicher Produktivität gemachtes Zeug; einfältiger Allegorienkram ausgeführt ohne allen feinen Sinn für Form, mit gänzlicher Verleugnung aller Individualität, und gemalt, nun da sagt man lieber garnichts; und doch hat Kaulbach die hellenische Kunst etc. etc. und was noch all in den Zeichnungen steht; man möchte ausrufen wie Cassius „dahin kam's Ihr Götter?"

Leider kann ich über die Cornelianischen Sachen am Alten Meseum auch nicht viel Lobens machen; ich gestehe sie haben mir sehr misfallen, wenn ich sie von weitem in Ihrem Zusammenhang mit dem Gebäude sehe, finde ich sie unangemessen; in einer langen, sehr einfachen, in großen Verhältnissen gebauten Colonnade verlange ich von einem Frescogemälde, daß es in Form und Farbe große, ruhige plastische Massen bilde; anstatt dem sehe ich hier ein buntes unruhiges Durcheinander, eine Fricassée von Gedanken und Allegorien, daß einem schwindelt; Ideen in solcher Masse, daß dem Beschauer garnichts übrig bleibt und er fortgeht, ohne Etwas empfangen zu haben; der geistige Eindruck ist also auch nicht plastisch. Geht man aber näher um die Ausführung zu sehen, findet man wieder nichts erfreuliches, eine gezwungene unschöne Zeichnung, Stellungen die man nur nach vollkomener Räderung fertig bringen könnte, überhaupt ein Aussehen, als hätten die Figuren keine Knochen aber dafür backsteinerne Muskeln; Die Farbe ist nicht viel besser als Kaulbach; das Endstück rechts eine allegorische Darstellung des menschlichen Todes (oder so was) ist der gemeinste und zugleich ungeschickteste Knalleffekt der mir noch vorgekommen ist; Cornelius mag sich in Rom den Vatikan anschauen, ob er da so was findet; überhaupt scheint der sonst gewiß große Künstler etwas gesunken zu sein, die Cartons zum Campo santo sind lange nicht so gut wie die Entwürfe (die ich teilweise reizend finde), sie sind hie und da, was mich überaus erstaunte, schmählich verzeichnet; und dann teatralische Stellungen, conventionelle Gewände etc. etc. — im Museum selbst sind wenig Bilder allerersten Ranges, aber desto herrlichere von Meistern zweiten Ranges; welch' ein Sippi, welch ein Basaiti, welch' ein Cos. Roselli! ich war entzückt; das ist Kunst, Charakter, Form, Farbe, alles in schöner Eintracht! — Die „Tochter Titians" verdient nicht ihren Ruhm, sie ist flau und langweilig. — Doch mein Papier geht zu Ende, so auch meine Augen; ich schiebe deshalb das übrige auf einen Brief auf; und erwähne nur daß mich in Wien, Kuppelwieser, Führich u. Roesner aufgenommen haben, wie das Kind im Hause und sie alle aufs herzlichste grüßen lassen; ich bitte Sie teuerer Freund, schreiben Sie recht bald und halten Sie in freundlichem Andenken Ihren dankbar ergebenen Schüler

Fred. Leighton.

Mac Neil Whistler

geboren 11. Juli 1834 in Lowell, gestorben 17. Juli 1903 in London.

Naif Enfant.

Times 2. Mai 1881. Nahe hierbei hängt ein anderes Portrait von allerhöchstem Interesse, und obgleich ganz abweichend gemalt, ist es sehr geeignet, so dicht bei Herrn Hunts Bild zu hängen. Es ist Mr. S. Ruskin, von Herrn Herkomer gemalt! Es ist schwer den Wert der Malerei dieses Bildes von dem Interesse des Gegenstandes zu trennen, da es das erste Ölbild ist, das wir von unserem großen Kunstkritiker gesehen haben. Das Bild, von ganz eigentümlicher Schönheit, ist unserer Meinung nach, Herrn Herkomers bestes Portrait.

Ein direkter Wink.

„Ne pas confondre intelligence avec gendarmes" — aber wirklich, lieber Atlas, wenn der Kunstkritiker der Times, der möglicherweise an einem chronischen Katarrh leidet, in die Gosvenor-Galerie hineinsegelt, ohne Führung oder Kompaß und nicht einmal durch den Geruchssinn zwischen Öl- und Wasserfarben unterscheiden kann, müßte er, wie Mark Twain „sich erkundigen".

Hätte er nur den Aufseher oder den Feuerwehrmann gefragt, so hätte wohl jeder Einzelne ihm davon abgeraten, zu sagen, daß das hauptsächlichste Interesse an Herrn Herkomers großem Aquarellportrait von Herrn Ruskin daran liegt, daß es das erste Ölportrait ist, daß wir von unserem großen Kunstkritiker zu sehen bekommen. Adieu!

W. H.

An den Maler.

World. Lieber Schmetterling. — Mit Hilfe eines biographischen Lexikons habe ich die Entdeckung gemacht, daß es einst zwei Maler gab — Benjamin West und Paul Delaroche mit Namen, die etwas unvorsichtig öffentlich über Kunst sprachen. Aus der Tatsache, daß von ihren Werken nichts übrig geblieben ist, schließe ich, daß sie sich selbst zu Tode geredet haben. Lasse Dich noch warnen, solange es Zeit ist, James, und bleibe, wie ich es tue, der großen Menge unverständlich. Groß sein, heißt unverstanden sein. Tout à vous.

Oscar Wilde.

Reflexion.

Ich kenne einen Vogel, der wie Oscar den Kopf in den Sand steckt und glaubt, daß man ihn nicht entdeckt.

Wenn um groß zu sein, man unverstanden bleiben muß, so war es unvorsichtig von Oscar, die Quelle seiner Inspiration zu verraten: Das Biographische Lexicon!

Wh.

An Théodore Duret.*)

Mein lieber Duret, endlich ist es abgereist, mein „Arrangement in Schwarz No. 5" und wird morgen oder übermorgen in Goupils Händen sein. Sie wissen, daß die Goupils hier waren und mir alle Schwierigkeiten abgenommen haben. Bitte, mein lieber Duret, gehen Sie doch gleich hin und sehen Sie, in welchem Zustande das Bild ist. Ich fürchte, daß nicht alles in Ordnung ist. Zuerst habe ich die Dummheit begangen, es den Abend vor seinem Abgange schlecht zu firnissen — dieser Firniß hat vielleicht einen Niederschlag, wissen Sie, — so daß das ganze Bild möglicherweise mit einem scheußlichen, dicken blauen Schleier überzogen ist! Dann müßte es leicht mit einem seidnen Tuch abgerieben werden; und nachher, wenn es in der Ausstellung aufgehängt ist, aber erst kurz vor der Eröffnung, muß man es von Neuem gut firnissen. — Ich höre, daß eine Ausstellung in der rue de Seizes sein soll, mit Alfred Stevens und de Nites an der Spitze. Glauben Sie nicht, daß ich was schicken könnte, als Vertreter von Amerika? Ich würde gern das andre Bild dahaben, das Sie so besonders gern hatten.

Bitte, sagen Sie Goupil, daß er nach Allem sieht. Ich habe auch zugleich an Ephrussy geschrieben, und hoffe, daß beide Sie begleiten werden und daß sie das Bild mögen.

Ich hoffe, dieser Tage nach Paris zu kommen. Seien Sie ein guter Kamerad u. schreiben Sie mir einen langen Brief u. sagen Sie mir, ob Ihnen Ihr „Patenkind" noch immer Freude macht, — denn sehn Sie, Sie haben ja doch bei dieser „Harmonie" in Schwarz" Gevatter gestanden.

Immer Ihr ergebener und dankbarer Whistler

An denselben.**)

Ste. Vale Chelsea.

Ich danke Ihnen, mein lieber Duret, für alle Mühe, die Sie sich gegeben haben! Aber auch Sie, scheint mir, haben für nichts mehr Sinn unter dem Einfluß der Musik! Denn Sie sagen mir nicht ein Wort über das Arrangement des Saales von Sarasate.

Sie sagen mir garnichts über die Harmonie in Fleischfarbe und Gelb. Ich weiß nicht, ob Sie den Tisch gesehen haben, der nach meiner Zeichnung gemacht ist. Wie Sie die Proportionen des Spiegels über dem Kamin im kleinen Salon finden. Auch ob Sie die Farbe des ganzen schön finden etc.

Von Alledem weiß ich nichts. — Also muß ich glauben, daß er Ihnen nicht gefallen hat ... und daß Sie aus Diskretion nichts darüber sagen! — Denn Sie wissen, daß ich auf meine dekorativen Arrangements so viel Wert lege, wie auf meine Gemälde. Vielleicht werde ich bald auf 2 oder 3 Tage nach Paris kommen.

Indessen stets der Ihrige Whistler.

*) Aus dem Jahre 1882.
**) Aus dem Jahre 1884.

An denselben.*)

St. Vale, Chelsea.

Mein lieber Duret, wissen Sie, daß Sie anfangen wie man so freundschaftlich sagt, eine „Klaue" zu schreiben, das heißt, ich kann nichts mehr von dem entziffern, was Sie mir schreiben! — aber nichts, nichts! Ich glaube, zu verstehen, das Durand Ruel die Sache schlecht angefangen hat, und daß mein Porträt von Lady Archiß in einem erbärmlichen Zustande im Salon angekommen ist, — daß es seitdem gefirnißt wurde und folglich jetzt mit Staub bedeckt sein muß.

Seien Sie gut und schicken Sie mir einige Zeitungsausschnitte — es muß welche geben. Vielleicht komme ich nach Paris, aber gerade jetzt nicht.

Sarasate hat hier einen erstaunlichen Erfolg.

Schreiben Sie mir, was die Maler in Paris sagen, auch wer Mr. Dubois ist . . . Einige Zeitungen hier sagen, daß sein Porträt das beliebteste im Salon sei.

Immer der Ihre

Whistler.

Aber was ich lesen kann, mein lieber Duret, das ist Ihr Buch! Und das ist entzückend! Wie gut sieht es auch aus, und welch vorzüglicher Titel!? Die „Avant-garde", — Wirklich, — das nenne ich eine gute Idee! — Denn wir wollen nie vergessen, daß Sie immer voran waren, während die Andern in nebelgrauer Ferne von Zweifel und Dummheit dahinten blieben!

Whistler.

Politik mit aufgelegten Karten.

An den Herausgeber der Pall Mall Gazette.

Pall Mall Gazette, 9. Dez. 1886.

Geehrter Herr! In Ihrem mutigen Fedzug gegen den Dämon Langeweile und dessen abgeschmackten Hofstaat halte ich es für das richtige, gewisse Dokumente zum Zwecke sofortiger Publikation in Ihre Hände zu legen, um das Interesse Ihrer Leser aufs neue zu erwecken, wenn sie hören, durch wie starke Mauern die Toren vor der Außenwelt geschützt werden und wie wünschenswert ihre Bloßstellung, Niederlage und ihr Tod ist — auf daß die Wahrheit siege.

Die Sache ereignete sich folgendermaßen. Eine Kritik in der Times erforderte einen sofortigen Verweis, und ich sandte meine Antwort demzufolge an den Herausgeber, der sie umgehend zurückschickte mit dem Bedauern, „daß der Ton, in dem sie gehalten, eine Publizierung in der Zeitung unmöglich mache" . . . Daraufhin änderte ich meinen Kriegsplan und schrieb nun an den Herausgeber persönlich:

*) Aus dem Jahre 1885.

Geehrter Herr! Gestatten Sie mir, Ihre werte Aufmerksamkeit auf das Faktum zu lenken, daß der beiliegende Brief an den Herausgeber der Times die Antwort auf einen Artikel aus Ihrer Zeitung ist — und daß, da ich meinen Namen vollzeichne, ich allein verantwortlich für Form und Inhalt bin; tatsächlich können Form und Inhalt so und nicht anders sein, sonst wäre es eben nicht mein Brief.



Mac Neil Whistler.

Die allgemein gültige Usance erfordert es, daß jede Antwort und jeder Kommentar zu irgend einer in Ihrem Blatte aufgestellten Behauptung auch in Ihrem Blatte veröffentlicht wird, da eine berechtigte Höflichkeitsform das Einrücken in eine andere Zeitung verhindert.

Auch haben Sie sicherlich nicht die Absicht, Form und Stil vorzuschreiben, in denen man berechtigt ist, in den Spalten der Times zu schreiben — als ob man sonst am Heiligsten einen Frevel beginge — oder man müßte eben alles ruhig einstecken und Sie hätten alle Ihre Briefe selbst zu schreiben.

Mein Brief zielt auf den gefährlichen Einfluß, den minderwertige und rückständige Kritiker, die der ersten Zeitung Englands völlig unwürdig sind, ausüben, und zu meiner Bestürzung sehe ich und kann es doch nicht glauben, daß die Times jeden frischen Luftzug von außen vermeidet und die Publikation eines Briefes refüsiert, weil sie darin das einzige Mittel sieht, ihren Stab zu schützen und Ihre Mitarbeiter zu unterstützen.

Ich behaupte, daß der Ton meines Briefes gegen kein im Kampfe erlaubtes Gesetz sündigt, daß er in keiner Weise gegen den Ehrenkodex verstößt, dem Männer beim Angriff unterworfen sind.

Ich bitte daher nochmals, daß wenn noch Zeit für sofortige Insertion ist, Sie in Ihrer morgigen Ausgabe den Brief bringen oder doch wenigstens die Notiz, daß der Brief im Morgenblatt der Times am Donnerstag erscheinen wird.

Ich bin, geehrter Herr, Ihr ganz ergebener

S. Mc. Neil Whistler.

Mir wurde daraufhin „mit den ergebenen Grüßen des Herausgebers" mitgeteilt, daß mein Brief berücksichtigt werden sollte. In gutem Glauben verließ ich daher das Bureau und entdeckte am folgenden Tage ein kleines Bruchstück des fraglichen Briefes abgedruckt; dieses aus dem Zusammenhang gerissene Stück ließ die Veröffentlichung völlig sinnlos erscheinen. Die beiden folgenden Notizen sprechen für sich:

An S. Mc. N. Whistler Esq.

Der Herausgeber der Times hat in die heutige Ausgabe den Teil aus Herrn Whistlers Brief vom 30. November eingesetzt, der allenfalls einigen Anspruch auf Veröffentlichung hat.

Printing House Square. 1. Dez. 1886.

An den Herausgeber der Times:

Geehrter Herr! Ich erlaube mir meine volle Anerkennung für den Opportunitätssinn auszusprechen, den der Herausgeber der Times durch die listige Wiedergabe eines Teiles meines Briefes bewiesen hat. Erstaunlich! mes compliments! W. H.

Ohne weiteren Kommentar übergebe ich Ihnen die Abschrift des zurückgewiesenen Briefes.

An den Herausgeber der Times:

Geehrter Herr! In einem Artikel über die Gesellschaft Britischer Künstler wagt Ihr Kunstmensch die Meinung des „einfachen Mannes aus dem Volke" wiederzugeben.

Daß solche Meinung nicht am Platze und höchst albern in der Kunstfrage ist, kommt ihm gar nicht in den Sinn, und sie wurde daher freimütig als ausschlaggebend von ihm citiert.

Die Naivität, die darin liegt, dem armseligen Ausspruch eines Proleten eine derartige Wichtigkeit beizulegen, zieht sich meines Erachtens so durch das ganze Schriftstück, daß es schwer wird zu unterscheiden, wo die leichtfertige Unverschämtheit und Selbstgefälligkeit des ahnungslosen, „einfachen Mannes" aufhört, und wo der Witz und die Klugheit des erfahrenen Sachverständigen anfängt — so daß man unbewußt den

sorglosen Kritiker mit dem glaubwürdigen „einfachen Manne" verwechselt, und daß schließlich aus beiden zusammen dieselbe Autorität wird.

Blinde Einfalt ist sicherlich das Charakteristikum für die feierliche Verurteilung, des schönen Bildes von Herrn Stott auf Oldham — einfältige Blindheit — das Totschweigen von Herrn Ludovicis' graziöser Tänzerin.

Eine allgemeine Gedankenverwirrung beim Betrachten von Bildern ist naturgemäß das Schicksal des „einfachen Mannes", aber wenn die Times seine Äußerungen bringt, so erhalten sie, wenn auch noch so sinnlos, einen gewissen Nachdruck, so daß, wenn er ernst mit leerer Überhebung über das Licht in der Ausstellung oder über die Dekoration der Wände spricht, der Leser leicht irre geführt wird und nicht bemerkt, daß der „einfache" Schreiber nur durch Unwissenheit dazu qualificirt ist, weiter seines Amtes zu walten.

Erlauben Sie mir daher falsche Eindrücke zu berichtigen und Ihren Lesern zu sagen, daß „das Arrangement der Farben, Wände und Draperien" kein „vages Experiment" ist, daß die Leisten nicht „entfernt werden sollten", sondern unbedingt bleiben müssen, nicht allein aus Nützlichkeitsgründen, sondern weil dadurch parallele Linien ins Spiel treten, die die unteren Partien der Wände in hübscher Weise unterbrechen und ihr graziöses Aussehen erhöhen — daß die ganze Kombination vollendet ist und daß der einfache Mann, wie gewöhnlich nichts davon versteht. Ich bin geehrter Herr u. s. w. S. Mr. Neil Whistler.

Diese Sache tadellos anständig und in guter Form behandelt, kann niemand besser, als Sie, und ich will nur hinzufügen, daß mir bisher stets die äußerste Bereitwilligkeit von seiten der Presse entgegengebracht worden ist, jedwede Antwort zu bringen, wenn sie ihren eigenen Behauptungen noch so entgegengesetzt war. Sicherlich ist es eine armselige Politik so hartnäckig zu versuchen, die Autorität des Schwächlings und Dummkopfs aufrecht zu erhalten, auf daß er sich selbst zerstöre und Unglück über sein Volk bringe.

Lieber möge er von seinem Posten gestürzt werden, „daß er mit dem Stempel im Mörser zerstoßen werde wie Grütze, damit der Gerechte getröstet werde und die Torheit von uns entweiche.

Kunstregeln.

Mit meinen ergebenen Grüßen an das Komitee der Radierer-Vereinigung „Hoboken" bei Gelegenheit einer Einladung, an einem Ausstellungs-Tournier von Radierungen teilzunehmen, dessen Hauptbedingung lautete, daß die Platten ein Mindestformat von 2 × 3 Fuß haben müssen. Wh.

I. Daß es in der Kunst ein Verbrechen ist, mit einem Material Wirkungen erzielen zu wollen, die nicht in seiner Natur liegen.

II. Daß die Größe des Papiers oder sonstigen Materials immer im richtigen Verhältnis zu den Werkzeugen stehen muß, die zur Ausführung des Kunstwerkes benutzt werden.

III. Daß, da in der Radierkunst das Werkzeug eine möglichst feine Nadel ist, der Umfang der Radierung dementsprechend klein sein muß.

IV. Daß alle Versuche, die Grenzen, die durch die Verhältnisse gesteckt sind, zu überschreiten, durchaus unkünstlerisch sind und nur die Dürftigkeit der Ausdrucksmittel verraten, statt sie zu verbergen, wie es die Kunst in ihrer Verfeinerung erfordert.

V. Daß es daher als Vergehen gegen die Kunst und als Eigensinn und Unwissenheit angesehen werden muß, wenn man eine sehr große Platte nimmt, — daß ein solches Unternehmen von gedankenloser Pedanterie und urteilsloser Energie zeugt — lauter charakteristische Merkmale des Stümpers.

VI. Daß die Sitte der Remarque vom Dilettanten herrührt, der in seiner törichten Leichtigkeit im Produzieren über den Rand den Bildes hinausgeht, und damit seine vollkommene Verständnislosigkeit für die Würde des Kunstwerkes bezeugt.

VII. Daß dieses greulich ist.

VIII. Daß demnach gar kein Rand an dem Proof stehen bleiben darf, um die Remarque aufzunehmen.

IX. Daß die Mode, den Rand stehen zu lassen, wiederum vom Stümper herstammt, dann vom Sammler übernommen wurde, der in seiner Ahnungslosigkeit sich freut, wenn viel Papier da ist.

X. Daß da das Bild endigt, wo der Rahmen anfängt und bei einer Radierung der weiße Passepartout unstreitig wegen seiner Farbe den Rahmen bildet. Alles, was innerhalb des Passepartouts steht, Bild ist, gleichgültig ob ein Rand da ist oder nicht.

XI. Daß Liebhaber ähnlicher Scherzo ebenso gut bei einem Ölbilde 6 Zoll weißer Leinwand am Rahmen stehen lassen könnten, um den Käufer durch den Anblick der Leinwand zu erfreuen.

W. H.

Der höfliche Kritiker.

Magazine of art. Dezember 1887.

Herr Whistler hat eine Mappe in braunem Umschlag mit einem halben Dutzend „Notizen“ herausgegeben, die in glänzendem Faksimile reproduziert sind. Diese „Notizen“ sind prachtvolle Skizzen in chinesischer Tusche und Bleistift — meisterhaft soweit sie da sind — aber es ist so herzlich wenig da — die „Notizen“ können nur als Rohmaterial für den Maler gelten, interessant als korrekte Skizzen, aber zu unbedeutend für die

glänzende Faksimile-Reproduktion und den großen Rand... Das Hauptverdienst der Mappe gebührt den Herausgebern...

Der Flaneur-Kritiker. Sunday Times. 15. Jan. 1888.

Geehrter Herr — Ich verfolge mit Freude Ihre glänzende Entwicklung, und da Sie furchtlos und unermüdlich auf erfreuliche Wahrheiten Jagd machen, bitte ich Sie, meinen sanften Argumenten zu lauschen, mit denen ich wieder einmal einem armen Verwirrten aus der Klemme helfe.

Bekanntlich ist es nicht notwendig, daß der „Kunstkritiker" zwischen dem Original und der „Reproduktion" unterscheiden muß, oder überhaupt irgend etwas von der Sache zu verstehen braucht, über die er schreibt — denn ihm soll viel vergeben werden — aber unbedingt, worauf ich schon so oft hingewiesen habe, muß er in solchem Falle sich bei jedermann erkundigen.

Hätte der Ausstellungsverständige, der für das Magazine of Art reist, im Sekretariat der Königl. Gesellschaft Britischer Künstler nachgefragt, so hätte man ihm gesagt, daß die „Notizen" auf der Treppe und im Vestibul nicht „prachtvolle Skizzen in chinesischer Tusche und Bleistift" sind, die von Boussod, Valodon u Co. reproduziert, „zu unbedeutend für die glänzende Faksimile-Reproduktion und den großen Rand" sind, und „daß daher das Hauptverdienst der Mappe den Herausgebern gebührt". Es sind nämlich — ich gebe zu, es ist sehr peinlich und überraschend — Lithographien nach der Natur, die ich direkt auf der Stelle auf den Stein gezeichnet habe.

Mit solcher Erklärung versehen, die er so leicht hätte einziehen können, wäre ihm die Kränkung eines Tadels von seiten seiner wohlwollenden und peinlich berührten Arbeitgeber erspart worden. Möge besagter Herr hierdurch gewarnt werden, möge er lernen, daß nur der törichte Kritiker „sieht" und irgend ein Unglück aufs Papier bringt, während der vorsichtige und gut geschulte „sich erkundigt".

Mit dieser sanften Ermahnung, mein Herr — Ihr ergebener W. H.

An Théodore Duret.*)

Die „Rochefoucaulds" werde ich immer lieben und schätzen, sowol wegen der Freude die ich daran habe, als auch in Erinnerung an Ihre beständige Liebenswürdigkeit und treue Freundschaft und Anhänglichkeit...

Sagen Sie Jedem viel Liebes, so viel Sie wollen, u glauben Sie mir, Sie fehlen uns sehr! — Oscar**) wird sich verheiraten!! — Na ja — Wirklich! — Ich sagte natürlich was Apartes. — Ich sagte zu seinem Bruder: Na, nun hat Oskar endlich ein Haus, das er allein lassen kann. Immer Ihr Whistler.

*) Aus dem Jahre 1889.

**) Oscar Wilde.

Aubrey Beardsley

geboren 24. August 1872, gestorben 16. März 1898.

An den Schriftsteller André Raffalowich.

Mein lieber Mentor! (Mai 1895)

Das erste Auftreten der Sarah*) war ein Riesenerfolg. So etwas von Aufnahme habe ich noch nie erlebt. Sie spielte ausgezeichnet. Aber wie schade, daß sie nicht als Fedora begann, das würde eine so ausgezeichnete Antwort für . . gewesen sein, die sich wirklich als ein ganz unfähiges Geschöpf entpuppt. Wie unendlich gern würde ich nach Berlin kommen, aber ich fürchte, es wird unmöglich sein, bei all der Arbeit, die auf mir lastet. Übrigens wurden mir gestern entzückende Blumen von Goodyear geschickt. Danke tausendmal. Ich sah den Prospekt zum „Pan", als ich in Paris war, er interessierte mich natürlich ungeheuer. Es müßte schön sein, wenn man etwas für ihn zeichnen könnte.



Aubrey Beardsley.

Was Du mir für meine Arbeit, für Ernährung und Schlaf geraten, ist nicht umsonst gewesen. Von allen dreien habe ich reichlich genug. Ich vermute, daß das Resultat des Wilde-Prozesses in deutschen Zeitungen zu lesen ist — zwei Jahre Zuchthaus. Ich fürchte, es wird ihn töten.

Freitag gehe ich in den „Tannhäuser". Ich denke mit gemischten Gefühlen daran, da er mir alle Lust an meinen eigenen kleinen Variationen desselben Themas nimmt.

Viele Grüße an Y. Z.

Dein Telemach.
Pier View, Boscombe.

An seinen Verleger.

Mein lieber Smithers! Epsom, Mittwoch, 29. Juli 1896.

Es tut mir herzlich leid, zu hören, daß Ihre Schmerzen nicht wichen, sondern wuchsen. Ich werde es als Vergnügen empfinden, Sie, an welchem Tage der Woche immer, hier zu begrüßen.

---

*) Sarah Bernard.

Mein elendes Ich wird in größter Bälde in den Nebeln der Niedergeschlagenheit begraben oder dem Stumpfsinn verfallen sein.

Ich schrecke eigentlich vor der Reise nach Dieppe zurück, da ich von der Vollkommenheit des französischen Polizeisystems beunruhigende Begriffe hege. Ich glaube, es gibt in Frankreich nicht einen Polizisten, der nicht entweder meine Photographie oder ein Abbild meiner Männlichkeit irgend wo auf sich trüge.

Doch im Ernste: solange nur ein Schatten von Gefahr besteht, daß ich in Unannehmlichkeiten geraten könnte, möchte ich mich lieber nicht auf französischem Boden bewegen.*)

Mir gefällt diese Nummer des **) Savoy ganz außerordentlich. Zu hellem Entzücken freilich wäre ich entflammt gewesen, wenn innerhalb der Einbanddecke ein (oder mehrere) Aubreys steckten. Nebstbei gesagt, wirkt der Einband auf die Entfernung prächtig.

Ich beginne auf „Lysistrata" stolz zu sein. Ich werde sie schließlich doch noch um ein Exemplar derselben bitten.

Ihr A. B.

An denselben.

Pier View, Boscombe, 22. September 1896.

Mein lieber Smithers,

Besten Dank für Ihren Brief. Ich habe über den Einband für Conders Buch nachgedacht und ich habe das Gefühl, daß die Beziehungen, die menschlich und künstlerisch zwischen ihm und mir bestehen, ein wie immer geartetes Zusammenarbeiten an (La Fille aux yeux d'Or) einfach ausschließen. Was ich persönlich auch für ihn empfinden mag, mein künstlerisches Gewissen verbietet es mir, an der Ausschmückung eines Buches teilzunehmen, das er illustriert hat.

Lächeln Sie nicht, wenn Sie diesen plötzlichen Ausbruch einer Sachbetrachtung lesen und runzeln Sie auch nicht die Brauen.

Ich wäre außer mir gewesen, wütend, hätten Sie ihn gebeten, einen Einband für den „Rape" zu entwerfen.

Inzwischen mögen Sie stündlich auf eine Augenweide gefaßt sein, so Ihnen ein anderer Einband gewähren soll — nämlich jener der „Bacchanale" — ein chef d'oeuvre, wie ich en passant wohl sagen darf. Mein alter Freund, das Blut, ist wieder aufgetaucht. Aber ich unterdrücke es durch Acidum Gallicum.

*) Dieser Brief ist aus der Zeit von Wildes Verurteilung.

**) Englische Zeitschrift.

Ich brenne darauf Details über das große, große Haus in Beford Square zu hören. Gerade Nummer oder ungerade? Wieviele Räumlichkeiten? Badezimmer? Und wann ergreifen Sie Besitz? Das Stück von Yeats nehme ich in Angriff, sobald Sie wollen; bin in Arbeitsstimmung.

Froh bin ich, daß Sie mit Savoy, Nr. 8, zufrieden sind. Freue mich auf Ronsard.

Stets Ihr A. B.

(Dezember 1896)

An denselben.

Mein lieber . .

Ein richtiger Sommersonnenschein ergießt sich ins Zimmer, herrlich unzeitgemäß. Der Arzt war heute morgen zufrieden und sieht London nicht als ganz ausgeschlossen für mich an. Ich freue mich so, daß Dir das Album gefällt. Leider hat es manche Fehler in der Aufmachung, die durch die unerhörte Eile der Vorbereitungen entstanden sind. Die tollsten Fehler darin kann ich nicht ohne weiteres entschuldigen. Was Du mir von Rachildes Brief erzählst, hat mich ergötzt. Ich möchte wissen, wie Pilgrim's Progreß ist. Ich habe das Buch nie gelesen.

Wie ist es traurig, daß Weihnachten, das schönste aller Feste, beinahe jedem Menschen jetzt eine Last geworden ist. Niemand ist in Pier View, der nicht über das Herannahen seufzte. Ich wollte, ich hätte Dich schon vor zwei Jahren gekannt, als Mabel und ich einen so entzückenden Tannenbaum hatten und ihn mit den hübschesten Sachen ausschmückten. Ich weiß noch, daß ein paar Bände Verlaine und eine sehr boshafte Karikatur Whistlers von mir an den Zweigen hingen.

Ich werde am 25. viel an Mabel denken. Sie wird sich hoffentlich dann auf englischem Boden befinden. Wahrscheinlich in Toronto.

Die Ausgabe der Liaisons dangereuses fängt endlich an, Gestalt zu gewinnen. Jeder Brief (es sind gut hundertsiebzig) bekommt eine eigene dekorative oder illustrative Initiale. Zehn Vollbilder gibt es und zu jedem der beiden Bände ein Titelblatt. Das Ganze wird auf Kunstpapier gedruckt. Von Herzen Dein

Aubrey Beardsley.

(Februar 1897) Muriel, Exeter Road, Bournemouth, Donnerstag.

An André Raffalowich.

Mein lieber . . . .

Viel tausend Dank für Deinen Brief und das „Archiv".

Ich sehe der Fortsetzung Deines Artikels mit großem Interesse entgegen.

Miß Hawtreys Buch muß ausgezeichnet sein. Die englische Kindererziehung ist wirklich etwas, worüber man entsetzt sein muß. Soviel Prüderie auf Kosten der Reinheit. Solch sträfliche Unwissenheit.

Ich beneide J. sehr, dessen Lebensführung ihn nicht an der praktischen Betätigung seines Glaubens hindert.

Heine schneidet sicherlich neben Pascal schlecht ab. Wenn Heine ein großes Wahrungszeichen, so ist Pascal ein großes Vorbild für alle Künstler und Denker. Er begriff, daß, um ein Christ zu werden, der Mann der Wissenschaft seine Geistesgaben opfern muß, gerade wie Magdalena ihre Schönheit opfern mußte.

Bitte, glaube nicht, mein lieber . . ., daß Deine freundlichen Worte auf einen so dürren Boden fallen. Doch fürchte ich, ich bin kein fruchtbarer Boden, ich werde nur weich um wieder zu erhärten.



Aubrey Beardsley.

Ich hoffe, daß der Groschen des jungen Oswald*) ein wirkliches Kunstwerk inspirieren wird. Ein so hoher Preis wird selten für Meisterwerke der Erzählungskunst geboten. Oswald wird nie einen Verleger abgeben. Von Herzen Dein

Aubrey Beardsley.

An seinen Verleger.

Mein lieber Smithers, Muriel, 7. März 1897.

Der jüngste Anfall hat plötzlich eine heimtückische Fratze hervorgekehrt. Alle Pläne sind dadurch über den Haufen geworfen. Ich fürchte London wird ein zu großes Wagnis sein. Sehen Sie, ich habe vielleicht nur wenige Monate mehr zu leben und muß

*) Der Knabe bot jemand einen Groschen an, wenn er ihm eine Originalerzählung schriebe.

für die nächste Zeit ein Fleckchen finden, wo ich mich endgültig niederlassen kann. Wo das sein wird, weiß Gott allein. Mein Arzt spricht heute von der Normandie und der Bretagne; er hat Angst mich weiter reisen zu lassen. In ein paar Tagen werde ich Ihnen mehr zu sagen wissen.

Das Blut ist hartnäckig, trotz Gallic. Acid. und Ergotin. Alle „Idler" in Bournemouth sind ausverkauft. Ich habe daher den Artikel noch nicht gelesen. Claret Egad!

Grüße von Mutter und eigene sendet

Ihr in Verfall begriffener

A. B.

An denselben.

Pavillon Louis XIV. St. Germain, 30. Mai 1897.

Mein lieber Smithers,

Vielen Dank für Ihren Brief und den Cheque. Ich lebe in ewigem Fieberschauer, denn unablässig quält mich die mörderische Angst vor Bettlerelend, Bettlertod! Wollte Gott, ich hätte nur ein Stück Arbeit in Schwarz und Weiß — transcendental oder irgend was — zusammengebracht. So lange mein jetziger widerlicher Zustand anhält, werde ich nichts leisten.

Ich sehne mich schon sehr nach der Rückkehr meiner Schwester. Können Sie ein paar erotische Zeichnungen brauchen?

Hoffentlich haben Sie unter Ihren elf Maschinenschreiberinnen eine verwendbare gefunden!

Stets Ihr

A. B.

(1897) Hotel Cosmopolitain, Mentone, 29. Nov.

An A. R.

Mein liebster Bruder!

Ich habe mich von meiner Erschöpfung wieder erholt und blühe in diesem wundervollen Sonnenschein auf. Ich kann Dir nicht sagen, wie dankbar ich bin, wieder besser zu sein. Die Schmerzen in der Lunge sind verschwunden, und der Husten ist lange nicht mehr so quälend. Ich schlafe ohne jede Störung und esse tüchtig. Selbst nach diesen paar Tagen fällt es den Leuten hier auf, daß ich Fortschritte mache.

Ich kann fast den ganzen Tag draußen sein. Hier sind so wundervolle geschützte Plätzchen im Hotelpark, wo ich den ganzen Morgen sitzen kann, wenn ich zu matt bin, um an die See hinunter zu gehn.

Die kleine Stadt ist so heiter und amüsant.

Sie hat mehrere Kirchen. Die alte Kathedrale von St. Michel, die Pénitents blancs und Pénitents noirs, und ganz in meiner Nähe ist eine kleine Kapelle, in die ich immer gehen werde. Pater Calixte steht ihr vor. Er scheint sehr ernst und freundlich zu sein. Ich werde bei ihm beichten. Dir würde die Kapelle auch sehr gefallen, sie ist dem heiligen Rochus geweiht. Die Kollekte wird in einer Muschel eingesammelt.

Ich bin viel glücklicher und ruhiger, als da ich Dir zuletzt schrieb. Hoffentlich kann ich Dir bald immer bessere Berichte von mir schicken.

Der Mistral weht bis jetzt noch nicht.

Mit tausend Grüßen immer von Herzen Dein Aubrey Beardsley.

(1897) Hotel Cosmopolitain, Mentone, 8. Dezember.

An seinen Verleger.

Ich sende Ihnen, mein lieber Smithers, heute die Zeichnung für den Einband und für den Prospekt des Volpone. Lassen Sie mir umgehend Probedrucke auf verschiedenen Papieren zugehen, insbesondere vom letztgenannten. Ich werde keine Ruhe finden, ehe ich das Ergebnis zu Gesicht bekommen habe. Lassen Sie den Block von Henschel machen. Nur befehlen Sie ihm und beschwören Sie ihn, die allergrößte Vorsicht anzuwenden. Machen Sie den Prospekt so hübsch als irgend möglich. Ich weiß, daß Ihnen jede der beiden Zeichnungen außerordentlich gefallen wird.

Mit Gruß Ihr Aubrey Beardsley.

Ich glaube, daß sich auf der Rückseite des Prospektes eine ganz winzige Reproduktion der Einbandzeichnungen gut ausnehmen würde. Natürlich müßten dabei Schwarz und Weiß die Rollen tauschen: weiße Zeichnung auf schwarzem Grunde. — Kann gemacht werden.

— —

Der entsprechende Wortlaut des Prospektes dürfte sich wohl ergeben, wenn Sie die Prospekte der „Mlle Maupin" und des „Rape of the lock" zusammenfaßten. Für „Volpone" habe ich ein gutes Vorwort vollendet.

(30. März 1897) Muriel, Exeter Road, Bournemouth, Dienstag.

An denselben.

Mein lieber . . . .

Heute morgen trat leider wieder ein leichtes Blutspeien ein. Gestern war es so kalt und winterlich, und meine Lunge geriet in einen sehr gereizten Zustand, darum war ich nicht allzu überrascht von diesem kleinen Rückfall. Dr. H. schlägt mir vor, bald in ein sehr viel wärmeres Klima zu gehen, ist aber nicht dafür, daß ich mich weiter als

in den Süden von Frankreich wage. Das ist natürlich ein herrlicher Plan, wenn er sich nur ausführen läßt. Ich habe Dr. H. gebeten Dir über mich zu schreiben, da er Dir einen viel sachlicheren Bericht über meinen gegenwärtigen Gesundheitszustand geben kann, als ich dazu imstande bin. Du wirst mir auch besser raten können, nachdem Du von ihm gehört hast. Ich glaube, daß er im ganzen mit mir recht zufrieden ist.

Obgleich ich mir oft bange Sorgen um mich mache wegen meines Zustandes, so glaube ich dennoch manchmal, daß das Ende mir nicht so nahe ist, wie es den Anschein hat. Ich weiß, daß mein Leiden unheilbar ist, aber sein schnelles Fortschreiten kann doch gewiß aufgehalten werden. Halte mich nicht für töricht wegen ein paar Monaten zu schachern, Du wirst verstehen, lieber . . ., wie kostbar sie mir jetzt aus verschiedenen Gründen werden können. Ich freue mich nun auch darauf, zwei oder drei illustrierte Erzählungen herauszugeben, es ist nett von Dir, mich so zu ermutigen.

Gestern hatten wir Nachricht von Mabel. In neun Wochen kommt sie wieder. Das gute Geschöpf hat, ich weiß es, die ganze Zeit sehr viel Heimweh gehabt. Wie freue ich mich darauf, sie wiederzusehen!

Pater B. war heute nachmittag bei mir, und morgen wird der liebe Name, Bruder, den Du mir gibst, eine tiefere Bedeutung bekommen.

Ich werde Dir morgen mehr darüber schreiben.

Von Herzen immer Dein

Aubrey Beardsley.

(2. April 1897) Muriel, Exeter Road, Bournemouth, Freitag.

An denselben.

Mein lieber . . ., mein lieber Bruder!

Das heilige Sakrament wurde mir heute morgen hierher gebracht. Es war ein Augenblick tiefster Freude und Dankbarkeit. Ich gab mich ihm ganz hin, ganz den Gefühlen des Glückes, und selbst das Bewußtsein meiner eigenen Unwürdigkeit schien der Flamme, die mein Herz erwärmte und erleuchtete, nur neue Nahrung zu geben.

O, wie inbrünstig habe ich gebetet, daß diese Flamme nie erlöschen möge!

Mein lieber . . ., ich verstehe nun so vieles, was Du mir geschrieben hast und was mir früher dunkel erschien.

In alle Ewigkeit werde ich Dir unaussprechlich dankbar sein für Deine brüderliche Sorge um mein geistiges Vorwärtskommen.

Heute nachmittag war ich ein wenig traurig in dem Gedanken, daß ich noch unfreiwillig von der Kirche verbannt sein soll und daß das göttliche Vorrecht des Gebetes vor dem heiligen Sakrament mir nicht erlaubt ist.

Du wirst verstehen, wie ich mich danach sehne, der Messe beizuwohnen, und Du wirst ganz gewiß beten, daß ich bald gesund genug dazu bin.

Adieu, lieber . . . Immer von Herzen Dein dankbarer

Aubrey Beardsley.



Aubrey Beardsley.

(1897) Hotel Voltaire, Quai Voltaire, Paris, 13. April.

An denselben.

Mein liebster Bruder!

Tausend Dank für Deine beiden Briefe, die ich soeben erhielt.

Ich habe mich in einem anderen Hotel nach Zimmern erkundigt. Zwei zusammenhängende Schlafzimmer mit Salon sind schwer in Hotels ohne Lift zu bekommen, und

einfach unerschwinglich in Hotels, die Lift haben. Selbst in bescheidenen Häusern werden an vierzig oder fünfzig Frs. den Tag für die Zimmer verlangt, die wir brauchen. Natürlich ist es jetzt durch das nahe Osterfest viel schwerer, etwas zu finden. Im Hotel Voltaire werden den ganzen Tag Leute abgewiesen. Wenn wir bleiben, wo wir sind, so werden wir morgen in unsere richtigen Zimmer kommen. Ich sah, daß das Bett in meinem in einer Nische steht, ohne Vorhänge, aber sie lassen sich auf alle Änderungen ein, die das Zimmer gemütlicher machen. Nun, der größte Vorzug dieses Hotels ist die schöne Aussicht und der weite freie Platz davor, der bei warmem Wetter eine große Wohltat sein wird. Die Bedienung ist gut, und die Kellner sind sehr willig, mich die Treppe hinauf zu tragen, so oft ich es wünsche. Auch sind die Preise mäßig.

Würdest Du mir raten, zu bleiben, wenigstens bis die Feiertage vorüber sind?

Wie gut von Dir, daß Du Huysmans von mir geschrieben hast, ich freue mich unbeschreiblich darauf, ihn zu sehen.

Mutter ging heute morgen für mich nach St. Thomas d'Aquino, um sich nach jemandem zu erkundigen, der sich Ostern um mich bekümmert. Der Abbé V., Vikar von St. Thomas d'Aquino, will Ostersonntag-Nachmittag meine Beichte hören und mir um acht Uhr am Ostermontag das heilige Sakrament bringen. Mein Abbé soll die entzückendste Persönlichkeit sein, die man sich denken kann. Es dauerte lange Zeit, bis er begriff, daß ich Katholik bin und Mutter es nicht ist. Er sagte, am Ostersonntag würde eine wunderbare Hohe Messe in seiner Kirche sein. St. Thomas d'Aquino ist ja die Kirche meines Kirchspiels.

Das Wetter ist einfach herlich heute, viel zu warm für einen Überrock, obgleich ich aus Pflichtgefühl einen angezogen habe. Ich bin ein ganz anderer Mensch, als ich vor acht Tagen war, und wenn kein neues Unheil bevorsteht, wirst Du Dich über meine Besserung wundern.

Ich habe auf dem Quai eben ein Exemplar des Parfum de Rom aufgesammelt. Die Buch- und Kunstläden sind ein ständiger Freudenquell für mich. Ich fühle mich wirklich glücklich in Paris und habe es nie so geliebt wie dieses Mal. Viele Grüße von uns an euch. Adieu, lieber ....

In großer Zuneigung

Aubrey Beardsley.

An denselben.

Paris, Donnerstag, 15. April 1897.

Mein lieber Smithers,

Es geht mir glänzend, Paris ist einfach entzückend. Sie werden mich nicht wieder erkennen. Betts hat den Cheque mit allergrößter Anmut eingelöst. Ich déjeunierte heute bei Lapérouse, da einer der Forbes-Robertson mit uns war.

Truites de Rivière! . . . Ah! — und Pontet-Canet, . . . Erdbeeren! Nach oftmaligem Wechsel habe ich nun endgültig mein Zimmer bezogen. Es ist recht hübsch, beinahe so gut wie ein Salon. Die Aussicht berauscht geradezu. Dieses schreibe ich im Café de la Paix. Ich unterziehe mich auf eigene Faust einer Heiß-Wasser-Kur, die, wie ich glaube, Wunder an mir wirken wird. Besten Dank für die Nachsendung der Briefe, Pakete usw. Stets Ihr A. B.



Aubrey Beardsley.

Hotel Cosmopolitain, Mentone, 7. März 1898.

An denselben.

Jesus ist unser Herr und Richter!

Lieber Freund,

ich flehe Sie an, alle Exemplare der „Lysistrata" und alle unsittlichen Zeichnungen zu vernichten. Zeigen Sie dies Politt, und beschwören Sie ihn, dasselbe zu tun. Bei allem, was heilig ist, alle obscönen Zeichnungen. Aubrey Beardsley.

In meiner Todesagonie.

Frankreich.



Jaques Louis David

Begründer der neueren französischen Schule

geboren den 30. August 1748 in Paris, gestorben den 29. Dezember 1825 in Brüssel.

An seinen Schüler Wicar.

Paris, d. 14. Juni 1789.

Da sind Sie nun also in Florenz. Florenz, bedenken Sie recht, dem Vaterland Michelangelos. Erinnern Sie sich, wie wenig Zeit er brauchte, um malen zu lernen. Empfindung und Zeichnung, das sind die wahren Meister, die uns den Pinsel führen lehren. Was tut es, ob man die Striche nach rechts, nach links, von oben nach unten, kreuz und quer macht. Wenn nur die Lichter am rechten Platz sitzen, so wird die Malerei schon gut sein. Wehe dem, der sagt, er könne nicht malen und damit meint, daß er nicht vermalen kann. Der wird nie malen lernen, selbst wenn er noch so gut vermalen können wird. Er würde so nicht reden, wenn er besäße, was wir unter „Empfindung" verstehen.

So mag ich auch den großen Guido (Reni) nicht, wie hoch man ihn auch, namentlich bei uns, schätzt. Ich finde, er ist ein Vermaler, und seine Köpfe haben durchaus nicht das, was ich verlange. Und Fra Bartolommeo, daß ich daran denke, was ist auch das für ein Mann! Was für Greisenköpfe! Ach Florenz, Florenz! Wie fern bist du von Paris, Florenz, Florenz! — Und Sie sind dort, machen Sie es sich zu Nutze!

Ich bin in diesem armen Lande wie ein Hund, den man gegen seinen Willen ins Wasser geworfen hat, und der sich abmüht das Ufer zu erreichen, damit er nicht das Leben einbüßt. Und ich, um nicht das wenige, das ich aus Italien heimbrachte, einzubüßen, ich suche mich also zu behaupten. Wer aber nichts tut als sich behaupten, der ist schon nahe daran zurückzugehen. Aber ich rechne darauf, in kurzer Zeit Florenz und auch Rom wiederzusehen. Glauben Sie jedoch nicht, was man Ihnen von meiner Reise sagt, denn es ist damit noch nichts.

Wenn ich entschlossen bin, werde ich Sie benachrichtigen.

Ich wollte Ihnen also sagen, daß ich ein Bild ganz aus der Erfindung male. Brutus, als Mensch und als Vater, der sich seiner Kinder beraubt hat und dem man nun, da er in sein Haus zurückgekehrt ist, seine beiden Söhne heimbringt, damit er ihnen ein Begräbnis zu Teil werden lasse. Er steht am Fuße der Bildsäule Roms, und das Schreien seines Weibes und die Ohnmacht seiner ältesten Tochter ziehen ihn von seinem Kummer ab. — In der Beschreibung ist das recht schön, was aber das Bild anbelangt, so wage ich noch nichts zu sagen. Es scheint, um die Wahrheit zu sagen, daß man mit der Komposition zufrieden ist. Ich selbst aber wage mich noch nicht auszusprechen. —

David d'Angers

französischer Bildhauer

geboren 12. März 1788 in Angers, gestorben 5. Januar 1856 in Paris.

An Herrn Gane in Angers, einen Jugendfreund.

Paris, 7. August 1808.

Lieber Freund,

— — Du kennst die Schwierigkeiten unserer Kunst. Nur auf Grund angestrengtester Arbeit kann es uns gelingen, die Aufmerksamkeit unserer Meister auf unsere



David d'Angers.

Werke zu lenken. Jede Minute wird völlig vom Studium ausgefüllt. Selbst am Sonntag finde ich kaum die Zeit zu einem kurzen Spaziergang gegen Abend. Ich gehe gewöhnlich nach den Champs-Elysées. Das ist ein wahrhafter Genuß für mich.

Dort sieht man eine feurige Jugend alle möglichen Spiele treiben. Dort zeichne ich bisweilen hinter einem Hagebuschengang versteckt Gruppen, in die die Natur mit erlesenem Geschmack Abwechslung zu bringen trachtet. Gewisse Köpfe fallen mir durch ihre Eigenart auf, ich entwerfe von ihnen eine Skizze, und ohne es zu wissen werden die Passanten mein Eigentum. Darin, bester Freund, liegt mein größtes Vergnügen. Ich verdanke es der Liebe zur Kunst.

Das Leben in Paris ist in mehr als einer Hinsicht höchst angenehm. Hier findet sich alles vereint; allein man muß doch über recht viel Geld verfügen, wenn man genießen will. Paris wird immer prächtiger werden, wenn der große Napoléon erst seine großen Pläne in die Tat umgesetzt hat. Paris wird vielleicht eine der schönsten Städte der Welt werden; aber es bleibt noch verdammt viel zu tun übrig. Ich bin voll von falschen Vorstellungen über Paris hierher gekommen. Die Stadt schien mir hinter den Vorstellungen zurückbleiben zu wollen, die ich mir von ihr gemacht hatte. Nicht, als ob es nicht Monumente gäbe, die einen in Erstaunen setzen und die Seele zur Bewunderung hinreißen! Aber die Straßen sind schrecklich. Vergeblich sucht man nach einem öffentlichen Platze, der betrachtenswert wäre. Kein Schauspielhaus, dessen Äußeres Interesse erweckt! Allerdings vollziehen sich tagtäglich Wechsel. Man hofft, daß man den Louvre bald wird vollendet sehen können. Dieses Bauwerk ist dazu angetan, die Bewunderung des Weltalls zu erregen. Es ist majestätisch. Es widersteht einem, zu glauben, daß dort Menschen wohnen werden, so erhaben ist das Gebäude!

Voller Größe erhebt sich ein Triumphbogen vor den Tuilerieen. Er ist fast vollendet. Dieses Monument ist dem Ruhm der kaiserlichen Garde gewidmet. Auf dem Bogen sieht man vier herrliche Pferde aus Bronze. Stell dir vor, wie prachtvoll das wirken muß! Bas-reliefs in Marmor stellen die denkwürdigen Taten unseres Kaisers dar.

Ein anderer Bogen erhebt sich bei dem Ausgang der Champs-Elysées, aber er wird noch viel kolossaler werden als der der Tuilerieen.

Eine Säule, die an die Trajanssäule erinnert, erhebt sich mitten auf der Place Vendôme. Sie ist mit bronzenen Bas-reliefs versehen, die die glänzenden Taten der französischen Heere darstellen. Die den Russen abgenommenen Kanonen haben das zum Gusse der Bas-reliefs*) notwendige Metall geliefert. Paris wird in einigen Jahren die Bewunderung aller Bewohner der Erde verdienen.

*) Die Vendôme-Säule, auch Säule der großen Armee genannt, giebt aufs Genaueste die Verhältnisse und den Stil der Trajans-Säule wieder. Von den Architekten Lepère und Goudoin in Stein errichtet, wurde sie mit Bas-reliefs versehen, die in Erz gegossen waren und eine Ausdehnung von 260 m besitzen. Diese Bas-reliefs stellen die denkwürdigen Geschehnisse aus dem Feldzuge des Jahres 1805 dar, und ihr Metallllieferten also, wie David sagt, die den Österreichern und den Russen abgenommenen Kanonen. Begonnen wurde die Vendôme-Säule am 25. August 1806 und beendet am 15. August 1810.

Paris besitzt aber auch wirklich alles, was die Kunst an verführerischen Werken ersinnen kann; die schöne Natur jedoch bleibt ausgeschlossen. Wohin man sich auch immer außerhalb von Paris begeben mag, man findet nicht die bezaubernden Ufer der Loire. Mir sind gar süße Erinnerungen an sie geblieben. Mehrere Künstler haben mir versichert, daß sie im Verlaufe ihrer Reisen nichts Schöneres gesehen haben als unsere entzückenden Landschaften. Hättest Du Zeit, von Angers einen Ausflug nach Nantes zu machen, Du würdest — dessen bin ich sicher — nicht Deinen Augen trauen. Man muß aus Marmor sein, um sich nicht bewegt zu fühlen. Man träumt von einem Aufenthalt für Götter. O, mein lieber Freund, wie glaube ich in meiner Phantasie diese Wunder der Natur zu sehn! Aber ein weiter Raum trennt mich von diesen geliebten Stätten. Ich muß andere Schauspiele betrachten. Ich rede Dir ernstlich zu, die Ufer der Loire zu besuchen. Hast Du nicht ein Gefilde, von dem aus man unseren Fluß entdeckt? Wenn Du den Felsen besteigst, von dem Du mir so oft erzählt hast, denke an Deinen Freund David.

Ja, lieber Freund, sollten meine Wünsche in Erfüllung gehen, werde ich einige Zeit bei meinen Freunden verbringen. Zusammen werden wir eben diesen Felsen besteigen, um die schöne Natur zu betrachten. Das wird für mich ein doppeltes Vergnügen sein. Bei dieser Gelegenheit werden sowohl die Kunst wie die Natur auf ihre Kosten kommen...

David.

P. S. Du mußt dieses Gekritzel schon entschuldigen: die Nacht ist bereits hereingebrochen, und ich muß jeden Tag bereits um halb fünf Uhr auf den Beinen sein, um mich um fünf Uhr nebst den andern Schülern zum Studium einzufinden. Zuerst ist mir das recht schwer gefallen, ich, der ich ein solcher Langschläfer war!

An Herrn Charles Blanc.

Marseille, März 1830.

Erinnern Sie sich, mein lieber Freund, unserer langen Gespräche über die Zukunft der Völker, über die Mittel, den Menschen besser und infolgedessen auch glücklicher zu machen? Die Künste wurden natürlich ebenfalls in diesem unsern Gedankenaustausch, in diesen Ergüssen unserer Herzen berücksichtigt.

Hier, in dieser schönen Provence, diesem edlen Praeludium Italiens, unter dem geliebten Himmel und nahe dem Lande, das Raphael, Leonardo da Vinci und Michelangelo verherrlicht haben, hier fühle ich, wie meine Phantasie Schwingen erhält, und meine Gedanken nehmen im Bunde mit der Erinnerung an Sie das ewige Thema unserer Unterhaltungen wieder auf.

Wir haben uns, Sie wissen es wohl, oft gefragt, ob die Künstler, wie einige behaupten, unter einer demokratischen Regierung weniger glücklich sein würden als unter einer Monarchie.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Künstler die Sorgen um das tägliche Brot nicht zu bitter empfinden darf. Wenn diese Männer, die — aus dem Volke stammend ihre Nächte der Darstellung großer Taten des Menschengeschlechts widmen, Männer, deren Wiege fast immer von Entbehrung und Unglück umgeben war, nicht völlig frei der Inspiration, die sie leitet, zu folgen vermögen, wenn sie ihre Gedanken zwischen den Träumen nach Ruhm und den Sorgen um die Existenz teilen müssen, so wird die feurige Seele, die sie in solche Höhen erheben sollte, in sich zusammenfallen und verstummen; sie werden nicht mehr von der hohen Mission durchdrungen sein, die sie zu erfüllen haben, und niemand wird darüber in Erstaunen geraten dürfen, wenn ihr Geist, der sich unter dem heftigen Druck der Armut der Erde zuwendet, den großen Fragen gegenüber, die die Zukunft der Völker und die Befreiung des Menschen betreffen, gleichgiltig bleibt.

Aber sollte es wirklich für einen Künstler nur unter einem Regiment Aussichten auf Glück geben können, das zunächst von ihnen den freiwilligen Verzicht auf ihre Würde fordert und unter dem dem gleichen Menschen nur in der Livree eines Höflings eine Gunst erwiesen wird? Und dann, ist nicht dieser innerliche Genuß, den die stolzen Seelen aus dem Gefühl ihrer für unverletzlich erklärten persönlichen Würde ziehen, schon ein wesentlicher Bestandteil des Glückes? Was sage ich? Dieser Genuß ist nicht nur ein Bestandteil des Glückes, und ich überzeuge mich gern davon, daß er ein Teil des Genies ist.

Aber die Künstler würden dann weniger Arbeit haben? Welch Irrtum! Die Freiheit besitzt eine ungeheure Expensionskraft. Der Despotismus empfindet das Bedürfnis, die Menschen zu corrumpieren, um sie zu beherrschen und zu verbrauchen, um sie sich dienstbar zu machen und gleichzeitig die Begeisterung für alles Große, die Ehrfurcht vor großen Männern. Die demokratische Regierung dagegen hat das Bedürfnis, die Seelen zu erheben und beständig dem Volke das Bild der Tugenden vor Augen zu führen, die das Gefühl für seine Größe zu nähren imstande sind.

Also, in den Stätten, an denen die öffentlichen Angelegenheiten behandelt werden, in dem Palast, in dem die Vertreter der Nation ihren Sitz haben, sollten die Seiten der Geschichte gemalt oder gemeißelt sein.. der Art, daß sie die Gesetzgeber an die Pflichten erinnern, die ihnen ihre Mission auferlegt.

Wie keine demokratische Regierung existieren kann, ohne daß sie auf die Gesellschaft mit allen Kräften moralisch einwirkt, so dürfte die Notwendigkeit, über die Pflege der Künste zu belehren, die Bedeutung der Künstler erhöhen und gleichzeitig den Kreis

ihres Wirkens erweitern. Auf diese Weise sind sie zu Priestern ihrer Religion geworden, die von denen der alten Völker, die uns große Andenken vermacht haben, so gut begriffen ward!

Die ersten Götter der Griechen waren Helden!

Bei einem derartigen Regierungssystem werden die Künstler gewiß nicht mehr in den Vorzimmern der Fürsten ein unwürdiges Leben führen.

Einen strengen Richter würden sie sogar in dem Volke haben, das gewisse Tugenden von Männern verlangen wird, die derart an der Leitung seiner Geschicke teilnehmen. Aber was würden hierbei die Kunst und die Künstler verlieren?

Mögen die, die die Würde der Kunst empfinden und begreifen, ihre geneigten Stirnen zum Himmel erheben!

Non disperato mai veder lo cielo.

Dante.

Gewiß, ein Künstler würde nicht diesen Namen verdienen, würden nicht alle Fähigkeiten seines Innern aufgewühlt, wenn er sich mit der Ausführung eines einem großen Manne auf Grund einer öffentlichen Subscription zu errichtenden Denkmals beauftragt sieht. Welch wundervolles Mittel wird doch durch eine derartige Subscription einem Proletarier in die Hand gegeben, seine Sympathie für den zu bezeugen, der nicht mehr ist, indem er seinen Obulus zu den Spenden der Reichen wirft!

Aber wie und durch wen sollen die Aufträge vergeben werden? Der Gedanke an ein öffentliches Preisausschreiben erscheint all den Personen, die mit den Künsten nicht vertraut sind, groß und demokratisch: so schön es auch in der Theorie sein mag, so ist er in der Praxis doch fast immer von Mißerfolg begleitet. Alle Völker haben den Wettbewerb in einer Weise versucht, daß das Genie eines großen Künstlers sich auf keinen Fall in die ärmlichen Grenzen einer Skizze einengen läßt, die nur als einfache Bemerkung gelten kann und sich Änderungen gefallen lassen muß — gemäß den aufeinander folgenden neuen und anders gearteten Eindrücken des Urhebers. Dann kommt noch in Betracht, daß die ein Preisausschreiben begleitenden Kämpfe nicht einem Manne passen können, der die Kunst von einem erhabenen Standpunkte aus betrachtet; denn, um die Stimmen seiner Richter zu erhalten, muß er sich von ihren Ansichten, dem Tagesgeschmack beeinflussen lassen...

Bei den Wettbewerben entsteht gewöhnlich ein heftiger Kampf der Eigenliebe, der der Mitteilungskraft der Seele, die der Vorwurf voll und ganz beherrschen mußte, wesentlich schadet.. Nur die Stimmen der künftigen Geschlechter sollen das Herz des Künstlers höher schlagen lassen: die Werke der großen Meister bedürfen nicht des Anreizes eines Wettbewerbes.

Schon die Bildung einer Jury ist unmöglich; das ist bewiesen. Wenn einige Ausschreibungen versucht werden dürfen, so sind es die von architektonischen Werken und Medaillen, weil man in dem Entwurf des Mitbewerbers doch etwas Positives vor Augen hat. Wollte man indes die Entwürfe und Proben für die Wettbewerbe bis auf die Malerei und die Bildhauerei ausdehnen, dann müßte man unter den Künstlern die wählen, deren Talent bereits die stärkste Bürgschaft geleistet hat, und sie den Vorwurf in der Größe ausführen lassen, die er in Wirklichkeit erhalten soll, und dann derartige Arbeiten in der Höhe anbringen und ausstellen, für die sie bestimmt sind; die besten Arbeiten sollen aufbewahrt, die andern ihren Urhebern bezahlt werden. Aber das würde ungeheure Summen kosten und aus diesem Grunde würde es bald unausführbar sein. Sodann, ich wiederhole es, sind die Leidenschaften der Zeitgenossen ungerecht, und das endgiltige Urteil kann man erst von der Generation, die uns ablöst, erwarten.

Für die Regierung giebt es nur ein Mittel, gute Werke zu erhalten: sie wende sich an die Künstler, deren Ruf auf einer Reihe bemerkenswerter Arbeiten fußt: In Ihrer Wahl könnte sie sich übrigens auch von den Ausstellungen leiten lassen, die das Talent des Künstlers vor dem Urteil der Oeffentlichkeit eine Probe bestehen lassen.

Alle zehn Jahre sollte eine feierliche Ausstellung veranstaltet werden, in der die vom Staate angekauften Werke und die, die einen besonders starken Eindruck auf das Publikum machen würden, der Nation, die den Urhebern der Werke den ihnen gebührenden Lohn zuzuerkennen hätte, vorgeführt werden. Preise würde man nicht geben: denn wie könnte man ein unanfechtbares Urteil über den relativen Wert von Werken fällen, deren Vorwurf und Stil sie völlig voneinander unterscheidet? Man würde sich damit begnügen, Belohnungen zuzusprechen, und man würde ihnen das Praedikat „nationale" geben, um den Künstlern deutlicher zu Gemüte zu führen, daß es die Nation — und nur sie — ist, der sie ihre Aufträge zu verdanken haben, und daß es ihrer unwürdig ist, ihr von Gott überkommenes Genie dem Hochmut eines Ludwigs XIV. oder der Zuchtlosigkeit eines Ludwigs XV. zu verkaufen.

So hätten auch die Künstler ihre Tribüne in unserer Mitte errichtet und ihre Preßfreiheit gefunden.

O, mein lieber Freund, wie groß und heilig ist doch die Kunst, wenn man sie so wie ich auffaßt? Ein ganzes Leben voller Begeisterung und Poesie zu leben, und zu nützlichen Lehren, edlen Unterweisungen diese unaussprechlichen Genüsse der Seele werden zu lassen, tausend von geistigen Wesen mittels des eigenen in Marmor oder Leinewand umgesetzten Gedanken zu beleben, sich zum Dolmetscher der öffentlichen Dankbarkeit zu machen und zum Gebrauche des Volkes die lebendigsten Seiten der

Geschichte derer zu schreiben, die ewig zu leben verdienen: was giebt es Süßeres, was Glorreicheres, was Beneidenswerteres?

Und bei dieser Gelegenheit möchte ich Ihnen von einem Gedanken Mitteilung machen, dem ich zum ersten Mal in Goethe's Salon Ausdruck verlieh. Muß ich hinzufügen, daß er auf alle Personen Eindruck machte, aus denen sich die Gesellschaft des erlauchten Greises zusammensetzte? Man prägt auf die Münzen das Bild des regierenden Königs. Wozu? Würde es nicht besser sein, in gewissen festgesetzten Zeiten eine bestimmte Anzahl von berühmten Männern der Vergangenheit durch ein Gesetz auswählen zu lassen und deren Bild auf den Münzen wiederzugeben? Leicht zu ratende Vorsichtsmaßregeln würden der Verschlechterung der Münzen vorbeugen.

Ich glaube, dadurch würde man den Besitz des Geldes veredeln. Man würde so dem Volke eine Art im Umlauf befindlicher Münzsammlung, die ihm den ganzen Nutzen eines Geschichtskurses gewähren dürfte, zur Verfügung stellen. Jeder würde sozusagen in seiner Tasche ein Pantheon mit sich herumtragen. Was sagen Sie dazu, lieber Freund? Hundert Männer wie Parmentier wiegen wohl einen König wie Ludwig XV. beispielsweise auf, und es muß für das Volk von viel größerer Bedeutung sein, das Bildnis dessen zu kennen, der es vor dem Hungertode bewahrt hat, als das Antlitz dessen, der die Nation entehrt und ausgeplündert.

Allein diese Plauderei führt mich zu weit. Wenn man Ihnen schreibt, ist es einem, als wenn man bei Ihnen weilt. David d'Angers.

An Herrn Adolphe Chembolle, Herausgeber des Siècle.

Sehr geehrter Herr Redacteur, Paris, ... 1840.

In Ihrer Nummer vom letzten Mittwoch führen Sie die Namen der Mitglieder der über die Zulassung zum Salon zu bestimmenden Jury an und Sie nehmen nur die Herren Ingres, Delaroche und Vernet als solche aus, die nicht an den Entscheidungen teilgenommen hätten. Seit mehreren Jahren habe ich — was ich hiermit wahrheitsgemäß versichere — nicht an den Verrichtungen der Jury teilgenommen. Die Herren Horace Vernet und Delaroche haben sich zurückgezogen, weil sie wünschten, daß über die Zulassung der Arbeiten übertrieben streng geurteilt wurde. Sie wünschten, daß man nur äußerst bemerkenswerte Werke zuließe. Ich für meinen Teil erkenne absolut keiner aus Künstlern zusammengesetzten Jury das Recht zu, die Werke ihrer Kollegen zuzulassen oder zurückzuweisen. Ich will, daß die Künstler in gleichem Maße über Preßfreiheit verfügen wie die Schriftsteller; ich will nicht, daß sie die Opfer von augenblicklichen Leidenschaften und Richtungen werden. Ich anerkenne nur einen Richter über die Künstler: das Publikum, das mit allen Koterieen aufräumen darf und muß. Wir

müssen, das wiederhole ich, die gleichen Rechte haben wie die Literaten. Wäre es nicht abgeschmackt, ein Tribunal von Schriftstellern, seien sie auch noch so hervorragend, einzusetzen, um über eindrucksvolle Werke zu Gericht zu sitzen? Man kann mit Leichtigkeit voraussehen, wieviel Fehler und Irrtümer derartige Urteile selbst wider Willen der Richter, die schließlich doch immer den menschlichen Schwächen ausgesetzt bleiben, beflecken könnten. Bereits vor sehr vielen Jahren habe ich in Zeitschriften meine Gedanken über die von jeder Censur befreiten und nur moralischem Zwang unterliegenden Ausstellungen veröffentlicht. Einige Personen haben eingeworfen, daß die Zahl der Kunstwerke zu groß wäre, daß die Mittelmäßigkeit dem Publikum Abscheu einflößen würde. In dem ersteren Falle müßte man die Arbeiten eines und desselben Meisters auf eine einzige reduzieren; über das Zweite soll man sich nicht beunruhigen. Diese Freiheit, auszustellen, was man will, würde das Publikum viel strenger machen, und man kann davon überzeugt sein, daß der Mann, der von seinem Berufe leben muß, sich nicht mehrere Mal den beißenden Bemerkungen seiner Besucher aussetzen würde. Ich halte es sogar für einen ungeheuren Vorteil, mit dieser Fülle von Künstlern aufzuräumen, die sich mit seltenen Arbeiten zerfleischen. Die jungen Leute würden klipp und klar erfahren, ob sie Anlagen, ob sie Aussichten auf Erfolg haben. Sollte ihnen die Hoffnung genommen werden, so könnten sie noch immer einen andern Beruf wählen, und auf dem Kampfplatz würden dann nur die bleiben, die wahrhaft dazu berufen sind, Frankreich zu verherrlichen. Die Regierung könnte aus dieser Schule die Männer wählen, deren Begabung dazu geeignet ist, unbestreitbare Bürgschaft zu leisten, und der Staat würde nicht dazu gezwungen sein, solche Künstler zu ernähren, die sich der Formel „Vom Salon angenommen" bedienen, um in Anbetracht der vielen Verhungerten ziemlich ungerechtfertigte Subsistenzmittel zu verlangen. Sodann könnte die Regierung alle zehn Jahre eine feierliche aus bemerkenswerten Arbeiten des letzten Deceniums bestehende Ausstellung veranstalten und Belohnungen verteilen, die der großen Nation, die sie zu vertreten berufen ist, durchaus würdig wären.

Ich fasse zusammen: auf die Ausstellungen müßten die Künstler ein wohl erworbenes Recht haben, und sie könnten meinetwegen ruhig als ein Bazar betrachtet werden, denn die Künstler müssen von ihrem Beruf leben. Die Ausstellungen sollten permanent geöffnet bleiben, alle sechs Monate erneuert werden und in einem Raum außerhalb des Louvres stattfinden, was den ungeheuern Vorteil mit sich brächte, daß die Werke der großen Meister nicht mehr versteckt zu werden brauchten; dann könnte man alle zehn Jahre die Fortschritte der Kunst feststellen. Eine Jury, wie auch immer ihr Ursprung und ihre Zusammensetzung sein mag, ist unmoralisch und der Gerechtigkeit zuwider. Unser wirklicher Richter ist das Publikum. David d'Angers.

Jean Auguste Dominique Ingres

geboren 29. August 1780 in Montauban, gestorben 13. Januar 1867 in Paris.
Er kam 1796 in das Atelier Davids.

An Gilibert.*)

Paris 15. März 1831.

So machst Du es immer: wenn Du so und so viel Gründe hast, Dich über den Freund zu beklagen, verdoppelst Du Deine zarte Sorgfalt.

Oh, wie dieser Korb mich erröten ließ und meine Schuld gehäuft hat! Meine Furien sind aufs Schönste erwacht. Bewaffnet mit Federn und Briefbogen nennen sie mich erbärmlich, undankbar und faul. Und ich, bis an die Haarwurzeln errötend und kreuzunglücklich, sehe nun diesen Kampf mit an, den sie führen gegen Apathie, Faulheit, gegen die täglichen Sorgen, gegen die traurige, aber unvermeidliche Politik, gegen eine fast vollständige Enttäuschung, die nur Dich allein, lieber Freund, nicht betrifft. Und da sie endlich den Sieg erhalten haben, schreibe ich Dir heute, daß wir, meine gute Frau und ich, Deine zärtlichsten Freunde sind. Dein Porträt kann das bezeugen. Ihm vertrauen wir unsere freundschaftliche Teilnahme für alles, was Dich betrifft, an. Wir waren in großer Sorge um Dich, als wir durch die Zeitungen von den Unruhen in Montauban hörten.

Heutzutage sind die Menschen wirklich nicht wert, daß man sich um sie bekümmert; die Dinge auch nicht. Heißt das denn leben, wenn man so lebt? Welche allgemeine Verblendung! Es können noch so viel Kassandren ihre prophetischen Stimmen erheben, man ist taub. Die Selbstsucht, das Ich und der Verrat haben die Herrschaft. Welche Zukunft! Bei so viel Grundbedingungen für Glück und Ruhm muß man zugeben, daß die Menschen ebenso dumm wie böse sind. Immer, wenn ich einen schönen Tag, alle köstlichen Früchte der Erde, oder den Anblick eines bel viso virginale oder eine Symphonie von Beethoven genieße, kann ich mich nicht enthalten, so zu denken. Denn ich brauche Musik, Gott weiß es —.. Sie ist mir so nötig, wie sie es Saul war für seine Genesung. Für den Augenblick hilft sie auch, aber wenn sie zu Ende ist, fällt Mnemosyne noch mehr über meine Nerven her und macht sie noch reizbarer. So geht mir's, besonders in unserer ruhmvollen Zeit. Es ist das erste Mal, daß ich eine so eigentümliche Sprache mit Dir rede. Über meine Zukunft mache ich mir fast gar keine Illusionen mehr, wenn sie sich auf das stützen soll, was ich bisher den Ruhm genannt habe. Weil ich das Schöne kenne, muß ich mich sorgen und muß mich quälen

*) seinen späteren Schwiegersohn.

Tag und Nacht. Und selbst wenn ich sie erreichte, so kann ich doch nur von einer geringen Anzahl verstanden werden; die wird, weiß Gott, alle Tage kleiner. Hol's der Teufel, mein Lieber!



Jean Auguste Dominique Ingres.

Das Leben ist schwer genug mit all diesen Widerwärtigkeiten; und ich soll noch, ich ganz allein, der unwissenden, eigennützigen und brutalen Masse die Stirn bieten! Ich kann noch so viel schreien — man hört mich n i r g e n d. Wenn Rafael selbst käme, würde er sich nicht Gehör verschaffen. Gluck hat man von der Oper weggejagt. Lies

die Zeitung (l'artiste). Informire Dich über die Meinungen der Kunst-Koryphäen, wie der Herren Gros, Gerard, Guerin und so vieler andrer. Alles ist zu Tode getroffen. Soll ich allein kämpfen? Ich höre Dich sagen: „Du, mach' Deine Bilder, arbeite! Du wirst sie zwingen, Du kannst Wunder vollbringen." Ich glaube schon, daß ich so etwas könnte, wenn es Gerechtigkeit gäbe, aber um welchen Preis! Hab' doch ein bischen Mitleid mit mir und laß mich nicht vor der Zeit crepiren.

Und wer hat die meisten Opfer für die heilige Sache der Kunst gebracht? Mehr als 5 Jahre habe ich an dem Bilde der heiligen Jungfrau gemalt. Ich habe mich in Schulden gestürzt, um es zu vollenden, und ich kann sie schließlich kaum bezahlen. Wenn man gerecht gegen mich gewesen wäre, müßte ich reich sein. „Male Bilder!" — Das ist sehr schön; aber um sie zu machen, wie ich sie mache, braucht man viel Zeit, um so besser werden sie dann auch. Für mich ist die Kunst schwerer, wie für Andere, das weißt Du wohl. Ich arbeite langsam und mit Anstrengung, obgleich es so aussieht, als wäre es schnell und leicht gemacht. Da, wo der gewöhnliche Maler finden wird, daß es fertig ist, sehe ich tausend Unvollkommenheiten und fange nicht einmal, sondern zehn mal an. So ist es mit dem Bilde, das ich jetzt male; es ist erst skizzirt, und das aus eben den Gründen, von denen ich eben sprach. Ich erröte nicht darüber. Bis jetzt bin ich, voller Hoffnung, was die Idee anlangt, die ich durchführen will. Anders empfinden und handeln kann ich nicht, und ich würde Unrecht tun, es zu versuchen, da es einmal so ist und meine Arbeiten um so bemerkenswerter sind und um so länger leben werden, je länger ich an ihnen arbeite.

Macht mich das alles glücklich? Nein. Ich glaube etwas an das Ende der Welt, mit dem man uns schreckt. Ich will mich mit dem, was mich stört, ehrlich abfinden und als guter Bürger leben, wie man zu sagen pflegt. Ich habe keine Renten; mein Stand, meine kleine Stellung erhalten mich und ich will mich nicht weiter beunruhigen. Mein Bild ist fertig, wenn es fertig ist; und wenn auch erst in 10 Jahren, das kümmert mich nicht. Nachher, na, wir werden sehen. Ich lasse mir kein rechtschaffenes Vergnügen entgehen. Ich finde, daß ich genug geschafft habe. Ich lebe in den Tag hinein. Morgens teile ich mir so gut wie möglich den Tag ein bis zum Abend und nehme mir dabei die liebenswürdige Gesellschaft des Boccaccio zum Beispiel, der vor der Pest floh. Ich will mich nicht mehr quälen und noch dazu für Andere ...

*) Paris, d. 2. Oktober 1841.

— — Du kennst Paris. Nun also. Es ist mir hart zu Leibe gegangen, ich erliege. Wenn ich glaube, das Ufer des Strudels erreichen zu können, fühle ich mich

*) Ohne Überschrift.

von Neuem noch tiefer hineingerissen. Alle meine Stunden, alle meine Augenblicke sind gezählt. Jeden Abend muß ich erst zu einem Diner, zu dem ich längst eingeladen bin. Ich büße die Ehren und Sorgen einer Position, die sicherlich beneidenswert ist, mich aber im Grunde nicht glücklich macht. Weit gefehlt! Ich zöge die Ruhe und Gemütlichkeit der Häuslichkeit vor, dazu einige ausgewählte Freunde und mein Atelier, wo ich König bin, wo ich vergesse, daß es Ärger gibt, wo ich glücklich bin die Schwierigkeiten meiner schönen Kunst zu besiegen, zuweilen von meinem eigenen Beifall gekrönt, besonders aber, wenn ich lange nachher in der Welt, in die ich sie hinausgeschickt, die Kinder wiedersehe, die mich so viel Sorgfalt und zärtliche Bemühungen kosteten. Das ist's was ich brauche.

Seitdem ich Bertin und Molé gemalt habe, will Jedermann ein Porträt von mir haben. Soeben habe ich sechs refüsiert oder hinausgeschoben. Denn ich kann diese Arbeit nicht leiden. Nicht um Porträts zu malen bin ich nach Paris gekommen. Ich soll hier Dampierre malen. Ich habe indessen zusagen müssen, den Herzog von Orleans zu malen, denn dieser Prinz ist mein liebenswürdiger Mäzen, dem ich nie etwas verweigern könnte. Ich kann Dir übrigens nicht beschreiben, wie der König und die ganze königliche Familie mich ehrten. Wenn Du Dich ihnen nähern und sie kennen lernen könntest, würdest Du sie vergöttern.

Ich bin ordentlich gerächt. Fühle ich mich auch stets als bescheidenen und demütigen Jungen vor den Alten, vor denen ich mich verneige und aus denen ich meine Eingebungen schöpfe, so muß ich doch gestehen, daß es recht schmeichelhaft ist, wenn man Tränen vor seinen Werken vergießen sieht und das von allen schönen und zarten Geistern.

„Du bist heut der Erste" sagt man mir. Und ich sehe meine bösen und lächerlichen Neider zu meinen Füßen.

Dir, mein Freund, vor dem ich kein Geheimnis habe, will ich gestehen: Das Bewußtsein, was ich im Vergleich mit den Modernen gelte, meine Stellung, die schönsten Aufträge, welche die Epoche zu vergeben hat, folglich ein Vermögen als natürliches Ergebnis dieser Werke, geehrt und anerkannt an höchster Stelle, wie ich es bin, umgeben von einer Schaar von Freunden, die mich lieben und achten, einflußreich, wenn ich nur wollte, in vielen Dingen — nun, lieber Freund, mit Ausnahme meiner Kunst und der Musik verlockt mich nichts. Ich fühle mich geschmeichelt, dankbar, glücklich und geehrt, aber ich bleibe bescheiden und das „bedenke, daß Du ein Mensch bist" läßt mich heut mit noch größerer Strenge auf meine Mängel sehen und auf alles was mir abgeht, ehe ich den alten Meistern gleich geworden bin.

Ich verzichte lieber auf alles das und ginge nach Montauban oder nach Italien dort in Frieden zu leben, unbekannt, einen Tag wie den anderen, mich auszuruhen und endlich einmal aufzuatmen. Hier lebe ich nur in Qualen. Auf meinen Schultern

lasten Felsen von ungeheurem Gewicht. In einer so unmeideten Stellung bin ich dermaßen belastet und von Neidern umgeben, die mir die Demütigungen nicht verzeihen, die meine rühmlichen Erfolge ihnen auferlegten. Ich verdanke diese Erfolge nur mir, die ihrigen sind die Frucht ihrer intriganten Mittelmäßigkeit, einer ohnmächtig feindlichen und lächerlichen Akademie, die ich mit Zähnen und Nägeln abzuwehren genötigt bin. Publikum und Presse haben ein gehöriges Strafgericht über diese Opposition ergehen lassen. Wer weiß aber, ob dieses Publikum und diese Presse, die heut so eifrig sind mich zu rächen, nicht eines Tages der Laune des Geschmacks oder des Zufalls nachgeben. Hat man doch den göttlichen Gluck aus der Oper gejagt, gelästert den göttlichen Rafael und auch Racine, ja wohl Racine (Du lachst, Du siehst, daß man in jedem Alter vernünftig werden kann). Und so viel andere Berühmtheiten!

Hier ist nichts verändert und der gute Geschmack ist in vielen Dingen hier sehr selten. Verzeih mir dieses ganze Geschwätz, das indessen ziemlich ernst gemeint ist. Eins steht fest, nämlich daß mein Entschluß gefaßt ist: ich will an Dampierre denken, dort auf Wände, die mit Gold, Farben und Skulpturen vorbereitet sind, auf zwei großen Bogen von 20 Fuß Länge das goldne und das eiserne Zeitalter malen. Ob in Fresko oder in Öl? Darüber habe ich mich noch nicht entschieden. Und diese Arbeit ist für einen großen Herrn, einen wahrhaften großen Herrn, gleich liebenswürdig als Edelmann, wie berühmt als Gelehrter und durch und durch Künstler. Er ist ganz glücklich, daß ich ihm seinen schönen Palast ausmale, ein Zauberschloß, gleich dem der Armida, wo ich Dich eines Tages wiederzusehen hoffe. Deine Wohnung erwartet Dich, meine liebe Frau rechnet auf Dein Töchterchen, das wir uns zu verwöhnen sehnen.

— Aber ists möglich? Ihr musiziert nicht mehr? Ja, was macht Ihr denn da in Eurer Provinz, wo man so viel Zeit hat? Kann man denn übrigens etwas zu lieben aufhören, was so liebenswert ist? Bei mir ist es anders.

Ich musiziere oft und die Sonaten von Haydn, Mozart und Beethoven sind der Trost und das Glück meines Lebens und ich glaube daß ich moralisch stürbe, wenn ich aufhörte sie vorzutragen ... Und desgleichen die andern großen und erhabenen Kompositionen. Aber nur nichts Italienisches. Zum Teufel! mit dieser Weichlichkeit, dieser Tivialität, wo selbst das „Ich hasse dich" singend vorgetragen wird. Es lebe Don Juan, dieses Meisterwerk des Menschengeistes. Mozart ist der Gott der Musik, wie Rafael der der Malerei. Es lebe dieser göttliche Deklamator! der einzige, der in unsern Tagen den Kothurn der Griechen, den des Äschylos, des Sophokles, des Eurypides anlegt, den sie allein begeisterten. Es lebe dieser außerordentliche Mann, der, ohne einer von den dreien zu sein, für sich allein durch sein fruchtbares Genie, seine unbezähmte und erhabene Kunst zu andern Grenzen hinübertrug.

Du siehst, mein Freund, es bewegen mich immer noch dieselben Leidenschaften und immer noch dieselben Götter. Und ich, der ich arm und klein bin neben solchen Gottheiten, erkenne mir kein andres Verdienst zu, als das der Nachfolge. Ja, ich fühle, daß ihre Gnade bis zu mir herabgestiegen ist und ich werfe mich nieder.



Jean Auguste Dominique Ingres.

Ohne Überschrift, aus dem Jahre 1843.

Bravo, mein teurer Freund! all die kulinarischen Herrlichkeiten sind im besten Zustande bei uns eingetroffen; dieser köstliche Weißwein, würdig der Sinnlichkeit und Poesie eines Horaz, dieses vorzügliche getrüffelte Gedicht! Diese wundervollen Pfirsiche,

wundervoll wie das Prisma eines schönen Sonnen-Untergangs im Süden, in den Farben des Goldes und des Feuers strahlend, von einem Wohlgeschmack, der Götter und des goldenen Zeitalters würdig, wo sie auch auf meinem Gemälde ihren Platz erhalten sollen. Wir haben Dir zu Ehren die Montauban Zeiten heraufbeschworen mit Galtani, Hittorf und Pervin, die Dich Alle so lieben, wie es Dir zukommt. Ja, mein Freund, wir sind ein wenig materieller als Du, mein weiser Philosoph, um wie Hugo zu sprechen. Trotzdem scheinst Du mir in der Kochkunst von Montauban ganz gut bewandert zu sein, und Deine artige Anweisung darüber wird von meiner lieben Frau, die Dir herzlich dafür danken läßt, getreulich befolgt werden. All diese Gerichte erinnern mich an mein liebes Heimatland und ich scheine bei diesen Erinnerungen wieder jung, noch einmal Kind zu werden. Schicke mir doch auch einige Skizzen des Landes, das mir so teuer ist und aus dem ich verbannt bin. Meine liebe Frau und ich machen oft genug Pläne, wie wir dort einmal auftauchen könnten. Wir haben daran gedacht zuerst bei Dir auf dem Lande abzusteigen, von wo aus ich dann, incognito, mit Schnurrbart wenn's nötig ist, in der Frühe um 4 Uhr die so teuren Plätze unserer Kindheit besuchen könnte... Was meinst Du dazu?... Doch Sophocles hat das schon in Worten gesagt, und weit besser als ich sie übersetzen könnte. Aber wenn man Hofmaler und in Gunst ist, muß man, wie es scheint, sehr früh aufstehen und nicht wissen, mit wem man zuerst sprechen, woran zuerst arbeiten, wem man zuerst zuhören soll; das Haus ist voller Trubel und voll Leuten, die sich stoßen und schieben, man muß endlose Briefe schreiben, den ganzen Tag über Modell haben, und bei alledem in diese Arbeit des Gebärens und der Ausführung seinen ganzen Verstand, das genaueste Studium und den reinsten und vollendetsten Styl legen. Und dann, wenn man, tot-müde und abgehetzt, denkt, nun können die Beine nicht mehr weiter, wenn man nur schlafen möchte und nur den einen Gedanken hat, endlich der köstlichen Ruhe zu genießen — schnell Toilette machen, in Gesellschaft gehen und um Mitternacht ins Bett kommen. Lieber Freund, zu reichlich sechzig Jahren ist das zuviel, zuviel, und ich könnte es nicht aushalten, ohne die Aussicht auf drei lange Monate des Ausruhens in Dampierre.

Nun aber, ein anderes Kreuz!.. Die Porträts! Daß Gott sie verdamme! Die Damen Rothschild und D'Haussonville, der Prinz (der Herzog von Nemours), noch eine Kopie des herzoglichen Porträts, die Kapelle von Dreux, die Zeichnung für die Gravüre des Homer, und ein Haufen anderer Arbeiten, die auf mich warten, während die, die ich so gern machen würde..... ja, die sind mir eben versagt.

Du siehst, wie wenig glücklich ich bin in meiner, außer von mir selbst, beneideten Stellung!

Wenigstens ist meine Komposition für Dampierre zusammen, nach dreimonatlicher Arbeit. Die stillen Wasser sind doch die schlimmsten. Wahrhaftig, Lustspiele sind schwerer zu schreiben als Tragödien, daher werde ich auch Molière in einer neuen Ausgabe der Apotheose Homers noch um Einiges erhöhen.

Um von meinem goldenen Zeitalter zu sprechen, so hast Du hier das kurze Programm, das ich mir ausgedacht habe: ein Haufe schöner Faullenzer, denn ich habe das goldene Zeitalter genommen, wie es sich die Priester des Altertums vorgestellt haben: die Menschen jener Generation wußten nichts vom Alter; sie lebten lange und immer in voller Jugend und Schönheit. (Also Greise gab es nicht.) Sie waren gut und gerecht und liebten einander. Sie nährten sich von Früchten, vom Wasser der Quellen, von Milch und Nektar. So lebten sie, starben sanft einschlafend und wurden gute Geister, die sich der Lebenden annahmen. Asträa, die Göttin der Gerechtigkeit, stieg oft zu ihnen nieder, sie liebten sie und Saturn freute sich im Himmel ihres Glückes.

Ich brauchte nun, um alle diese guten Leutchen zu gruppieren, das kleinste Körnchen Handlung. Auf einer sanft ansteigenden Wiese, zwischen Weingeländen und früchteschweren Bäumen, sind Alle vereinigt und haben einen Altar aus Rasenstücken errichtet. Ein Mann, von einem Jüngling und einem jungen Mädchen dabei unterstützt, verrichtet einen edlen Dankgottesdienst, während Kinder Früchte und milchgefüllte Schalen herumtragen.

Hinter dem Priester vollzieht sich ein religiöser Reigen, den junge Mädchen und ein flötespielender, ungeschickter Knabe ausführen. Er wird von der jungen Anführerin des Reigens im Takt zurecht gewiesen, indem sie den Rhythmus durch Händeklatschen angiebt. Weiter unten sind viele Figuren staffelförmig gruppirt, glückliche Liebende, glückliche Familien mit ihren Kindern, die friedlich der Stunde der Ruhe entgegensehen. Und Alle sind um ein kristallenes Becken gelagert, das von einer, unter dem Altar vorsprudelnden Quelle gespeist wird.

Rechts sieht man die majestätische Gestalt der Asträa mit ihren göttlichen Wagschalen. Um sie versammeln sich Jünglinge und kräftige Männer. So lange Ihr der Richtigkeit dieses Instruments nacheifert, belehrt sie Asträa, werdet Ihr glücklich sein. Ein Jüngling küßt andächtig den Saum ihres Gewandes.

Im Vordergrund blickt ein faunartiger junger Mann seine jugendschöne Frau an, die ihr schlafendes Kind im Schoß hält. Auf der anderen Seite sieht eine junge Frau, die sich auf ihren Gatten stützt, mit Interesse ihrem Kindchen zu, wie es zu einem Kaninchen zu laufen versucht, das ruhig grast.

All das ist ganz verschiedenartig charakterisirt, (in Raffael's Art). Ein junges Mädchen bekränzt ihren Geliebten mit Blumen; andere liebkosen kleine Kinder. Das sind die Hauptideen. Ich denke mir, es freut Dich ebenso sie kennen zu lernen, wie es mir Freude macht, sie Dir mitzuteilen.

*) 6. Sept. 1854.

Ich gehe ganz in meiner Arbeit auf, die ich noch nie so geliebt habe wie jetzt. Sicherlich, wenn ich mein hohes Alter bedenke, wenn ich mir sage, daß ich nahe daran bin mein Bündel zu schnüren, so muß ich gestehen, daß ich sehr glücklich lebe. Ich will dies Bündel so groß und schön wie möglich machen, um, so zu sagen, in dem Gedächtniß der Menschen weiter zu leben. Ich habe es mir in den Kopf gesetzt, eine Menge früherer großer und kleinerer Bilder fertig zu malen und tue das mit einer solchen Leidenschaft, daß jeder Einzelne erstaunt ist und behauptet, ich male jetzt besser denn je. Darum auch, wenn ich den ganzen Tag über mit Feuereifer gearbeitet habe, komme ich abends totmüde nach Haus: und oft fühle ich dann noch das Bedürfniß, für den nächsten Tag etwas zu lesen oder an Skizzen zu zeichnen. Ich sehe Niemanden (für mich ist jetzt Niemand mehr in Paris) oder höchstens ab und zu einmal die Freunde, die nachsichtig genug sind, mein jetziges Leben zu bewundern. Meine prächtige Frau findet sich sehr gut in diese Art Leben. Sie macht mir die Einsamkeit zum Genuß und verschönt sie fast allabendlich durch zwei Sonaten des göttlichen Haydn, die sie sehr gut und mit echtem Gefühl vorträgt. Manchmal begleite ich sie .....

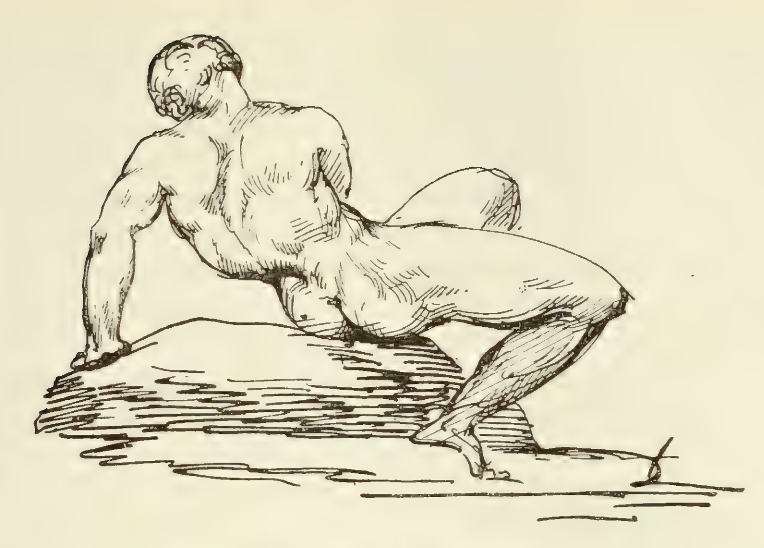
Meung d. 16. Juli 1862.

An Herrn Marcotte.**)

Noch ganz unter dem Zauber der schönen Haydn'schen Sonaten, die, wie die schönen Künste überhaupt, das Glück aller Augenblicke meines armseligen Lebens ausmachten und bis an sein Ende ausmachen werden, dachte ich an Sie und an Ihren lieben Brief, und so bin ich nun dabei Ihnen zu schreiben, mit welcher Freude wir gehört haben, daß es Ihnen Allen im Großen und Ganzen gut geht (denn in unserem Alter darf man nicht mehr zu große Ansprüche stellen.) Ich kann Ihnen auch von mir Gutes melden, bis auf ..... doch man muß sich eben mit den kleinen Feinden des Alters abfinden. Werden wir so glücklich sein, auf diese Weise sanft bis zur Zahl Hundert hinzugleiten? Und warum nicht? Und inzwischen wollen wir nichts tun, was dagegen arbeiten könnte und dem lieben Gott danken.

*) Ohne Überschrift.

**) reicher Amateur.



Théodore Géricault

geboren 26. September 1791 in Rouen, gestorben 26. Januar 1824 in Paris.

An Dedreux-Dorcy.

Rom, 27. November 1816.

*) Endlich habe ich Deinen freundlichen Brief erhalten, nachdem ich lange Zeit vergeblich darauf gewartet hatte, da ich längst in Rom war, als der Brief in Florenz anlangte. Ich war tatsächlich schon ganz verzweifelt, denn ich bekam überhaupt keinerlei Nachricht. Es ist ja wahr, daß ich gemeldet hatte, ich würde viel länger in Florenz bleiben müssen, aber man hört auf vernünftig zu überlegen, wenn man keinerlei Trostmittel bei der Hand hat, alles zeigt sich Einem von der düstersten Seite und nur schwer kann man einen gesunden Gedanken fassen. Ich war schon so weit, Jedermann der Gleichgiltigkeit und der Unmenschlichkeit zu zeihen, und am liebsten hätte ich mich keines Menschen weiter erinnert. Es schien mir unmöglich, länger in diesem Zustand zu leben, der wirklich schrecklich ist und den nichts besänftigen kann. Ich spreche jetzt, wo alle Unruhe geschwunden ist, mit einer wahren Wonne davon; denn ich habe nun gleichzeitig von allen möglichen Menschen Briefe bekommen und sehe ein, wie sehr Unrecht ich hatte, irgend Jemandem zu zürnen. Der ganze Grund war meine plötzliche Abreise aus Florenz; aber ich fühlte mich dort so allein und langweilte mich unsäglich. So bin

*) Géricault reiste Anfang Oktober 1816 nach Florenz; fuhr, nachdem er flüchtig Museen, Kirchen gesehen und einige Skizzen gemacht hatte, nach Rom weiter. Er hatte beabsichtigt, diese Reise mit seinem Freund Dédreux-Dorcy zu machen; da dieser sich nicht frei machen konnte, reiste er äußerst verstimmt ab.

ich denn nach Rom gefahren, um ein paar bekannte Gesichter zu sehen, wonach ich dringend verlangte, um mit Menschen zu verkehren, die meine Sprache sprechen und verstehen; das ist ein unendlicher Trost, wenn man es einen Monat lang entbehren mußte! Hier fühle ich mich nun wirklich ziemlich glücklich; es fehlt mir nur noch ein guter Freund, mit dem ich arbeiten und leben könnte. Ganz allein, bin ist fast unfähig, irgend etwas zu tun; mein Herz fühlt sich unbefriedigt; es trägt die Last zu vieler Erinnerungen mit sich herum. Deine Freundschaft wäre nötig, um alles Trübe daraus zu verscheuchen. Ich hatte mir einen Moment lang mit der Hoffnung geschmeichelt, daß Du noch vor dem Frühling herkommen würdest, doch Dein Brief raubt mir diese Hoffnung. Ich weiß noch nicht, wie ich es machen werde, es bisdahin auszuhalten. Ich will versuchen, etwas zu tun, ich werde Dir ein paar Mal schreiben und dann erwarte ich einige Briefe von Dir. Bitte, sei also nicht schreibfaul, Deine Briefe werden ein Trost für mich sein, bis Du selbst zu mir kommst. Ich weiß noch nicht recht, wo ich mich häuslich niederlassen soll, ich habe Verschiedenes in Aussicht, was ganz gut als Atelier zu benutzen wäre, aber jedes hat seine Vor- und Nachteile, sodaß ich schwanke und noch unentschieden bin, welches ich nehme. Bisjetzt wohne ich bei sehr braven Leuten, die gut für mich sorgen, und da ich noch nicht malen kann, mache ich Skizzen und das giebt Einem wohl oder übel etwas Beschäftigung. Gleich nachher aber will ich ein oder mehrere Bilder malen; das wird mich sehr angespannt halten und mich wahrscheinlich vor der Mißstimmung bewahren, die mich hier in Rom leicht befällt. Ich glaube auch, daß man bessere Bilder malen müßte, hier inmitten all dieser Meisterwerke. Bestimmtes werde ich Dir darüber sagen, wenn die Arbeit getan ist..

Mein lieber Dorcy!*) Ich bin ein Scheusal, das weißt Du ohnedies, aber wenn ich es selbst sage und mich anklage, so wirst Du mir vielleicht leichter verzeihen. Ich bedauere übrigens so tief mein Vorgehen in Bezug auf Dich, daß Du wohl schwerlich soviel Schmerz darüber empfinden kannst, wie ich selbst. Und doch, wieviel Mitleid wirst Du mit mir haben, wenn ich mich erst einmal in Ruhe mit Dir über die recht empfindlichen Ungelegenheiten ausspreche, in die ich mich leichtsinnigerweise gestürzt habe ... und wieviel Kraft ich aufbieten mußte, um gegen tausend Widerwärtigkeiten anzukämpfen. Ein Brief ist ein ungeeignetes Mittel, um Dir mein armes, übervolles Herz auszuschütten, und ich habe so wenig Freude, wenigstens weiß ich nur wenige, die einen vollen Herzens-Erguß bereitwillig annehmen und erleichtern. Mir selbst vollständig überlassen, ist jede Fähigkeit in mir gelähmt. Warum bist Du von mir gegangen, mein Freund, oder vielmehr, warum hat ein widriges Schicksal es beschlossen,

*) Ohne Datum.

uns getrennt zu halten? Du hast mich gut verstanden und ich liebte Dich. Du warst für mich eine wahre Quelle der Ruhe und des Glückes. Jetzt irre ich umher und finde meinen Weg nicht. Ich suche vergebens nach einem Stützpunkt, nichts ist fest, Alles entgleitet mir, Alles täuscht mich. Unsere Hoffnungen und unsere Wünsche sind wirklich hienieden nur eitle Trugbilder, und unsere Erfolge Fantome, die wir zu greifen vermeinen. Wenn es für uns auf Erden etwas Sicheres giebt, so sind es unsere Schmerzen. Die Leiden sind Wirklichkeit, unsere Freuden sind Träume. Aber mit welch trüben Gedanken belästige ich Dich! Du wirst den Text zu Wiederbeginn meines Briefwechsels mit Dir recht traurig und abgeschmackt finden, und Du wärst berechtigt zu sagen: Warum schweigt er dann nicht lieber wie bisher? Da wäre mir sein Stillschweigen schon lieber! Aber welche lächerliche Befürchtung! Du wärest ja dann nicht mehr Dorcy, wenn Du aufhören würdest, Nachsicht mit meinem bedauernswerten Charakter zu haben. Deine liebe Schwester und Dein Bruder hätten mir nur Vorwürfe zu machen, wenn sie sich noch überhaupt unserer Bekanntschaft erinnern. Aber es giebt nur wenige Tage, an denen ich nicht derer gedenke, die mir die wertesten sind, und sicherlich stehen sie an erster Stelle in meiner Zuneigung. Sei Du der Vermittler zwischen all meinen guten Freunden und mir. Wer besser als Du kann die Partei der Schreibfaulen nehmen, obgleich Du mir wirklich in diesem Jahre ein paar Mal zuvorgekommen bist; sonst hätte ich mich schon Dir gegenüber in der prächtigen Rolle des Anklägers aufgespielt! Aber nun versuche nicht etwa, mich durch Dein Schweigen strafen zu wollen!

Ganz der Deine

Th. Géricault.

An Vernet.

London 1. Mai 1821.

Mein lieber Horace! Endlich habe ich von Ihnen Nachricht bekommen. Es hat nicht wenig Mühe gekostet, Ihnen einige Worte zu entlocken — aber schließlich sind meine Mühen von Erfolg gekrönt worden. Sie haben mich nicht ganz vergessen, mehr brauchte ich nicht zu wissen. Der brave Pugeol hat mich mit J. besucht, sie brachten mir einige Briefe, die ich aber erst lesen wollte, nachdem ich Alles aus Beiden herausgepreßt hatte, was sie von Ihnen und Ihren Arbeiten wußten. Sie sind wohl davon überzeugt, wie sehr ich mich über den Erfolg Ihres letzten Werkes gefreut habe, aber meinen Glückwunsch hebe ich mir auf, bis ich es gesehen habe. Mir scheint das der einzig mögliche Weg unter Künstlern und Freunden, Sie haben nur zuviel von jenen abgeschmackten Lobrednern um sich, die mehr sagen, als sie fühlen können und

die Einem beinahe das ernste Schaffen verekeln könnten, durch ihre Unfähigkeit es zu erkennen.

Ich sagte neulich zu meinem Vater, daß nur Eines Ihrem Talente fehle, nämlich, daß es sich nicht an der Englischen Schule gestählt hat, und ich wiederhole es Ihnen selbst, weil ich weiß, wie sehr Sie das Wenige schätzen, das Sie davon kennen.

Die soeben eröffnete Ausstellung hat mich noch mehr darin bestärkt, daß man nur hier Verständniß und Empfindung für Farbe und Wirkung besitzt. Sie können sich keinen Begriff von der Schönheit der Porträts, vieler Landschaften und Genrebilder dieses Jahres machen, und die Tiere von Ward und dem achtzehnjährigen Landseer müßten Sie sehen! Die großen Meister haben nichts Besseres in dieser Art geschaffen. Man braucht nicht darüber zu erröten, zur Schule zurückzukehren; man kann in der Kunst nur durch Vergleiche zum Ziele kommen. Jede Schule hat ihren Charakter. Wenn man nun dahin gelangen könnte, alle Vorzüge in sich zu vereinigen, wäre dann nicht Vollkommenheit zu erzielen? Das erfordert unermüdliche Mühen und eine große Liebe. Hier höre ich oft, wie sie über den Mangel eines guten Zeichenstils klagen und die französischen Schulen um ihre Gewandtheit darin beneiden; warum beklagen wir uns nicht auch über unsere Mängel? wie dumm ist der Stolz, der uns dazu führt, die Augen davor zu verschließen? Und ehren wir unser Vaterland dadurch, daß wir um keinen Preis das Gute anerkennen, ganz gleich, wo es sich findet, und wieder und immer wieder töricht versichern, daß es nichts Besseres giebt als uns? Bleiben wir denn auf immer unsere Richter, und werden nicht unsere in den Gallerien verstreuten Werke eines Tages die Zeugen unserer Eitelkeit und Überschätzung?

In der Ausstellung betete ich innerlich, daß ein Teil der Bilder, die ich vor Augen hatte, einst in unserm Museum Platz finden möchten. Das wünschte ich als eine Lektion, die weit nützlicher als alles Überlegen wäre. Wie gern möchte ich selbst den Gewandtesten einige Porträts zeigen, die ganz der Natur nachgehen, deren leichte Posen nichts zu wünschen übrig lassen und von denen man wirklich sagen kann, daß ihnen nur die Sprache fehlt! Wie nützlich wäre es ihnen auch, den rührenden Ausdruck eines Gesichtes von Wilky zu sehen. Aus einem kleinen Bilde und dem einfachsten Sujet wußte er ein wundervolles Kunstwerk zu machen. Der Vorgang spielt sich bei den Invaliden ab, wo bei der Nachricht von einem Siege die Veteranen zusammenkommen, um das Schriftstück voller Freude zu lesen. Und mit welcher Empfindung hat er all diese verschiedenen Charaktere geschildert! Ich will Ihnen nur von einer einzigen Figur sprechen, die mir die vollendetste schien und deren Haltung und Ausdruck einem Tränen entlockt, so fest man auch bleiben möchte. Es ist die Frau eines Soldaten, die, nur an ihren Mann denkend, mit verängstigten, scheuen Augen die Liste der Gefallenen

durchfliegt... Ihre Phantasie wird Ihnen ausmalen, was ihr verzerrtes Gesicht alles ausdrückt. Da ist weder Krepp noch Trauer zu sehen, im Gegenteil, der Wein fließt an allen Tischen, und keine unheilkündenden Blitze durchschneiden den Himmel.



Théodore Géricault.

Und trotzdem erreicht er das höchste Pathos, wie die Natur selbst. Ich habe keine Furcht, daß Sie mich hiernach für einen Anglomanen halten, Sie wissen so gut wie ich, was wir Gutes haben und was uns fehlt.

Ganz der Ihre

Géricault.

Eugène Delacroix

geboren 26. April 1799 in Charenton St. Maurice bei Paris, gestorben 13. August 1863 in Paris. Schüler Guérins. Er war Hauptrepräsentant der sogenannten „romantischen Schule". 1832 ging er mit einer Gesandschaft, die Louis Philipp an den Sultan sandte, nach Marokko; dort entstanden seine algerischen Bilder.



An Felix G.

De la forêt d'Axe 1818.

Wie wohl tut es keine andere Sorge zu haben, als mit seinen Freunden zu plaudern und in der Kaminecke Horaz zu lesen! . . Horaz ist meiner Meinung nach der größte Seelenarzt, derjenige der uns am meisten erhebt, der uns in gewissen Zeiten am meisten ans Leben fesselt, in anderen uns lehrt es zu verachten. Ich habe während der Ferien ein wenig Latein getrieben. . . .

Eug. Delacroix.

Ich gratulire Ihnen, daß Sie die Alten lieben, das ist die Quelle aller Kunst.

An H. Fr. Villot.

Valmont, Dienstag d. 23. Sept. 1834.

Ich glaube Ihnen, lieber Freund, gesagt zu haben, daß ich im Begriff sei, zu Ihnen zu kommen. Ich bin hier so faul geworden, daß das Vergnügen, etwas mit Ihnen zu plaudern, mich nicht vergessen machen kann, wie außerordentlich anstrengend es ist, sich eine Feder zu schneiden und das nötige Papier zu suchen. Ich kann sozusagen nur vegetieren. Einige wenige Ausflüge in die Umgegend und ans Meer vervollständigen meine Existenz, welche ganz den Sitten der Provinz angepaßt ist. Ich versichere Sie, daß Sie zu nahe bei Paris sind, um das Landleben richtig zu genießen.

Sie wissen allzu gut, daß es nur auf Sie ankommt, ob Sie einen Abstecher dahin machen oder gar die neue Oper sehen wollen. Hier wo es nicht einmal Wege giebt, kann einen diese Versuchung nicht anwandeln. Wenn ich sage daß ich nichts tue so will ich damit nicht sagen daß ich nichts getan habe. Ich war gezwungen 1½ Tage in Rouen zu bleiben um ein Übereinkommen wegen eines Wagens zu treffen, der mich hierher bringen sollte. Ich habe dort im Museum ein Aquarell nach einem prachtvollen Veronese gemacht, das Ihnen Vergnügen machen wird wenn Sie es sehen. Sollte Sie jemals die allergeringste Angelegenheit nach Rouen rufen, so lassen Sie die Rücksicht auf dieses Bild mitsprechen, das schon an sich die Reise wert ist. Das Bild scheint mir ungefähr in der Manier der Esther und der Susanne aus dem Louvre. Was ich darnach gemacht habe ist schauderhaft unvollkommen. Es ist sehr fertig und in allen seinen Teilen ausgearbeitet. Es ist nicht ausgebessert, nicht einmal gereinigt worden, aber ich ziehe seinen ehrwürdigen Schmutz vor, und bat den Direktor sehr inständig, nicht daran zu rühren.

Dabei fällt mir ein! ich sage, ich habe nichts getan: das ist falsch. Ich habe vielleicht sogar mehr getan als ich denke, denn ich habe mich in der Freskomalerei versucht.

Mein Vetter ließ mir ein Stück Wand mit den passenden Farben vorbereiten, und in einigen Stunden malte ich einen einfachen Vorwurf in diesem Verfahren, das mir recht ungewohnt ist, von dem ich aber, wenn die Gelegenheit sich böte, wohl glaube Vorteil ziehen zu können. Es ist bequemer als die Leimfarbe. Die Schwierigkeit liegt besonders im Fertigmachen und im angemessenen Runden der Formen. Aber ich glaube daß die Veränderung, die in den Tönen vor sich geht, nicht so beträchtlich ist wie bei der Leimfarbe. Übrigens trocknet es sehr langsam und obgleich es seit 4 oder 5 Tagen fertig ist, bin ich noch nicht gewiß, ob die Töne ihren Glanz wiedererlangt haben. Ich gestehe, daß mir ein Versuch in dieser Art, wenn ich ihn ernsthaft und im Großen machen könnte, einen merkwürdigen Spaß bereiten würde. Ich glaube, daß das Verfahren sehr viel einfacher ist, als man es darstellt. Übrigens brauchte man ja schnell mal nach Italien zu reisen und dort irgendeinen alten Wandverderber aufzusuchen, um seinen Unterricht zu vollenden.

Der Anblick jener Bilder erweckte in mir wieder eine heimliche Sehnsucht nach dem Anblick der Meisterwerke Venedigs. Wann endlich?

Eug. Delacroix.

An denselben.

1834.

Ich empfing heut früh Ihren liebenswürdigen Brief, lieber Freund. Er bereitete mir das aufrichtigste Vergnügen, zunächst weil ich aufrichtige Freundschaft für Sie empfinde, sodann weil er ein Echo meiner Gedanken ist, ich meine soweit sie die Kunst angehen; er rührt alles in mir auf, was in mir arbeitet und wofür ich keinen Ausdruck finde.

Denn die Personen mit denen ich lebe, würden mir wohl kaum zu antworten wissen, wenn ich mir einfallen ließe solche Dinge aufs Tapet zu bringen wie Malerei und Poesie. Du guter Gott! Wie ungleich hast Du die Existenzen und die Intelligenzen verteilt. Ich habe wohl zuweilen über meine beschränkte Vermögenslage geseufzt, die mich mancher natürlichen Vorteile beraubt, jetzt aber weiß ich mehr als je zu würdigen, was es heißt, der Nahrung der Seele beraubt zu sein. Himlischer Dante! Die wenigen Verse, die Sie so gütig waren mir zu schicken rührten mich fast zu Tränen. Wieviel edle Regungen mußte wohl dieser schöne Geist, verloren in der Finsternis seines Jahrhunderts und herumirrend in der Einsamkeit und Verbannung in sich begraben. Ich danke Ihnen vielmals, daß Sie mir diese Dichtungen geschickt haben. Ich hatte sie noch nicht im Original gelesen sondern im Deschamps, dessen Übersetzung besonders dieser Stelle sehr schön ist. .

Ich habe noch einen zweiten Versuch mit der Freskomalerei gemacht, bei dem ich mehr Geduld bewies und der besser gelungen ist. Sie haben Recht, meine Natur eignet sich schlecht für den koloriten Karton, und das ist der Übelstand. Folgendes aber sind die Vorzüge. Der Zwang alles sofort fertig zu machen, versetzt den Geist in eine Erregung, die einen rechten Gegensatz zu der Faulheit der Ölmalerei bildet.

Es war übrigens immer mein größtes Unglück, daß ich durch Retouchen verdarb, was auf den ersten Hieb geglückt war. Sie wissen, daß mit der Schwierigkeit auch stets die Anstrengung wächst. Jede widerspenstige Malerei reizt uns, sie zu besiegen; ein leichter Sieg ruft weniger Enthusiasmus hervor. Ich erinnerte mich bei diesem Anlaß einiger spanischer Maler, die prima malen, und in erster Reihe Zurbarans, den Sie, wie ich glaube, nicht kennen. Trotz meiner Faulheit würde ich es niemals übers Herz bringen, einen Fehler in der Gesamtwirkung stehen zu lassen, so lange ich die Möglichkeit habe, zu retouchieren. Übrigens erträgt man hier zur Not ein gewisses Mißverhältnis unter den einzelnen Teilen, und ich behaupte, daß man nur so das höchste geben kann, dessen die Malerei im großen Stil fähig ist, oder ich möchte annehmen, daß beide Arten zwei verschiedene Künste sind, von denen die eine ebenso schön ist wie die andere, die aber vollkommen entgegengesetzte Forderungen stellen. Ich werde Ihnen

das weitläufiger auseinandersetzen, denn das wenige hat mich recht zum Nachdenken gebracht und mich zu meinem Bedauern dahin geführt, anzuerkennen, daß es frech wäre Öl zu malen, ohne die Natur sehr zu Rate zu ziehen, während die Freskomalerei das eher ablehnt als erfordert. Verstehen Sie das, wenn Sie können.

Leben Sie wohl und nehmen Sie nochmals meinen besten Dank für Ihren Brief sowie die Versicherung meiner aufrichtigen Freundschaft.

Eug. Delacroix.

An Herrn Thoré.

d. 2. März 1837.

Werter Herr,

Sie beschämen und verpflichten mich sehr durch den Artikel, den Sie im Siècle*) über mich schrieben. Ich glaube, daß ich die Meinung des ehrenwerten Buloz ein klein wenig teile. Meine Eitelkeit liegt im Kampf mit meiner spröden Bescheidenheit, und im Grunde möchte ich gern Ihrer Meinung sein.

Glauben Sie indessen, daß von allem, was Sie sagen, das Wahrste dasjenige ist, was jene unruhige Leidenschaft betrifft, die mich stets nach jenen Regionen hinzieht, die ich niemals erreichen werde. Am Anfang einer Arbeit erhitzt sich die Phantasie und verspricht uns ganz etwas anderes, als sie zu Stande bringt. Es bleibt Einem also, wenn man fertig ist, nichts übrig als einen Blick des Bedauerns auf die ungestalte Mischung von gutem und schlechtem zu werfen, die man das Werk eines Künstlers nennt. Vielleicht also ist der unbestimmte Wunsch, der uns antreibt weiterzugehn, wenn wir eine Provinz durchreist haben, und uns fürchten läßt, sobald wir umkehren den Fuß in dieselben Spuren zu setzen, eher eine Schwäche als eine Tugend.

Sie sprechen noch von einem andern Artikel, wo Sie von meinen Malereien im Palais Bourbon sprechen. Würden Sie so gut sein mir anzugeben wo ich ihn finden könnte.

Ich hoffe Sie noch einmal zu sehn, und Ihnen persönlich die Freude zu bezeugen, die Sie mir bereitet haben.

Eug. Delacroix.

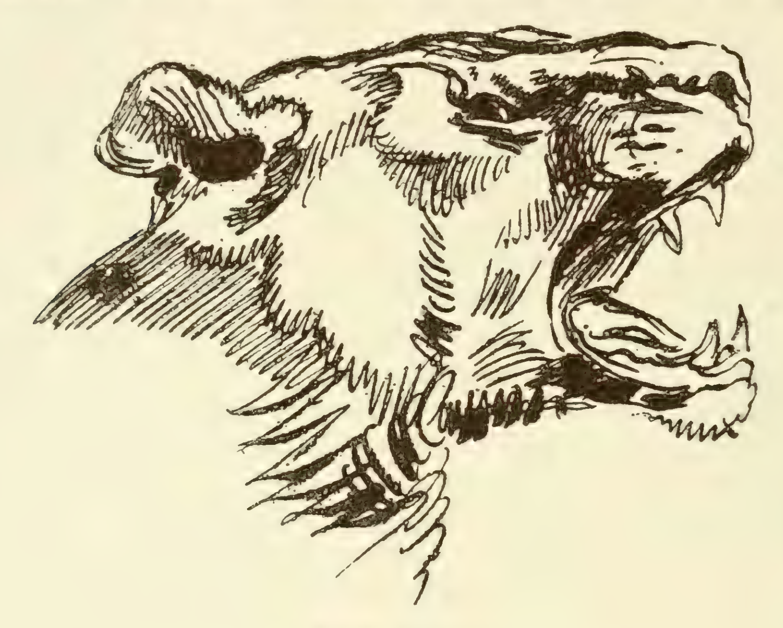
An Pierret.

Saint-Leu-Javerny 2. April 1843.

Ich sende Dir, lieber Freund, einige Worte aus dem Schoße meiner tiefen Zurückgezogenheit, die, wie ich Dir versichern kann, inmitten einer wiederauflebenden Natur, die auch mich mit aufleben läßt, nichts unangenehmes hat. Die Bäume fangen an zu grünen. Das eingetretene Regenwetter bringt sie vorwärts und beschleunigt diese

*) Der Artikel von Th. Thoré war der Revue des Deux Mondes eingereicht und von Buloz als zu lobend refüsiert worden.

ganze Wiedergeburt. Obgleich die Sonne uns nur selten besucht und Regengüsse an der Tagesordnung sind, gefällt es mir wie gewöhnlich hier sehr gut. Nur habe ich mich noch nicht entschließen können, das geringste zu tun und bin unzufrieden mit mir. Dieses Gefühl verdirbt mir immer die Freude an allem Übrigen. Mir scheint man muß seine Arbeit getan haben, um wahrhaft das Gute zu genießen, das die Natur uns darbietet. Ich frage mich, wie es möglich ist, daß ein müssiger Mensch wirkliches Vergnügen empfinden kann. Es muß stets durch etwas Zwang oder sogar Leiden erkauft werden. Ich lese, aber das ist keine Arbeit. Trotz des Gefallens, das ich daran



Eugène Delacroix.

finde, bin ich nicht ganz befriedigt, wenn ich meine Zeit auf diese Weise verbracht habe. Nur die Zigarre, wenn es eine gute ist, kann mich das Unrecht etwas vergessen lassen, das ich tue, indem ich mich der Faulheit hingebe. Es ist nicht eigentlich Faulheit. Ich kann den Anfang nicht finden. Ich bin gewiß, daß ich nach der ersten halben Stunde das allergrößte Vergnügen in der Arbeit finden würde und trotzdem kann ich den Augenblick des Ekels nicht überwinden.

Die Zigarre ist sicherlich ein Werkzeug der Verführung und der Verderbnis. Solange sie vorhält, und ich gebe mir Mühe, daß sie so lange wie möglich vorhält, wandle ich die Gartenwege auf und ab und habe nicht einmal das Bedürfnis zu denken, um mich zu beschäftigen. Es genügt mir Augen, Nase und Ohren aufzumachen.

Wenn sie zu Ende ist, hört die Täuschung auf und ich mache mir Vorwürfe. Das Alter naht. Jede Stunde sollte ihre Früchte tragen. Das sage ich mir in allen Tonarten und wäre vor allem wunderbar aufgelegt, es anderen zu sagen.

Rieseners kleine Tochter ist nicht größer als eine Ratte.

Du weißt wie sehr mich schon für gewöhnlich die menschliche Kreatur dauert, wenn sie den Schmerzensweg betritt, von dem wir schon ein gut Teil zurückgelegt haben. Für sie fühle fühle ich ein noch stärkeres Erbarmen, so klein, wie sie ist und so wenig, wie sie danach aussieht, als würde sie den Schlägen des Schicksals Widerstand leisten können.

Was aber nicht verhindern wird, daß man immer von neuem welche macht bis ans Ende der Zeiten.

An Herrn Léon Peisse.*)

15. Juli 1849.

Ich wage es nicht zu sagen, daß alles, was Sie schreiben ganz richtig ist, trotzdem Sie mich loben. Was Sie von der Farbe und den Koloristen sagen, ist noch nicht oft gesagt worden. Mit der Kritik ist es, wie mit Anderen Sachen auch; sie schleppt sich hin durch oft Gesagtes und verläßt nie den ausgetretenen Pfad.

Das „berühmte Schöne" sehen die Einen in der geschwungenen, die Anderen in der geraden Linie, aber sie sind alle darauf versessen, es nur in der Linie zu suchen. Ich stehe an meinem Fenster und sehe die schönste Landschaft; der Gedanke an eine Linie kommt mir nicht in den Sinn; die Lerche singt, der Fluß spiegelt tausend Diamanten wieder, das Laub säuselt; wo sind die Linien, die diese reizenden Eindrücke schaffen? Sie wollen Proportionen und Harmonien nur zwischen zwei Linien sehen; alles andere ist Chaos für sie und der Zirkel allein entscheidet. Verzeihen Sie meine leidenschaftliche Kritik über unsere Kritiker. Halten Sie es mir zu Gute, daß ich mich demütig unter den Schutz der großen Namen, die Sie anführen, stelle, indem ich sie noch höher bewerte, als man es gewöhnlich tut. Ja, Rubens zeichnet, ja Correggio zeichnet. Nicht einer dieser Männer hat sich mit dem Ideal überworfen. Ohne Ideal giebt es weder Malerei, noch Zeichnung noch Farbe. Und was noch schlimmer ist als dieser Mangel, ist das geborgte Ideal, daß diese Leute in den Schulen sich aneignen, und um dessentwillen man die Vorbilder hassen möchte.

Da man darüber mehrere Bände schreiben möchte, so höre ich auf, um auf das zurückzukommen, womit Sie mir in Ihrem Brief besondere Freude gemacht haben . .

Eug. Delacroix.

*) Peisse hatte oft Kritiken gegen Delacroix geschrieben, plötzlich schrieb er einen außerordentlich lobenden Artikel über „Die Frauen aus Algier." Auf diesen bezieht sich der Brief.

An den Präsidenten
der Akademie der Schönen Künste. Paris d. 7. Dezember 1849.

Sehr geehrter Herr Präsident,

ich möchte Sie bitten, den Herren Mitgliedern der Akademie der Schönen Künste die leider unvollkommenen Ansprüche gütigst unterbreiten zu wollen, worauf ich meine Kandidatur für den durch das Hinscheiden des Herrn Garnier frei gewordenen Platz in der Akademie zu begründen wage. Ich bringe Ihnen und jenen Herrn eine Anzahl Historienbilder ins Gedächtnis, und zwar unter anderen „Dante und Virgil", das „Blutbad von Chios", „Christus im Ölberg", „die Gerechtigkeit Trojans", „Einzug der Kreuzfahrer in Konstantinopel", „Medea" u. a. m. Ich war außerdem berufen die Kuppel der Bibliothek des Luxemburg, das Gewölbe und die beiden Endteile der Bibliothek des Palastes der gesetzgebenden Versammlung und den Tronsaal in demselben Gebäude auszuschmücken. Ich nehme mir die Freiheit dieser Liste die mehrerer Gemälde von untergeordneterem Range beizufügen, wie den „Bischof von Lüttich", „Marino Faliero", „algerische Frauen in ihrem Heim", ein „Schiffbruch", eine „Judenhochzeit" u. a. m.

Zum vierten Male habe ich nun die Ehre mich um die Stimmen der Akademie zu bewerben. Ich wollte, daß diese Beharrlichkeit und der sehr natürliche Wunsch, einer so berühmten Körperschaft anzugehören, die Minderwertigkeit einiger der von mir erwähnten Werke zu entschuldigen vermöchte. Ich empfinde ein begründetes Mißtrauen, indem ich einer Vereinigung nahe, welche die Überlieferungen und die ewigen Grundsätze vertritt, welche bei allen berühmten Künstlern die des großen Stils waren. Doch wage ich zu hoffen, daß meine außerordentliche Unzulänglichkeit den großen Vorbildern gegenüber, in den Augen der Akademie nicht als Anzeichen einer lauen Bewunderung oder einer mittelmäßigen Achtung für die Gegenstände der Achtung und Bewunderung aller Jahrhunderte gelten wird. Der leidenschaftliche Kultus, den ich ihnen weihte, ist ein Anspruch, auf den ich mich mit mehr Vertrauen als auf alle anderen berufen möchte, um zu der Ehre, an edlen Arbeiten teilzunehmen, zugelassen zu werden.

Indem ich die Ehre habe Sie, sehr geehrter Herr Präsident, meiner vorzüglichsten Hochachtung zu versichern, bin ich Ihr ergebenster und gehorsamster Diener

Eug. Delacroix,
Maler.

An Soulier.

Lieber Freund, Paris d. 23. März 1850.

.. Das Leben bewegt sich nur in Zuckungen, und fast jede bedeutet einen Kummer. Die Zeit, in der wir leben, liefert uns eine reichlichere Ernte als das Leben

gewöhnlich mitbringt. Betrübnis für jetzt und Unruhe für die Zukunft. So bleibt also nur die Vergangenheit, und sich in die Erinnerung zu flüchten, ist ein großer Trost. Was ward aus unsrer Jugend und Sorglosigkeit? Ich gehe niemals über den Vendômeplatz, ohne zu jenem Fensterchen hinaufzuschauen, das immer noch dasselbe ist. Doch wieviel Dinge oder vielmehr Menschen sind anders geworden ohne zu rechnen was alles verschwand. Es ist nun einen oder zwei Monate her, da brachte man mir das Tierstück, das ich in B. vor einigen 20 Jahren malte! Der arme Marquis ist tot und das Bild war zu verkaufen. Alles endet beim Trödler, der ist der allgemeine Totengräber.

Die Arbeit ist meine sicherste Zuflucht nicht nur vor der Langeweile, sondern auch vor dem Kummer, und ich weiß, daß auch Du diesen wahren Trost schätzest. Pflege Dich gut denn vor allen Dingen muß man für seinen Leib sorgen.

E. Delacroix.

An Th. Silvestre.

Paris, d. 31. Dezember 1858.

Werter Herr,

ich empfange Ihren Brief aus London.. Die Epoche meines Lebens, wo ich England besucht habe und das Andenken einiger Freunde von damals sind mir sehr lieb.

Fast alle sind verschwunden. Von den englischen Künstlern, die mir die Ehre erwiesen mich aufzunehmen — und zwar alle mit der größten Güte, denn ich war damals noch fast unbekannt — ist, wie ich glaube, kein einziger mehr am Leben. Wilkie, Lawrence bewiesen mir das größte Entgegenkommen. Ich rede nicht von Bonington, auch er starb in der Blüte des Lebens, er war mein Freund, und mit ihm verbrachte ich — ebenso wie Poterlet, der ebenfalls frühzeitig starb, und in dem die Malerei viel verlor (er war Franzose) — meine Zeit in London in dem Entzücken, das in dieser Stadt die Vereinigung von tausend Meisterwerken und das Schauspiel einer außerordentlichen Zivilisation einem jungen Menschen gewähren.

Mir liegt nichts mehr daran, London wiederzusehen. Ich fände dort keine dieser Erinnerungen wieder, und vor allem fände ich mich selbst nicht mehr so fähig, wieder zu genießen, was jetzt dort zu sehen ist.

Sogar die Schule ist verändert. Vielleicht sähe ich mich gezwungen eine Lanze für Reynolds zu brechen, für den bezaubernden Gainsborough, den Sie mit Recht lieben. Nicht etwa daß ich ein Gegner dessen sei, was jetzt die englische Malerei hervorbringt.

Mich frappierte sogar die wunderbare Gewissenhaftigkeit, welche dieses Volk selbst in die Dinge der Phantasie hineinzutragen vermag. Es scheint fast, daß die Engländer,

die wieder mehr zur übermäßigen Betonung der Einzelheiten übergehen, damit mehr ihrem Genius folgen, als indem sie besonders die italienischen Maler und die flämischen Koloristen nachahmten. Was liegt aber an der äußeren Form? Sind sie doch immer Engländer unter dieser scheinbaren Umbildung. So verbinden sie, anstatt ganz einfache Nachbildungen der italienischen Primitiven zu machen, wie es bei uns Mode geworden ist, die Nachahmung der Manier der alten Schulen mit einer unendlich persönlichen Empfindung. Sie interessieren uns durch die Malleidenschaft die sich darin ausspricht und die im Allgemeinen unsern kalten Nachahmungen der Rezepte und des Stils dieser ehemals lebendigen Schulen abgeht.



Eugène Delacroix.

Ich schreibe Ihnen ohne anzuhalten, und werfe alles hin, was mir in die Feder kommt. Meine Eindrücke aus jener Zeit würden sich vielleicht heut etwas modifizieren. Vielleicht störte mich in Lawrence eine Übertreibung der Wirkungsmittel, die ein bischen zu sehr nach der Reynoldsschule schmeckt. Die wunderbare Feinheit seiner Zeichnung aber, die Lebendigkeit, die er seinen Frauen verleiht, die zu uns zu sprechen scheinen, geben ihm als Porträtmaler eine Art Überlegenheit selbst über van Dyk, dessen bewunderungswürdige Figuren ruhig posieren. Der Glanz eines Auges, ein halbgeöffneter Mund sind bei Lawrence bewunderungswürdig wiedergegeben. — Er nahm mich mit großer Liebenswürdigkeit auf, er war ein liebenswürdiger Mann im wahren Sinne des Worts, außer wenn man seine Bilder kritisierte. Zwei oder drei Jahre nach meiner englischen Reise sandte ich mehrere Bilder hin, unter anderem „Griechenland auf den Ruinen von Missolunghi" und den „Marino Faliero". Letzteres Bild erregte seine Aufmerksamkeit sehr. Man versicherte mir, daß er die Absicht äußerte, es zu erwerben. Er starb ungefähr zu jener Zeit.

Auch Wilkie war gegen mich so liebenswürdig wie sein zurückhaltender Charakter zuließ. Eine meiner lebhaftesten Erinnerungen heftet sich an seine Skizze des predigen-

den John Knox. Er machte seitdem ein Bild darnach, das, wie man mir sagte, hinter der Skizze zurückstehen soll. Ich hatte mir, als ich sie sah, erlaubt, ihm mit recht französischem Ungestüm zu sagen „daß wenn Apollo selbst den Pinsel ergriffe, er sie beim Fertigmachen nur verderben könnte". Ich habe ihn seitdem wiedergesehen und zwar einige Jahre später in Paris. Er besuchte mich und zeigte mir einige Zeichnungen, die er von einer großen Reise in Spanien mitgebracht hatte. Es schien mir, als sei er durch die Bilder, die er gesehen, ganz außer Fassung geraten. Ich bewunderte es, daß ein Mann von so wirklichem Genie und der doch fast an der Schwelle des Greisenalters stand, durch Werke, die von den seinigen äußerst verschieden waren, dermaßen beeinflußt werden konnte. Übrigens starb er bald darauf, wie man mir versicherte in sehr erschütterter Geistesverfassung.

Constable, dieser bewunderungswürdige Mann, ist eine der Zierden Englands. Von ihm und dem Eindruck, den er zur Zeit, wo ich das Massacre de Scio malte, auf mich gemacht hatte, erzählte ich Ihnen schon. Er und Turner sind wahrhafte Reformatoren. Sie gingen aus den Geleisen der alten Landschafter heraus. Unsere Schule, die nun in dieser Kunstart Überfluß an talentvollen Männern hat, machte sich ihr Beispiel im höchsten Maß zu Nutze. Géricault war ganz betäubt von einer seiner großen Landschaften, die er uns geschickt hatte, nach Hause gekommen.

Ich war nicht zur selben Zeit wie Charlet und Géricault in England. Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, was man von diesen beiden Männern zu denken hat. Sie kennen meine große Bewunderung für den einen wie für den anderen. Charlet ist einer der größten Männer unsres Landes. Nie aber wird man bei uns einem Manne ein Denkmal errichten, der nichts andres tat, als mit einem Stückchen Bleistift zu spielen und kleine Figürchen zu machen. Poussin mußte 250 Jahre auf die famose Subskription für sein Denkmal warten, welches, wie ich glaube, infolge der Unzulänglichkeit der Mittel, noch nicht vorhanden ist.

Hätte er nur 2 Dörfer verbrannt, so hätte er nicht so lange zu warten brauchen.

Ich tue Gelübde, auf daß Sie uns die schönen Werke herbringen mögen, von denen Sie sprechen. Unsere Schule hat es höchst nötig, daß man ihr etwas frisches Blut einflößt. Unsere Schule ist alt und die englische Schule scheint jung zu sein. Sie scheinen die Natur zu suchen und wir beschäftigen uns nur damit, Bilder nachzuahmen. Lassen Sie mich nicht steinigen, indem Sie mir nach außen Gesinnungen leihen, die, ach, die meinigen sind. —

Sie taten wohl, mich auf ein Kapitel zu bringen, das ich liebe. Da haben wir nun 4 Seiten, die ein Kranker schrieb, den diese Erinnerungen ein wenig erfrischten.

Ich wäre sehr glücklich wenn alles das Ihnen von Nutzen sein könnte. Sie kennen meine Dankbarkeit und wissen, wie gerne ich Ihnen gefällig bin

Ihr ganz ergebener

Eug. Delacroix.

An Dutilleux.

d. 8. August 1858.

Werter Herr und Freund,

Sie erweisen mir die Ehre mich um meine Meinung über die Restaurierung der Rubens zu fragen.

Alles in allem halte ich die Operation für gut: sie ist sogar ausgezeichnet wenn man an die Entfirnißungen denkt, denen die Bilder gewöhnlich unterworfen werden. Folgendes ist das Resultat: Nachdem man den Firnis von Grund aus, besonders auf den hellen Partien entfernt hatte, kam eine sehr farbige Malerei zum Vorschein, auf die man gleichwohl gefaßt sein mußte. Unsre Malersäuglinge jedoch, die sich vorstellen, daß sie nur recht ölig zu malen und ihren Bildern mit Hilfe des Asphaltbrauns ihre sogenannten warmen Töne zu geben brauchen, mußten wohl enttäuscht sein. In Zukunft wird man wissen daß man ein sehr warmer Künstler sein und doch die Natur in ihren wahren Tönen wiedergeben kann. Der einzige Nachteil dieser Arbeit ergiebt sich aus der Art, wie die Bilder ausgeführt worden sind. Es ist wahrscheinlich daß Rubens sich in den Schatten mit einfachen Untertuschungen begnügte. Diese Untertuschungen oder Lasuren waren in durchsichtigen Farben aufgetragen, die nachgedunkelt sind. Die dunkle Färbung, der mit der Zeit sich ansammelnden Firnisschichten, die sich in gleicher Weise über die lichten Partien erstreckten, brachten eine Art Verbindung zwischen Licht und Schatten hervor. Nun ist das Verhältnis gestört, das heißt die Schatten sind dunkel und die Lichter haben einen so lebhaften Glanz — ganz der Absicht des Malers entsprechend — daß das Aussehen der Bilder, infolge der gleichförmig düsteren Wirkung der Schattenpartien, etwas Metallisches und Monotones bekommt. Das ist übrigens das Resultat, das sich fast ständig bei allen Entfirnißungen ergiebt. Es wäre zu wünschen, daß man überhaupt nicht firnißt. Unsre Nachkommen erhielten dann sicherlich einen richtigeren Begriff von unseren Bildern. Wie soll man aber dem Wunsch widerstehen können, seinen Zeitgenossen eine möglichst vorteilhafte Meinung von sich und seinen Werken zu geben?

An Soulier.

Ohne Datum.

Wie konnte es nur geschehen, daß ich Deinen so liebenswürdigen Brief, lieber Freund, nicht eher beantwortet habe. Aus hundert Gründen hätte ich es sogleich tun

sollen. Er machte mir das größte Vergnügen, weil ich Deine Freundschaft darin erkenne und den größten Kummer, weil Du vielleicht in diesem Augenblick lebhafter Deinen Teil des Joches fühlst, das uns alle seit dem Sündenfall unsres Vaters Adam schwer genug drückt. Die Leere des Lebens, die Nutzlosigkeit unserer Wünsche und unsrer Klagen ist Dir leider nicht drückender als mir. Du sprichst von Einsamkeit. Man kann nicht einsamer sein als ich. Ich habe nicht einmal mehr, um mich zu betäuben, die üblichen gesellschaftlichen Zerstreuungen.



Eugène Delacroix.

Da ich gewöhnlich leidend bin, so habe ich ganz darauf verzichtet und verbringe meine Abende sehr oft zu Haus. Die Illusionen gehen eine nach der andern dahin. Eine einzige bleibt mir noch, oder vielmehr ist es keine Illusion, sondern ein wirkliches Vergnügen, das einzige wo die Bitterkeit des Bedauerns sich nicht einmischt: es ist die Arbeit. Kurzum, sie ist meine einzige Leidenschaft. Könnte sie nur lange alle die anderen überleben! Trotz meiner schwankenden Gesundheit arbeite ich und vielleicht sogar deshalb. Denn da sie ein genügender Vorwand ist, mich von den törichten gesellschaftlichen Verpflichtungen zu entbinden, so gebe ich der Malerei alle die Zeit, die ich früher so dumm und unnütz verausgabte. Du konntest, lieber Freund, was Deine Traurigkeit Dir diktierte, keinem Menschen schreiben, der besser im Stande wäre, es zu verstehen. Selbst die Arbeit ist nur eine vorübergehende Betäubung, nur eine Zer-

streuung, und jede Zerstreuung ist nur, wie Pascal mit andern Worten sagt, ein Mittel, das der Mensch erfunden hat, um den Abgrund seines Elends vor dem Jammer des täglichen Lebens nicht zu sehen. In den Augenblicken, wo die Seele sich diesem grausamen Nichts gegenüber befindet, ist jede Hilfe ohnmächtig ihr Trost zu bringen, z. B. wenn man in der Nacht aufwacht. In der Schlaflosigkeit, in der Krankheit, in gewissen Augenblicken der Einsamkeit, wenn das Ziel aller Dinge deutlich in seiner Nacktheit sich zeigt, da bedarf der mit Einbildungskraft begabte Mensch eines gewissen Mutes, um nicht dem Phantom entgegenzugehen und „das Skelett zu umarmen".

Was für einen Unterschied in unsern Ideen bringen einige wenige Jahre zuwege. Ich finde, daß alle Bücher nur Gemeinplätze sind. Was sie über die Liebe, die Freundschaft sagen, bewegt sich innerhalb eines halben Dutzend banaler Ideen, die man vor 1000 Jahren gefunden hat. Es giebt nicht Eins das je, nach meiner Ansicht, die Enttäuschung oder vielmehr die Verzweiflung der reifen Jahre und des Alters gemalt hätte. Ich wette, daß Du in Büchern niemals gelesen hast, was Du in dieser Hinsicht fühlst und wie Du es fühlst. Immer nur Rhetorik und Redensarten!

Ich schreibe Dir wenig Tröstliches, aber ich selbst bin höllisch traurig. Ich komme immer auf den Schluß des Kandidius zurück: „Alles das ist schön und gut, aber wir müssen unsern Garten bestellen" und auf jenes andre Axiom aus jenem Buch, das wahr ist unter allen Büchern „Der Mensch verbringt sein Leben in den Zuckungen der Unruhe und in der Erstarrung der Langeweile". Das sind die beiden Pole der Frage.

Wenn wir uns wenigstens bei all dieser Langeweile und Aufregung zuweilen sehen könnten. Aber ein Mal im Vorübergehen, heißt das sich sehen? Wo blieben die Mittagessen bei Mutter Taulin, bei Schnee und Regen, in Gesellschaft von Dieben und Torschreibern. Und die zweistündigen Märsche hin und zurück, wo wir oft nicht drei Worte wechselten, jeder von uns aber einen Freund neben sich fühlte. Die Augenblicke, wo ich mich in diese köstlichen Erinnerungen flüchte, sind schöner als alle Erinnerungen an Liebestollheit. Was blieb von der Liebe? Staub und Asche, noch weniger als das; von den reinen Regungen der Jugendfreundschaft aber, eine Welt der köstlichsten Empfindungen. Dahinein flüchte ich mich sehr oft.

Ich werde Dich bestimmt besuchen. Ich werde es so einrichten, daß ich einige Tage mit Dir verleben kann, und wir werden uns wiederfinden. Schreibe mir inzwischen, wie es Dir geht und gebrauche mein Mittel: arbeite, zeichne, radiere. Halte mich auf dem Laufenden, ob es Dir möglich wäre nach Paris zu kommen, um mit einander anzustoßen und unsre Verwünschungen gegen das Leben zu wiederholen.

Ich umarme Dich von Herzen und liebe Dich wie immer.

Eug. Delacroix.

An Herrn Pérignon.

den 18. April 1859.

Sehr geehrter Herr,

Werde ich Ihnen schildern können, welche Freude Sie mir bereitet haben? Urteilen Sie selbst: ich hatte keinerlei Nachricht vom Salon; ich hatte alle Bilder, an denen ich bis zum letzten Augenblick gearbeitet hatte, sehr stark eingeschlagen hingeschickt. So sind sie noch jetzt und zwei oder drei Spießer haben mir schon gesagt, daß sie unsichtbar sind. Da Sie sie gesehen und so gesehen haben, bin ich belohnt genug und kann leicht auf die Zustimmung derer verzichten, die durchaus Lack haben müssen.

Ich wiederhole Ihnen, daß der Beifall eines so talentvollen Collegen wie Sie sind, den die Bescheidenheit blind gegen sich selbst macht, die schönste Belohnung ist. Sie fragen, ob ich ein Geheimmittel habe. Es ist dasselbe Mittel der Leute, deren es leider wenige gibt, und deren größte Kunst darin besteht, immer die Wahrheit zu sagen. Nur zu oft hat man mir gepredigt, daß es gewisse Fertigkeiten gibt, ohne die die Malerei nicht zu ihrer ganzen Entfaltung kommt. Beobachtet man sorgfältig die Natur, die keinerlei Anstrengung macht, um ihre Wirkungen hervorzurufen, so sieht man, daß man sich nur bemühen muß, ihr Schritt für Schritt zu folgen; ohne etwas hinzuzufügen oder zu verbessern. Einen gibt es, der das Licht ohne scharfe Contraste, und das „plein air" das man uns immer als unmöglich dargestellt hat, malt — das ist Paolo Veronese. Meiner Meinung nach ist er wahrscheinlich der Einzige, der das Geheimnis der Natur ergründet hat. Ohne seine Art völlig nachzuahmen, kann man viele Wege verfolgen, die er wirklich erhellt hat.

Die jungen Leute sind nur auf Handfertigkeit versessen. Es gibt vielleicht nichts, was einem mehr daran hindert, wirkliche Fortschritte zu machen, als diese weltverbreitete Narrheit, der wir alle so viel geopfert haben.

Sie hindert uns alles zu opfern, was für das Bild nicht unbedingt notwendig ist und macht, das man das Einzelne dem Ganzen vorzieht und hindert daran so lange zu arbeiten, bis man wirklich befriedigt ist.

Tausend Dank lieber Herr, und ich darf wol sagen Freund, denn nur ein Freund und nur ein Freund von hoher Gesinnung kann an einen Collegen einen Brief schreiben, wie ich einen von Ihnen bekommen habe. Wenn Sie zu mir oder ich zu Ihnen komme, was wol nicht lange dauern wird, werde ich Ihnen dies alles noch besser sagen können. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen und sende Ihnen bis auf weiteres beste und aufrichtigste Grüße.

Eug. Delacroix.

An Ph. Burty.

d. 1. März 1862.

..ich habe den zweiten Teil des Faust, und noch dazu sehr oberflächlich, erst lange nach der Entstehung meiner Lithographien kennen gelernt. Er schien mir ein schlecht verdautes und in litterarischer Hinsicht wenig interessantes Werk, dafür aber eins der geeignetsten, einen Maler anzuregen, infolge der Mischung von Karakteren und Stilen, die er zuläßt. Sie fragen mich, wie mir der Gedanke zu den Faustillustrationen gekommen ist. Ich erinnere mich, daß ich etwa um 1821 die Kompositionen von Ratsch, sah, die einen sehr starken Eindruck auf mich machten. Doch war es hauptsächlich die Aufführung eines musikalischen Dramas „Faust", die ich 1825 in London sah, die mir Lust machte, mich an diesem Sujet zu versuchen. Der Schauspieler Terry, dessen Name mit dem englischen Theater jener Zeit eng verknüpft ist und der sogar nach Paris kam, wo er unter anderem den König Lear spielte, war als Mephistofeles ganz vollendet, obgleich er dick war. Aber das tat seiner Beweglichkeit und seinem teuflischen Wesen keinen Abbruch.

Sie wissen, daß M. die Blätter herausgegeben hat. Er hatte den unglücklichen Einfall die Lithographien mit einem Text zu begleiten, der dem Verkauf sehr schadet; ganz abgesehen von der Seltsamkeit der Zeichnungen selbst, die einige Karrikaturen hervorriefen und mich mehr und mehr als eine der Hauptstützen der Schule des Häßlichen hinstellten. Immerhin beglückwünschte mich Gérard, obwohl er durch und durch Akademiker war, zu einigen Zeichnungen, hauptsächlich zu der Szene in der Kneipe. Ich erinnere mich nicht, was ich dafür bekam, so etwas wie hundert Francs und dazu eine Gravüre von Lawrence, das Porträt Pius VII. Alle meine Spekulationen gingen in dieser Weise aus. Hamlet noch ärger. Ich hatte ihn auf meine Kosten drucken und herausgeben lassen. Das Ganze kostete mich fünf bis sechstausend Francs und ich bekam meine Kosten nicht einmal zur Hälfte herein.

Ich weiß nicht ob Bonington die Radierung gemacht hat, von der Sie mir erzählen. Sie erinnern mich daran, daß ich nach einer seiner Zeichnungen eine ziemlich schwerfällige Lithographie machte. Sie stellte einen alten Mann dar, der an einem Tisch saß und, wie ich glaube, einen Brief las, den ein junger Mann in hohen Stiefeln, der sich an den Tisch lehnt, ihm gebracht hatte. Ich muß davon noch einen einzigen Druck besitzen. Vielleicht ist irgend ein anderer herumgekommen, der die Idee erweckt hat, sie Bonington zuzuschreiben. Meine Zeichnung ist aber sehr weit von der Leichtigkeit entfernt, die er in seine Lithographien und wie man sagen muß, in alles legte, was aus den Händen dieses bewunderungswürdigen Talents hervorging. Ich höre, daß

die heutige Jugend ihn nicht schätzt. Er teilt diese Mißbilligung mit dem großen Charlet, der für diese Generation ein Mensch aus der Empirezeit mit veraltetem Vortrag ist.

Empfangen Sie, geehrter Herr, meinen besten Dank und die Versicherung meiner achtungsvollen Ergebenheit.

Eug. Delacroix.



Eugène Delacroix.

Sulpice Guillaume Chevalier genannt Gavarni

geboren in Paris 13. Januar 1804, gestorben 24. November 1866.

An Louis Leroy.

Unsere Briefe haben sich gekreuzt, mein lieber Louis.*) Endlich haben Sie alle auf den Appell geantwortet. Ich war sehr unruhig. Die englische Presse, die von der Hand in den Mund lebt, benutzt mit Eifer diese traurigen Vorgänge, um einen größeren Absatz zu erzielen. Sie können sich nicht vorstellen, wie unheilvoll die Ankündigung der Nummer oder der Ausgabe der Nummer, deren Druck vorbereitet wird, wirkt: eine schlecht mit der Hand beschriebene Tafel, die an der Außenseite ihrer Häuser angebracht ist:

Schreckensherrschaft in Paris!! Schreckliches Blutbad!
Beträchtliche Verluste an Menschenleben!!

Man mag immerhin wissen, was eine derartige Litteratur wert ist, ein wenig läßt man sich doch von diesem Geschwätz beeinflussen. Dieses Mal jedoch hatten sie recht. Ihr führt euch ja da unten wie die Wilden auf, wie die Wilden!

Ja, ihr haltet den Pöbel für das Volk! Ach, ihr wollt eine Gemeinschaft herstellen zwischen den anständigen Leuten und dem Gesindel, und man braucht nur wie ein tüchtiger Taugenichts auszusehen, um bei Euch das Recht auf ein Gewehr zu haben? Ausgezeichnet! Ihr habt diese Gewehre gesät, und Ihr erntet Flintenschüsse. — Pflanzt immerhin, meine Süßen, Freiheitsbäume, verbrüdert euch ruhig bei den Banketten, singt jene Hymnen in der Sprache der Revolution „Souveraines Volk!" und dann rechnet aus, wieviel durch die Arbeit der Arbeiter erworbenes Geld nötig sein wird, um den Müßiggang der Bierbankpolitiker auszugleichen.

Armes sanftes Frankreich, in welche Lage haben dich die Rhetoren und die politischen Tartüffs gebracht? Wie beneidenswert bist du doch!!

Weil ich zum Volke gehöre, hasse ich den Pöbel. Weil ich seine Würde zu verstehen und zu empfinden glaube, sehe ich mit tiefstem Bedauern, daß sie derartig verletzt wird. — Der Strolch und der Dandy sind beide wie Vieh und beide sind ungefähr gleich weit vom Menschen entfernt; — aber, alles in allem: der eine stinkt und der andere riecht gut, — ich ziehe noch immer den andern vor, obgleich ich ihn kaum liebe.

Na, Louis, hätte ich Sie augenblicklich da, so würde ich Sie so derbe ausschelten, daß wir sicherlich den Barrikaden-Tag von Tronquoy (Sie wissen schon) von Neuem beginnen würden, besonders wenn dieser Schlingel von Chandellier daran teilnähme und zwar auf Ihrer Seite, was der Strick sicher täte.

*) Gavarni lebte in London; er bezieht sich auf die Ereignisse der Junitage 1850.

Sie sollten mich für die Unruhe entschädigen, in die Sie mich gestürzt und in der Sie mich zehn lange Tage hindurch haben schmachten lassen, Sie alle beide!



Gavarni.

Was ich in London treibe? Träumen, arbeiten und wieder träumen. Jeden Morgen ändere ich ein wenig das Weltsystem mit dem der Politik gebe ich mich nicht mehr ab, — das habe ich bereits vor geraumer Zeit aufgegeben. Ich frage mich zum Beispiel, ob die Bewohner unseres Planeten im Grunde wirklich genügendes Interesse daran hätten, den Mond zu besuchen, ob diese Reise überhaupt der Mühe lohne, die

man aufwenden müsse, um ein Mittel zu ihrer Ausführung ausfindig zu machen. — Bah, eigentlich ist die Sache ja gar nicht so unerhört schwierig, — aber ich habe nur keine Zeit.

Und dann muß man London sehen — dieses englische Volk, das so ganz anders ist als wir. Das ist übrigens gar nicht so einfach, eine Bevölkerung ordentlich kennen zu lernen. Dieses England ist das reizendste Land auf der Erde, was das materielle Leben anbetrifft; aber darüber hinaus: guten Abend, das Herz erhält hier auch nicht die geringste Nahrung. Weil den Engländern selbst das Herz fehlt, stören sie auch so wenig, und die guten Eigenschaften dieses Fehlers steigern sie bis aufs Äußerste. Was die Engländerinnen anbetrifft, so möchte ich Ihnen gern von ihnen erzählen, allein ich weiß absolut nicht, was das eigentlich für Wesen sind: ich vermag mir nur vorzustellen, daß eine Engländerin, die angezogen ist, keiner Frau mehr, sondern einer Kathedrale gleicht. Es würde sich nicht darum handeln, sie zu verführen, sondern sie zu demolieren. Ich aber pflege weder das eine, noch das andere zu tun, um Himmels willen! Seitdem ich in London wohne, bin ich noch nicht ein einziges Mal genotzüchtigt worden.

Ich bin unter die Forscher gegangen: ich muß feststellen, bis zu welchem Grade die Tatsache, daß man aus Schicklichkeitsgründen den Stuhlbeinen und den Beinen der fashionablen Pianos kurze Höschen anzieht, in London auf Wahrheit beruht; — kurze Höschen aus bestickter Mousseline! Die einen sagen ja, die andern nein. Habe ich erst mit meinen eigenen Augen etwas Derartiges gesehen, so werde ich glauben, genug gelebt zu haben.

Ich habe große Tölpel in blauen Unterröcken und in gelben Strümpfen gesehen, — die Seminaristen — ich habe gesehen, Bursche, was hast du gesehen? Ich habe die Bettlerzunft mit Falbeln geputzt, mit Blumenhüten, jedoch ohne Strümpfe und Schuhe die Füße durch den Schmutz schleifen sehen. Ich habe ganze Haufen von Männern und Frauen, ein Dutzend, aufeinander liegen sehen, um sich zu erwärmen, auf den Stufen zu den Gotteshäusern und den Theatern; sie waren miteinander verflochten wie Schlangen in ihrem Neste. Ich habe Dramen in den Groschentheatern gesehn. Ich habe Gentlemen gesehn, die um keinen Preis eine Papierrolle, eine Makrele oder eine Büchse mit Spargeln unter den Armen tragen würden. Ich habe die ganze — englische — Schöpfung schnaufen hören. Ich habe ungeheuer große Kneipen voll unschuldiger Trunkenbolde gesehn, die schweigend vom Mittagessen an bis Mitternacht tranken und Männern zuhörten, die zu Klavierbegleitung sentimentale Romanzen sangen. Ich habe in sehr vielen Londoner „Coteletten-Stuben" Beefsteaks gekostet und fast überall bin ich von Mitgliedern des Staatsrats in schwarzen

Fräcken, mit weißen Binden und entsprechenden Manieren bedient worden. Ich habe hängen sehn. Ich habe Windsor und die Landschaften gesehn, von denen einem auch nicht eine einzige englische Vignette, so kokett, so weich, so schillernd, so zurechtgestutzt sie auch sein mag, einen rechten Begriff zu geben vermag. Ich habe boxen sehn. Ich habe gesehn, wie man mich bestahl. Ich habe die Rennen gesehn. Ich habe eine Menge Dinge gesehn, aber ich sehe, daß ich, wenn ich dieses zweite Blatt nicht halbiere, acht Seiten schreiben werde, und ich halbiere das Blatt also. —

Bedford Square. Sonntag. Hier ein Billet, das ich am Salisbury Square begonnen und am Bedfort Square fortgesetzt habe. Wie Sie sehen, habe ich einen Sprung gemacht — von der City nach dem Westen.

Nach den andern „ich habe gesehen" habe ich endlich die Oberschicht, die Blüte der Aristokratie zum Klange der Musik Jullien's im Drury-Lane-Theater in der Tracht der mächtigen Barone des Mittelalters und im Schmucke ihrer Backenbärte tanzen sehn; Marquis, aus der Zeit Ludwigs XV. mit dem Degen zur Seite, ohne Perücken, kahl und — mit Backenbärten; Ritter in silbernen, vielleicht massivsilbernen Panzerhemden — und mit Backenbärten. Ich habe gesehn, auf wie viel Arten sich die Frauen vermittels eines Flederwischs zu frisieren vermögen, und was für unerwartete Dinge in Korkzieherlocken die englische Phantasie zu ersinnen fähig ist, — und (wahrhaftig! ich fange doch die zweite Hälfte an), bis zu welchen äußersten Möglichkeiten des „décolleté" man sich des Abends versteigen darf. Und beiläufig möchte ich mir eine Bemerkung erlauben: meiner Meinung nach würde man mit Unrecht daran verzweifeln, je zu erfahren, wie eine Lady den Fuß mit dem Bein verbindet; — bis zu dem heutigen Tage hat man das untere Ende des Beines unten am Kleid gesucht, und dabei lag die einzige mögliche Lösung dieses Problems oben, allerdings nicht des Morgens, sondern des Abends. Wenn man gute Augen besitzt, kann man schon beim Ball ein wenig von dem Strumpfband durch das Corsage erblicken; — das ist etwas überaus Reizvolles.

Sie wollen „Reiseeindrücke"; diese Nacht ist mir auf dem Drury-Lane-Ball etwas äußerst Phantastisches zugestoßen. Zuerst stellen Sie sich einen jener schönen Opernbälle ohne Pöbel vor, — einen pomphaften Costümball, wie es beispielsweise irgend ein bal paré vor oder nach 1830 war. Lichter, Seide, Diamanten und fabelhaft viel Menschen (es war kein öffentlicher Ball); das Orchester war im Fond und auf heller Scene untergebracht, und hinter dem Orchester hatte man eine Reihe von Salons, die über und über mit golddurchwirkter Mousseline bespannt waren, mit riesigen Spiegeln und schwellenden, mit Frauen bedeckten Divanen, reserviert. Ich ging dort spazieren und schaute mir alles an; als ich in einen der

letzten Salons gekommen war, wandte ich mich zu einer großen hinter einer Portière versteckten Tür, die in ein anderes ebenfalls mit Divanen und Menschen angefülltes Zimmer führte. Ich war schrecklich müde, sogar leidend, und schleppte mich nur mühselig zu diesem letzten Winkel, um alles gesehen zu haben, bevor ich mich zur Ruhe begab.



Gavarni.

Die Tür war zufällig frei und bot einen verlassenen Raum zwischen zwei Menschenknäueln dar. Ich schritt also, mit einer Lorgnette vor den Augen, dahin und beim Überschreiten der Schwelle befinde ich mich von Angesicht zu Angesicht, Nase an Nase

einer Person gegenüber, die ebenfalls eine Lorgnette vor die Augen hielt. Anfangs vermochte ich mir nicht gut zu erklären, weshalb bei der Breite der Tür dieser (in Civil gekleidete) Unbekannte mich derartig anrennen konnte. Wir betrachteten uns, sein Auge blickte böse; das Antlitz dieses Mannes war bleich und ganz feucht, er trug einen Bart, der mir struppig und zu lang erschien, und in seinem ganzen Ausdruck lag gleichzeitig etwas Trotziges und Trauriges. Ich erinnerte mich! Das war das schreckliche Gesicht, das man in einer Nummer der Londoner News, im letzten Januar, abgebildet hat; und dann erwachte ich endlich und fand, daß ich es selbst war. Die Schlaftrunkenheit führte mich vor einen Spiegel, wobei ich der Frauengruppe, die ich sehen wollte, den Rücken zukehrte. Diese weißen Ladies werden gedacht haben: was für ein Geck ist doch dieser Franzose!

Das, mein bester Louis, haben die Arbeit, die unaufhörliche geistige Anspannung, jener Zauberfaden, der bei den Menschen auf zwei Rollen, die er abnutzt, dem Kopf und dem Herzen, läuft, das haben der Gin, der Stout und das peinvolle Coelibat aus Ihrem Kameraden gemacht.

Gavarni.

*) An Emile Fergues.

..Außer diesen kleinen Geschäften beabsichtige ich ein anderes einzugehen, um mich ein wenig rühren zu können und nicht geradezu in Kleinigkeiten zu ertrinken.

Nach reiflicher Überlegung will ich mir fünf oder sechstausend Franken leihen — es kann auch etwas mehr oder weniger sein; jedenfalls eine Summe, von der man ein oder zwei Jahre leben kann. — Mir ist nämlich ein Gedanke gekommen, der in Verbindung mit Plänen zu großen Arbeiten steht, die mich in kürzester Zeit aus meiner Verlegenheit reißen sollen. Meine großen Übel bedürfen eines großen Heilmittels. Und ich habe es satt, mich mit derartigen Nichtigkeiten abzugeben ..... Was die Anleihe anbetrifft, so will ich auf folgende Weise für sie Bürgschaft leisten ...... Ich würde mich anheischig machen, bei einem Verleger zu Gunsten des Verleihers monatlich eine bestimmte Anzahl von Steinzeichnungen abzuliefern, die die Lieferungen eines Werkes (die Zeitgenossen, Porträts in ganzer Figur) bilden sollen. Eine Folge von verkäuflichen Lithographieen, Porträts oder Trachten, zu hundert oder zweihundert Franken den Stein, (zu diesem Preise würden die Verleger sie nicht abnehmen wollen) ist doch eine Lapalie. Nun, ich, als Verleger (auf Rechnung meines Gläubigers) würde, indem ich den Reinertrag jedes Steins auf nur hundert Franken schätze, im Monat voraussichtlich vier liefern, — vierhundert Franken. In fünfzehn

*) Gavarni befand sich in großer Geldverlegenheit und um diesen Unbequemlichkeiten ein für alle Mal ein Ende zu bereiten, kam er auf den sonderbaren Einfall, sein Talent für 15 Monate zu verkaufen.

Monaten würde eine Schuld von sechstausend Franken getilgt sein, — und meine Wechsel würden mir sechs oder neun Monate später zurückgegeben werden.

Für den Gläubiger bestehen schlechte Aussichten nur darin:

Daß ich nicht arbeite;

Daß ich sterbe. — Schlimm für ihn!



Honoré Daumier.

1. Vier Zeichnungen monatlich sind nichts für mich im Vergleich zu der Zahl, die ich produziere, und mir läge vielmehr daran, auf diese Weise meiner Verpflichtungen ledig zu werden als die ganze Schuld in Bausch und Bogen auf dem Halse zu haben;

2. Die Versicherungsgesellschaft ist da, und ich bezahle die Kosten.

Ich weiß nicht, ob ich verrückt bin, aber mir scheint das alles doch äußerst klar zu sein.

Gavarni.

Honoré Daumier

Maler und Karikaturist

geboren 26. Februar 1808 in Marseille, gestorben 11. Februar 1879 in Valmondais.
Wurde zuerst berühmt durch die im Charivari erschienene Reihenfolge des Robert Macaire.

An den Maler Genron.

*) Pélagie, 8. October 1832.

Mein lieber Genron, Ich muß Dir schreiben, da ich Dich nicht besuchen kann; eine leichte Indisposition hält mich in Sainte-Pélagie zurück. Ich höre Lärm; ich unterbreche meinen Brief für einen Augenblick; Du kannst indessen einen Spaziergang machen.

Ich bin wieder da; es war nichts; es waren nur Carlisten, die sich prügelten; denn diese Leute bekämpfen sich seit einiger Zeit nicht um ihrer Ehre willen, sondern wegen wirtschaftlicher Streitigkeiten, Geldsachen.

So bin ich denn in Pélagie, einem reizenden Aufenthalt, den kein Mensch schön findet. Aber mir, mir gefällts, und wärs auch nur aus Opposition. Ich versichere Dich, daß ich mich in der Pension Gisquet ganz schön einleben würde, wenn nicht zuweilen der Gedanke an mein Heim, das heißt an meine Familie, den Zauber einer süßen Einsamkeit zerstören würden!!!!!!**)

Davon abgesehen würde das Gefängnis keine peinliche Erinnerung in mir zurücklassen, im Gegenteil; wenn ich augenblicklich etwas mehr Tinte hätte, denn mein Tintenfaß ist beinah leer, was mich sehr stört, denn es zwingt mich jeden Augenblick, einzutauchen; und das langweilt mich; davon abgesehen, sage ich, würde mir, glaube ich, nichts fehlen. Ich arbeite hier in meiner Gefangenschaft viermal so viel, wie ich bei meinem Vater gearbeitet habe. Ich werde von einer Masse von Bürgern bedrängt und tyrannisiert, deren Porträt ich machen soll.

Ich bin tief gekränkt, verzweifelt, bekümmert, bedrückt, weil Du Gründe hast, Deinen Freund La Gouape nicht zu besuchen, sagt Gargantua. Ich muß wohl für die „soubriquets" geboren sein; denn, da man sich meiner Carrikaturen mehr erinnerte als meines Namens, nennt man mich, seitdem ich hier bin, Gargantua;***) aber,

*) Geschrieben im Gefängnis Sainte-Pélagie.

**) Daumier war die einzige Stütze seiner Eltern.

***) Gargantua war die Zeichnung betitelt, um derentwillen er ins Gefängnis kam. Sie war Honoré unterzeichnet, und da sie nicht bösartiger war als in dieser Zeitung schon früher erschienene Satiren, war man erstaunt, als sie so riesiges Ärgernis erregte. Daumier wurde dieser politischen Satire wegen zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt. Er unterzeichnete seine nächsten Arbeiten mit dem Pseudonym Rogelin oder nur mit einem Buchstaben. Man schob jedoch die Inhaftierung auf, bis Daumier eines Tages durch eine Karikatur den Polizeipräfekten Gisquet verspottete; daraufhin wurde er in Haft gebracht.

übrigens, wirst Du's mir nicht glauben, daß ich Dir seit vierundzwanzig Stunden unentwegt schreibe, das heißt, ich nehme in diesem Augenblick meinen Brief wieder auf, bei dem ich durch Besucher und durch mein Mittagessen, das ich bei Geoffroy einnahm, unterbrochen wurde; ein Mittagessen, dessen Folgen für die Annalen de la Gouape denkwürdig sein werden. M. Philipon*) hat mich gefragt, ob ich einen patriotischen Landschafter kenne; ich habe ihm Cabat und Huet genannt; sollte Cabat noch nicht zurück sein, bitte ich Dich, mir sofort zu antworten, weil es etwas sehr eilig zu thun giebt. (Ph. versteht sich drauf.) Du vergißt wohl nicht, mir von einem von Beiden die Adresse zu geben, damit man ihnen schreiben kann. Ich erwarte immer Ladons Besuch, der zu mir kommen wollte; er braucht sich nur mit seinem Diplom u. den übrigen Papieren, die seine Identität bezeugen, zu bewaffnen, um unbehindert in Pélagie Eintritt zu bekommen. Es würde mir das größte Vergnügen machen; sieh, daß Du ihn triffst, und veranlasse ihn zu kommen. Ich erwarte Deine Antwort mit Ungeduld. Antworte mir umgehend, betreffs Cabat und Huet.



Honoré Daumier.

Meine Empfehlungen an Deine Familie. Leb wohl La Gouape.

H. D.

Elle est toujours dans ces charmes; sprich nur nicht von Politik, denn die Briefe werden entsiegelt.

*) Philipon war Journalist, Herausgeber einer illustrierten polemischen Zeitung „Caricature", deren Mitarbeiter unter anderen Daumier war.

Theodore Chassériau

geboren 20. September 1819 in Samana auf San Domingo, gestorben 8. Oktober 1856 in Paris.

Chassériau wurde als junger Mensch Schüler Ingres', der frühzeitig sein großes Talent entdeckte. Als Ingres eines Tages durch seine Malklasse ging, blieb er vor der Komposition von Chassériau stehen, ließ alle seine Schüler aufstehen und rief aus: Schauen Sie her meine Herrn, schauen Sie her. Dieses Kind wird der Napoleon der Malerei werden.

Rom, 9. September 1840.

Mein lieber Frédéric,*)

Ich bin von tausenderlei Dingen in Anspruch genommen, aber dennoch will ich Dich nicht beunruhigen und es nicht unterlassen, Dir zu schreiben.

Dein kurzer Brief von neulich hat mir, wie alle andern, große Freude bereitet. Ich werde nicht verfehlen, mit Herrn de Rayneval über die Consulate in Italien zu sprechen. Wir stehen sehr gut miteinander, sind fast befreundet. Meine hier gemachten Studien haben ihm sehr gefallen, und er benutzt mit großem Eifer jede Gelegenheit, mir eine Freude zu bereiten.

Ich werde sehr reich nach Frankreich zurückkehren — mit vielen Arbeiten für die Zukunft und Studien zu denen, die ich nach meiner Rückkehr ausführen will. Rom ist für mich der Ort der Erde, wo es die erhabensten Dinge giebt, die Stadt, in der man viel nachdenken muß, aber für mich ist Rom auch wie ein Grab.

Das einzige Christliche, was ich in Rom gefunden habe, ist das Kolosseum; Sankt Peter gewährt keineswegs einen religiösen Anblick, und die heidnischen Bauwerke sind, wenn sie auch Ruinen gleichen, so häufig, daß man immer das Altertum vor Augen hat.

Da wir in unserm Innern für Jupiter, Plato, die Vesta und eine Menge anderer Götter und Göttinnen keine Sympathie zu empfinden vermögen, so werden wir nie in Rom das moderne Leben sehen können, und wenn man immer nach der Vergangenheit zurückblickt, läuft man Gefahr, vor ihren Werken in einer angenehmen Glückseligkeit zu verharren, die einen einschläfert.

Ich habe nichts von den Fiebern zu befürchten gebraucht, die sehr heftig auftraten, da ich fremd bin und erst kurze Zeit in dem Lande weile. Erst nach ein- oder zweijährigem Aufenthalt könnten sie einem schädlich werden.

Ich habe von der durch seine Schönheit so berühmten und so schönen Campagna Studien gemacht. Sie ist etwas ganz Einzig dastehendes in der Welt, mit ihrer so überaus schönen, edlen Zeichnung, ihren so überaus reichen Farben und einer Traurigkeit und Tiefe, die in der großzügigen Malerei erlaucht ist, — denn das so kalte und so akademische, und vor allem so nichtssagende häßliche Wort „historisch" will ich nicht benutzen.

*) Frédéric Chassériau, Bruder Théodores.

Ich habe oft den Abbé Lacordaire gesehen, der sich in das Kloster Sainte-Sabine zurückgezogen hat. Jetzt wo er Prediger-Mönch ist, arbeitet er noch immer an seiner Ausbildung, um dann in Frankreich das Wort zu führen. Du weißt, daß ich ihn darum gebeten hatte, sein Porträt malen zu dürfen, was auch alle Künstler der Villa Medici und vor allem Lehmann, der hier weilt, für sich aufs Sehnlichste wünschten. Zuerst



Theodore Chassériau, Jugendbildnis.

hatte er mir geantwortet, daß er meinen Vorschlag in Erwägung ziehen würde, daß er nur einen geringen Rang in der Geistlichkeit einnähme und daß sein Porträt niemandem Interesse einflößen dürfte, u. s. w. u. s. w. . . . . . Ich habe voller Eifer hierüber gesprochen und alles gesagt, was ich über die Neugier und die Freude sagen konnte, mit der das Publikum ihn als Dominikaner*) sehen würde. In seinem Innersten wußte er es recht gut selbst, denn er ist ziemlich gerieben. Wir hatten uns getrennt

*) Das Portrait des heiligen Dominikaners stellte Chassériau im folgenden Jahr im Salon aus.

ohne eine bestimmte Entscheidung getroffen zu haben, als ich gestern von ihm ein ganz reizendes Briefchen erhielt, in dem er mir dankt und mit Vergnügen annimmt. Ich bin hierüber sehr glücklich gewesen, denn ich halte es in jeder Beziehung für ein großes Glück für mich. Ich bewahre den Brief sorgfältig für dich auf, da du ja ein Sammler von Autographen bist. Meiner festen Überzeugung nach ist das ein Mann, der noch oft von sich reden machen wird. Er ist einer der tiefsten Geister, die es auf dieser Welt geben kann. Ich muß unbedingt ein gutes Porträt für den Salon machen. — Ich bin recht zufrieden. M. Ingres beauftragt mich, dir viele Grüße von ihm zu übermitteln. Der Erfolg seiner Stratonice*) hat ihm große Freude bereitet.

Ich habe ihm meine Studien nach Pompeji und dem Museum in Neapel gebracht. Er war mit ihnen sehr zufrieden und sagte mir zu wiederholten Malen, daß sie den Eindruck erweckten, als ob sie von jemand gemalt wären, der nichts mehr zuzulernen hätte.

Ich habe ihm eine kleine Skizze gezeigt, die ich aus dem Gedächtnis von meinem Christus gemacht habe. Die Composition, die er ja einzig und allein hat beurteilen können, hat ihm überaus gefallen und er hat den Wunsch geäußert, daß er etwas Vollständigeres sehen möchte. Sei so liebenswürdig und suche zu erfahren, ob es möglich wäre, dort, wo das Bild hängt, von ihm eine Daguerrotypie herstellen zu lassen. Das glückt gewöhnlich ausgezeichnet und dürfte von großem Nutzen sein, wenn man späterhin eine Gravure nach ihr ausführen lassen will. Gieb mir darüber Bescheid, wende dich aber nicht an M. Cavé, den ich ruhig bis zu dem Augenblick schlafen lassen will, bis ich ihn durch meine Bitten verrückt zu machen gedenke.

Eine ziemlich lange Unterhaltung mit Herrn Ingres hat mir bewiesen, daß wir uns aus den verschiedensten Gründen nie würden verstehen können.**) Er hat seine Jahre der Kraft bereits gelebt und er hat kein Verständnis für die Gedanken und die Umwälzungen, die die Kunst unserer Zeit kennzeichnen; so sind ihm beispielsweise alle Dichter der letzten Zeit völlig unbekannt. Für ihn ist das sehr gut: er wird immer wie ein Andenken an gewisse Zeitalter der Kunst der Vergangenheit und deren Wiedergabe leben, ohne daß er jedoch etwas für die Zukunft geschafft hätte. Meine Wünsche und meine Gedanken haben keine Ähnlichkeit mit den seinen. Deshalb werde ich in den letzten Dezembertagen in Frankreich sein, beladen mit allen möglichen Studien, und

*) berühmtes Bild Ingres'.

**) Chassériau hat sich während seines Aufenthalts in Rom von den Kunstanschauungen Ingres' völlig losgesagt. Jules Claretie erzählt in einem Buch „les peintres contemporains", daß Ingres, als er in einer Gallerie einmal bei einem Bild Chassériaus vorübergehen mußte, sich mit seinem Rockzipfel die Augen zudeckte.

um meinen Feldzug zu eröffnen, werde ich das Porträt des Abbés mitbringen, was für meine Ausstellung genügen würde, wenn es überhaupt eine geben sollte.

Suche also wirklich ein Atelier. Ich hätte noch gern Venedig und den ganzen Norden von Italien aufgesucht, aber ich kann jetzt nicht hingehen, da Rom für mich viel wichtiger ist, — und du weißt, wie traurig es ist, ein Land unter einem trüben Aspect zu sehen. Dieses Mal werde ich Genua, Rom, Neapel, Florenz nebst Umgegend



Honoré Daumier.

haben. Sobald es mir in der Folge die Zeit erlauben sollte, werde ich eine Reise nach Ober-Italien unternehmen, wo das Leben weniger teuer und nicht so umständlich ist. So oft ich mich drei oder vier Monate ausruhen will, werde ich in Rom, das ich niemals vergessen werde, studieren und träumen.

Du siehst, mein lieber Bruder, ich spreche ziemlich ausführlich von mir, weiß ich doch, daß ich damit sowohl dir, wie Euch allen, Freude bereite. Sag Mama, daß ich sie küsse, wie auch meine Schwestern, und daß ich bald wieder über ihre Küche murren werde. Leb wohl, ich bin von allen möglichen Dingen schrecklich in Anspruch genommen und muß nun endlich diese lange Plauderei enden, indem ich euch alle herzlich umarme.

Théodore.

Puvis de Chavannes

geboren 14. Dezember 1826 in Lyon, gestorben in Paris 1898.

An Frau Belly.

Gnädige Frau!

Es drängt mich, auf Ihren Brief,*) die gute Gesinnung, die ihn diktiert hat, und gleichzeitig auf seinen Inhalt, den ich mehr als allgemeine Theorie denn als besondern Fall bekämpfen muß, sofort zu antworten. Ich habe eine Heidenangst davor weitschweifig zu sein, aber ich kann dem Vergnügen, mich zu rechtfertigen, nicht widerstehen. Nur das Eine ist mir unangenehm, daß ich dabei notwendigerweise von mir sprechen muß.

Und nun zur Sache: Kennen Sie, gnädige Frau, auch nur einen einzigen Künstler, der von seiner Kunst begeistert ist und der in seinem Innern den Wunderbalsam, der sich Gemütsruhe nennt, besitzt? Was ist doch diese Gemütsruhe? Für meine Person grenzt sie an Vermessenheit und um in der ganzen Welt ein Beispiel dafür, daß sie nicht in klugen Köpfen wohnt anzuführen, so wäre gerade Herr Ingres der beste Beweis dafür.

Die übertriebene Liebe zum Lobe, der Abscheu und Schrecken vor der Kritik, der Haß gegen sie, die unablässigen Zweifel an dem eigenen Können, die zahllosen Bedenken während der Vollendung eines Gemäldes, Bedenken, bei denen der Mensch zittert wie ein kleines Kind, ein und dieselbe Figur zwanzig bis dreißigmal abkratzt und auswischt — dem ersten Besten vor lauter Empfindsamkeit zum Opfer fallen, das ist der Mann! Ich kenne ihn nur vom Sehen, aber ich verkehre mit Leuten, die in seiner Nähe gelebt haben.

Und sehen Sie das Wunder, oder vielmehr bewundern Sie und bewundern wir die Stärke dieser Individualität, die Spannkraft dieser Natur, welcher mitten in allen diesen Ängsten einige wenige Augenblicke vollkommener Klarheit genügen, um dem ganzen Werke den Stempel einer unbestreitbaren Einheit, dem Leben den eines entschiedenen Charakters aufzudrücken.

Und nun wollen wir sehen, mit welchem Rechte dieser hervorragende Mann solche Furcht hat. Er ist ein Schüler von David. Mit siebenzehn Jahren konnte er schon mehr, als ich jemals können werde. Er beherrscht so seit seiner frühesten Jugend ein Handwerk und ein Wissen, von denen er sein ganzes Leben lang zehren kann. Es handelt sich nur noch darum, die Geschmacksrichtung zu bestimmen, von der er seine eigene

*) Der Brief ist an seine mütterliche Freundin Madame Belly gerichtet. Er scheint sich darauf zu beziehen, daß Puvis dem Salon von 1861 ein Bild eingereicht hatte, über dessen Schicksal er beunruhigt war. Mme. B. scheint Puvis geraten zu haben, Ingres einen Besuch zu machen und ihn seiner Verehrung zu versichern.

Nuance erhalten soll, aber der Grund ist gelegt. Bei all dieser Sicherheit und trotz der steigenden Bewunderung der Leute von gutem Geschmacke, trotz der offiziellen Stellung, die ihm nach und nach eingeräumt wird, verliert dieser Geist, dessen Einfluß auf seine Umgebung so klar ist, unter unglaublichen, oft kindischen und, was man auch darüber gesagt haben mag, sicher naiven Peinigungen, seinen ganzen Halt im Privatleben.

Wenn es so mit Herrn Ingres steht, der doch wirklich ein außerordentlicher Mensch ist, wie soll es sich dann erst mit einem Unglücklichen verhalten, der voll Liebe zu dem Schönen in eine Zeit der Ungläubigkeit, der Unwissenheit und Uneinigkeit (denn seit 15, ja sogar seit dreißig Jahren gibt es keinen Lehrmeister mehr) hinein gekommen ist? Und doch, so wenig auch dieser Mensch geschaffen hat, so ist doch etwas vorhanden. Er ist wie jeder, von Leuten umgeben, die sich für ihn in verschiedenem Grade interessieren, die an seinem Leben teilnehmen, die auf ganz entgegengesetzte Art denken und reden. Und trotz alledem, ungeachtet der unvermeidlichen Zerrissenheit, sei es seiner Umgebung, sei es seiner eigenen Natur, produziert er. Gut oder schlecht, er hat etwas hervorgebracht, und zwar ohne eine Spur materieller oder moralischer Aufmunterung — ganz im Gegenteil.

Also bin ich im Grunde und bei genauerem Nachdenken weniger, als es den Anschein hat, ein Spielball der wechselnden Meinungen, da ich ohne den Rückhalt meiner erworbenen Fähigkeiten, welche noch weit von ihrem Höhepunkte entfernt sind, des Gewichtes meiner Werke und meiner Hoffnungen außerhalb meiner selbst, mich von einer unsagbaren Liebe zum Studium zur Vervollkommnung des Wenigen, das ich kann, in der Richtung die mir am besten entspricht, durchdrungen fühle.

Und nun gnädige Frau, da ich mit Herrn Ingres abgerechnet und gewagt habe auf derselben Seite von mir zu sprechen, finden Sie nicht, daß ich in meinem Alter, nachdem ich unglücklicherweise mit beiden Füßen auf einmal die Studien der ersten Jugend übersprungen habe, mich ganz und gar selbst gebildet habe und nicht den geringsten Zweifel darüber habe, was ich liebe und was ich thun will, nach den schönen Vorbildern ebenso sehr an der Hand der Werke, wie an der Hand des Mannes streben kann?

Nur noch ein kurzes Wort — denn ich schäme mich. Ich hege eine große Bewunderung für ihn, ich bin überzeugt, daß der Beweis der Ehrerbietung, zu dem Sie mir raten, ihm nicht misfallen dürfte, aber ich fühle auch, daß es bei meinen Gewohnheiten, dem überaus großen Altersunterschied, der Rücksicht auf eine, von dem Meister so gut angewandte Zeit, dabei sein Bewenden haben wird. — Ich stelle aus, er hat Augen: mehr ist nicht nötig.

Pierre Puvis de Chavannes.

.. Als die Ceremonie aus war,*) wie's im Liede heißt, war ich einigermaßen in Verlegenheit, denn am Morgen hatte ich einen Brief vom Minister erhalten, der mir mitteilte, daß der Präsident der Republik wünsche, mir die Insignien der Ehrenlegion zu überreichen. Schon verhallten die letzten Klänge der Marseillaise, die Menge verlief sich und der Präsident verschwand. Wohl oder übel mußte ich den andern nach, und schon hatte ich die Türe erreicht, als Herr Gréard, der wohl ein bischen auf der Suche nach mir sein mochte, seine Hand auf meine Schulter legte — ein reiner Zufall, ganz natürlich! — und nun sind wir im reservierten Salon. Herr Fallières nimmt das Schmuckkästchen, überreicht dasselbe Herrn Carnot,**) der es mir gibt und dabei so wohlwollende Worte an mich richtet, daß ich dieselben hier nicht wiederholen kann. Herr Lozé legt mir den Strick um den Hals, und nun gibt es einen Kommandeur mehr. Ach! und nirgends ein Spiegel um mich zu besehen: das war Pech!

Nach all diesen Annehmlichkeiten, muß ich mein Alltagsleben wieder einrichten; das ist keine Kleinigkeit.

(1888).

.. Sie wissen ja, wie viel lieber ich ein schönes unvergängliches Naturschauspiel, das ein menschliches Gefühl ausdrückt, malen würde.

Wie wenig kennen mich diese schrecklichen Kenner, welche die treue und innige Liebe, mit der ich die Gegenstände der Natur behandelt habe, übersehen und mich gleißnerisch auf einige seltene und gewaltsame Abschweifungen in das — mir so verhaßte — Gebiet der Philosophie verweisen wollen.

Das Publikum irrt sich, wenn es nicht fühlt, daß das Ewige den Vorrang vor dem Gegenwärtigen besitzt; noch mehr irrt es sich, wenn es sich den Künstler als ein vibrierendes, sich in Leidenschaft verzehrendes Wesen vorstellt. Wogegen er doch, wenn er ausgeglichen ist, einfach ein Geschöpf von prophetischer Gabe ist; wenn er die Leidenschaften begreift und sie wiedergibt, so bewahrt er zum Ersatze dafür die Gesundheit und Kaltblütigkeit. Hugo, Lamartine, Delacroix wären in ihrer Blüte gestorben, wenn sie seit ihren frühen Jahren selbst all' die Tränen vergossen hätten, die sie haben fließen machen.

Vorahnen, das ist das Geheimnis.

Heute Abend haben wir eine geradezu skandalöse Sitzung gehabt. Diese Kanaillen von Pseudokünstlern, welche die Anführer X. Y. Z. zusammengetrommelt hatten, vollführten einen entsetzlichen Radau und machten es unserm Meissonier unmöglich, auch nur ein Wort zu sagen. Hieraus entstand notwendigerweise eine Spaltung zwischen

*) Einweihung der Sorbonne.

**) Präsident der Republik.

denen, die, wie ich, das Talent respektieren und den andern. Die Tagesblätter, leidenschaftlich und schlecht unterrichtet wie fast immer, werden nicht ermangeln die ganze Geschichte zu entstellen; doch das tut nichts. Morgen gehen wir aufs Ministerium, um gegen solche Schweinereien zu protestieren und Samstag haben wir $1/2$6 Uhr Versammlung, um zu zählen, wer zu uns gehört, und um zu beraten, was noch zu tun ist. Ich persönlich erblicke darin die Befreiung von einer Jury, von der ich schon lange angewidert bin. Die Unfruchtbaren und die Kanaille führen das große Wort. Sie mögen fortan ihren Brei kochen wie sie es verstehen. Mich soll es freuen. Aber was ist das doch für eine Sippschaft! Und wie leid tut es einem, ganz abgesehen von der Verwunderung, Künstler darunter zu finden, die in jeder Beziehung berechtigt wären, stolz und unabhängig aufzutreten. Aber um der schmutzigen Popularität willen erniedrigen sie sich und werden zu jeder Gemeinheit fähig.*)

Gestern Galaessen zu Ehren Meissoniers, in den „Ambassadeurs". Ein heiteres Menu, trübselige Speisen. Gespräche, die den Kellnern Gelegenheit gaben, das Dessert wegzustibitzen. Trinksprüche bei leeren Gläsern (nüchternes Genre).

Ich erhalte jeden Morgen einen Stoß Briefe von Leuten, die gern bereit wären, das Kreuz der Ehrenlegion anzunehmen. — Sie bilden sich ein, ich könnte darüber verfügen, das ist unbezahlbar.

Da Sie morgen in die Sorbonne**) gehen, so verzeihen Sie mir folgende kleine Schwäche. Ich bin nicht verantwortlich für die Ausschmückung des Sockels meines Gemäldes, ganz im Gegenteil.

Sie finden dort, unter andern Geschmacklosigkeiten, als Verzierung zwei blöde, geschnitzte Bücher, welche gar keinen Sinn haben und gegen welche ich mit einem Feuereifer gekämpft habe, bis er schließlich erloschen ist. Da finden Sie auch gedrehte Schnüre, die von irgend einem, ohne Zweifel monumentalen Schlafrock abgerissen wurden, aber bei deren Anblick mir das Herz blutet.

Ich hätte Ihnen dies gestern sagen sollen, denn in einem Briefe erhalten diese Dinge eine lächerliche Wichtigkeit. Aber was wollen Sie, man ist Vater!........

*) Der Brief bezieht sich auf die Mißstimmung, die im Kreise der vorgeschrittenen Künstler nach der Ausstellung von 1889 gegen die Kunstpolitik der Leiter sich bemerkbar machte; sie führte im gleichen Jahr zu einer Secession und zur Gründung des heute noch bestehenden Salon du Champs de Mars. Meissonier war der Präsident der damaligen Ausstellung.

**) Für die neue Sorbonne in Paris malte Puvis große Wandgemälde.

Jean-Baptiste Camille Corot

geboren 28. Juli 1796 in Paris, gestorben daselbst 23. Februar 1875.

Er wollte Anfangs Buchhändler werden; 1822 gab er seinen kaufmännischen Beruf auf und malte unter Michallon und Bertin. 1826 ging er nach Italien. Später malte er fast ausschließlich in Frankreich.

.. Ein Mann darf erst dann den Beruf eines Künstlers ergreifen, wenn er in sich eine starke Leidenschaft für die Natur und die Neigung, ihr mit einer Beharrlichkeit zu folgen, die nichts zu erschüttern vermag, erkannt hat. Nicht nach Anerkennung oder nach



Camille Corot.

pekuniärem Nutzen dürsten. Sich nicht durch den Tadel entmutigen lassen, mit dem man seine Werke bedenken könnte; er muß mit einer kräftigen Überzeugung gepanzert sein, die ihn immer geradeaus marschieren läßt ohne Furcht vor irgend einem Hindernis. Unaufhörlich arbeiten — mag man nun ausführen oder beobachten. Eine unerschütterliche Gewissenhaftigkeit. Mit dieser Gewissenhaftigkeit wird er Werke schaffen, in denen ein auffallender Fehler sich bemerkbar machen wird; er muß fortfahren. Man wird nicht an einem Tage Künstler. Wenn er beharrt, wird seine Gewissenhaftigkeit ihn retten. Ist er gewissenhaft, so wird er alles in Einklang miteinander bringen und mit der Zeit wird er der Natur von Tag zu Tag näher kommen. Die Hauptsache ist:

nur das tun, was er sieht und wie er es sieht. Die einzige Stütze, die er von Zeit zu Zeit benutzen darf, um fester ausschreiten zu können, soll darin bestehen, daß er von Zeit zu Zeit einen Blick auf die Werke der Meister wirft und zwar die besten: Michelangelo, Raphael, Leonardo da Vinci, Holbein, Correggio, Titian, Poussin, Lesueur, Claude Lorrain, Hobbema, Terborch, Metsu, Canaletto. Diese Anregungen werden nur dazu dienen, die Entfaltung seiner Mittel zu erleichtern.

* * *

..Die ersten Dinge, die man studieren muß,*) sind die Form und sodann die Valeurs. Diese beiden Dinge sind für mich die wirklichen Stützpunkte in der Kunst. Die Farbe und die Ausführung verleihen dem Werke die Anmut. Ich habe es für sehr wichtig gehalten, eine Studie oder ein Gemälde in der Weise zu präparieren, daß ich zunächst (vorausgesetzt, daß es sich um eine weiße Leinwand handelt) die kräftigsten Valeurs andeute und dann der Reihe nach bis zu dem hellsten Valeur fortfahre. Ich würde von dem tiefsten bis zu dem hellsten Valeur zwanzig Nummern zerlegen. So würde sich Ihre Studie oder Ihr Gemälde nach einem ehernen Gesetze aufbauen. Dieses Gesetz darf keineswegs hinderlich sein — weder dem Zeichner noch dem Koloristen. Immer die Masse, das Ganze, das, was uns gepackt hat. Niemals den ersten Eindruck verlieren, der uns bewegt hat. Die Zeichnung ist das Erste, wonach man trachten muß. Dann, die Valeurs — die Beziehungen zwischen den Formen und zwischen den Valeurs. Da haben wir die Stützpunkte. Dann die Farbe, endlich die Ausführung. — Man will eine Studie oder ein Gemälde malen: so trachte man danach, gewissenhaft nach der Form zu suchen. Nachdem man dies mit größter Beflissenheit getan hat, gehe man zu den Valeurs über. Man suche sie mit der Masse. Es ist sehr wenig logisch, mit dem Himmel zu beginnen.

* * *

Ich weiß aus Erfahrung,**) daß es sehr nützlich ist, zunächst nur ganz genau sein Bild auf eine weiße Leinwand zu zeichnen, zuvor seine Wirkung auf einem grauen oder weißen Papier schriftlich zu fixieren, sodann sein Bild Teil für Teil und möglichst in einem Zuge auszuführen, um nur sehr wenig zu tun zu haben, wenn alles bedeckt ist. Ich habe bemerkt, daß alles, was in einem Zuge ausgeführt wurde, viel freier, viel schöner in der Form war und daß man hierbei aus vielen Zufälligkeiten Nutzen zu ziehen vermochte, während man, wenn man sich wieder von Neuem an die Arbeit macht, oft diesen ursprünglichen harmonischen Ton verliert. Ich glaube, dieses Mittel ist besonders bei der Vegetation, die in stärkerem Maße ein gewisses Sichgehenlassen er-

*) Aus einem Tagebuch, das Corot auf seiner ersten italienischen Reise führte.
**) Aus einem von Corots Notizbüchern.

fordert, sehr gut. Ich sehe auch, wie streng man nach der Natur arbeiten muß und daß man sich nicht mit einer flüchtig hingeworfenen Skizze begnügen darf. Wie oft habe ich, wenn ich meine Zeichnungen betrachtete, bedauert, daß ich nicht den Mut besessen habe, eine halbe Stunde mehr bei ihnen zu verbringen! Sie verwirren mich und geben mir nur einen verschwommenen Begriff von dem Zustande, in dem ich sie bis jetzt gemacht habe. Es genügt die geringste Reibung auf dem Transport, damit ich nichts mehr erkenne. Man müßte die Geduld haben, sie mit Milch zu fixieren. Bei keinem Ding darf man unentschlossen sein.

An Herrn Duvernoy.

Lieber Herr Duvernoy!

Ich habe Ihren liebenswürdigen Brief vom vergangenen September lange unbeantwortet gelassen. Er hat mir eine große Freude bereitet. Sie finden also, daß ich vorwärts gekommen bin. Das soll mir Mut machen; auch will ich mir in meiner letzten Campagne noch recht Mühe zu geben suchen. Wie richtig ist es zu sagen, daß, je weiter man vorrückt, desto mehr Schwierigkeiten sich einstellen. Es giebt gewisse Gebiete in der Malerei, die mir, wie ich sie behandeln möchte, unüberwindlich erscheinen. Das geht so weit, daß ich mich an die Bilder, die ich im Anfange des Winters untermalt hatte, nicht herantraue.

Das Wetter war ununterbrochen schön und ich ging lieber aus. Es hielt mich nicht im Atelier. Nächsten September habe ich vor, Italien zu verlassen und nach Paris zurückzukehren, wo ich mich, nachdem ich Euch alle wiedergesehen habe, ernsthaft mit den Bildern beschäftigen werde.

Sie wissen wie glücklich ich bin, wenn ich inmitten meiner Verwandten und Freunde an meinen Bildern arbeiten kann. Sobald mich der Anblick des schönen Himmels und der schönen Landschaft nicht mehr zerstreut, werde ich ganz dabei sein. Und nach der Arbeit winkt mir die Aussicht auf einen angenehmen Abend, an dem ich mich erholen kann, um für den nächsten Tag frisch zu werden. Zwölf Jahre ist es her! Wenn nur das Geschick mich nicht noch entführt!

Ich beabsichtige im Mai für einige Zeit nach Neapel zu gehen. Von da will ich in die Umgegend von Rom zurückkehren wo ich mich wiederum bemühen werde die Kraft und die Anmut der Natur zu suchen.

Ich werde mich glücklich schätzen wenn ich auch nur einige tüchtiger ausgeführte Studien heimbringen kann. Es soll mein Vorsatz sein wenig aber möglichst gut zu malen.

Augenblicklich in Rom mache ich draußen Studien, male und zeichne Kostüme und mache außerdem etliche Kompositionen, um die Zeit, die ich noch im Lande bin

auszunützen. Wenn man nur wüßte, wie erfüllt ich von meiner Sache bin, so würde man mir vielleicht meine Nachlässigkeiten verzeihen. Wenn Sie in Paris erst alles. was ich gemacht habe, sehen werden, so geben Sie mir sicher Recht, um so mehr als Sie ja überzeugt sind, daß die Ausführung mir nicht leicht wird. Ein Kamerad von mir bekam soeben eine Zeitungskritik über den Salon. „Corot 221—222 gut in der Farbe, reizvoller Effekt, durchsichtige Wirkung. Nur geben wir ihm den Rat besser zu zeichnen und etwas Mannigfaltigkeit in die Form seiner Bäume zu bringen." Alles in allem kann ich mich über diesen Salon nicht beklagen. Doch ist es damit nicht getan. Nun heißt es nicht stehenbleiben. Wenn ich jetzt nicht vorwärts gehe, so bin ich strafbar.

Richten Sie Ihrer Frau tausend Komplimente aus. Ich wünsche, daß es Mutter und Kind, sowie Ihrer Familie gut geht. Wenn Sie meinen Vater und meine Mutter sehen, so grüßen Sie sie recht von mir, auch Herrn und Frau Senneyon. Sollten Sie zufällig das Glück haben die Damen aus der rue du Bas zu sehen, so sagen Sie ihnen, daß es Unrecht ist, auf mich böse zu sein. Ich bin immer noch derselbe gute Junge, nur ein bischen verrückt.

Ihr Freund

Camille Corot.



Camille Corot.

An Abel Osmond.*)

Rom, März 1826.

Du kannst Dir keinen Begriff von dem Wetter machen, das wir in Rom haben. In diesem Monat bin ich wirklich jeden Morgen durch den Glanz der Sonne

*) Sein bester Freund.

erwacht, die auf die Wand meines Zimmers fällt. Mit einem Wort, es ist immer schön. Andererseits gießt die Sonne aber ein Licht aus, das mich zum Verzweifeln bringt. Ich fühle die ganze Ohnmacht meiner Palette. Tröste doch Deinen armen Freund, den es so quält, neben dieser strahlenden Natur, die er vor sich hat, seine Malerei in einem so kläglichen, so traurigen Zustand zu sehen. Es gab Tage, da man wahrhaftig alles zum Teufel wünschen möchte. Aber ich sehe, ich bin im Begriff, Dich nur von den Verdrießlichkeiten und Martern zu unterhalten, die die Malerei erzeugt: hören wir damit auf..

An denselben.

Rom, 29. Oktober 1826.

Mein lieber Abel, ich habe lange mit der Beantwortung Deines Briefes vom 9. September auf mich warten lassen. Wir Landschafter sind jedoch reine Teufel, wenn wir uns im Gebirge aufhalten. Den ganzen Tag arbeiten und des Abends vor Müdigkeit zusammenbrechen, — wie soll man sich da noch mit irgend etwas Anderem beschäftigen!

Ich wartete nur auf den Aufenthalt in Rom, um Dir antworten zu können. — Möglicherweise giebt es in Deinem Pariser Bureau viel Staub; aber ich bürge Dir dafür, daß ich in Italien nur Kot gesehen habe.. Du sprichst gut von meinem kleinen Bilde. Mein armer Abel, überzeuge Dich zu meinem Unglück davon, daß es wirklich schlecht ist; und bedenke, welche Arbeit und welche Mühe, wenn ich etwas Besseres machen will.

An denselben.

Rom, 23. August 1827.

Was die Demoralisation anbetrifft, so will ich sie erklären. Unsere liebe Malerei ist in dieser Hinsicht schrecklich. Heute schmeicheln wir uns, betrachten wir uns als erhabene Genies; morgen erröten wir über unsere Werke, sind wir zu nichts fähig. Man muß sich darüber nicht allzu sehr betrüben. Wir sind Narren, das ist ja bekannt. In diesem Augenblicke komme ich gerade aus der Campagna zurück: nun, ich bin keineswegs von mir entzückt. Hoffen wir auf ein angenehmeres Morgen. Bei meiner Rückkehr werde ich viel Freude und Glück nötig haben, um die Mühen und Ermüdungen einer so langen Abwesenheit auszugleichen. Ich bin um eine Verlängerung eingekommen; sie ist äußerst notwendig. Übrigens werde ich mich bemühen, so bald wie möglich zurückzukehren.

Corot.

An Herrn Robert.

Paris 5. April 1840.

Welch hinreißender Himmel! Wie herrlich ist dieser Golf von Neapel! Welch Schauspiel bietet doch der Capo di Monte! Und die Promenade am Quai von

Santa Lucia, von dem aus man die Inseln Capri und Ischia sieht.. Wir werden nach der Rückkehr hübsch miteinander plaudern; das wird mir Vergnügen bereiten und meine Erinnerungen, die sich schon verwischen, wieder aufleben lassen..

Jetzt sind Sie in Rom, dieser durch die Strenge und Größe der Linien unvergleichlichen Stadt. Gehen Sie auf dem Pincio, in dem Giardino Farnese, auf dem Campo Vaccino spazieren. Studieren Sie dort ordentlich die Physiognomie, um mir nach Ihrer Rückkehr zu sagen, ob ich diese große und strenge Natur gut wiedergegeben habe. Vergessen Sie nicht, einige Spazierfahrten in der römischen Campagna am Ufer des Tiber bis zu dem Ponte Mole zu machen. Sie werden genug Zeit haben, um sich eine Vorstellung von dieser schönen Stadt und der sie umgebenden Landschaft zu bilden. Man müßte auch Tivoli einen Besuch abstatten und den Monte Cavo besuchen, der Albano, Frascati, Grotta Ferrata, Marino und Nemi trägt. In Marino fragen Sie nach der Sign. Marta, die eine Herberge hält, und bestellen Sie ihr viele Grüße von einem Franzosen, der im Jahre 1827 bei ihr wohnte und der sich das Jahr vorher in der Gesellschaft zweier Maler befand, von denen der eine hinkte..

An La Bochenoire.

Paris, 14. Februar 1871.

Mein lieber Freund!*)

Wie danke ich Ihnen für Ihre freundlichen Erinnerungszeichen und Ihre Sorge um unser Schicksal in diesem Winter. O ja, wir haben sehr gelitten. Mit der Gesundheit steht es gut. Ich hoffe gleich Ihnen, daß wir uns bald wiedersehn und umarmen können. Man beschäftigt sich da drüben also mit Gemäldeausstellungen? Weshalb werden zwei Länder, die nur sieben Stunden voneinander entfernt liegen, so verschieden behandelt? Daraus vermag ich nicht klug zu werden. Nur will ich Ihnen sagen, um Ihre Unruhe zu ersticken, daß ich niemals mit solchem Eifer bei der Arbeit gewesen bin. Ich habe in diesem Winter mehr als gewöhnlich produciert. Ich denke, das Unglück hat mich dazu gezwungen, unter dem Himmelsgewölbe und dem dichten Laub meine Zuflucht zu suchen und mich so gut wie möglich zu placieren, um den Konzerten der Vögel beizuwohnen. Was bedeuten daneben, neben dieser Ruhe, die kleinen vergänglichen Stürme, die die Menschen hervorrufen? Es leben die Sternregen im Juli und die hübschen Blümlein auf den Wiesen!

Es hat mir großes Vergnügen bereitet, von Ihnen zu hören, daß es sowohl Ihnen wie Daubigny gut geht. Es scheint, meine Malerei acclimatisiert sich in England: es lebe die Freude!

Andry und alle Freunde fühlen sich wohl. Stets Ihr C. Corot.

*) War zugleich mit Daubigny während der Belagerung von Paris nach London geflohen.

Theodore Rousseau

geboren 15. April 1812 in Paris, gestorben 22. Dezember 1867 in Barbizon.

La Faucille den 17. August 1834.

Meine gute Mama!

Ich bin immer der Gleiche, nur um ein paar Tage älter, und ich fühle daher das Bedürfnis Dir zu schreiben. Immer dasselbe glückliche Leben, immer ebenso frisch zum Leben, wie kräftig zum Laufen, einem Ziel entgegenarbeitend und aus Freude daran niemals überdrüssig. Wir bilden jetzt in Faucille eine kleine Kolonie, in der Einigkeit und Frohsinn herrschen und nicht einmal die Bären des Landes sind unsere Feinde.

Mein Freund Lorentz ist gestern im Sturmschritt angelangt und das Echo erschallte von seinen Rufen. Wir haben uns beide mit der gleichen Freude begrüßt und stießen laute Hurra-Rufe aus. Er hat mir Deinen Brief gebracht, der auf Dein eigenes Haupt zurückfällt, denn ich wiederhole Dir die Ermahnungen, die Du an mich richtest und bitte Dich, sie zu beherzigen und Dich gut zu pflegen, um dadurch, vereint mit der schönen Gebirgsluft, die volle Wirkung zu erzielen. Du kannst Dir nicht denken, was mir dieser Gedanke für Kraft giebt. Was mich betrifft, ich bin auf der Weide, ebenso könnte man einer Kuh verbieten zu grasen. Da wir übrigens hier von allem abgeschlossen sind und Dir keine Zeitung von den Einsiedlern von la Faucille berichten kann — so will ich versuchen Dir einen Begriff davon zu geben. Wir wohnen, übrigens nur vorübergehend, auf einem der höchsten Berge des Jura. Hier steht das Gasthaus, das bemerkenswerteste dortige Gebäude, umsomehr als es das einzige ist. Die Innenarchitektur besteht aus einem Dutzend Kühen und deren Erzeugnissen in Form von Septmonceller-Käse, aus einer guten Wirtin und einem Kreis von zehn großmäuligen Trinkern, die abwechselnd kommen und gehen, den Keller ausräumen, den Tisch mit leeren Flaschen anfüllen und selbst vollgetrunken nach Hause gehen; aus einem guten Wirt, der alles mit ein paar leichten Flüchen in Ordnung hält und aus drei Individuen, von denen eins immer achtbarer als das andere ist und zu denen ich gehöre, denn ich muß Dir sagen, daß wir uns der Gesellschaft eines undefinierbaren 70jährigen Greises erfreuen, der dem armen Papa Colombel aufs Haar gleicht. Er ist von altem Adel und hatte unter der Restauration Generalsrang und ein Vermögen, das er durch verschiedene Wechselfälle verloren hat. Er tröstet sich darüber und trägt jetzt sein ganzes Vermögen bei sich. Das ist ein viel seltenerer Fall, da es aus guter Laune, Kraft und Philosophie besteht. Ich habe nie einen ausgezeichneteren Menschen gesehen, er läuft mit uns und sammelt Pflanzen und Steine.

Früh morgens weckt uns der Mont Blanc, unser Gegenüber sind die Leute am anderen Ufer des Genfer Sees (acht Meilen entfernt). Ich kann nicht sagen, daß wir schlecht mit ihnen stehen, trotzdem wir uns das Ceremoniel des täglichen Grüßens und guten Tag Sagens ersparen, wenn wir den Kopf zum Fenster hinausstecken, denn wir bekümmern uns nicht um das, was bei den Anderen vorgeht. Wir können 50 Meilen



Theodore Rousseau.

im Umkreis überblicken und wir sind gleichzeitig überall, trotzdem wir nur den Raum für zwei Fußsohlen einnehmen.

Ich bin glücklich, daß ich meine Leinwanden bekommen habe und mit meiner Alpenlandschaft beginnen kann. Ich brenne darauf die schwierige Aufgabe zu lösen, auf einer Leinwand den Eindruck der Unendlichkeit, die mich umgibt, wiederzugeben und ihn weniger Glücklichen, als ich es bin, mitzuteilen.

Ich nehme, ohne es zu wollen, den Ton eines höheren Wesens an. Was soll ich dagegen thun! Zu welch stolzen Gedanken schwingt sich nicht ein Halbgott auf, der seine Kraft aus einer Schale Milch schöpft und seinen Atem in alle Winde sendet.

Stürze mich nicht aus meiner Höhe herunter dadurch, daß Du vergißt mir zu schreiben. Unser Leben — um meinen Bericht zu beenden, besteht darin, daß wir die Stunden zählen, indem wir in den Bergen hin und her pendeln, körperliche Übungen machen oder uns regelrecht unterhalten. Am Abend philosophieren oder tanzen wir je nach dem; das wird ausgelost und beim Mondenschein ausgeführt.

Dein ergebener Sohn

Theodore.

An Théophile Gautier.

Barbizon d. 4. Februar 1864.

Sehr geehrter Herr,

ich war einen Tag in Paris und habe dort ihren Brief gefunden. Ich bedaure, daß ich ihn jetzt erst beantworten kann. Kaum von einer ernsten Krankheit hergestellt und dadurch sehr in meiner Arbeit aufgehalten, wird es mir unmöglich sein, mich an der bevorstehenden Ausstellung zu beteiligen, und ich sehe, daß ich nur gerade Zeit habe, ein Bild zu beendigen, das ich auf den nächsten Salon bringen will. Das entschuldigt mich natürlich. Aber ich habe außerdem noch Gründe, mich davon fern zu halten. Lassen Sie mich sie Ihnen sagen, und nehmen Sie es nicht übel wenn ich mich in einer Sache an Sie halte, die Sie ein wenig leichtsinnig zu beschützen übernommen haben. Sie haben die Kunst seit 1830 aus dem Grunde studiert. Wie auf einem Ocean haben Sie hier manches Kap umsegelt, manche verborgenen Klippen passiert und schließlich denen, die Sie im Hafen erwarteten, einen wirklichen Schatz mitgebracht, eine poesievolle Geschichte unserer Kunst, welche alle Ihre Zeitgenossen gelesen haben und welche die Nachwelt lesen wird. Das kommt daher, daß Sie sich kurz gefaßt haben. Allem Lärm unserer krampfhaft bewegten Zeit gegenüber haben Sie die Klugheit gehabt, zu wissen, wo man zusammenfassen kann, und — wie Christoph Columbus wußten Sie schon im Voraus, wo Amerika lag.

So hüten Sie sich nun. Sie waren auf einem Ozean, und ein Ozean hat Häfen; aber ich sehe die Spitze Ihrer Barke auf den Strudel gerichtet und Strudel führen in den Abgrund. Von Papety zu Cabanel und von Cabanel zu Baudry. Bald wird man in der Strömung untergegangen sein. Sie verstehen so viel von Kunst, wie man nur verstehen kann — Sie können bezeugen, daß die Menge, von einer Generation zur andern, sich nur durch solche hat fesseln lassen, die, geduldig und einsam in der Arbeit, nur von dem Verlangen beseelt waren, Gutes zu schaffen; — und nicht durch solche, die sie dadurch gewinnen wollten, daß sie ihren Launen und der vorübergehenden Geschmacksrichtung huldigten.

Machen Sie doch die Augen auf und sehen Sie, wie es jetzt ist, wie jeder nur bestrebt ist, ein großes Plakat aufzuhängen, welches das seines Nachbars aussticht. Man will die Blicke auf sich lenken, sei es auch nur für einen Moment. Und unsere „Société", wozu läßt sie sich hinreißen! Zuerst war die Ansicht bei freiem Entree auszustellen, das wäre besser; aber man ist immer weiter gegangen. Voriges Jahr sagte ich zu Martinet, schließlich würde man noch ein Café einrichten, und es scheint, wir sind soweit. Jetzt haben wir Kunst mit Musik und Grog, Tanz und Blumen werden folgen und wir können bald auf unsere Fahne schreiben: „Hier werden die 5 Sinne amüsirt", — und, wahrhaftig, wir haben es gewonnen, das Publikum, denn es müßte ja geradezu ein Feind seines eigenen Vergnügens sein, wenn es nicht zu uns käme. Aber glauben Sie, daß die Würde der Kunst dabei unangetastet bleibt? Giebt es nicht in der Liebe wollüstige Gefühle, die ein Hohn auf wahre Liebe sind?

So geben wir, die Maler, Konzerte und Bälle und bieten Erfrischungen an; wir sind Maler und haben uns einen Kalender an den Gürtel gehängt, wie die Viehhändler, damit wir keinen Jahrmarkt in der Provinz versäumen. Durch Staatsmonopol können wir vereidigte Maler bei der Armee, den Gesandtschaften und den Hoffesten werden und ein gesticktes Käppi tragen! Ach Gott, was wird man noch aus uns machen! Zuviel Betrieb — zuviel Mache! Ich frage Sie, was hat die Kunst damit zu tun? Wird sie je wo anders her, als aus einem kleinen unbekannten Winkel kommen, wo ein Mensch in das Geheimnis der Natur eindringt, fest davon überzeugt, daß die Arznei, die er so gewinnt, und die ihm gut tut, auch für die Menschheit woltätig ist, welcher Generation sie auch angehört?

Ja, die Kunst verkümmert und vergeht bei so viel Pomp und Prahlerei. Eine große Stadt kann sich nicht einfach einen Fluß verordnen, weil sie reich genug ist, sich unendliche Mengen Wassers zu verschaffen und sie in kostbaren Reservoirs unterzubringen. — Wenn er majestätisch in seinen Ufern rollt, so dankt er das der unaufhörlichen Arbeit kleiner Quellen, die er fast gar nicht kennt und für die er keinen Dank hat. — Sie haben das Geheimnis dieser Quellen, lachen Sie doch denen ins Gesicht, die glauben, daß die Seine da ist, weil es ein Paris giebt. Sie sind nie vulgär gewesen — lassen Sie sich nicht einfangen. Brauchen Sie Ihre Ellbogen in dieser unruhigen Menge heutiger Mittelmäßigkeit. Wenn Sie nur in allen Kämmerchen suchen wollten, würde man Ihnen zu Willen sein und bei Ihrem verwegenen Genie würden Sie Hände voll Schönheiten finden; aber, wenn Sie sich mit der gemeinen Menge abgeben, hüten Sie sich, daß Sie nicht ihre Schläge zu kosten bekommen. Sehen Sie, Sie haben sich schon in das Gefolge der Toren begeben, da Sie den einzigen wirklichen Künstler, der sich seit 1830 gezeigt hat, schlecht aufgenommen haben, Sie, der Sie doch einen so ausgezeichneten Sinn

dafür haben. Ich spreche von François Millet. Und täglich setzt uns Martinet in seiner Zeitung mit schändlichen Reklamen für wer weiß welche Namen in Erstaunen, die doch unter Ihren Augen, ja man kann sagen, unter Ihrer Verantwortlichkeit geschrieben sind, das denkbar Gemeinste! Vergessen Sie meinetwegen alles, was ich Ihnen im Allgemeinen gesagt habe — aber diese Tatsachen merken Sie sich: sie beweisen.

Sie gebieten jetzt, zum größten Teil, über eine junge Garde, und sagen: „Vorwärts". Das ist recht; aber ich halte sie mehr für streberhaft, als strebsam. Sie könnte einen Erfolg erwischen, aber ich zweifle, ob sie sich in einer Position halten kann.

Also gestatten Sie Ihrem alten Brummbär, mit einigen Andern, die auch noch da sind, und die Haare auf den Zähnen haben, noch etwas im Hintergrund zu bleiben. Zu rechter Zeit läßt sich die Sache noch retten. Rechnen Sie auf sie, ihre Vorsicht ist kein Fehler.

Verzeihen Sie, lieber Herr Theo. Gautier, daß ich Ihnen das alles so derb ins Gesicht sage. Ich mußte Ihnen was über diese unüberlegte Einrichtung sagen, die im Namen der Kunst etabliert worden ist. Glauben Sie, daß ich Ihnen von Herzen zugetan und Ihnen durch Freundschaft und Bewunderung für Ihr Talent verbunden bin.

Ich wäre sehr erfreut, wenn Sie mir im März, wenn ich wieder in Paris bin, eine Zusammenkunft gewähren würden, damit wir ein wenig über diese Angelegenheit plaudern könnten. Ganz der Ihre Th. Rousseau.

Paris, rue Sigalle 77.

Mein lieber Charles Blanc.

Sehr geehrter Herr, weshalb gewähren Sie mir nicht die Zusammenkunft, um die ich Sie gebeten habe, um mit Ihnen ein wenig über künstlerische Dinge zu plaudern, nachdem Sie mich dazu genötigt hatten, Ihnen meine Gedanken in gedrängter Form und mit der ganzen Pedanterie, die ein Brief zuzulassen vermag, zu enthüllen? Muß ich mir erst Niederträchtigkeiten zu schulden kommen lassen, damit Sie mich zu einem Frühstück einladen oder eine derartige Einladung von mir annehmen? Im Notfalle werde ich Sie verfolgen wie ein Bettler. Sollten Sie meinen Brief etwa für eine Laune halten? Glauben Sie vielmehr, daß er sich auf eine Grundlage stützt, die all den verschiedenen Elementen des Gesprächs, des einzigen Mittels, einander in freundschaftlicher Weise seine Überzeugungen mitzuteilen, Stoff zu liefern vermag.

Sie verfolgen mich brieflich mit Ihrem Vergleich zwischen Ingres und Delacroix und verlangen von mir, ich soll dieselbe Parallele ziehen. Das kann aber nur die eines Landschafters werden, sonst nicht. So verstehe ich sie:

Wenn man im Zoologischen Garten ein schönes Tier verloren hat, so weiß man nichts Besseres zu tun, als es auszustopfen. Es stellt dann noch etwas vor. Der Elephant des Naturalien-Kabinets ist, scheint mir, doch recht respektabel.

Aus den Werken von Ingres könnte man ein Museum bilden, mit dem es sich genau so verhielte wie mit dem Naturalien-Kabinet: in ihm wäre alles respektabel; ohne einige tatsächliche Fähigkeiten, die bei Ingres gewiß zu sehen sind und die sich niemals verleugnen lassen, muß man unbedingt gute Werke hervorbringen, aber große? Das ist etwas ganz anderes! Die Gabe, selbstschöpferisch gestalten zu können, scheint ihm ganz und gar versagt zu sein; das ist trotzdem das Wesentliche, und mir ist — wenn ich es Ihnen aufrichtig gestehen darf — der lieber, der mich beim Schütteln des Wassers ein wenig bespritzt als der, der auf seine Eisterne einen Deckel legt, aus Furcht, es möchte sie ein, wenn auch noch so geringer Windhauch, zum Auslaufen bringen.

Ingres stellt für mich in geringerem Maße allerdings nur noch die schöne Kunst dar, die man verloren hat.

Muß ich Ihnen erst sagen, daß ich ihm Delacroix mit seinen Übertreibungen, seinen Fehlern, seinen sichtbaren Schlappen vorziehe, weil er sich immer nur an sich selbst hält, weil er den Geist, die Form, die Stimme seiner allerdings krankhaften und vielleicht zu nervösen Zeit darstellt, weil seine Kunst mit uns leidet, weil sein übertriebenes Wehklagen und seine widerhallenden Triumphe doch immer von lebendigem Odem erfüllt sind, von seinem Schrei, seinem Leid und dem unseren.

Wir leben nicht mehr in der Zeit der Olympier wie Raphael, Veronese und Rubens, und die Kunst Delacroix' ist mächtig wie eine Stimme aus Dantes Hölle, der Hölle unseres Jahrhunderts.

Deshalb ziehe ich Delacroix dem Ingres vor und ich spreche hier nur von den innerlichen und nicht von den technischen Eigenschaften des Mannes.

... Begreifen Sie jetzt, daß alles, was mein Verstand ablehnt, im direkten Verhältnis zu allem steht, was mein Herz ersehnt hat, und daß das Schauspiel der menschlichen Irrtümer und Schändlichkeiten für mich eine ebenso mächtige Triebfeder bei der Ausübung der Kunst ist, wie der Schatz jener stillen Beschaulichkeit, den ich mir schon als Kind habe erwerben können?

Jetzt sind wir hoffentlich weit entfernt von dem Laube, das das bescheidene Dach der ursprünglichen menschlichen Behausung krönt, weit entfernt von dem Zwitschern der jungen Brut, die unter den Zweigen nistet, weit entfernt von allem Lieblichen, Süßen. Trotzdem sind wir neulich von diesem Punkte ausgegangen, und selbst wenn wir dabei geblieben wären, hätten wir es Ihrer Meinung nach eigentlich lange genossen?..

Glauben Sie mir wohl, alles geht von dem Universellen aus, man muß umfassen, um schöpferisch sein zu können. Wie groß auch immer der Anteil sein mag, den man bei Fragen, die Zeit, Religion, Sitte, Geschichte usw. angehen, an der Darstellung gewisser besonderer Typen nehmen könnte, alles wird nur durch das Verständnis für die allgemeine Wirkung der Luft, diese Modellierung des Unendlichen, Geltung erhalten, nichts wird verhindern können, daß ein simpler, von Luft umgebener Gegenstand in einem Museum als eine größere Schöpfung in betracht kommt, als das auf besonderen Ausdruck Anspruch erhebende Werk, das aber dieses Vorzugs entbehrt. Die ganze besondere und eigentümliche Hoheit eines Bildnisses Ludwigs XIV. von Lebrun oder von Rigaud wird von der Schlichtheit eines von einem Sonnenstrahl richtig beleuchteten Grashalms geschlagen werden... Wieviel Worte, du lieber Gott, um so wenig zu sagen, um zu sagen, daß man in der Kunst mehr bieder und aufrichtig als schlau und durchtrieben sein muß. Aber die Zeit gehört den Arglistigen, und wir sprechen nur für die Stummen und die Tauben.

Durchaus der Ihre.

Th. Rousseau.

Mein lieber Sensier!

..Fürchten Sie nicht für mein Dorf; wenn ich auch in Paris die letzte Hand daran lege, so werde ich trotzdem immer die jungfräulichen Eindrücke der Natur vor Augen halten: sie wurzeln tief und sind unverwischlich; aber in diesem Augenblick würde mir auch nicht die schönste Landschaft eine solche Kraft einflößen, um sie darzustellen, wie die Empörung, die ich hier in Paris empfinde, wo ich sehen muß, wie man die von allen Liebkosungen des Frühlings überschütteten Bäume fällt. Wie soll man die Leute, die dieses Geschäft besorgen, daran hindern, sich in so gewissenloser Weise hierzu herzugeben, und wie soll man ihnen Liebe für Wesen einflößen, die ihnen nur wohltun? Das, mein lieber Sensier, ist eine mächtige Triebfeder, und verlangt von mir neue Kräfte zur Vollendung der Komposition meines Gemäldes. Der Plan ist schon seit langem fertig; aber ich verstehe unter Komposition das, was in uns lebt und möglichst tief in die äußerliche Wirklichkeit der Dinge eindringt.

Wäre es anders, so würde der Maler mit seinem Lineal recht schnell mit der Komposition eines, das Meer darstellenden Gemäldes fertig werden. Es würde dann eine, in einer beliebigen Höhe der Leinewand gezogene Linie, genügen. Was vermag aber wohl das Meer zu schaffen, wenn nicht die Seele des Künstlers? — —

Komposition ist vorhanden, wenn die dargestellten Gegenstände nicht für sich selbst dargestellt sind, sondern mit Rücksicht darauf, daß sie unter einem natürlichen Äußeren das Echo, das sie in unserer Seele geweckt haben, enthalten sollen.

Wenn man auch bestreiten kann, daß sie (die Bäume) denken, so regen sie uns doch sicherlich zum Denken an, und als Ersatz für die ganze Bescheidenheit, deren sie sich bedienen, um unseren Gedanken Schwung zu verleihen, und zum Lohne für ihren Anblick schulden wir ihnen nicht die anspruchsvolle Meisterschaft oder den pedantischen und klassischen Stil sondern die ganze Aufrichtigkeit einer Aufmerksamkeit, die bei der Wiedergabe ihrer Wesen für die machtvolle Tatkraft, zu der sie uns anregen, Dankbarkeit bezeugt. Für alles das, was sie uns zum Denken geben, verlangen sie nur, daß wir sie nicht entstellen, daß wir sie nicht jener Luft berauben, deren sie so bedürfen.

Als Gnade bitten sie sich ferner aus, daß wir nicht das mit ihnen tun, was man im Atelierjargon „Modellieren" nennt, und was gewöhnlich darin besteht, daß man eine Seite schwarz-bläulich koloriert und die andere mit Halbschatten versieht. Sie wollen nicht stärker hervortreten als in Wirklichkeit, nur so viel als sie durch die Atmosphäre nicht aufgelöst erscheinen; sie verlangen nur ihren geringen Anteil an dem ganzen Relief, das wir ihrem Leben auf dieser Welt weihen sollen. Unter solchen Umständen werden sie die Kritik leichter ertragen, die sie flach, anstatt zu stark hervorgehoben finden wird, wie wenn man ihre Profile und ihre Hebungen zählen wollte. Sie werden indes wirklich in der Luft modelliert sein, wenn das Gemälde von seiner Atmosphäre zu leben scheint. Darin liegt die ganze Schwierigkeit, aber ich gebe Ihnen die Versicherung, das genügt, um sich den Schädel einzurennen. Und unter allen Geistern, die man anrufen kann, giebt es keinen, der unter einem demütigeren Aussehen dem verwegenen Ritter, der ihn beschwört, einen so schrecklichen Drachen zu bekämpfen gegeben hat. .

Aus Liebe zu Gott und zum Danke für das Leben, das er uns geschenkt hat, wollen wir danach trachten, daß in unseren Werken die Offenbarung des Lebens der erste unserer Gedanken sei; wollen wir danach trachten, daß ein Mensch atmet, ein Baum wirklich vegetieren kann. Wer Leben zu spenden vermag, ist Gott; wer aber nur in geschmackvoller Weise schwimmende lilien- oder rosenfarbige Umrisse wiederzugeben versteht, offenbart nur Begabung für das Tapeziergewerbe und für das des Parfumerie-Fabrikanten. Er vereinigt Dinge in sich, die nicht zusammengehören, der Anspruchsvolle! . Stets Ihr

Th. Rousseau.

Mein lieber Sensier,

ich habe in der Zeitung, die ich Ihnen sende, einen Brief von mir gelesen, den man veröffentlicht hat. Ich sehe hierin keinen großen Nachteil, denn es ist ja durchaus ein Malerbrief, und in ihm ist ausschließlich von der Kunst die Rede. Aber wie dem auch sei, ein Schauder überfiel mich doch, als ich sah, daß man meine Prosa dem Publikum

zugänglich gemacht hatte. Aber schließlich ist die Sache weiter nicht schlimm. Man darf ruhig sagen, weshalb man Bilder malt, wenn fast alle Welt sich über die Intentionen eines Malers täuscht. „Sie verlangen nur ihren geringen Anteil an dem Relief, das wir ihrem Leben auf dieser Welt weihen sollen“. Ich bin nicht ebenso sicher hinsichtlich der Unsterblichkeit ihrer Seele und ich erlaube mir einen diesbezüglichen Zweifel. Aber berichtigen Sie sofort bitte diesen kolossalen Schnitzer durch ein folgendermaßen



Théodore Rousseau.

lautendes Erratum: „Sie verlangen nur ihren geringen Anteil an dem ganzen Relief, das wir dieser Modellierung weihen sollen“. [Anm. d. Übers.: das Mißverständnis ist so zu verstehen, daß statt m o d e (Modellierung) m o n d e (Welt) gedruckt wurde.]

Die Leser werden also über diesen Logogriph in Verwirrung geraten, und da es ja unvermeidlich ist, den Fehler zu verbessern, so benutze ich die Gelegenheit, um mich in kategorischer Weise mit der „Modellierung“ in der Malerei auseinanderzusetzen; denn hier stehen wir einem Mißverständnis gegenüber, daß die Schüler in den Studienjahren in einen Irrtum verfallen läßt und den sie Gefahr laufen, ihr Leben lang nicht zu bemerken.

Modellieren bedeutet also in der Ateliersprache all die verschiedenen Teile eines Körpers zu kopieren und sie miteinander zu vereinigen, um das Relief dieses einzig und allein zum Zwecke seines partiellen Reliefs betrachteten Körpers zu bilden. Den Grund wird man nachher malen. Man ist noch nicht zu dem allgemeinen Akkord des ganzen gelangt. Das ist es, was man m o d e, Modellierung nennt (abgeleitet von modellieren): Modellierung des Lichts, harmonische Modellierung, farbige Modellierung, Modellierung des Ausdrucks oder der Zeichnung. Aber diese partielle an sich gute Modellierung ist nur die erste Stufe zu dem Ganzen, und dieses Ganze muß die allgemeine oder symphonische Modellierung oder die des Gesamten über sich ergehen lassen. Dann sagt man, ein Gemälde ist in der grauen Manier Ostades, in der roten Rembrandts, in der silbernen Veroneses, in der goldenen Tizians gemalt, weil diese Meister einen leuchtenden Ausdruck in einer besonders kolorierten Allgemeinheit, einer zugleich besondern und allgemeinen Modalität, die ihre Augen getroffen hat, wiedergegeben haben.

Demgemäß trage ich, wenn ich eine griechische Medaille in meiner Tasche habe, die ganze Natur mit mir, weil die Modellierung nicht die eines isolierten Körpers ist, sondern der Wahrnehmung des allgemeinen Agens des Lichtes entspricht, weil diese Medaille im Verhältnis dazu modelliert ist, was ein Körper an besonderem Relief von einer lebens- und lichtvollen Luft nehmen kann, während eine Skulptur, die noch in dem isolierten Ausdruck eines Typus schön ist, sie — die Modellierung — in ihrer Besonderheit einschränkt, indem sie dieses allgemeine leuchtende Agens aus den Augen verliert. Die Modellierung kann also nur eine geistige Auffassung und zwar die größte von allen sein. Das ist der absolute Prüfstein der Kunst; das hat die Bewohner von Ninive, die Aegypter, die Griechen ewig gemacht.

So muß also ein Wildling im Frieden und in der Rauheit der Einsamkeit gewachsen sein, damit in unseren Gärten schöne Früchte und schöne Rosenstöcke gedeihen; ebenso muß die Seele des Künstlers sich völlig in der Unendlichkeit der Natur entfaltet haben, damit wir bei der Darstellung, die er von einem besonderen, mit den Sitten unserer Civilisation übereinstimmenden Typus machen wird, einen Vorteil haben.

Ich weiß nicht, mein lieber Sensier, ob ich mich gut verständlich mache, aber ich bin von dieser Wahrheit in solchem Maße besessen, daß ich ganze Tage davon mit Ihnen sprechen könnte, wobei ich dann immer wieder aufs neue die Formel wenden würde wie das Papier, woraus man die Hennen, die Galeoten, die Schiffe und die Körbe für die Kinder macht. Überall, unter allen Formen sehe ich vor mir die Modellierung, das eigentliche Ziel der Kunst... Wann werden Sie mit mir mündlich, vor der Natur, darüber sprechen?

Ich drücke Ihnen die Hand   Th. Rousseau.

Jean François Millet

geboren 4. Oktober 1814 in Gruchy bei Cherbourg, gestorben 20. Januar 1875 in Barbizon. Sein Lehrer war Paul Delaroche.

22. Mai 1853.*)

Wenn auch das Wetter nicht gut ist, ist das Land doch schön. Die mit Pappeln eingefaßten Feldwege, die am Ende von Barbizon sich hinziehen sind von einer entzückenden Stimmung, einer wahrhaft idyllischen Frische. Es ließen sich daraus die allerschönsten Bilder machen. Sie sollen es sehen.



Jean François Millet.

April 1858.

Denken Sie nicht etwa, daß mir das Bild von Corot, die Wiese mit dem Graben nicht gefällt. Rousseau und ich wir fanden im Gegenteil, daß es ärgerlich wäre, eins ohne das andre zu haben, denn jedes hat seine ganz ausgesprochene Wirkung. Sie haben tausendmal Recht, daß Sie es sehr schön finden. Was uns bei dem anderen so sehr über-

*) Ohne Überschrift.

rascht, war, daß es ganz besonders so aussieht, als sei es von Jemandem gemalt, der keine Ahnung von malen hat und der nun malte, so gut es eben ging nur mit dem starken Wunsch zu malen, kurz: eine spontan erfundene Malerei. Es sind beides sehr schöne Stücke. Es waren überhaupt nur schöne Stücke auf der Auktion. Wir wollen noch darüber reden*)..

26. September 1859.

Die Aussicht ist herrlich;**) ich habe große Lust, hier zu bleiben, denn das dürfte für mich von großem Nutzen sein. Rousseau ist heute Morgen nach Besançon abgereist.... Ich leide ganz entsetzlich unter Kopfweh... Ich habe Herrn X... gesagt, daß der Angelus für 2000 oder für 2500 Franken verkauft wurde; ich weiß es nicht genau, aber ich habe ihm mindestens 2000 Franken gesagt.***) Der Schäfer 3000 Franken; das kleine Bild von Alfred Feydeau, „Ruhe der Heuer, 1200 Franken. Das Ihre, Die Frau, die ihr Kind wiegt, 1500 Franken. Wenn doch auch meine Zeichnungen Absatz fänden! †)

An Sensier. ††)

Mein lieber Sensier!

....In der Frau, die soeben Wasser geschöpft hat, habe ich mich bemüht, den Eindruck zu erwecken, daß es sich hier nicht um eine Wasserträgerin oder gar eine einfache Magd handelt, sondern um die Frau, die soeben zur Verwendung in ihrem Hause Wasser geschöpft hat, Wasser zur Zubereitung der Suppe für ihren Mann und ihre Kinder, — daß sie weder mehr noch weniger zu tragen scheint, als es dem Inhalt der mit Wasser gefüllten Eimer entspricht. Hinter der leisen Grimasse, die ihr das an ihren Armen zerrende Gewicht und das Blinzeln der Augen — eine Folge des Lichtes — abnötigen, errät man den Ausdruck ländlicher Güte. Ich habe (wie stets) mit einem gewissen Schauder all das vermieden, was nach Sentimentalität aussehen könnte: im Gegenteil, mein Trachten ist dahin gegangen, daß sie schlicht und brav und ohne das Gefühl aufkommen zu lassen, daß sie Frondienste leistet, ein Werk tat, das neben

*) Diese Versteigerung einer größeren Anzahl von Werken Corots, die erste der Zeit nach, in die Corot auf Antrieb von Herrn Boursaton einwilligte, fand im Hotel Drouot stand. Das Resultat war mäßig. 14 233 Francs für 38 Bilder, darunter fünf wichtige.

**) Als Millet von Pariser Ausflüglern oft besucht und gestört wurde, baute ein ihn verehrender Bauer ihm ein Stockwerk in seinem Häuschen als Atelier aus. Von der Aussicht aus diesem Häuschen spricht er.

***) 1890 kaufte Chauchard das Bild für 800 000 Francs.

†) Auf der Versteigerung Vever 1897 brachte eine Zeichnung „Wasserschöpferinnen“ 20 200 Francs.

††) Sensier, Millets Freund, schrieb später dessen Biographie.

den andern häuslichen Arbeiten für sie eine alltägliche Beschäftigung ist und die Gewohnheit ihres Lebens bildet. Ich möchte auch, daß man die Frische des Brunnens zu empfinden glaubt wie auch, daß sein altes Aussehen erkennen läßt, daß vor ihr schon viele hier Wasser geschöpft haben.

Ich möchte, daß man bei der Frau, die ihren Kindern Frühstück reicht an ein Nest voll Vögel denkt, denen die Mutter im Schnabel ihre Nahrung bringt. Der Mann arbeitet, um diesen Wesen Nahrung zu beschaffen.

Bei der Schafschur habe ich danach getrachtet, diese gewisse Dumpfheit und Verwirrung auszudrücken, die die Schafe gleich nach der Schur an den Tag legen, und desgleichen die Neugier und Verwunderung derer, die noch im Besitze ihrer Wolle sind und die in ihre Reihen so nackte Wesen zurückkehren sehen. Ich habe ausführen wollen, daß das Haus ein ländliches und friedliches Gepräge trägt, daß man sich hinten und dort, wo die schützenden Pappeln gepflanzt sind, einen grünen Rasen vorstellen kann, endlich, daß das Ganze wie eine alte Niederlassung wirkt, die Erinnerungen wachruft. Ich sagte ihm noch (falls er auf diese Bemerkung überhaupt Wert legen sollte), daß ich mich darum bemühe, die Dinge nicht etwa so darzustellen, als ob sie nur zufällig und für eine bestimmte Gelegenheit miteinander verquickt seien, sondern daß ich eine notwendige und innerlich bedingte Verbindung zwischen ihnen erkennen lassen will.

Ich möchte, daß man den Wesen, die ich darstelle, ihre Lage, ihre Verhälnisse ansieht und daß man unmöglich auf den Gedanken kommen kann, sie möchten je den Wunsch haben, etwas Anderes zu sein. Leute und Dinge müssen stets zu einem bestimmten Zwecke da sein. Ich wünsche, höchst voll und stark wiederzugeben, was notwendig ist, denn ich halte es fast für besser, wenn schwach gesagte Dinge überhaupt nicht gesagt werden, weil sie dann abgeblüht und welk erscheinen. Unnützes Zeug (so glänzend es auch sein mag) und Füllsel flößen mir den größten Abscheu ein, denn diese Dinge bezwecken nichts Anderes als Ablenkung und Schwächung.

Ich weiß nicht, ob es sich überhaupt der Mühe verlohnt hat, all das zu sagen, — aber da steht es nun! Sie werden mir hierüber Ihre Ansicht sagen. Werden Sie Sonnabend kommen? Sie waren doch fest entschlossen, es zu tun! Hier giebt's nicht Neues. Der Keuchhusten der Kinder scheint etwas nachzulassen.

Viele Grüße von Haus zu Haus

J. F. Millet.

Barbizon, 30. Mai 1863.

Mein lieber Sensier,

.....Die Gerüchte über meinen Mann mit der Hacke scheinen mir doch recht sonderbar zu sein, und ich danke Ihnen dafür, daß Sie mir von ihnen Mitteilung gemacht haben; denn hier finde ich eine neue Gelegenheit, mich über die Gedanken, die



Jean François Millet.

man mir zuschreibt, aufs Höchste zu wundern. In welchem Club haben mich meine Kritiker getroffen? Bin ich ein Sozialist? Weiß Gott, ich könnte ihnen doch recht gut antworten, was unter der Karikatur eines Dienstmannes aus der Auvergne steht; dieser schreibt nämlich in seine Heimat: „Ich soll Saint-Simonist sein, und weiß nicht einmal, was das ist!"

Man braucht doch nicht so ohne Weiteres Gedanken gelten zu lassen, die einem angesichts eines Menschen, der gezwungen ist, sein Brot im Schweiße seines Angesichts zu verdienen, einfallen. Es giebt Leute, die da behaupten, ich hätte keine Ahnung von den Reizen des Landes; ich finde in ihm weit mehr als Reize: unendlichen Glanz. Ich sehe dort ganz wie sie, die Blümlein, von denen Christus sagte: „Ich versichere euch, daß selbst Salomo in all seiner Herrlichkeit kein so prächtiges Gewand getragen hat, wie eins von ihnen".

Ich sehe recht gut die Aureolen des Löwenzahns und die Sonne, die dort ganz weit hinten im Lande aus den Wolken sieghaft hervorbricht. Nichtsdestoweniger sehe ich in der Ebene die dampfenden Pferde, die den Pflug ziehen, sodann in einer felsigen Gegend einen völlig erschöpften Mann, dessen Hollah-hopp man seit dem frühen Morgen vernommen hat und der sich jetzt für einen Augenblick aufrichten will, um wieder zu Atem zu kommen. Das Drama, das Geschehnis leuchtet und glänzt.

Das habe ich nicht etwa selbst erfunden; diesen Ausdruck „der Schrei der Erde" gibt es schon seit langem.

Meine Kritiker sind gebildete und geschmackvolle Leute, bilde ich mir ein; aber ich kann mich in sie nicht hineinversetzen, und da ich niemals in meinem Leben etwas Anderes als das Land gesehen habe, möchte ich — so gut ich kann — wiedergeben, was ich sah und beim Arbeiten empfunden habe. Die es besser machen können, sind besser daran.

Hier schließe ich, denn Sie wissen, wie schwatzhaft ich werde, so oft ich auf dieses Kapitel komme. Aber ich will Ihnen doch noch sagen, daß ich mich durch einige Artikel, die Sie mir übersandt haben, sehr geschmeichelt und erquickt fühle; sollten Ihnen die Verfasser bekannt sein, so beauftrage ich Sie, sie von meiner Zufriedenheit zu unterrichten.

Ich rechne darauf, daß Sie bald kommen werden. Viele Grüße an Rousseau

stets Ihr J. F. Millet.

An denselben.

Barbizon, 21. Juni 1863.

.. Nun ein Gedanke, der mir während ich Ihnen schreibe, kommt. Wie, wenn ich statt des Dorfes etwas noch Intimeres machte? Z. B. den Brunnen im Hofe mit einer Frau, welche die jungen Gänse füttert, und den Vater und die Mutter der jungen Gänse, die eine Schar fremder Gänse zurücktreiben. Dieser mit Gras bewachsene Brunnen, so wie er da liegt kann noch weit stärker als das Dorf, das ich eben machte, Intimität ausdrücken, und den Gegensatz zwischen einem derartigen Milieu und einer Sache mit weitem Horizont dartun. —

Barbizon, 4. März 1864.

Mein lieber Sensier,

.... Werde ich wie Lazarus unter dem Tische einige Brocken von dem Schmause aufsammeln können, den für Sie und Forget die Delacroix-Auction bedeutete?*) Ich freue mich sehr, daß Sie den Lara haben;**) denn das ist ein sehr schönes Stück. Die Zeichnung Ovid bei den Skythen, an die ich mich erinnere, befand sich über der Anrichte mitten im Saal und bildete eine Folge des Socrates, der „Spartanischen Frauen" u. s. w. u. s. w. Wenn es diese ist, über die Sie meine Meinung hören wollen, so finde ich sie sehr schön. Wenn ich nach Paris gehe, werde ich ja alle Ihre Erwerbungen sehen. Aber geben Sie sich doch Mühe, daß ich irgend eine Skizze erhalte. Burty***) will also von dem Album, das er gekauft hat, Faksimiles herstellen lassen? Dieses Album muß sicherlich höchst interessant sein. Wer hat eigentlich die lithographischen Steine von Goetz gekauft? sollte es Herr Robert sein? Endlich einmal wird der arme Delacroix Paris ernstlich hingerissen haben! Ihre Sätze über die Skizzen treffen durchaus zu. Tillot, der gestern Abend angekommen ist, hat mir gleich Ihnen von dem ganz speziellen Erfolg der Federzeichnungen berichtet.

Barbizon, 3. Mai 1864.

Mein lieber Sensier, was Jean Rousseau's Äußerung über meine Männer betrifft, die ein Kalb trügen, wie wenn es das heilige Sakrament oder der Apisstier wäre: wie sollten sie es denn eigentlich seiner Meinung nach tragen? Wenn er zugiebt, daß meine Männer gut tragen, so bin ich damit völlig zufrieden, und das möchte ich ihm dann noch sagen: der Ausdruck der beiden Männer, die etwas auf einer Tragbahre tragen, entspricht durchaus dem Gewicht, das an ihren Armen unten zieht. Wenn also die Gewichte gleich sind, so werden sie — mögen sie nun die Bundeslade oder ein Kalb, eine Barre Goldes oder einen Kieselstein tragen — immer genau denselben Ausdruck zeigen. Und selbst wenn diese Männer von der tiefsten Bewunderung für das, was sie tragen, erfüllt sein sollten, so beherrscht sie immer doch das Gesetz des Gewichts, und ihr Ausdruck spricht nur von diesem Gewicht, der Last. Gesetzt daß sie sie einen Augenblick auf der Erde niedersetzen, so würde das Gesetz des Gewichts, wenn sie sie

*) Die Brocken, die Millet bei der von Eugène Delacroix veranstalteten Auktion gesammelt hatte, waren ziemlich reichlich. So arm er auch war, fand er doch Mittel und Wege, um mehr als fünfzig Skizzen zu erwerben, die er mit Gewissenhaftigkeit und Bewunderung studierte. Die Auktion der Werke Delacroix' fand am 16. Februar 1864 statt. Millet kam nach Paris, und die Sachen machten den tiefsten Eindruck auf ihn.

**) Jetzt in der Sammlung Gerstenberg, Berlin.

***) Burty war Kunstkritiker.

wieder hochhöben, ganz allein wieder zur Geltung gelangen. Je mehr diese Männer Wert darauf legen werden, den getragenen Gegenstand gut zu erhalten, desto vorsichtiger werden sie gehen und desto mehr werden sie sich bemühen, in gleichem Schritte zu marschieren. Aber in allen Fällen und immer ist diese letzte Bedingung des Rythmus notwendig, denn sonst würden sich die Strapazen verzehnfachen. Und hiermit erklärt sich ganz einfach die Ursache der so getadelten Feierlichkeit. Es fehlt doch wahrlich nicht in Paris an Gelegenheiten, zwei Dienstmänner auf einer Tragbahre einen Schrank transportieren zu sehen. Man wird beobachten, wie sie rhytmisch und im Takt einherschreiten. Wenn doch Herr Jean Rousseau und einer seiner Freunde versuchen wollten, eine so große Last zu tragen und dabei in ihrer gewöhnlichen Schrittart sich vorwärts zu bewegen! Wissen diese Herren denn nicht, daß man Gefahr läuft, das, was man trägt, zu Boden gleiten zu lassen, wenn man nicht in gleichem Schritt geht? Genug ...

Vichy, 26. Juni 1867.

Mein lieber Rousseau, ... kurz nachdem wir voneinander Abschied genommen hatten, habe ich Ihre Ausstellung besucht...... Heute erkläre ich Ihnen, daß ich trotz meiner gründlichen Kenntnisse Ihrer Studien aus der Auvergne und derer, die ihnen vorangegangen sind, wieder aufs Neue davon überrascht war, als ich das alles beieinander sah, daß eine Kraft schon in ihren Anfängen eine Kraft ist. Schon in den ersten Arbeiten sehen Sie mit einer Frische, die keinen Zweifel an dem Vergnügen zuläßt, daß Sie bei der Beobachtung der Natur empfanden, und man erkennt, daß Sie durchaus unmittelbar zu Ihnen sprach und daß Sie sie mit Ihren Augen anschauten. Sich selbst haben Sie es zu verdanken, und nicht einem andern, wie Montaigne sagt. Glauben Sie nicht etwa, daß ich Ihnen Stück für Stück bis jetzt folgen will. Ich will nur auf den Ausgangspunkt hinweisen, der die Hauptsache ist, denn er zeigt den Mann von Rasse. Sie waren schon von Anfang an die kleine Eiche, die eine große Eiche werden sollte. Da liegt's. Ich will Ihnen noch einmal sagen, daß ich das alles mit Rührung gesehen habe......

Wir wünschen Ihnen und Frau Rousseau die beste Gesundheit. Grüßen Sie herzlich.

Immer der Ihre.

Barbizon, 22. Dezember 1867.

Mein lieber Sensier, ich zittre am ganzen Körper und bin aufs Tiefste erschüttert. Heute Morgen um neun Uhr ist unser armer Rousseau gestorben. Sein Todeskampf ist sehr schmerzhaft gewesen. Wohl hat er einige Mal sprechen wollen, allein das Röcheln erstickte alle seine Worte. In diesem Augenblick, in dem ich Ihnen schreibe, ist es gerade

halb zehn Uhr. Benachrichtigen Sie alle, von denen Sie glauben, daß sie benachrichtigt werden müssen...

Silvestre benachrichtige ich gleichzeitig mit Ihnen.

Barbizon, 14. Mai 1868.

Mein lieber Sensier, sicherlich hätte ich gewünscht, daß mein Dorf für eine höhere Summe verkauft worden wäre; aber mit dem Preise für die Wäscherin*) bin ich zufrieden... Gelegentlich werden Sie mir die Preise für die Diaz', die Duprés', die Fromentin's und die Daubigny's nennen.



Jean François Millet.

Wenn es Ihnen Ihre Zeit gestattet, möchte ich Sie bitten, in Blanchet zu dringen, daß er mir meine Leinewand schickt, denn ich muß möglichst bald den Frühling für Herrn Hartmann beginnen.

Cherbourg, 2. Mai 1871.

Mein lieber Sensier, wie traurig ist das, was in Paris geschieht! Haben Sie gesehen, daß die Fédération des artistes mich ernannt hat? Wofür halten sie mich denn eigentlich? Ich habe geantwortet: „Ich lehne die Ehre ab, die man mir hat erweisen wollen. Was für eine erbärmliche Gesellschaft. Courbet ist Präsident, wohlverstanden.**)

*) Herr Marmontel hatte am 11. und 12. Mai 1868 seine Sammlung verkauft. Sie enthielt zwei Bilder von Millet, die äußerste Spitze des Dorfes Gréville, die zum Preise von 4900 Franken zugeschlagen (schon 1873 auf der Versteigerung Faure brachte das Bild 20300 Franken) und die Wäscherin, die für 4000 Franken verkauft wurden.

**) In einem Brief vom 10. Mai 1871 finden sich die folgenden Zeilen: Frau F. hätte wissen müssen, daß ich meine famose Ernennung zu einem Künstler der Commune nicht mit allzu großer Begeisterung aufgenommen habe. Meine Antwort muß in mehreren Zeitungen gestanden haben.

Unsere Zeit wird man die Zeit des großen Abschlachtens nennen können. Man wird mit dem Propheten ausrufen dürfen: „O Schwert des Herrn, wirst du niemals ruhen!...." Ich habe nicht den Mut, Ihnen von dem Frühling zu sprechen, der selbst in diesen Zeiten des Schreckens erwacht.

Gréville, 12. August 1871.

Mein lieber Sensier, ... wir sind bereits seit einiger Zeit in Gréville (im Gasthaus). Endlich möchte ich ausführen, was ich schon so lange wünsche: nämlich von irgend einem Teil meines heimatlichen Strandes ein Bild zu malen. Ich mache Studien



Jean François Millet.

die mir dafür von Nutzen sein können. Im Anfang unseres hiesigen Aufenthaltes standen meiner Arbeit im Freien in hohem Maße der Wind und der Regen im Wege; jetzt leide ich wiederum sehr unter der großen Hitze und dem blendenden Sonnenlicht, das meine Augen nur schwer ertragen. Hätte der Wind, der mich anfangs so belästigt hat, noch wenigstens von Norden geweht, so hätte das immerhin doch dem Character, entsprochen, den ich meinem Bilde zu geben wünschte; aber es herrschten Südwestwinde, die — vom Lande kommend — den Wellen entgegengehen und sie daran hindern, sich emporzubäumen. Der Wind ist mit unglaublicher Beharrlichkeit auf dem diesseitigen Ufer geblieben. Ich hoffe trotzdem, daß er endlich einwilligen wird, nach Norden umzuschlagen, wäre es auch nur für einen Augenblick, und daß das genügen wird, um mir das ins Gedächtnis zurückzurufen, was ich schon so oft und so lange gesehen habe. O wie sehr wünsche ich es, mein lieber Sensier, daß Sie es ermöglichen möchten, sich mit mir ein wenig meine Heimat anzusehen! Ich bilde mir ein, daß dieses Land Ihnen

nach sehr vielen Richtungen hin gefallen wird und daß Sie es verstehen müßten, weshalb ich mich immer stärker zu ihm hingezogen fühle. Vielleicht liegen die Ursachen für diese meine Liebe in Dingen, die nicht für jedermann vorhanden sind: der Erinnerung an meine Eltern und meine Jugend. Allein ich glaube doch, daß schon seine Physiognomie genügen müßte, um einen Mann anzuziehen, der dazu geschaffen ist, um Eindrücke zu empfangen. Oh noch einmal! wie gehöre ich doch zu meiner Heimat!

Lieber Sensier, gestern, Freitag, habe ich Öl, Farben, Leinewand etc. erhalten, die Sie mir schickten und das angefangene Bild, das auch dabei war. Hier kommen die Titel der 3 Bilder für die fragliche Auktion:

1. Frau, Flachs hechelnd.
2. Bauer u. Bäuerin, die zur Feldarbeit gehen.
3. Holzleser im Walde.

Ich weiß nicht, ob man so ein Wort, wie „Leser" wird drucken können? Wenn nicht, so schreiben Sie Bauern, Holz sammelnd oder was Sie sonst wollen. Ich sage Ihnen nur, daß das Bild einen Mann darstellt, der ein Holzbündel zusammenbindet und 2 Frauen, von denen die eine einen Zweig abschneidet und die Andre einen Arm voll Holz hält.

Wie Sie aus den Titeln entnehmen können, sind es weder nackte Frauen noch mythologische Motive. Ich will andere Sachen malen, als solche Gegenstände, die ich nicht verstehe, — die mir freilich nicht verboten sind, zu denen ich aber auch um keinen Preis gezwungen werden möchte.

Kurz und gut — erstere sagen meinem Temperament mehr zu — denn ich muß Ihnen gestehen, selbst auf die Gefahr hin für einen Sozialisten gehalten zu werden, daß es die menschliche Seite ist, die mich am meisten in der Kunst ergreift und, wenn ich könnte wie ich wollte, so würde ich nur malen oder wenigstens zu malen versuchen, was das Resultat eines, durch den Anblick der Natur empfangenen Eindrucks wäre in der Landschaft oder im Figürlichen.

Die fröhliche Seite des Lebens zeigt sich mir nie — ich weiß nicht, wo sie ist — habe sie nie gesehen! Was ich als das Heiterste erkenne, ist die Ruhe oder das Schweigen, wie man es so köstlich in den Wäldern oder auf den Feldern genießt, ob sie bearbeitet werden oder nicht. Sie werden mir zugeben, daß ich immer derselbe Träumer bin und daß meine Träume schwermütig wenn auch köstlich sind. Du sitzt unter Bäumen und bist erfüllt von aller Ruhe, allem Wohlbehagen, das man nur genießen kann; da siehst Du auf einmal aus einem kleinen Seitenpfad eine ärmliche Figur heraustreten, ein Bündel Holz auf dem Rücken. — Das Unerwartete und Auffallende dieser Erscheinung

führt uns auf einmal den traurigsten menschlichen Zustand vor die Seele: Arbeit bis zur Erschöpfung. Das giebt immer einen Eindruck analog dem, den Lafontaine in seiner Fabel vom Holzhauer giebt.

Quel plaisir a-t-il eu depuis qu'il est au monde?
En est-il un plus pauvre en la machine ronde?



Jean François Millet.

Auf den bearbeiteten Äckern, überall auf dem Land, sieht man grabende, hackende Menschen. Ab und zu streckt einer seine Glieder, wie man so sagt, und trocknet sich mit dem Rücken seiner Hand den Schweiß von der Stirne:

„Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen."

Ist das die heitere, beglückende Arbeit, an welche uns manche Leute so gern glauben machen wollen? — Nur darin aber finde ich das wahre Menschentum, die große Poesie. Ich höre auf, um Sie nicht schließlich doch zu langweilen. Verzeihen Sie! Ich bin ganz

allein, ohne Jemand, mit dem ich über meine Gefühle reden könnte; so habe ich mich gehen lassen, ohne daß ich es merkte. Ich werde auch nicht wieder davon anfangen.

Ach, da fällt mir ein, schicken Sie mir doch manchmal so hübsche Briefe mit dem Ministeriumssiegel, mit rotem Siegellack, so schön wie irgend möglich. Wenn Sie sehen



Jean François Millet.

könnten, mit welchem Respekt mir der Briefträger solche Briefe aushändigt!*) Dann zieht er die Mütze, was er für gewöhnlich nicht tut, und sagt mit devotester Miene: das kommt vom Ministerium! — das ist der reine Credit für mich und giebt mir eine Stellung! denn für solche Leute kommt natürlich ein Brief mit ministeriellem Siegel vom Minister selber. Solch ein schönes Couvert, das will was heißen!

Glauben Sie, daß irgend eine Möglichkeit eines Auftrags für mich ist?

Einen herzlichen Händedruck.

J. F. Millet.

*) Sensier war Beamter in einem Ministerium.

Gustave Courbet

geboren 10. Juni 1819 in Ornans bei Besançon, gestorben 31. Dezember 1877 in La Tour de Peiltz bei Vevey.

Er war von der Kommune zum Präsidenten der Kunstkommission ernannt und mußte als solcher die schon vor der Septemberbewegung angeordnete Zerstörung der Vendômesäule ausführen.

An Alfred Bruyas.

Ornans 1854.

Ja, lieber Freund, ich hoffe mein Leben lang von meiner Kunst zu leben, ohne mich je um eine Linie breit von meinen Grundsätzen entfernt zu haben, ohne einen einzigen Augenblick an meinem Gewissen zum Lügner geworden zu sein, sogar ohne auch nur so viel wie man mit einer Hand zudecken kann gemalt zu haben, um irgend Jemandem zu gefallen, oder um besser zu verkaufen. Ich sagte immer zu meinen Freunden (wenn sie sich über meine Tapferkeit entsetzten und für mich fürchteten): fürchtet nichts und sollte ich durch die ganze Welt ziehen, ich bin sicher Menschen zu finden, die mich verstehen werden. Und fände ich nur fünf oder sechs, sie werden mir zu leben geben, sie werden mich retten. Ich habe Recht, ich habe Recht, denn ich traf Sie. Es war unvermeidlich, denn nicht wir trafen uns, sondern die Lösungen, die wir brachten.



Ed. Manet, Bildnis Courbets.

Der Name „Realist"*) wurde mir aufgedrängt, wie man den Männern von 1830 den Titel „Romantiker" aufgedrängt hatte. Namen haben zu keiner Zeit den wahren Begriff der Dinge selbst gegeben; wäre es anders, so wären die Werke überflüssig.

*) Im Jahre 1855, als selbst die besten Bilder Courbets von den Ausstellungen zurückgewiesen wurden, ließ er sich ein eigenes Haus bauen, an dessen Tür folgende Inschrift zu lesen war: Der Realismus: Ausstellung von 40 Bildern meines Gesamtwerkes Eintritt 1 Franc. An der Spitze des Katalogs dieser Ausstellung veröffentlichte er obiges Glaubensbekenntnis.

Ohne näher darauf einzugehen, ob diese Bezeichnung, die ganz zu verstehen hoffentlich niemandem zugemutet wird, mehr oder weniger richtig ist, werde ich mich auf einige Erörterungen beschränken, die jeglichem Mißverständnis vorbeugen sollen.

Ich habe, weit entfernt von jedem systematischen Vorgehen und ohne irgendwelche vorgefaßte Meinung, die Kunst der Alten und die Kunst der Modernen studirt. Ich wollte weder ein Nachahmer der Einen, noch ein Nachäffer der Anderen sein. Und ebensowenig hatte ich das Streben nach dem unnützen Ziel der Kunst um ihrer selbst willen. Nein! Ich wollte ganz einfach aus der vollständigen Kenntnis der Tradition das logische und unabhängige Gefühl für meine eigene Individualität schöpfen. Kennen um zu können, das war mein Gedanke. Im Stande sein, die Sitten, den Gedankenkreis, die Erscheinungen meiner Epoche, je nach meiner Würdigung, zu übersetzen, nicht nur ein Maler, sondern ein Mensch zu sein, kurz: lebendige Kunst zu schaffen, das ist mein Ziel!

An Frau Lydia J.*)

. . In diesen Augenblicken der furchtbarsten Einsamkeit, zwischen Leben und Tod, versetzt man sich gern in seine Jugend zurück, zu seinen Eltern, seinen Freunden. Ich sehe mich besonders an allen den Orten, die ich mit meiner Mutter besucht; die ich nie wiedersehen werde, zu meinem tiefen und einzigen Kummer. Ich sah im Spiegel meines Gedankens die Wiesen von Flajey wieder, wo ich mit ihr in die Haselnüsse ging, die Tannenwälder von Reugney, wo ich in die Himbeeren ging... Ich dachte an die Kuchen, die sie für mich in ihrem Ofen backte. Es ist merkwürdig, in diesen äußersten Augenblicken denkt man an die harmlosesten Dinge.

An Champfleury.

— — gesessen hat mir bereits: **) der Bürgermeister, der 400 Pfund wiegt, der Pfarrer, der Friedensrichter, der Kreuzträger, der Notar, der Adjunkt Marlet, meine Freunde, mein Vater, die Chorknaben, der Totengräber, zwei Alte aus der Revolution von 93 in ihrer Tracht aus der Zeit, ein Hund, die Leiche und ihre Träger, die Küster (der eine Küster hat eine Nase wie eine Kirsche aber verhältnismäßig stark und 5 Zoll lang), meine Schwestern, auch andere Frauen u. s. w. Nur glaubte ich, die beiden Kantoren des Kirchspiels entbehren zu können. Es war nicht möglich. Man kam mir sagen, daß sie wütend seien, daß sie die einzigen von der ganzen Kirche seien

*) Am 7. Juni 1871 wurde Courbet verhaftet; er wurde schuldig befunden, an der Zerstörung der Vendômesäule beteiligt gewesen zu sein, und in Sainte-Pelagie interniert. Von dort schreibt er.

**) Bezieht sich auf Courbets großes Bild: Das Begräbnis von Ornans, im Louvre.

die ich nicht „aufgenommen" hätte. Sie beklagten sich bitter, sie sagten, daß sie mir doch nie etwas getan hätten und daß sie eine solche Schmach nicht verdienten.

Man muß schon ganz toll auf die Arbeit sein, um unter diesen Verhältnissen hier zu arbeiten. Ich arbeite blindlings. Ich habe gar keinen Raum zum Zurücktreten. Werde ich denn niemals so untergebracht sein, wie ich es mir denke? Mit einem Wort, ich bin augenblicklich im Begriff 50 Personen in Lebensgröße mit Landschaft und Himmel als Hintergrund fertig zu machen auf einer 20 Fuß breiten und 10 Fuß hohen Leinwand. Das ist um aus der Haut zu fahren. Sie können sich denken daß ich die Augen ordentlich aufmachen muß. — —

Es ist schwer, recht zu tun, und man kann seltsam belohnt werden, wenn man Ehrbarkeit, Aufopferung und Uneigennützigkeit dem selbstsüchtigen Gange der Gesellschaft entgegensetzt. Man hat mich geplündert, ruiniert, verleumdet, durch die Straßen von Paris, von Versailles geschleppt, gehöhnt mit Gemeinheiten und Schmähungen. Ich verkam in den Zellengefängnissen, in denen man den Verstand und die Körperkräfte verliert. Ich habe auf dem Erdboden geschlafen, aufgestapelt mit der Kanaille im Ungeziefer, hin und her transportiert von Gefängnis zu Gefängnis, in Hospitälern, mit Sterbenden um mich herum, in Zellenwagen, in Abteilungen wo man den Körper nicht hineinzwängen kann, das Gewehr oder den Revolver auf der Brust, vier Monate lang . . Um das Elend voll zu machen gehen wir in diesem Augenblicke aus den Händen der Republikaner vom 4. September in die der rachedürstenden Bonapartisten über, die sich heimlich der Gewalt bemächtigen. Mit einem Wort es ist unmöglich zu beschreiben was vorgeht. Ich weiß nicht, ob Frankreich noch einmal die Schmach einer neuen Napoleonischen Herrschaft erleiden wird. Das wäre um aus dem Lande zu gehen und Schweizer zu werden. Jeder, der Talent hat und sich respektiert verläßt in diesem Augenblicke Paris.

An Maurice Richard, Minister der schönen Künste.

Herr Minister!

Bei meinem Freunde Jules Dupré auf der Île d'Adam hörte ich von der Veröffentlichung eines Dekretes im Journal officiel, das mich zum Ritter der Ehrenlegion ernennt. Dieses Dekret, vor welchem mich meine allgemein bekannten Ansichten über künstlerische Auszeichnungen und Adelsverleihungen hätten bewahren können, ist ohne meine Einwilligung verfaßt worden und Sie, Herr Minister, glaubten dazu die Initiative geben zu sollen.

Fürchten Sie nicht, daß ich die Gefühle verkenne, die Sie dabei geleitet haben. Sie traten in das Ministerium der schönen Künste nach einer verhängnisvollen Ver-

waltung ein, die sich die Aufgabe gestellt zu haben schien, die Kunst unseres Landes zu töten, was ihr auch durch Gewalt oder Korruption gelungen wäre, wenn sich nicht hie und da einige Männer von Herz gefunden hätten, die dem entgegentraten. Da legten Sie Wert darauf, Ihre Ernennung durch Maßnahmen zu kennzeichnen, die das gerade Gegenteil von denen Ihres Vorgängers waren.

Dieses Verfahren ehrt Sie, Herr Minister, aber gestatten Sie mir, Ihnen zu sagen, daß weder mein Standpunkt noch meine Entschlüsse dadurch geändert werden können.

Meine bürgerlichen Ansichten sträuben sich dagegen, daß ich eine Auszeichnung annehme, welche durchaus auf monarchischem Prinzip fußt.

Diesen Orden der Ehrenlegion, welchen Sie in meiner Abwesenheit für mich erwirkt haben, — muß ich nach meinen Grundsätzen ohne Weiteres ablehnen.

Zu keiner Zeit, in keinem Fall, aus keinem Grunde, hätte ich ihn angenommen. Noch weniger würde ich es heute tun, wo der Verrat sich von allen Seiten mehrt und das menschliche Gewissen sich über so viel eigennützige Gesinnungslosigkeit betrüben muß. Ehre besteht weder in einem Titel, noch in einem Orden, sondern in Taten und ihren Beweggründen. Und zum größten Teil in der Achtung vor uns selbst und den eignen Ideen. Ich ehre mich dadurch, daß ich den Grundsätzen meines ganzen Lebens treu bleibe; wenn ich sie aufgäbe, würde ich die Ehre aufgeben, um des äußeren Scheines willen.

Mein künstlerisches Gewissen sträubt sich nicht weniger dagegen, eine Belohnung anzunehmen, die mir von der Hand der Regierung aufgedrängt wird. Der Staat ist in Kunstfragen nicht kompetent. Wenn er sich anmaßt, zu belohnen, so begeht er einen Eingriff in das öffentliche Urteil. Seine Einmischung wirkt durchaus demoralisierend und verhängnißvoll für den Künstler, welchen sie über seinen eigenen Wert täuscht, — verhängnißvoll für die Kunst, welche sie in offizielle Wohlanständigkeit einzwängt und die sie zu unfruchtbarster Mittelmäßigkeit verdammt. Das Weiseste für ihm wäre, sich davon fernzuhalten. An dem Tage, an welchem er uns freilassen wird, wird er seine Pflicht gegen uns erfüllt haben.

Gestatten Sie also, Herr Minister, daß ich die Ehre ablehne, welche Sie glauben mir erweisen zu wollen. Ich bin 50 Jahre alt und bin immer mein eigener Herr gewesen; lassen Sie mich mein Leben als ein Freier beschließen; wenn ich tot bin, soll man von mir sagen: Er hat keiner Schule, keiner Kirche, keiner Richtung, keiner Akademie, besonders keinem System angehört, nur dem der Freiheit.

Gestatten Sie mir, Herr Minister, mit dem Ausdruck meiner Gesinnung, die ich Ihnen soeben klarlegen durfte den Ausdruck der vorzüglichsten Hochachtung.

Gustave Courbet.

Herrn Grafen d'Ideville.

Tour-de-Peitz (Schweiz), 29. Aug. 1876.

Herr Graf,

in einem für mich sehr schmeichelhaften und sehr gut geschriebenen Artikel, der sogar einige sehr richtige Urteile enthält — findet sich ein recht ernster Fehler: Das ist die Stelle, die sich auf die Zerstörung der Vendôme Säule bezieht. Ganz entgegen der Idee, welche Sie in Umlauf setzen, bin ich der Einzige gewesen, welcher sie zu erhalten und ihr Niederreißen zu verhindern suchte; aus dem Grunde, weil ich die mir anvertraute Mission als Präsident der Künste zu Paris und mithin als „Konservator" — erfüllen wollte.

In der ersten Sitzung, welche in der Ecole de médecine stattfand, in der die Pariser Künstler zusammenkamen und wo sie mir dieses Amt übergaben, — welches, beiläufig gesagt, durch die Regierung des 4. September bestätigt wurde — wurde ich beauftragt, diese Versammlung zu leiten, die (es waren 100 Personen anwesend) mit Ausnahme einer Stimme, einstimmig beschloß, die Säule der „Großen Armee" niederzureißen.

Daher mußte ich an letzter Stelle das Wort ergreifen, um zu erklären, daß ich in meinem Amt als Conservator der Künste in keiner Weise die Zerstörung irgend eines Monumentes in Paris dulden könne; daß es andrerseits in diesem Falle leicht wäre, aus irgend einem ästhetischen Grunde alles, was überhaupt da wäre, niederzureißen. Ich glaubte eine Änderung vorschlagen zu dürfen, welche darin bestand, die Säule mit Sorgfalt abzutragen und im Invalidenpark aufzustellen. Dieser Vorschlag wurde mit Zuruf angenommen. Man beauftragte mich, eine Eingabe an die Verwaltung der Nationalverteidigung zu machen, die nichts erwiederte.

Ein anderer ähnlicher Vorschlag aber, zur brutalen Zerstörung des Monuments, von den Herren Jules Ferry und anderen unterzeichnet, war dem meinen vorangegangen. Man wollte mich veranlassen, diesen letzteren auch zu unterzeichnen; das verweigerte ich und erklärte, daß die Künstler mich beauftragt hätten, einen andern zu machen. Auch sagte ich, man möchte ein großes Buch am Fuß der Säule deponiren, in welcher die Bürger ihre Namen einschreiben würden, wie es auf dem Konkordienplatz vor der Statue der Stadt Straßburg geschehen war. Diesem Antrag wurde nicht zugestimmt.

Da ich mein Amt während der Kommune weiter führte, habe ich, auf eigene Gefahr, Wertartikel und Kunstgegenstände des Herrn Thiers, der damals Paris beschoß, in Sicherheit gebracht. Herr Barthelemy-Saint-Hilaire hatte mich darum ersucht. Seit diesen Ereignissen habe ich nicht aufgehört durch die Stimme meines Sachwalters, meines Advokaten, Herrn Lachaud und aller Personen, die sich einigermaßen

um die Wahrheit kümmern, gegen eine falsche Anklage zu protestiren, zu deren Echo Sie sich gemacht haben. Unschuldigerweise, wie ich gern glauben will. Drei Prozesse haben schon wegen dieser Sache stattgefunden, von denen einer noch schwebt. Es handelt sich um den Anteil der Wiederherstellungskosten, den ich bezahlen soll, mit einem Wort, um den Teil der Verantwortlichkeit, der auf mich zurückfällt, wenn die Regierung darauf



Gustave Courbet.

besteht, die ganze Anklage auf mich zu schieben. Kein andres Dekret gegen die Säule hat es je gegeben, als das durch die Commune beschlossene, und das war *elf Tage vor den Wahlen, die mich zum Mitglied der Kommune ernannten.*

Als dieser Plan zur Ausführung kam, gehörte ich schon der Minorität an, und obgleich ich mit dieser Kammer nichts zu tun hatte, begab ich mich, als Conservator der schönen Künste auf die Nachricht von dieser Entscheidung dorthin. Ich setzte meine Ansicht über die Sache auseinander, aber ich mußte mich dem Beschluß beugen, der von der Majorität angenommen wurde. Ich bat, schlimmstenfalls wenigstens die Basreliefs

zu erhalten, welche sich auf die Kriege der Republik und des Konsulates beziehen. Man wollte auf nichts hören. Da ich meine Pflicht getan hatte, blieb mir nichts weiter übrig, als mich zurückzuziehen. Das ist die Rolle, die ich in dieser Angelegenheit gespielt habe.

An Ihnen, Herr Graf, ist es, eine falsche Behauptung zu berichtigen, die jeden Versuch der Geschichte, den wahren Sachverhalt wieder herzustellen, unmöglich macht. Das kann nur geschehen durch eine Veröffentlichung der Tatsachen, so wie ich sie Ihnen darstelle und wie sie sind. Sie werden dadurch nicht nur der Wahrheit die Ehre geben, sondern auch mir zur Rehabilitierung verhelfen. Ich habe die Ehre als Ihr ergebener Diener zu zeichnen in dem Vertrauen, das ich zu Ihrer aufrichtigen Gesinnung habe.

Gez. Gustave Courbet.

Der folgende Brief ist geeignet, über die tatsächlichen Verhältnisse aufzuklären.

An den Redakteur der Times.

Sehr geehrter Herr,

Nach Ihrer Correspondenz aus Paris, die sich auf den Prozeß Courbet bezieht, gründet Herr Victor Lefranc, der Ex Minister, und spätere Advokat des Ministeriums, seine Klage gegen das frühere Mitglied der Kommune darauf, daß die Begründungen des richterlichen Urteils die Gründe des Künstlers für die Zerstörung der Vendômesäule wiedergeben.

Das ist nicht vollkommen wahr — und noch mehr! Aber Herr Victor Lefranc hat hier nur nicht ganz klar gesehn.

Die Kommune von Paris hat den Sturz der Säule aus rein politischen Gründen beschlossen. Ob mit Unrecht, oder mit Recht, darüber wird die Geschichte urteilen. Ich habe, als Mitglied der ausführenden Executif-Commission als Erster die Maßregel ergriffen, ohne nach Courbet zu fragen, noch den Gründen die er als echter Künstler gegen dieses römische Plagiat hatte. Ich habe den Erlaß mit folgenden rein demokratischen Worten begründet und vorgetragen:

Die Kommune von Paris,

in Anbetracht dessen, daß die Kaiserliche Säule auf dem Vendôme-Platze ein Denkmal der Barbarei und der Tyrannei, ein Symbol brutaler Kraft und falschen Ruhms, eine Bejahung des Chauvinismus und eine Verneinung des Völkerrechts, ein beständiger Schimpf des Siegers gegen die Besiegten, ein dauerndes Attentat auf die eine der drei Stützen der Französischen Republik, die Brüderlichkeit — ist,

beschließt:

Die Säule auf dem Platze Vendôme soll niedergerissen werden.

Paris, 12. April 1871.

Nicht der geringste künstlerische Beweggrund! Also hat der Künstler, füge ich hinzu, diesen „sozialistischen Erlaß" nicht veranlaßt, ja nicht einmal dafür gestimmt. Denn über diesen Erlaß ist, wie Sie sehen am 12. April abgestimmt worden, und der Künstler ist erst am 20. April Mitglied bei den Ersatzwahlen der Kommune geworden.

Endlich: wenn die ausführende Commission den Künstler am 27. zur Ausführung des Erlasses bestellt hat, so geschah das gerade, um das, was für die Kunst von Interesse sein konnte, zu schützen. Der Künstler ist also nur dazugetreten, um zu erhalten.*)

---

*) Hier irrt sich Herr Felix Pyat. Courbet erhielt seine Mission bei der Kommune wegen der Kunstsachen des Herrn Thiers. In Bezug auf die Säule hatte Gambon in der Sitzung vom 27. April den guten Vorschlag gemacht, Courbet den Ingenieuren beizuordnen, die mit der Arbeit betraut waren; aber diesem Vorschlag wurde nicht Folge geleistet.

Ich darf also auf Gustav Courbet nicht die Verantwortung für die Zerstörung lasten lassen, und ich fordere sie von Gesetzes wegen zurück.

Ich stelle dies aufrichtig und aus eigenem Antriebe zu Gunsten eines großen Malers fest, den man um seinen Ruf bringen will, nachdem man ihn erst töten wollte, und ich hoffe, daß die Times mir freundlichst helfen wird, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Empfangen Sie im Voraus, Herr Redakteur, meinen Dank und meine Empfehlungen.

London, den 23. Juni.

Felix Pyat.



Camille Corot,

Eugène Auguste Fromentin

geboren am 24. Oktober 1820 in La Rochelle, gestorben am 27. August 1886 in Paris.

An Paul Bataillard.*)

Paris, 1. Februar 1846.

.. Ich habe meine alten Gewohnheiten wieder aufgenommen. Die Gesellschaft, in die mich einige anspruchsvolle Personen ziehen wollen, übt auf mich einen immer geringeren Reiz aus. Für mich symbolisiert sie nur die lächerliche Ausfüllung einer Zeit, die für die kostbar ist, die keine zu verlieren haben. Außerdem ist sie mir in jeder Beziehung unsympathisch; die Kleinlichkeiten, zu denen sie verführt, die Falschheiten, die man in ihr entdeckt, sind mir widerwärtig; die Gefühle sind hier erkünstelt, die Gedanken eingeschnürt und entstellt durch die Etiquette, wie die Frauen es sind durch ihr zu enges Corset. Sämtliche Gesichter verfügen über eine und dieselbe Maske, und diese verbürgt in gleicher Weise die guten und die schlechten Eigenschaften; denn die Ehrenhaftigkeit hat oft dasselbe Interesse daran, sich nicht zu zeigen, wie das Laster. Was die Frauen betrifft, so sind sie dort ebenso stumpfsinnig wie die Männer und noch falscher als diese. Endlich ist auch Gott sei Dank! mein Rückgrat nicht biegsam genug, als daß ich wie ein Höfling durch die niedrige Tür gewisser Salons eintreten könnte. Während des einen Monats, in dem ich einige Schritte aus meinem Loche in die Welt getan habe, habe ich recht viel gelernt. Aber diese Erfahrung ist ebenso traurig wie verderblich, denn schließlich würde man mit den Spitzbuben gemeinsame Sache machen, um nur nicht ihr Gimpel zu sein, und ich will viel lieber allein leben, nur um nicht das eine oder das andere sein zu müssen...

Paris, 27. Juli 1846, Montag.

Meine geliebte Mutter!

... Als Gebirge ist der Atlas sicherlich in dem Teil, den ich besucht habe, nicht schöner als jener Teil der Pyrenäen.**) Nur verleihen die afrikanische Vegetation, der Glanz des Himmels, die merkwürdigen Trachten der Einwohner und sogar die Namen der Orte diesem Lande eine Physiognomie, die nur ihm eigentümlich ist und die bewirkt, daß man es kaum mit anderen Ländern vergleichen dürfte. Selbst bei den Punkten, die der Größe der Linien entbehren, wo die Vegetation dürftig wird oder verschwindet, wo der Maler keinen Stoff, keine Anregung findet, ist es doch immer der arabische Stempel, der für uns Europäer von äußerstem Interesse ist. Die Reise ist wundervoll, meiner Meinung nach weniger wegen der neuen Realitäten, die sie uns

---

*) Jugendfreund.

**) Herr und Frau Fromentin hatten eine Reise nach den Pyrenäen gemacht, als Antwort auf einen Brief seiner Mutter kramt Fromentin seine Reiseerinnerungen über Algier aus.

bietet, als wegen der Träume, die sie erweckt, der Illusionen, die sie erzeugt, der unbegrenzten Perspectiven, die sie der nach dem Unbekannten jagenden Einbildungskraft eröffnet. Für mich liegt der große Reiz der meinen darin, daß ich in den alten Zeiten gereist und das Land der Bibel und der Patriarchen durchwandert zu haben glaube. Afrika ist wie der Orient, wenn auch in etwas geringerem Maße ein lebender Anachronismus, — das macht ja gerade diese Länder so unvergleichlich.

Ich bin sehr froh darüber, lieber Vater, daß die Zeichnungen dich im Großen und Ganzen befriedigt haben. Deine Beobachtungen sind richtig; ihr einziger Vorzug besteht darin, daß sie naturgetreu sind, besonders wenn man in betracht zieht, daß es sich um Atelierzeichnungen handelt, und ihr Hauptfehler darin, daß sie plump und unzulänglich ausgeführt sind. Sie waren sicherlich feiner als sie es sind, vor allem waren sie empfunden, waren klar und leuchtend, aber die Flüssigkeit, die man zur Fixierung der Kohlenstriche anwenden muß, hat den Nachteil, daß sie gewisse schlecht geleimte Papiere schwärzt und die Zeichnung dadurch, daß sie die Kohlenpartikelchen verteilt, etwas verwischt, so daß nach der Operation die Töne nicht mehr zusammen gehen und die Zeichnung fast immer anders wird, wenn sie sich nicht ganz verloren hat. Von den zweien habe ich eine von neuem beginnen müssen, weil die erste unter dem Fixatif völlig verwischt war. Ich verstehe nicht Sepia anzuwenden und häufig ziehe ich bei gewissen Zeichnungen, die auf Wirkung gemacht sind, die Kohle der Kreide vor. Die schwarze Kreide oder der Bleistift kann nur zu oberflächlichen Skizzen oder zu Werken, bei denen es nur auf Fertigkeit ankommt, dienen. Die Kohle hat, wenn man sie zu wählen und anzuwenden versteht, den großen Vorteil, daß sie nicht nur eine ziemlich große Mannigfaltigkeit in roten und grauen Tönen, sondern überdies eine große Schärfe in den Schatten und eine gleiche Durchsichtigkeit in den Halbschatten ermöglicht. Decamps' berühmte Zeichnungen, die schön und koloriert sind wie Gemälde, sind nicht anders entstanden, nur daß sie mit einer äußersten Geschicklichkeit und vermöge verschiedener Verfahren gemacht sind, die er allein gefunden hat und die er allein anzuwenden versteht.

. . Du weißt, daß die maurischen Cafés ganz einfach aus einem nach der Straße zu geöffneten Saale mit einer Reihe Bänke ringsherum und auf die Erde geworfenen Matten bestehen. Die Raucher hocken nach türkischer Art auf den Bänken oder auf den Matten, und hierbei muß man vor allem auf ihren Ernst achten. Im Hintergrunde rührt ein maurisches Kind von fünfzehn bis sechzehn Jahren, schön wie sie alle sind, mit einer bengalischen Rose geschmückt oder dem Stil einer Akazienblüte, die hinter dem linken Ohr hervorguckt und bis zur Schläfe hinreicht, einen großen Kessel aus Blech und bläst mittels eines gußeisernen Röhrchens oder eines hohlen Holunderstengels das Feuer an.

Die Beduinen-Cafés sind viel einfacher und noch sonderbarer. Eine mit Schilfrohr bedeckte Hütte, die die Form eines Zelts hat und höchstens sechs Fuß hoch ist. Die Raucher hocken nebeneinander, bis die Baracke voll ist; die zuletzt Gekommenen lassen sich beim Eingang oder draußen im Schatten der Baracke nieder. Oft sind für sämtliche Raucher nur eine oder zwei Pfeifen vorhanden; sie lassen sie dann von Hand zu Hand gehen, jeder raucht, wenn die Reihe an ihm ist. Der Rauch aus dem Kamin und den Pfeifen findet im Grunde des Cafés keinen Ausgang, und so werden die Raucher von einer mit Gerüchen durchschwängerten Wolke eingehüllt, die im Verein mit der schrecklichen Hitze, die sich unter diesem Schuppen angesammelt hat, und dem Gestank dieser Herren einen Europäer, der diese eigenartigen Aufenthaltsorte nicht gewohnt ist, zum Ersticken bringt...

Paris, Mittwoch 24. März 1847.

.. Seit dem 16. ist die Ausstellung geöffnet. Da ich vorher benachrichtigt worden war, habe ich nicht die Süße der Überraschung empfunden. In diesem Jahre ist die Jury strenger denn je gewesen. Von fünftausend und einigen hundert Bildern sollen dreitausend zurückgewiesen worden sein. Mich hat man sehr gut placiert, ich habe also keinen Grund zur Klage, und es ist meine Schuld und war meine Schuld, wenn meine Malerei am großen Tage des Salons nicht besser abschneidet. Das ist eine harte Prüfung; ich habe eine tüchtige Lehre erhalten, die mir nützen wird.

Wenn die Malerei wie die meine sich nur durch nebensächliche Eigenschaften im Gleichgewicht erhält, eine annähernd correcte Zeichnung, eine feine und angenehme, aber jeden mäßigen Impulses bare Farbe, eine gewisse Zurückhaltung, deren ich mich befleißige, um nicht in Übertreibungen zu verfallen und die schon an und für sich große Zahl der Excentrischen zu vergrößern, so wird sie blaß, verschwommen, und da sie ja nichts Schneidendes, Scharfes an sich hat, sieht sie bereits stumpf aus. Überdies verrät das sehr grelle und vertikale Licht in den Gallerien alle Geheimnisse der Ausführung, wenn sie nicht vollkommen ist, und man entdeckt mitleidslos die geringfügigste Unerfahrenheit.

.. Ich fühle mich doch noch so weit entfernt von der guten und gesunden Malerei, die ich erträume, daß ich, wenn ich mich auch schon auf dem besten Wege zu ihr befinde, doch erst zu neuen Kräften kommen muß.

Im Großen und Ganzen ist die Ausstellung nicht stark. Es gibt einen unglaublichen Aufwand von Talent, Geschicklichkeit, technischer Gewandtheit, Fingerfertigkeit, eine wirkliche und beunruhigende Armut an wirklichen Empfindungen, erhabenen Gedanken. Die Malerei scheint mir ein Spiel mit Fertigkeiten, eine Art Gymnastik werden zu wollen; sie verführt zu immer mehr Kraftleistungen und Kunststücken angesichts

eines verdutzten Publikums und wird die Maler selbst durch die unerklärliche Kompliciertheit ihrer Verfahren irre führen. Die Malerei, die nicht mehr verblüfft, scheint zu einfach. Man muß in Rätseln schreiben, um die Neugier gewisser Liebhaber anzustacheln. Das ist wenigstens die Mode, der die junge Schule der Genre- und Landschaftsmaler huldigt und beitritt, die so äußerst zahlreich ist und die sich dieses Jahr fast ausschließlich in die Ausstellung teilt.

Die Zeitungen werden Euch über Einzelheiten berichten; auf die kann ich hier nicht eingehen. Es giebt nur ein wirklich hervorragendes Werk im Salon: eine Römische Orgie eines jungen Mannes*), der keineswegs mehr ein Anfänger ist, der jedoch in diesem Jahr in überraschender Weise seinem Namen Geltung verschafft. Dieses Werk weist ihm den ersten Platz zu und ich erinnere mich nicht, seit sechs oder acht Jahren etwas gesehen zu haben, das unserer jungen Schule soviel Ehre macht. .

*) Thomas Couture. Dieses Gemälde brachte ihm die erste Medaille und das Kreuz der Ehrenlegion ein. Es hängt heute im Louvre.

Jules Bastien Lepage

geboren den 1. November 1848 in Damoillers, gestorben den 10. Dezember 1884 in Paris.

An Ch. Baude.

Algier.

Ich bereite mich tapfer auf die Qualen der großen Hitze vor. Möchte mein Rheumatismus doch verschwinden und sich angesichts dieser kommenden Sonnen-Attacke aus dem Staub machen. Denn wenn es hier auch heiß ist, ist es doch noch sehr erträglich. — Abgesehen von diesen Überlegungen wegen der Hitze und den Gesundheitsexperimenten bin ich zufrieden und sogar angeregt durch alles was ich gesehen habe, trotzdem ich nicht mehr gesehen habe als ein Geschäftsreisender, der mit dem Absatz seiner Waare voll beschäftigt ist. Ich habe ein anderes Herz und andere Augen wie er, das ist Alles; aber das genügt um mir schöne Eindrücke zu verschaffen. . . Was von der alten, arabischen Stadt übrig bleibt, ist so wunderbar, daß es einem den Atem benimmt wenn bei einer scharfen Biegung das Entzückende erscheint. — Für die elenden Augen des Malers, die an Palettentöne gewöhnt sind, erscheint es weiß, aber stelle Dir einen sich lang hinziehenden ziemlich hohen Hügel vor, mit einer Vertiefung in der Mitte, so daß er ein kleines Tal bildet, das bis zum Meere hinunter reicht und diesen Hügel ganz mit breiteren oder höheren Würfeln bedeckt, deren Stärke man aber nicht unterscheiden kann. Alles das bleibt dem entrückten Auge unfaßbar, der klare rosa, grünliche, mattblaue Ton, der ein weißes, lachsfarbenes Ensemble ergiebt.

Wenn man es nicht vorher weiß, kann man nicht vermuten, daß zwischen diesen Würfeln von Gips tausende von Menschen in ihrer stolzen, edlen, resignierten Haltung die Gleichgültigkeit oder Verachtung für uns auszudrücken scheint, gehen, schlafen und reden. — Wie Recht haben sie! Sie sind schön, wir sind häßlich. Was gehts mich an, daß sie Spitzbuben sind? Sie sind schön!.

Gestern ging ich baden. Ich mußte 300—400 Schritte durch die mit Kaufleuten gefüllten Straßen gehen. In einem Durchgang verkaufte ein Jude Seide, Perlen und Corallen; vor seinem kaum 2 Meter breiten Laden hatten sich drei Araber niedergelassen. Ein alter, einer in mittleren Jahren, der dritte mochte wol 17 Jahre alt sein. Aufmerksam, ruhig und kauflustig saßen sie da, berieten sich und machten mit ihren Händen, die doch gern zugreifen wollten, kaum eine Bewegung. Ruhig, ohne sich zu übereilen, enorm nachdenkend, saßen sie, in ihre Burnusse gehüllt da. Immer in rührenden und sanften Stellungen.

Ich konnte die Scene und die Beziehungen der drei Araber zu einander nicht verstehen. — Sie waren augenscheinlich aus der oberen Stadt herunter gekommen, um Einkäufe zu machen. Sie waren arm, denn der Jüngste war in Lumpen gehüllt

und die Burnusse der anderen waren, wenn auch nicht zerrissen, so doch sehr abgetragen; aber sie zählten so sorgfältig die kleinen unechten Korallenstücke, daß man leicht sehen konnte, daß der Jude diesen großen Kindern einen wertlosen Gegenstand teuer verkaufte. Der in mittleren Jahren zählte mit flacher Hand die kleinen Korallenstückchen in Gruppen zu je fünf auf den Tisch auf, und beim Zählen wählte er sie aus und fügte so jedes Mal 5 Stück zu dem Haufen hinzu, den er für sich behielt. Was so auffällt, ist die einfache Farbe, diese prachtvollen Falten und ihre ernstliche Kindlichkeit, denn sie sind gewiß eine gute Stunde geblieben, um auszuwählen, was sie für ein Halsband brauchten. Ich konnte das Ende der Scene nicht abwarten. .

Algier.

Liebe Freunde, Es ist hier wie im Mai in Paris. Alles steht in Blüte — und was für Blüten! — In Haufen überall verstreut! Zartes, grauschimmerndes Grün und die Flecken überall gut sitzend. Malerische und merkwürdige Silhouetten, und tiefgrüne Bäume. Mitten drin auf den Wegen Araber, eigentümlich in ihrer Ruhe und ihrer schönen Haltung, in ihren asch und erdfarbigen Gewändern. Zerlumpte, stolz wie Könige, und besser drapiert wie Talma. Alle haben Burnus und Hemd, — nicht Einer gleicht dem Anderen. Es scheint, als ob jeder von ihnen in jedem Augenblick seinem Gewande durch die Art, es zu tragen, den Zustand seiner Seele aufprägte. — Wieder einmal der Triumph der einfältigen Wahrheit über das Arrangement und die Konvention. Der Traurige kleidet sich, selbst wider Willen, anders wie der Vergnügte. Die Schönheit, davon bin ich überzeugt, ist unweigerlich die genaue Wirklichkeit, nicht rechts, nicht links, sondern geradeaus.

. . Nun habe ich Euch noch nichts von Kasleah, der alten arabischen Stadt erzählt — meine Füße erlaubten mir bisher nur sie von ferne zu sehen, aber, liebster Freund, stell Dir vor, Du hättest aus einem Morgenhimmel, aus dem fahlsten Rosa, wie aus Silbergrau, dann wieder aus dem Blaßblau und aus jedem Teil des perlmutterfarbigen Himmels mehr oder weniger längliche Streifen ausgeschnitten und Du hättest sie ganz zufällig immer horizontal übereinander geschichtet, so daß Du Dir eine Silhouette schöner Hügel zusammensetztest — und Du hast die zarte Farbe der alten Stadt. Nur an den wenigen kleinen Fensterlöchern, die hie und da auftauchen, errät man, daß es sich um eine Stadt und menschliche Wohnungen handelt, so groß ist die Zartheit der Töne. Man kann keinen merkwürdigeren Eindruck und nie ein zarteres und delikateres Vergnügen haben. Also Ihr müßt kommen; Mama rechnet darauf, na und ich . . Wie viel neues werdet Ihr noch über all das sagen können!

Eugène Carrière

geboren den 21. Januar 1849 in Gournay sur Marne; gestorben in Paris am 27. März 1906.

An Auguste Rodin.

30. Dez. 1904.

Mein lieber, großer Freund!

Alle Wünsche, welche die Meinen und ich für Ihr und Ihrer lieben Frau Wohlergehen hegen, spreche ich Ihnen jetzt von Herzen aus. Welche Erhebung haben wir dem schönen Abend zu verdanken, dessen herrlichster Glanz Ihr Name und Ihre Persönlichkeit war. Der Hauch einer männlichen Begeisterung wehte aus der Sympathie, die sich in Ihren Worten der Wahrheit offenbarte. Sie wissen mehr und mehr, lieber Freund, wie der Samen, den Sie in den Weltenraum geschleudert haben, Wurzel geschlagen hat und daß ein Werk, so kühner, stolzer Bejahung voll, in allen Herzen den Wunsch erweckt, einem so schönen Beispiel zu folgen.

Ich glaube, daß die Menschheit immer Vorkämpfer brauchen wird von so hochsinnigem Pflichtgefühl. Das Kind braucht einen Wegweiser für sein Fortkommen im Leben, wie die Pflanze nicht der Stütze entbehren kann bis zur kräftigen Blütezeit; so will auch der Mensch, in allen Perioden seiner Entwicklung, daß ein starker Geist der Bejahung ihn unterstütze und seine Dankbarkeit beugt sich beglückt vor der Heldenseele.

Sie wissen, lieber Freund, welche schönen Erregungen ich Ihnen verdanke, der Sie so nahe den ewigen Quellen der Wahrheit sind. Noch einmal lassen Sie mich Ihnen sagen, wie glücklich ich bin, zu Ihrer Zeit gelebt zu haben und wie sehr ich Ihnen für Ihr wunderbares Lebenswerk dankbar bin.

Ich umarme Sie, mein lieber, großer Freund, voller Rührung und voller Herzlichkeit. Ihr treuer Freund und aufrichtiger Bewunderer.

An denselben.

4. Jan. 1905.

Ich bin gestern den ganzen Tag über zu sehr gestört worden, um den Faden unserer Ideen wieder aufnehmen zu können. Ich füge nun heute untenstehende Linien bei. Da ich weiß, daß Sie kein Freund von langen Reden sind, so habe ich mich möglichst kurz gefaßt. Ich wünsche Ihnen zugleich ein gutes neues Jahr und glückliche Reise und danke Ihnen für den großen, erregenden Eindruck, den ich von dem Sonntagsbesuch in Ihrem schönen Museum zurückbehalten habe. Ich verdanke Ihnen einen so beglückenden Kunstgenuß! und kann Ihnen meine Dankbarkeit nicht warm genug ausdrücken. Von ganzem Herzen der Ihrige, mein lieber, großer Freund.

Die folgenden Zeilen, dem Briefe beigefügt, bringen die Hauptideen eines Gesprächs zwischen Eugène Carrière und Auguste Rodin zu Papier.

Nur durch die Kunst bekommt der Mensch Kenntnis von seiner Identität mit der Natur, alle Übereinstimmungen der Formen werden ihm durch sie enthüllt, das

Prinzip einer Grundform wird ihm bestätigt. Das Verstehen der Einzelheiten in einem gewaltigen Ganzen wird uns durch den Ausdruck der Kunst verständlich gemacht.

Wir nehmen die Natur in proportionalen Massen wahr, die sich unseren Augen in verschiedenartigen Ansichten darbieten, die durch das Detail bereichert sind, und die das uns Vertraute des individuellen Lebens darin ausdrücken. Nur mittels einer langsamen Vorbereitung durch Jahrhunderte konnte sich das Altertum zu der Einheit seiner Kunst erheben. Und auf dieselben Quellen muß man zurückkommen und aus dem Studium der verschiedenen Formen der Natur muß man für sich von Neuem die ewige



Jean François Millet.

Einheit entdecken. Darin liegt der Irrtum der Schulen, zu glauben, daß man auf einer einmal ausgedrückten Kunst weiterbauen könne; daher wird immer wieder der Fehler gemacht, daß man die Antike und die Meisterwerke von Kindern und jungen Leuten kopiren läßt, die unfähig sind sie zu verstehen, und daß man ihnen fürs Leben eine falsche Richtung giebt, indem diese Werke ihnen gegenüber schweigen, die nur für die Menschen beredt werden, die seit langem Zwiesprache mit der Natur gepflogen haben. Sehen wir nicht, wie alle Kunstepochen von dem Studium der Natur, von der Liebe zu ihr sich stufenweise zu dem Augenblick des vollendeten Ausdrucks erheben? Die Natur allein kann uns lehren, die Kunst zu verstehen und die Kunst wiederum führt uns bewußter zur Natur hin. Sie ist die Quelle aller Schönheit, denn sie ist die Quelle alles Lebens: Leben und Schönheit sind ein und dasselbe und nicht von einander zu trennen.

Ich fühle es wohl, daß, weil mein Herz voller Anbetung und Demut vor der Natur ist und ganz in den Gedanken aufgeht, die ich Ihnen hier ausdrücke, Sie mich zu sich berufen haben.

Edouard Manet

geboren am 23. Januar 1832 in Paris, gestorben am 30. April 1883.

Schüler von Thomas Couture. Im Jahre 1856 trennte er sich von Couture und nahm ein eigenes Atelier. Im Jahre 1863 gedachte Manet sich mit dem ersten großen Werk, dem Déjeuner sur l'herbe eine Stellung zu erringen, wurde jedoch von der Jury abgelehnt. Da es einer Anzahl talentvoller Künstler ebenso erging, wurde 1863 der „Salon des Refusés" gegründet. Manet erregte großes Aufsehen, riesige Anfeindungen. Im Jahre 1866 schickte Manet den „Fifre" und den „Acteur tragique" dem Salon ein; beides wurde refüsiert. Zwischen 1859—1868 war Manet vom Salon viermal refüsiert und nur dreimal angenommen worden. In den Jahren 1867, 1878 war Manet von den Weltausstellungen noch ausgeschlossen worden; erst 1899 war er auf der Weltausstellung vertreten, nach seinem Tode. Im Herbst 1879 erkrankte Manet.

Seit dem Jahre 1861 stellt Manet*) aus, er versucht vielmehr auszustellen. Dieses Jahr hat er sich entschlossen, sein gesamtes Schaffen dem Publikum selbst zu zeigen. Bei seinem ersten Auftreten im Salon ist Manet mit einer lobenden Erwähnung bedacht worden. Aber nachdem ist er so oft von der Jury zurückgewiesen worden, daß er nachgerade der Überzeugung ist, daß, wenn das künstlerische Streben einen Kampf bedeutet, man wenigstens mit gleichen Waffen kämpfen müsse, das heißt, man müsse auch zeigen können, was man schafft.

Geschieht das nicht, so würde der Künstler bald in einen Kreislauf geraten, aus dem es keinen Ausweg giebt. Er müßte seine Leinwanden aufstapeln oder sie zusammengerollt auf einen Boden stellen.

Die Zulassung zum Salon, die Anerkennung und die offiziellen Auszeichnungen gelten tatsächlich als ein Befähigungsnachweis in den Augen eines Teiles des Publikums, auf Grund dessen es für oder wider die angenommenen oder zurückgewiesenen Bilder voreingenommen wird. Andrerseits aber versichert man den Künstler, daß der spontane Eindruck dieses selben Publikums schuld sei an den vielen Zurückweisungen seiner Bilder durch die Jury.

In dieser Situation hat man ihm geraten zu warten.

Warten — worauf? Bis es keine Jury mehr gibt. Er hat es vorgezogen, diese Frage mit dem Publikum selbst zu erledigen.

Der Künstler sagt heute nicht: sehen sie sich fehlerlose, sondern sehen sie sich ehrliche Werke an.

Die Ehrlichkeit ist es, die den Bildern den Charakter eines Protestes aufdrückt, obwohl es dem Maler nur daran gelegen war, seinen Eindruck wiederzugeben.

---

*) Manet hatte 1867 am Pont d'Alma eine Ausstellung seiner Bilder veranstaltet. Das von ihm verfaßte Vorwort des Kataloges, das wir abdrucken, hatte die Überschrift: „Die Notwendigkeit dieser Sonderausstellung".

Manet hat niemals protestieren wollen. Im Gegenteil hat man gegen ihn, der darauf nicht gefaßt war, protestiert, weil es in der Malerei traditionelle Vorschriften für Form, Technik und Anschauung giebt, und weil die, die darin groß geworden sind, keine anderen dulden.

Sie schöpfen daraus eine naive Intoleranz. Außerhalb ihrer Formeln kann nichts Geltung haben und so werden sie nicht nur Kritiker, sondern Widersacher und zwar tätige Widersacher. Ausstellen ist die Lebensfrage die „conditio sine qua non" für den Künstler, denn nach einiger Betrachtung wird man mit dem vertraut, was einen zuerst überraschte oder, wenn man will, abstieß. Nach und nach versteht man es und läßt es gelten.

Die Zeit selbst wirkt wie mit einer unmerklichen Feile auf die Bilder und glättet ihre ursprünglichen Rauheiten.

Ausstellen, das heißt Freunde finden und Verbündete für den Kampf. Manet hat das Talent, wo es auch immer zu finden war, anerkannt und hat nie den Anspruch erhoben, weder eine alte Malerei zu stürzen noch eine neue zu schaffen. Er war einfach bemüht, er selbst zu sein und kein Anderer. Übrigens hat sich Manet bedeutsame Sympathieen erworben und konnte beobachten, wie das Urteil der wirklich talentvollen Männer sich für ihn von Tag zu Tag günstiger gestaltete.

Es handelt sich jetzt für den Maler nur noch darum, sich mit dem Publikum auszusöhnen, das man zu seinem vermeintlichen Feind machen wollte.

Mai 1867.



Edouard Manet.

An Stefan Mallarmé.*) Paris 9. September (1875).

Mein lieber Mallarmé, Ich bin ärgerlich, daß Sie gerade in diesem Augenblick nicht in Paris sind. Wir haben soeben von Mr. Widdleton aus New York, Verleger und Besitzer der Werke von Poe einen Brief bekommen, in dem er uns fragt, wie viel

*) Dichter Manet machte Vignetten für Mallarmés „l'après-midi d'un faune".

wir für eine Auflage von 500—1000 Exemplaren des „Corbeau" verlangen würden. Man müßte sofort antworten. Lesclide und ich haben uns entschlossen 15 Frs. für das Exemplar bei 500 Auflage zu fordern, 10 Frs. bei 1000. Das ist eine Sache, die für uns sehr wichtig werden kann. Wir müssen das mit Lesclide ordnen und uns ernsthaft mit ihm verständigen. Wir werden in diesem Jahr „La cité dans la mer" erscheinen lassen, im nächsten Jahr ein anderes Gedicht. Dieser amerikanische Verleger kann für uns eine Henne werden, die goldne Eier legt. Es handelt sich darum zu wissen, ob wir in Zukunft mit ihm direkt oder durch Vermittlung von Lesclide verhandeln werden. Deshalb habe ich mit ihm von unsern neuen Bücherplänen noch nicht gesprochen. Wenn Sie meinen Brief bekommen, so schreiben Sie mir, was Sie von alledem denken und wenn Sie irgend eine unbekannte schöne Sache von Poe entdecken könnten, — an die Arbeit!

Freundschaftlichst

E. Manet.

An denselben.

Paris, Sonntag (19. Sept. 1875).

Mein lieber Mallarmé, Ihr erster Brief, auf den Sie als Adresse „Hier" gesetzt hatten, ist durch ganz Boulogne gewandert und ich habe ihn endlich, heut Morgen, in der rue St. Pétersbourg, bekommen. Mit der nächsten Austragung bekam ich Ihre Zeilen vom 17ten. Lesclide hat mir von den neuen Vorschlägen nichts mitgeteilt; das ist ein ungeschickter Teufel! Nun, lassen wir's laufen. Ich habe große Pläne von denen ich Ihnen nach Ihrer Rückkehr erzählen werde. Das Wetter begünstigt mich, und ich arbeite den ganzen Morgen ohne Unterbrechung, und hoffe bis Ende September auf schönes Wetter. Madame Lecouvé hat auch den besten Willen. Den reichen, fraglichen Herrn habe ich nicht wieder gesehen.

Ich erwarte ihn immer. Nämlich, kommt er nicht, so ist's nichts mit meiner Reise nach Italien. Ich habe von Artikeln über den „Corbeau" seitdem nichts mehr gehört. Wir wollen warten und dem Mann mit dem Hirtenstab danken. Ich rate Ihnen einen Ausflug bis Bec zu machen; das ist ein Land, das sich lohnt gesehen zu haben. Ihnen wünsche ich übrigens gute Arbeit und viel Vergnügen in Equilien. Wenn es etwas Neues giebt, schreibe ich's Ihnen.

Freundschaftlichst

E. Manet.

Wenn aus der Geschichte etwas würde, wie würde der*) Auvergnat du Passage Choiseul wettern! Ich habe gleich daran gedacht.

*) Alphonse Lemerre.

An Théodore Duret.

Mein lieber Duret,*) Ich habe gestern Monet besucht und fand ihn ganz verquält und wie einen Schiffbrüchigen.

Er bat mich jemand ausfindig zu machen, der ihm 10—20 Bilder abnehme, einerlei welche, das Stück zu 100 Frcs. Haben Sie Lust, das Geschäft mit mir zusammen zu machen, mit einem Anteil von 500 Frcs für jeden?

Wohl verstanden darf niemand, und er selbst zu allerletzt, wissen, daß wir es sind, von denen die Sache ausgeht. Ich dachte erst an einen Händler oder irgend einen Sammler, aber ich befürchte die Möglichkeit einer Absage.

Es ist ja unglücklicher Weise so, daß man sich erst so gut auskennen muß wie wir, um ein — trotz aller vielleicht vorhandenen Widerstände — doch so glänzendes Geschäft zu machen und nebenbei noch einem so begabten Menschen einen Dienst zu erweisen. Antworten Sie mir bitte umgehend oder bestimmen Sie mir ein Rendez-vous.**)

Herzlichst E. Manet.

Herrn Stéphane Mallarmé.
87. Rue de Rome. 15. April 1876.

Herr Manet bittet Herrn Stephane Mallarmé, ihm die Ehre seines Besuchs zu geben, um seine durch die Jury von 1876 refüsierten Bilder anzusehen, die vom 15. April bis 1. Mai in seinem Atelier ausgestellt sind.***)

4 rue St. Petersbourg, Parterre,
von 10—5 Uhr.

An denselben.

Devise: Alles hat seine Zeit.
(Tout arrive.)

Mein lieber Freund. Ich danke Ihnen, hätte ich mehr solche Verteidiger wie Sie, würde ich mich den Teufel um die Jury scheeren.

Ganz der Ihre. Ed. Manet.

---

*) Théodore Duret, Kunstschriftsteller, Freund Manets.

**) Brief aus dem Jahre 1875. Jedes dieser Bilder wird jetzt mit Tausenden oder Zehntausenden bezahlt.

***) Die beiden abgelehnten Bilder waren „Le linge“ und „L'artiste“, sehr bedeutende Arbeiten. Le linge stellt eine Frau dar, mitten in einem großen Garten in blauem Kleid, die damit beschäftigt ist in einem Kübel Wäsche zu waschen. Da Manet der Salon verschlossen war, schrieb er Briefe an Vertreter der Presse, Künstler und Sammler. Diese Ausstellung in seinem Atelier erregte das größte Interesse und machte sehr großes Aufsehen, sodaß für Manet die Ablehnung der Jury von Nutzen war. L'artiste war das Bildnis des Stechers Desboutin, von vorn gesehen, wie er sich eine Pfeife stopft, jetzt in der Galerie Arnhold, Berlin.

An Théodore Duret.

Paris 1878.

Mein lieber Duret, alle Ihre Freunde werden Ihre erzwungene Abwesenheit von Paris bedauern, aber sie hat ja triftige Gründe.

Gestern war ich mit einigen Impressionisten zusammen die durch Ihre Vertröstungen auf Glück und Reichtum mit süßer Hoffnung erfüllt sind, und sie können es brauchen, denn der Druck ist augenblicklich groß.

Monet ist gestern mit einer Menge sehr gelungener Bilder angekommen; allerdings ist der Moment nicht sehr günstig, um sie unterzubringen. Zola macht batic — er ist immer auf dem Lande; ich habe Leute gesprochen, die ihn besucht haben und denen er die 3 ersten Kapitel von Nana vorgelesen hat; es scheint, daß es ganz was Verblüffendes ist und an Realismus alles übertrifft, ein neuer Erfolg, glaube ich.

Ich habe diesen Sommer nicht schlecht gearbeitet, und hoffe, auf der nächsten Ausstellung gut vertreten zu sein. Proust hat heute sein Porträt bei mir bestellt für den nächsten Salon.*) Und Sie werden hoffentlich Ihre Arbeit vollenden, trotz Ihrer neuen Beschäftigungen. Ich habe kürzlich Ihren neuen Band noch einmal gelesen, und bin nach wie vor überzeugt, daß das die einzige Art ist, wie man Geschichte schreiben muß. Übrigens kann Ihr längeres Dortbleiben auf keinen Fall Ihren politischen Bestrebungen schaden.

Herzliche Grüße

Edouard Manet.

An den Stadtpräfekten von Paris.

Herr Präfekt! 1879.

Ich habe die Ehre, Ihrem geneigten Wohlwollen folgenden Plan zu unterbreiten, die Ausschmückung im Sitzungssaal des Magistrats für das neue Rathaus von Paris betreffend:

Eine Reihe Kompositionen zu malen, die, um mich eines heute allgemein giltigen Ausdrucks zu bedienen, der zugleich meine Absicht erschöpfend ausdrückt, den „Bauch von Paris" darstellen sollen mit den verschiedenen Korporationen, kurz das gesamte öffentliche und kommerzielle Leben unserer Zeit. Ich hätte somit die Markthallen von Paris, die Eisenbahnen von Paris, die Brücken von Paris, das unterirdische Paris, das Paris der Rennen und der öffentlichen Gärten zu malen.**)

---

*) Dies Porträt wurde im Salon 1880 ausgestellt.

**) Manets Plan fand kein Entgegenkommen.

Für den Plafond eine Gallerie, auf der sich in den passenden Stellungen all die Zeitgenossen aus dem Bürgerstande bewegen, die zur Größe und zum Reichtum von Paris beitragen oder beigetragen haben.

Genehmigen Sie, etc.

Edouard Manet
Kunstmaler, geb. zu Paris, Rue d'Amsterdam Nr. 77.

An Antonin Proust.

1880.

Da hängt nun schon dein Porträt, mein lieber Freund, drei Wochen im Salon, nahe an einer Tür, auf einem schlechten Platz, und noch schlechter beurteilt. Aber es ist nun mal mein Los, heruntergerissen zu werden und ich nehme die Sache mit der Ruhe des Philosophen. Und doch läßt es sich kaum vorstellen, mein lieber Freund, wie schwierig es ist, eine einzige Figur auf die Leinwand zu setzen, und auf diese einzige Figur das ganze Interesse so zu konzentrieren, daß sie lebendig und leibhaftig vor Einem steht. Zwei Figuren zu malen, die aus dem Ineinandergreifen zweier Persönlichkeiten ihren Reiz gewinnen, ist dagegen ein Kinderspiel. Weißt du noch, wie man von dem Porträt im Hut sagte, daß Alles darauf blau wäre! Nun, sie werden schon kommen! Ich werde es zwar nicht mehr erleben. Aber nach mir wird man schon erkennen, daß ich richtig gesehen und richtig gefühlt habe. Dein Porträt ist, im wahren Sinne des Wortes, ein ehrliches Stück Arbeit. Ich erinnere mich noch, als ob es gestern wäre, wie schnell und summarisch ich den Handschuh in der bloßen Hand behandelt habe. Und als du mir da sagtest: „Ums Himmelswillen, nicht einen Strich weiter", fühlte ich so stark unsere restlose Übereinstimmung, daß ich nicht dem Wunsche widerstehen konnte, dich zu umarmen. Ach, wenn man nur mal später nicht auf den Einfall kommt, dies Porträt in irgend eine öffentliche Sammlung zu stopfen. Ich habe von jeher ein Grauen vor der Sucht, Kunstwerke so dicht zu hängen, daß kein Platz zwischen den Rahmen frei bleibt, wie man die letzten Neuheiten auf die Ständer eines Modemagazins aufstapelt. Nun, qui vivra verra. Überlassen wir es dem Schicksal!

Herzlichst
Ed. Manet.

An Stefan Mallarmé.

Sonnabend. Paris 1880.

Mein lieber Freund, Gestern habe ich Rochefort gesehen. Das kleine Fahrzeug, das sie benützten, war ein schmales, langes Boot. Die Farbe, die es hatte, dunkelgrau.

Sechs Personen, zwei Ruder. Ich würde Sie gern sehen im Falle Sie sich mit dieser Sache beschäftigen und Pellier besuchen wollen.*)

Freundschaftlichst E. Manet.

An denselben.

Sonnabend. Paris 29. Mai 1880.

Mein lieber Mallarmé, Ich reise morgen nach Bellevue, — und ohne Ihnen die Hand gedrückt zu haben. Ich hoffe, daß Sie nicht noch immer im Bett liegen, und daß



Edouard Manet.

*) Manet malte ein Bild „Die Flucht", über welches Th. Duret in seinem Buch über Manet folgendes bemerkt: „Das blaue Meer nimmt fast das ganze Bild ein. Oben, ganz hinten und ganz klein, ein Schiff, das die Flüchtlinge aufnehmen wird. In der Mitte ein Boot das sie hinbringt. Dieses Gemälde ist, wie die Hinrichtung Maximilians, eines von den wenigen, wo Manet etwas gemalt hat, was er nie gesehen hat. Dargestellt ist hier die Flucht von Rochefort und seinen Genossen, die aus Neu-Kaledonien flüchten, wohin sie nach der Kommune verbannt worden waren. Besitz: Madame A. Hecht, Paris". Aus obenstehendem Brief geht hervor, daß Manet doch die Flucht Rocheforts mit angesehen hat, sodaß auch dieses Bild nicht aus der Phantasie entstanden ist.

Sie wissen, daß ich Sie nicht habe besuchen können, weil mir das Treppensteigen verboten ist. Also, — wünschen wir uns gegenseitig Gesundheit und Glück.

Freundschaftlichst

Ed. Manet.

Bellevue, 41 route des Gardes. 19. Juli 1880.

Lieber Mallarmé, Es ist lange her, daß ich nichts mehr von Ihnen gehört habe — schnell, nehmen Sie die Feder zur Hand und erzählen Sie mir, was es da bei Ihnen Neues giebt.

Ich bin sehr zufrieden mit diesem Aufenthalt in Bellevue, herrliche Luft — ich hoffe in drei oder vier Monaten meinen Nutzen daraus zu ziehen — ich bin übrigens bereit alle Widerwärtigkeiten auf mich zu nehmen, um meine Gesundheit wieder zu erlangen. Bis jetzt hat mich das schlechte Wetter verhindert, mich ernsthaft an die Arbeit zu machen; ich erwarte mit Ungeduld etwas Beständigkeit.

Freundschaftlichst

E. Manet.

An denselben.

Versailles, 30. Juli (1881).

Mein lieber Capitain, Sie wissen, wie gern ich mich mit Ihnen zu gemeinsamer Arbeit auf hohe See begebe; aber heut geht es über meine Kräfte. Gerade das, was Sie von mir verlangen, fühle ich mich unfähig zu machen. Ich habe keine Modelle und vor allem keine Phantasie. Ich würde nichts Vernünftiges machen. Also entschuldigen Sie mich.

Ich bin mit meiner Gesundheit nicht sehr zufrieden, seitdem ich in Versailles bin. Ist es der Luftwechsel oder der Temperaturunterschied, aber es scheint mir, als ginge es mir weniger gut wie in Paris; vielleicht behalte ich doch die Oberhand. Wollen Sie Madame und Mlle. Mallarmé die besten Empfehlungen übermitteln. Ihnen herzlichste Grüße.

Ed. Manet.

Ich schicke Ihnen die Papiere wieder, die Sie mir geschickt haben und die einem Gescheiteren wie mir werden nützlich sein können.

An denselben.

Versailles (31. Juli oder erste Woche August 1881).

Lieber Freund, Ich habe Gewissensbisse und fürchte daß Sie doch ein wenig böse sind; denn ich glaube, es ist, trotz alledem, Egoismus, daß ich die Arbeit, die Sie

mir vorgeschlagen haben, nicht acceptiert habe. Aber tatsächlich schien es mir unmöglich, einige Sachen, die Sie von mir verlangten, zu machen, unter anderem die Frau, die man durchs Fenster in ihrem Bett sieht. Ihr Dichter, ihr seid schrecklich und es ist oft unmöglich Eure Phantasien darzustellen. Und im übrigen: ging es mir damals nicht sehr gut, und ich fürchtete nicht zur Zeit fertig zu werden. Wenn es möglich ist die Sache bei der Rückkehr in Paris wieder aufzunehmen, so werde ich versuchen auf der Höhe des Poeten und des Übersetzers zu sein und dann hätte ich auch Sie zur Seite, um mich zu inspirieren.

Sie müssen abscheuliches Wetter gehabt haben, aber hoffentlich keine Überschwemmungen. Es wäre sehr liebenswürdig von Ihnen, wenn Sie mir Nachricht geben würden. Empfehlen Sie mich Madame et Mlle. Mallarmé und glauben Sie an meine Freundschaft.

E. Manet.



Edouard Manet.

Anmerkung: Manet erkrankte im Jahre 1879; als er auf die Straße trat, überfiel ihn plötzlich eine so heftige Schwäche in den Beinen, daß er zusammenbrach. Es waren die ersten Zeichen der ausbrechenden Rückenmarksschwindsucht. Er hatte Bilder großen Formates gemalt und als er seinen Stuhl nicht mehr verlassen konnte, malte er eine große Anzahl von Blumenstücken, Stillleben und Portraits. In Bellevue malte er unter anderem eine junge, ihm befreundete Dame, „jeune fille dans un jardin". Im Jahre 1881 lebte er in Versailles, im letzten Jahre 1882 in Rueil, einem Landhaus, das dem Dramatiker Labiche gehörte. Dort malte er nichts weiter als die Fassade des Hauses, und mit diesem einfachen Motiv, totkrank dabei, schuf er die herrlichsten, strahlendsten Plein-air-Bilder. Um gesund zu werden, versuchte er jedes Mittel und fiel dabei einem schlechten Arzt in die Hände, so daß er sich schließlich noch eine Blutvergiftung zuzog. Er dämmerte wochenlang hin und starb am 30. April 1883. Auf dem Friedhof in Passy liegt er begraben; sein Freund Antonin Proust hielt die Grabrede.

Camille Pissarro

geboren 10. Juli 1830 in St. Thomas auf den Antillen, gestorben 12. November 1903 in Paris. Er trat in persönliche Beziehungen zu Corot. Gehörte zur Gruppe der „Impressionisten". Als ein Augenleiden ihn hinderte im Freien zu malen, malte er vom Zimmer aus Ansichten von Städten und Straßen.

An Théodore Duret.

Pontoise d. 2. Februar 1873.

Mein lieber Duret, mit großer Freude habe ich Ihren Brief erhalten. Vielen Dank, daß Sie an mich gedacht haben; ich möchte zu gern mit Ihnen, wenn Sie vom Lande zurückkommen, ein bischen über Japan reden. Dieses Land, das so merkwürdig aussieht, und so außergewöhnlich und besonders so künstlerisch ist, wird mich sehr interessieren.

Sie haben recht, lieber Duret, wir fangen an uns durchzusetzen; zwar giebt es anerkannte Größen, die uns bekämpfen, aber muß man nicht auf so auseinander laufende Ansichten gefaßt sein, wenn man seine bescheidene kleine Fahne mitten in den großen Haufen pflanzt! — Durand-Ruel hält zu uns. Wir hoffen, vorwärts zu kommen, ohne uns um die öffentliche Meinung zu kümmern.

Wenn Sie kommen, hoffe ich Ihnen kühne Studien zeigen zu können, die Ihnen gefallen werden — vielleicht! — denn man muß bedenken, daß Sie aus Japan kommen, einem Lande, das so verwegen und sehr revolutionär in künstlerischen Dingen ist.

Also auf baldiges Wiedersehen! Ich drücke Ihnen die Hand. Pissarro.

Pontoise, 2. Mai 1873.

Mein lieber Duret, ich habe Ihnen nicht eher geantwortet, weil ich mit meiner ganzen Familie in Paris war — so bekam ich Ihren Brief erst gestern. —

Ich danke Ihnen ebenso für Ihre Ermutigung, wie für den guten Rat, meinen Weg zu gehen, ohne falsche Konzessionen zu machen. Dazu bin ich entschlossen. Fürchten Sie nicht, sich über Monets Talent zu täuschen, das nach meiner Meinung sehr ernst, sehr rein ist, wenn auch in anderm Sinne, als das Empfinden, von dem Sie beherrscht sind. Aber es ist eine sehr studierte Kunst, die sich auf Beobachtung und eine ganz neue Anschauung stützt. Es ist Poesie durch die Harmonie der wahren Farben. Monet ist ein Anbeter der wirklichen Natur. Diesen Sommer will ich ein reifes Kornfeld versuchen, es giebt nichts Kälteres, als die volle Sommersonne, gerade das Gegenteil der Koloristen: die Natur ist im Winter farbig und im Sommer kalt. Bereiten Sie sich darauf vor, mein Bild sehr kreidig und weißlich zu finden. Ich werde an Sie denken. Der alte Daubigny, den ich traf, hat mir zugegeben, daß die Jury ein Wahnsinn war.

Ich drücke Ihnen die Hand. C. Pissarro.

Monfoucault 11. Dez. 1874.

Mein lieber Duret, ich habe das kleine Bild „Kuhhirtin" Martin übergeben, mit der Bitte, es Ihnen bei Ihrer Ankunft einzuhändigen, und nehme an, daß Sie es erhalten haben. Ich will die Wälder hier verlassen, wo ich mich seit 4 Wochen aufhalte, um nach Pontoise zurückzukehren und möchte Sie jetzt bitten, aber nur, wenn es Ihnen nicht unbequem ist, mir freundlichst 100 Frs. in eingeschriebenem Brief zu schicken, den Preis für das Bild, denn ich bin auf dem Trockenen und muß die Reise für die ganze Familie bezahlen. Sie würden mir eine Gefälligkeit erweisen.

Ich habe hier einen Brief von Baudry erhalten, der mich fragt, an wen er sich wenden könne, um meine Bilder in der rue Berthe zu sehen; ich habe ihn gebeten an Freund Guillaumin zu schreiben, dem ich meine kleinen Geschäfte übergeben habe. Ich weiß nicht, ob er schon wieder in Paris ist, ich habe gar keine Nachricht von ihm.

Wie geht das Geschäft? Was hört man von den Naturalisten? Kaufen Sie noch Bilder? Ich habe nicht schlecht hier gearbeitet, ich habe mich an Figuren und Tiere gemacht, und mehrere Entwürfe zu Genrebildern im Kopf. Nur schüchtern begebe ich mich auf dieses Kunstgebiet, das durch Künstler ersten Ranges so berühmt ist; es ist sehr kühn und ich fürchte sehr, Fiasko zu machen.

Ich drücke Ihnen freundschaftlich die Hand.

C. Pissarro.



Camille Pissarro.

Pontoise, d. 12. Juni 1875.

Mein lieber Duret, ich habe so wie Sie mir nun auch raten, schon daran gedacht, ein importantes Bild mit Figuren im Freien zu malen. Aber der Wille genügt nicht — es fehlt nicht an Motiven, — das

Schwierigste ist, ein geeignetes Modell zu finden, das mir auch sitzen will. Das ist nur mit viel Geld zu machen, und leider, gerade das fehlt mir. Man kann nicht daran denken, ein wirklich ernsthaftes Bild ohne die Natur zu machen, besonders in der Art, wie ich es ausführen möchte. Aber fürchten Sie nichts!

Wenn die Gelegenheit günstig ist, werde ich sie benutzen, um meinen Plan zur Ausführung zu bringen. Ich bin auf der Fährte. —

Ich habe ein kleines Genrebild gemalt, für Faure — das mir eine gute Sache zu sein scheint. Ich bin sehr glücklich, zu hören, daß Sie das Bild von Guillaumin genommen haben; das ist ein Künstler, der eine große Zukunft hat, und ein guter Kerl, den ich sehr gern habe. Augenblicklich hat er eine Landschaft bei Tanguy, Seineufer, die ersten Ranges ist. Wenn Sie einen Augenblick Zeit haben, sehen Sie sichs an. Wenn ich das nächste Mal nach Paris komme, werde ich Sie mit Freuden besuchen.

Ganz der Ihre. C. Pissarro.

Mein lieber Duret! Pontoise, 12. März 1882.

Ich war gestern mit meiner Frau und den Kindern in Paris. Wir sind in die Ausstellung gegangen. Erst am nächsten Morgen, als ich im Begriffe war abzureisen, habe ich erfahren, daß Sie in Paris sind. Ich bedaure es sehr. Ich hoffe aber bestimmt, noch einmal hinzukommen und Sie besuchen zu können.

Ich bin sehr glücklich zu wissen, daß meine an einen Baum gelehnte Bäuerin Ihnen gefällt. Sie ist zusammen mit einer Landschaft bei trübem Wetter, die in der unteren Reihe hängt, meiner Meinung nach absolut das Beste was ich habe.

Das ist der Typus, der mich in meiner Arbeit interessiert. Heiter ist das wahrhaftig nicht. Aber was wollen Sie! Ich folge dem Hang meiner Eindrücke und lasse mich von ihnen treiben. Ich bin auch sehr glücklich darüber, daß das Gesamtbild unserer Ausstellung Ihnen gefallen hat. Denken Sie, am Tage vor der Eröffnung hatten wir noch niemanden. Man ahnt ja nicht, was es heißt, auf die Eitelkeit der Künstler angewiesen zu sein. Ich versichere Sie, daß ich das Zustandekommen des Ganzen für etwas außergewöhnliches halte. Denken Sie, in zwei Tagen, Manet, Renoir, Sisley, Mme. Morisot, Caillebotte. Es ist einfach überraschend.

Auf Wiedersehen mein Lieber. C. Pissarro.

N. B. Man berichtet mir von einem Artikel von B. von eisiger Kälte. Er hat mir, als er mit Degas in der Ausstellung war, Liebenswürdigkeiten gesagt, sicherlich nur aus Höflichkeit.

Sie werfen mir alle Millet an den Kopf. Aber Millet wäre biblisch! Für mich als Hebräer hat er wenig davon. Es ist sonderbar.

Pontoise, d. 28. September 1882.

Mein lieber Duret,

nach vielem Hin und Her bin ich entschlossen, in meinem Nest Pontoise zu bleiben; aus verschiedenen Gründen. Erstens muß ich wahrscheinlich umziehen: Das Haus, in dem ich wohne, ist im Winter so feucht, daß ich, wenn ich hier nicht passend unterkommen kann, mit der ganzen Familie zu Madame Plette in die Mayenne gehen werde, wo ich Bauern zu meiner Verfügung finde. — Ich versichere Sie, daß es mir sehr leid tut, nicht in die Chavante gehen zu können; aber ich kann dies Jahr nicht allein fort.

Im August konnte ich mit meiner Frau eine kleine Reise von 12 Tagen in der Aube, nach der Côte d'or, machen. Eine etwas überstürzte Reise — ich mußte schleunigst wieder zurück. Was ich sehr bedauerte; denn ich habe wunderschöne Sachen zum Malen gesehen. Troyes scheint mir wie geschaffen für matte und helle Malerei. Chatillon an der Seine ist herrlich; es müßte sehr interessant sein, einige von den Landschaften mit alten Türmen, Kirchen und altertümlichen Häusern, die so romantisch aussehen, — mit unsern modernen Augen zu malen. Doch ich muß gestehen, als ich wieder nach Pontoise kam, habe ich mit einer Art Vergnügen meine Lieblingsstudien wieder aufgenommen. Man kann sich nicht ummodeln!

Ich würde mich sehr freuen, Sie zu sehen, wenn Sie durch Paris kommen, ehe Sie nach England gehen. Ich hoffe, Sie schreiben mir ein Wort, um mich zu benachrichtigen. Ich muß mit Ihnen wegen meines ältesten Sohnes sprechen, den ich nach England schicken möchte.. Schreiben Sie mir ein Wort darüber.

Auf baldiges Wiedersehen!

Ihr sehr ergebener C. Pissarro.

An Prof. Henry v. d. Velde, Weimar.

Rouen, 27. März 1896.

Mein lieber van de Velde!

Indem ich die revue Blanche durchblättere, finde ich in Ihrem ausgezeichneten Artikel über die Ausstellung der libre Esthétique folgende eingeflochtene Bemerkung: „Nächstes Jahr wird man den Neo-Impressionisten gestatten usw." Unter den Neo-Impressionisten finde ich meinen Namen. Ich halte es für meine Pflicht, mein lieber Freund, Ihnen offen meine Ansicht über die Versuche auseinander zu setzen, welche ich, dem Beispiel unseres Freundes Seurat, den wir so sehr betrauern, folgend, mittels der systematischen Farbenzerlegung gemacht habe. Ich kann es nicht annehmen, zu den Neo-Impressionisten gerechnet zu werden, nachdem ich mich von der systematischen Theorie der wissenschaftlichen Zerlegung der Farben losgesagt habe, nicht ohne

Mühe und eifrigste Arbeit, um wiederzufinden, was ich verloren hatte; nachdem ich die Unmöglichkeit festgestellt hatte (ich rede nur von meinem besonderen Fall) meinen flüchtigen Empfindungen nachzugehen, ihnen infolgedessen Leben und Bewegung zu verleihen; die Unmöglichkeit den raschen Wechselwirkungen der Natur zu folgen, die Unmöglichkeit oder die Schwierigkeit, meiner Zeichnung Charakter zu verleihen, nicht in weiche Rundungen zu verfallen usw. Ich habe darauf verzichten müssen, es war höchste Zeit, und ich muß wohl glauben, daß ich nicht für diese Kunst geschaffen war, die mir die Empfindung aufdrängt von „nivellieren", vom Tod! Ja, mein lieber Freund, vom Tod! Ich finde in ihr weder Harmonie noch den Ausdruck modernen Lebens wieder.

Das große Bild von Signac ist entschieden ein lobenswerter, mutiger Versuch, aber es überzeugt mich nicht, im Gegenteil. Dies ist rücksichtslos gesagt, was ich denke. Stellen Sie sich, lieber Freund, die klägliche Figur, die ich machen würde, vor, wenn ich weiterhin zu jenen mich zählen wollte.

Verzeihen Sie meine Offenheit und glauben Sie an meine Freundschaft für Sie.

Pissarro.

A. Sisley

geboren am 30. Oktober 1839 in Paris, gestorben am 29. Januar 1899 in Moret, Landschaftsmaler, gehörte zur Gruppe der „Impressionisten".

An Théodore Duret.

Mein lieber Duret. Vor Ihrer Abreise aus Paris haben Sie sicherlich bei der Auktion Hoschédé bemerkt, daß das Publikum mir jetzt freundlicher gesinnt ist. Ich will mich Ihnen gegenüber ja nicht selbst herausstreichen, aber der Sommer geht vorüber und ich verliere meine kostbarste Zeit. — Wäre es Ihnen nicht möglich, unter Ihren Freunden von der Saintonge jemand zu finden, der so viel auf Ihr künstlerisches Urteil giebt, um sich von Ihnen überreden zu lassen etwas Geld in Bildern von Malern wie mich z. B. anzulegen? Wenn Sie den betreffenden gefunden haben, so machen Sie ihm bitte folgenden Vorschlag: er soll mir ein halbes Jahr monatlich 500 Frcs geben und dafür 30 Bilder erhalten. Nach Ablauf von 6 Monaten kann er, falls er nicht geneigt ist, 30 Bilder von demselben Maler zu behalten, einige 20 durch Verkauf wieder fortgeben. Auf diese Weise kann er das verauslagte Geld wieder erlangen und zehn Bilder umsonst behalten.

Tual, der Auktionskommissar, hat mich auf diesen Gedanken gebracht. Ich traf ihn in den letzten Tagen und habe ihm ein Bild verkauft. Er hat mir dringend geraten, im nächsten Winter Bilder zum Verkauf zu stellen, er glaubt bestimmt, ich werde Erfolg haben. Sie sehen, mein lieber Duret, daß der Vorschlag ganz praktisch ist und hoffentlich gelingen wird. Verschaffen Sie mir nur den richtigen Mann, der darauf eingeht.

Für mich handelt es sich darum, den Sommer nicht ohne ernste Arbeit, ohne etwas Gutes zu schaffen, vorübergehen zu lassen. Später wird sich die Sache schon machen. Dann kommt Petit bald wieder, der wird schon weiter helfen.

Ich bin fest davon überzeugt, daß Sie Ihr möglichstes thun werden, um meinen Wunsch zu erfüllen.

Ihrer gütigen Antwort entgegensehend drücke ich Ihnen freundschaftlich die Hand.

A. Sisley.

Mein lieber Duret. Ich bin überzeugt davon, Sie sind mir freundschaftlich gesinnt und werden im gegebenen Augenblick für mich eintreten. Einige Freunde haben fest versprochen, mir zu helfen. Zum Teil tun sie es aus Freundschaft, zum Teil, weil sie an meinem Erfolg interessiert sind. Ich rechne fest auf Ihr Entgegenkommen. Ich habe es satt, so weiter zu leben wie bisher. Der Augenblick der Entscheidung ist für

mich gekommen. Unsere Ausstellungen haben allerdings dazu beigetragen uns bekannt zu machen, das war sehr nützlich für uns, aber ich bin der Meinung, daß man sich nun nicht länger mehr abschließen soll. Es wird noch lange dauern, bis wir das Prestige, offiziell ausgestellt zu werden, entbehren können. Darum habe ich mich jetzt entschlossen, wieder im Salon auszustellen. Werden meine Bilder aufgenommen, was ich diesmal bestimmt erhoffe, so werde ich voraussichtlich gute Geschäfte machen. Um die Aufnahme zu erwirken, rufe ich alle Freunde, die Interesse an mir nehmen, zu Hilfe. Ich will arbeiten, und möchte, daß meine Bilder in würdiger Umgebung gesehen werden. In den nächsten Tagen verlasse ich Sèvres, aber ich bleibe in der Umgebung von Paris.

Sèvres d. 14. März 1879. A. Sisley.*)



Jean François Millet.

*) Sisley hat es nicht erreicht, im Salon wieder auszustellen, aber im Jahre 1890 wurde die Societé nationale des Beaux Arts gegründet und schuf einen zweiten Salon; dort wurde er bereitwilligst ausgestellt. Zu großer öffentlicher Anerkennung kommen seine Bilder erst nach seinem Tode. Am 16. März 1900 wurde eines seiner Hauptbilder an den Grafen Camondo für den Preis von 43 000 Francs verkauft.

Claude Monet

geboren am 14. November 1840 in Paris.

An Théodore Duret.

30. April 86.

Mein lieber Duret, eben habe ich hier Ihren Brief erhalten. Es ist so freundlich von Ihnen, daß Sie an mich gedacht haben. Mehrmals habe ich schon bei Ihnen vorgesprochen, aber immer, als Sie eben fortgegangen waren. Nun, wir werden uns ja nächsten Donnerstag sehen. Ich kam hierher, weil mich ein Herr den ich nicht kannte, ein Freund von Dendon, der ein Verehrer meiner Malerei ist, eingeladen hatte. Er wollte mir gern riesengroße Blumenfelder in voller Blüte zeigen. Es ist ein ganz wunderbarer Anblick aber eine wahnsinnige Arbeit und ganz unverkäuflich mit unsern Dreck-Farben.

Gruß und auf baldiges Wiedersehn

ganz der Ihre Claude Monet.
bei Mr. Destournelles,
Französische Gesandtschaft im Haag.

An denselben.

Giverny bei Vernon.

Lieber Freund, es hat mir so leid getan, Sie nicht auf unserm kleinen Diner zu sehen. Ihren Brief habe ich erhalten . . . Ich kann meine Reise nach London nicht mehr aufschieben. Ecstens gehe ich hin der Ausstellung wegen und dann um zu sehen, wie meine Bilder dort wirken; dann hängt es vom Wetter und der Möglichkeit dort zu arbeiten ab, ob ich noch länger oder kürzer bleibe.

Wie schade, daß Sie nicht zur selben Zeit, wie ich, da sind. — Jetzt ist es in Giverny am schönsten und außerdem mache ich jetzt nichts Besonderes — und das bestimmt mich hauptsächlich.

Haben Sie meine Bilder in London gesehen? Und wissen Sie, was sie für einen Eindruck machten? Es würde mich interessieren, davon ein Wort zu hören. In Paris gehts so gut wie es gehn kann . . was mich betrifft, weit über mein Hoffen und ich könnte wer weiß wie zufrieden sein, wenn ich auch so zufrieden mit meinen Bildern wäre. Nicht wahr, Sie schreiben mir?

In aller Freundschaft

7. November 87. Claude Monet.

Schloß Giuède bei Antibes, Seealpen.

Mein lieber Duret.

Dank für Deinen Brief. Ich kannte das Resultat der Vente Lerome. Ich wußte, wie Monsieur Choquet mir die Stange gehalten hat. Das war sehr nett von ihm und ich möchte seine Adresse wissen, um ihm dafür zu danken. Seien Sie doch so freundlich, sie mir zu schicken. Bis zum 15. April ungefähr bin ich noch hier. Ich habe viel Sachen in Arbeit, die mir viel Schmerzen machen, aber ich hoffe damit fertig zu werden und ein paar gute Bilder mitzubringen. Nach dem schrecklichen Belle-îsle wird das etwas sehr zartes werden. Hier ist nichts, wie Blau und Gold. Aber wie schwierig! Mein Gott!

Übrigens will ich zwei Bilder aus Belle-îsle*) am 15ten auch im Hotel (Dronot) in einer Sammlung verkaufen, vorausgesetzt, daß es diesmal nicht schlechter geht.

Viele Grüße

10. März 88. Claude Monet.

Giverny bei Vernon.

Mein lieber Duret, ich denke, daß Sie jetzt wieder in Paris sein müssen. Wann ich dahin komme, weiß ich nicht. Ich wollte diese Reise nur machen, wenn es Ihnen trotz Ihres Versprechens nicht möglich wäre, mich hier zu besuchen, was mir aber eine große Freude sein würde.

Ich bin in Extase! Giverny ist für mich ein herrliches Land. Noch habe ich nicht arbeiten können; wir haben uns eben erst eingerichtet.

Ich hatte soviele Sachen, Bilder zu Hunderten; und ich brauchte viel Zeit, um Ordnung hineinzubringen; Und ehe ich anfing zu arbeiten, wollte ich erst ein wenig das Land kennen lernen. Machen Sie es doch möglich, einen Tag hier zuzubringen! Ich glaube, die Zeit wird Ihnen nicht leid tun! Es giebt Schnellzüge, die Morgens von Paris abgehen und auch des Abends von Vernon. Schreiben Sie mir doch; ich weiß nichts von dem, was in Paris in Bezug auf Kunst vorgeht. Geht die Ausstellung Pissarro gut, und ist Durand zufrieden? Und erzählen Sie mir auch von dem Eindruck, den unsere Ausstellung in London gemacht hat.

*) In Belle-îsle malte er eine Reihe von See-Bildern mit schwarzen Felsen und mächtigen Klippen.

Bitte mir auch zu sagen, wem ich das Geld wiedergeben soll, das mir Manet geliehen hat. Ich möchte gern Genaues darüber wissen.

Auf Wiedersehn! wenn Sie nicht zu mir kommen können, komme ich nach Paris.

Ihr sehr ergebener Freund

d. 20. März 89. Claude Monet.



Claude Monet.

Pierre Auguste Renoir

geboren 25. Februar 1841 in Limoges.

Er war vom 13. bis 18. Jahre Porzellanmaler. 1863 schickte er zum ersten Mal ein Bild dem Salon ein; es wurde refüsiert. Noch 1873 wurden beide von ihm eingesandten Bilder vom Salon refüsiert.

An Théodore Duret.

Freitag, d. 13. Februar 80.

Lieber Freund, in circa 8 Tagen werde ich ganz wiederhergestellt sein. Diese schnelle Genesung verdanke ich Dr. Terrier; er war ausgezeichnet. Zum Spaß habe ich mit der linken Hand gearbeitet; das ist sehr amüsant, es ist sogar besser, als das was ich mit der rechten gemacht habe. Ich glaube, es war gut, daß ich mir den Arm gebrochen habe; dadurch habe ich Fortschritte gemacht. Pangloß hatte recht. Ich danke Dir nicht für die Teilnahme bei meinem Unfall, aber ich fühle mich dadurch sehr geschmeichelt und ich kann mir zu den Beweisen der Sympatie nur gratulieren, die ich von allen Seiten erhalten habe.

Ich bin mit Aufmerksamkeiten überhäuft worden; trotzdem möchte ich es nicht noch einmal durchmachen.

Tausend Grüße

Renoir.

Mein lieber Mottez,*)

Die Neuausgabe des „Traktats von der Malerei" von Cennino Cennini, die Sie uns heute schenken, ist — vor allem in Ihrem Sinne — eine verdiente Huldigung, die Sie damit dem Gedächtnis seines Übersetzers, eines der lautersten und begabtesten Künstler des letzten Jahrhunderts, erweisen. Sie sind auch der Meinung gewesen — und zwar mit Fug und Recht —, daß das Publikum eine Neuausgabe dieses sonderbaren zur Zeit bei den Buchhändlern fast unauffindbaren Werkes günstig aufnehmen wird.

Sonderbar, sage ich; Cennini's Buch verdient mehr als dieses Epitheton. Es enthält gar viele Lehren, die weit wertvoller sind als Ratschläge, auf die man nur selten hört; außerdem ist es mit Beispielen, die dem Leben der Zeitgenossen des Verfassers entnommen sind, versehen, und das verleiht ihm den Duft und die Farbe alter Memoirenbände, die uns vergangene Zeiten erleben lassen.

---

*) Der Brief bezieht sich auf die Neuausgabe, die die Bibliothèque de l'Occident von dem Traktat von der Malerei des Cennino Cennini herausgab. Dieses Werk ist von Victor Mottez, dem Vater des Adressaten, dem Schöpfer der Fresken in Saint-Germain-l'Auxerrois, übersetzt worden.

Und nun ist ein Rückblick in die Vergangenheit zur gegenwärtigen Stunde vielleicht nicht ganz überflüssig. Wenn man sich wirklich davor hüten muß, in den überkommenen Formen zu erstarren, so darf man deshalb doch noch nicht aus Liebe zum Fortschritte sich völlig von den uns vorausgegangenen Jahrhunderten loslösen wollen. Das ist indes eine Neigung, die sich bei vielen äußert, und sie ist durchaus erklärlich. Soviel wundersame Entdeckungen sind seit hundert Jahren gemacht worden, daß die geblendeten Menschen vergessen zu haben scheinen, daß vor ihnen andere gelebt haben. Daher ist es gut, wenn ein Mann wie Cennini ihnen wieder ins Gedächtnis zurückruft, daß sie Ahnen gehabt haben, die sie nicht geringschätzig behandeln dürfen.



Auguste Renoir.

Cennini's Traktat ist nicht nur ein rein technisches Handbuch, es ist auch ein geschichtlich wertvolles Werk, das uns allerdings weder von Schlachten noch von höfischen Intriguen berichtet, dafür uns aber in das Leben jener erlesenen Arbeiter einführt, durch die Italien, wie Griechenland und Frankreich durch die ihrigen, den reinsten Ruhm erworben hat. Wenn sie auch nicht immer von Glück begleitet waren und sind auch ihre Namen nicht auf die Nachwelt gekommen, so haben sie doch ihr Vaterland durch einen unschätzbaren Schatz bereichert und ihm die Physiognomie verliehen, durch die wir es von den andern unterscheiden. Das muß immer und immer wieder betont werden: es ist die Gesamtheit der von zahlreichen vergessenen oder unbekannten Künstlern hinterlassenen Werke, die die Größe eines Landes macht und nicht das selbständige Werk eines genialen Mannes. Dieser, der unter seinen Zeitgenossen isoliert dasteht,

kann oft genug gar nicht auf ein Land und eine Epoche beschränkt bleiben; er durchbricht sie. Jene dagegen verkörpern gleichzeitig die Epoche und den Boden, fast das Erdreich. Wenn ich das hier alles sage, so will ich gewiß deshalb noch nicht den Ruhm verleugnen, mit dem Künstler wie Raphael, wie Tizian, wie Ingres, wie Corot ihre Zeit, ihr Land krönen; man wird aber dann auch nicht die Prätention haben wollen, nicht wahr, für diese exceptionellen Wesen zu schreiben. Also, gute Künstler zu schaffen, ist das einzige Ziel, das sich Cennino steckte: Ihr Vater hatte den praktischen Wert seines Buches wohl erfaßt.

Victor Mottez, einer von Ingres' Lieblingsschülern, empfand dieselbe Bewunderung wie sein Lehrer für jene großen Schulerzeugnisse, wahrhafte Meisterwerke ganzer Körperschaften, die die italienische Renaissance kennzeichnen.

Er kannte sie überdies ausgezeichnet, und seine Augen und sein Herz waren mit der Erinnerung an sie erfüllt. Seine Untersuchungen und seine Gedanken hatte er in seinen schönen Fresken in Saint-Germain-l'Auxerrois, die heute verschwunden sind, weil sie innerhalb weniger Jahre die Feuchtigkeit unwiederbringlich vernichtet hatte, gewissermaßen synthetisiert.

Ich stelle mir vor, daß der Künstler, der davon träumte, der Frescomalerei den Platz zurückzugeben, den sie ehedem in der Architektur einnahm, eine große Freude bei der Übersetzung des Buchs von Cennini empfand: ermutigte es ihn doch sogar, in seinen Erneuerungsversuchen fortzufahren, unbekümmert um die Verdrießlichkeiten, die sie für ihn aufsparten.

Ihr Vater, von dem der Dichter hätte sagen können, daß er zu spät auf eine zu alte Welt gekommen wäre, ist das Opfer einer edlen Täuschung gewesen. Er glaubte, daß es möglich wäre, das aufs Neue zu schaffen, was viele andere Jahrhunderte vor dem unserigen geleistet haben.

Er wußte gar wohl, daß die großen dekorativen Schöpfungen der italienischen Meister nicht das Werk eines Mannes, sondern das einer Gesamtheit, eines Ateliers, das der Geist des Meisters beseelte, sind. Eine derartige Zusammenarbeit hoffte er wieder aufleben zu sehen, — sie sollte neue Meisterwerke erzeugen.

Das Milieu, in dem Ihr Vater lebte, bot seinem Traum Nahrung. Er gehörte ja tatsächlich zu jener Phalanx von jungen Künstlern, die im Schatten Ingres' arbeiteten und deren brüderlicher Zusammenschluß an die Ateliers von ehedem denken ließ. Aber nur denken ließ, denn man kann nicht außerhalb seiner Zeit leben, und die unsere eignet sich nicht zur Neubildung solcher Bände.

Cennino Cennini giebt uns die Gründe für eine solche Unmöglichkeit durch die bloße Darstellung des Lebens der Maler seiner Zeit. Für sie war der Ruhm, ein schönes

Werk geschaffen zu haben, Lohn genug: sie arbeiteten, um den Himmel zu gewinnen, nicht um ein Vermögen zu erwerben.

Außerdem schmückte man zu Cennini's Zeiten die Tempel aus, heute dekoriert man die Bahuhöfe: man muß eingestehen, daß unsere Zeitgenossen, was die Quelle für ihre Inspirationen anbetrifft, weniger gut bedacht sind als ihre Vorgänger. Vor allem jedoch war die wesentliche Vorbedingung vorhanden, um Collectiv-Werke zu schaffen, die, die ihnen Einheitlichkeit verleiht: Die Maler beherrschten dasselbe Handwerk. Jenes Handwerk, das wir niemals vollkommen kennen, weil niemand es uns mehr lehren kann, seitdem wir uns von den Traditionen befreit haben.

Also, dieses Handwerk der Maler der italienischen Renaissance war dasselbe, das ihre Vorgänger ausübten. Hätten die Griechen uns einen Traktat von der Malerei hinterlassen, seien Sie davon überzeugt, daß er genau so ausgefallen wäre wie der von Cennini.

Die ganze seit Pompeji von den Griechen ausgeführte Malerei bis zu der von Corot über Poussin hin scheint von derselben Palette zu stammen. Diese Art zu malen lernten früher alle von ihren Meistern; besaßen sie Genie, so tat dieses das Übrige.

Die Lehrzeit eines Malers unterschied sich übrigens zu Cennini's Zeit nicht von der anderer Handwerker. In der Werkstatt des Meisters zeichnete er nicht nur, er lernte Pinsel verfertigen, Farben reiben, Holzplatten und Leinwände präparieren. Nach und nach wurde er in die Schwierigkeiten dieses Handwerks eingeweiht, dieser schrecklichen Farbenanwendung, die nur eine von Generation zu Generation wachsende Erfahrung ermöglichen kann.

Die strenge Lehrzeit, die den jungen Malern auferlegt wurde, stand der Entwicklung ihrer Eigenart niemals im Wege. Raphael, der Perugino's fleißiger Schüler war, ist deshalb doch der göttliche Raphael geworden.

Aber um den allgemeinen Wert der alten Kunst zu erklären, muß man sich daran erinnern, daß außer den Lehrjahren des Meisters noch etwas Anderes verschwunden war, das ebenfalls die Seele der Zeitgenossen Cennini's erfüllte: das religiöse Gefühl, die fruchtbarste Quelle ihrer Inspiration. Dieses Gefühl ist es, das allen ihren Werken jenen Charakter von Vornehmheit und zugleich Unschuld verleiht, den wir so reizvoll finden. Um mich kurz zu fassen, es herrschte damals eine Harmonie zwischen den Menschen und dem Milieu, in dem sie sich bewegten, und diese Harmonie entsprang einem gemeinsamen Glauben. Das ist leicht zu erklären, wenn man gelten läßt, daß die Vorstellung des Göttlichen bei den höher gearteten Völkern stets die Ordnung, die Hierarchie und die Tradition im Gefolge gehabt hat. Es handelt sich hier — wohl verstanden — nicht um einen Glaubensakt, sondern um die einfache Konstatierung

einer Tatsache. Man wird sicherlich gern zugeben, daß, wenn die Behauptung statthaft ist, daß die Menschen die himmlische Gesellschaft nach dem Bilde der irdischen aufgefaßt haben, diese göttliche Organisation ihrerseits mit viel größerem Recht einen beträchtlichen Einfluß auf die Geister ausgeübt und ihr Ideal bedingt hat. Nach alle dem begreift man die Ursache des allgemeinen Aufschwungs der Kunst und ihrer Einheitlichkeit überall dort, wo eine hohe Auffassung von religiösen Dingen herrscht: in Aegypten, in Griechenland, in Westeuropa. So sehr, daß man beinahe behaupten könnte: außerhalb der Grundsätze dieser Religiosität kann es keine Kunst geben.

Das religiöse Gefühl hat sich im Laufe der Jahrhunderte immer mehr abgeschwächt, aber die unter seinem Einfluß entwickelten Regeln hatten so solide Fundamente, daß bis zu der revolutionären Periode das, was davon zurückblieb, genügte, um die Kunst bei den Völkern mit katholischer Kultur auf einem höheren Niveau zu erhalten. Absichtlich bediene ich mich des Ausdrucks „katholische Kultur", weil er in meinen Augen den wesentlichen Unterschied bezeichnet zwischen den Vorstellungen von Schönheit, den sie erweckt, und denen, die die anarchische, auf Gleichheit abzielende und häßlichkeitstrunkene christliche Kultur der ersten Zeiten hervorruft. Wenn der Christianismus in seiner ursprünglichen Form triumphiert hätte, hätten wir nicht schöne Kathedralen, noch Skulpturen, noch Bilder gehabt. Glücklicherweise waren die aegyptischen und die griechischen Götter nicht alle tot; sie sind es, die die Schönheit dadurch gerettet haben, daß sie in die neue Religion eindrangen.

Von der großen Masse preisgegeben liegt der Katholizismus für viele im Sterben, und nichts taucht auf, um ihn zu ersetzen. Man will keine Götter mehr, und der Götter kann doch unsere Phantasie nicht entraten. Man muß es zugeben, der moderne Rationalismus, mag er auch die Gelehrten befriedigen, ist eine Denkungsart, die sich mit der Auffassung von der Kunst ganz und gar nicht vereinen läßt. Er ist allerdings eine Religion für gewisse Leute, die ihm eine Maschinenhalle als Tempel (und sicher einen weniger schönen als Notre-Dame) errichtet hätten, die jedoch nicht die Eigenschaften besitzt, die notwendig sind, um auf die Seele zu wirken, wofern man nicht gar annimmt, daß diese im Namen der Vernunft geächtet ist. (Ich frage mich bei dieser Gelegenheit, ob leidenschaftliche Nationalisten eintretenden Falls den Künstlern mit derselben Nachsicht begegnen würden, die der Papst bekundete, der nicht aufgebracht war, als Raphael die Geschichte der Psyche auf die Wände des Palazzo Farnese malte.)

In der Zeit ihrer Allmacht ließ die Kirche, die bei anderen Gelegenheiten tyrannisch war, den Künstlern eine fast unbeschränkte Unabhängigkeit. Der Glaube war bestimmend für ihre Phantasie, die von da ab furchtlos aus den profanen Quellen schöpfen konnte; unter dem hellenischen Einfluß, der in Italien und in Frankreich früh-

zeitig zum Erwachen kam und gut aufgenommen ward, tauchte der Kultus der Schönheit wieder in der Welt auf und der Katholizismus verlieh ihm ein neues Gesicht.



Auguste Renoir.

Er äußerte sich nicht etwa nur darin, was wir mit dem Namen „Schöne Künste" bezeichnen; die gewöhnlichsten Gebrauchsgegenstände tragen seinen Stempel. Es scheint, daß in diesen glücklichen Zeiten ein jeder bei der Ausführung einer Arbeit, mochte sie auch noch so unscheinbar sein, von dem Ehrgeiz erfüllt war, etwas Vollkom-

menes zu liefern. Das geringste Bibelot läßt eine Geschmacksreinheit seines Schöpfers erkennen, die wir in den modernen Erzeugnissen vergebens suchen.

Indes muß man darauf hinweisen, daß neben dem religiösen Gefühl andere Ursachen zum guten Teil dazu beitragen, dem Handwerker von früher die Eigenschaften zu verleihen, die ihn auf ein höheres Niveau stellten. So war es beispielsweise Regel, einen Gegenstand bis zu seiner Vollendung von demselben Arbeiter behandeln zu lassen. Dieser konnte dann viel von sich in seine Arbeit hineinlegen, an ihr Anteil nehmen, da er sie ja völlig ausführte. Die Schwierigkeiten, die er zu überwinden hatte, der Geschmack, den er bekunden wollte, hielten sein Hirn wach, und das Gelingen seiner Bemühungen erfüllte ihn mit Freude.

Dieses Interesse, diese Anspannung des Geistes, die früher die Handwerker auszeichneten, giebt es nicht mehr. Das Maschinenmäßige, die Teilung der Arbeit haben den Arbeiter zu einem bloßen Handlanger gemacht und jede Arbeitsfreude ertötet. Das ist traurig, denn in der Fabrik führt der Mann, der an seine Maschine gekettet ist, die nichts von seinem Hirn verlangen wird, eine eintönige Arbeit aus, die ihn nur Müdigkeit empfinden läßt.

Die Unterdrückung der geistigen Arbeit in den manuellen Berufen hat ihre Rückwirkung auf die Plastik ausgeübt. Dem Wunsch, dem Maschinismus zu entgehen, verdanken wir zweifellos die anormale Anschwellung der Zahl der Maler und Bildhauer nebst der allgemeinen Mittelmäßigkeit, die die unvermeidliche Folge davon ist. Viele von ihnen wären vor zwei Jahrhunderten geschickte Tischler, Steingutarbeiter und Eisenschmiede gewesen, hätten diese Berufe auf sie dieselbe Anziehung ausgeübt wie auf die damaligen Männer.

Wie auch immer diese sekundären Gründe für den Niedergang unserer Handwerke bewertet werden mögen, der Hauptgrund liegt meines Erachtens in dem Mangel an Idealen. Die geschickteste Hand ist immer nur die Dienerin des Gedankens. Daher werden die Anstrengungen, die man macht, um uns Handwerker zu bilden wie die von ehedem, vergeblich sein, fürchte ich. Selbst wenn es gelingen sollte, in den Fachschulen geschickte Arbeiter, die die Technik ihres Handwerkes kennen, heranzubilden, würde man nichts aus ihnen machen können, wenn sie nicht in sich ein Ideal haben, das ihre Arbeit belebt.

Wir sind, will es mir scheinen, recht weit von Cennino Cennini und der Malerei entfernt; die Malerei ist ein Handwerk wie die Tischlerei und die Eisenschmiedekunst, sie unterliegt denselben Regeln; wer das von Ihrem Vater so vortrefflich übersetzte Buch aufmerksam liest, wird sich davon überzeugen. Sie werden in ihm außerdem den Grund seiner Bewunderung für die alten Meister finden und auch den, weswegen sie heute keine Nachfolger mehr haben. Renoir.

Auguste Rodin

Bildhauer

geboren 1840 in Paris.

Rodin lebt in Meudon bei Paris.

An Paul Adam, Bildhauer.

Mein lieber junger Meister!

Wie oft denke ich an Sie, an die Einladung, die Ihre Gattin und Sie mir zukommen ließen und die mir zuerst Gelegenheit gab, den Schriftsteller in seinem reizenden Heim kennen zu lernen. Sie bitten mich um eine Würdigung der für St. Louis bestimmten Plastik.

Ich glaube wirklich, daß Ihr Talent, das jedes Ding umwendet, um es von allen Seiten zu erklären, hier eine schöne Gelegenheit findet das zu wiederholen, was Sie in jenen Artikeln skizzierten, die ich so oft mit Vergnügen las und die mich — ohne daß Sie darum wußten — zu Ihrem Bewunderer und Freunde machten.

Da ich zur Jury für die Plastik gehöre, so muß ich, wie immer, mit Bedauern sehen, wie groß die Menge des Unnützen war und wie einige Arbeiten, die Hoffnung gaben und in denen ich den Bildhauer ahnte, zurückgewiesen wurden.

Hier wäre noch Alles zu tun, aber es wird zu spät sein; denn wenn erst den Leuten die Wahrheit in die Augen springt, dann ist es eben zu spät.

Jene Simili-Plastik, die immer noch die erste Rolle spielt und sie auch nicht so bald abgeben dürfte, da sie um jeden Preis gestützt wird, ist nichts anderes als eine Gesellschafts-Plastik. Wir sind heutzutage nur Glieder eines Ketten-Ornaments, eines Perlstäbchens. Wenn Einer sich nur rührt, so bringt er sogleich die ganze Reihe zu Fall.

Und doch gerade deswegen bewundere ich Sie und wünsche Ihnen Gelingen und Ihrem Mute Freunde.

Was ich Ihnen hier sage, ist schließlich nichts, mir scheint es sogar augenblicklich, als ob ich nachspreche, was Sie irgendwo gesagt haben.

Mein Brief erreicht Sie vermutlich auf dem Lande. Er wird Sie einen Augenblick zerstreuen können und mich Ihnen und Ihrer Gattin in Erinnerung bringen

als Ihren aufrichtigst ergebenen

Aug. Rodin.

Paul Cézanne

geboren am 19. Januar 1839 in Aix in der Provence, gestorben am 22. September 1906 ebenda.

Lieber Herr Camoin! Aix, d. 3. Februar 1902.

Ich erhielt Ihren letzten Brief erst Sonnabend! Meine Antwort richtete ich nach Avignon. Heut am Dritten finde ich in meinem Kasten Ihren Brief vom 2. Februar, der aus Paris kommt. Larguier war die letzte Woche hindurch krank und mußte im Lazareth bleiben, wodurch es sich erklärt, daß Ihr Brief mir so spät übermittelt wurde. —

Da Sie nun in Paris sind und sich zu den Meistern im Louvre hingezogen fühlen, so machen Sie doch nach den großen dekorativen Meistern Veronese und Rubens Studien, wenn das Ihnen zusagt, aber ganz als ob Sie nach der Natur arbeiteten — was mir nur unvollkommen gelang — Sie tun aber gut vor allem an der Natur zu studieren. Nach dem, was ich von Ihnen sehen konnte werden Sie rapide Fortschritte machen. Ich höre mit Vergnügen, daß Sie Vollard schätzen, der ein aufrichtiger und tüchtiger Mensch ist.

Ich beglückwünsche Sie aufrichtig, daß Sie nun in der Nähe Ihrer Frau Mutter leben, die in Augenblicken von Traurigkeit und Niedergeschlagenheit die sicherste moralische Stütze für Sie sein wird und die reichste Quelle, aus der Sie neuen Mut zur Arbeit in Ihrer Kunst schöpfen könnten.

Denn darin sollte man nicht etwa schwunglos und schlapp vorgehen, sondern es zu Ruhe und Stetigkeit zu bringen suchen. Dadurch wird unfehlbar ein Zustand von Scharfsichtigkeit herbeigeführt werden, der Ihnen zu einer entschlossenen Lebensführung von großem Nutzen sein wird.

Ich danke Ihnen daß Sie meine Bemühungen, zu einem klaren malerischen Ausdruck zu gelangen, so ganz brüderlich ansehen.

In der Hoffnung, daß ich eines Tages das Vergnügen haben werde Sie wiederzusehen drücke ich Ihnen herzlich und zärtlich die Hand.

Ihr alter Mitbruder Paul Cézanne.

An Paul Vollard.*)

Lieber Herr Vollard! Aix, 17. März 1902.

Ich bekomme einen Brief von Maurice Denis, daß er mein Fernbleiben von der Ausstellung der Indépendants wie eine Dersertion empfände.

Ich antworte Maurice Denis, und sage ihm, daß ich Sie bitte, ihm die Bilder zur Verfügung zu stellen, die Sie ihm leihen könnten, und auszuwählen, was am wenigsten Unheil anrichten kann. Ich begrüße Sie herzlichst

Paul Cézanne.

*) Der bekannte Pariser Kunsthändler.

Es scheint mir, daß ich mich nicht gut von den jungen Leuten trennen kann, die sich so sympathisch gegen mich benommen haben. Und ich glaube nicht, daß ich, wenn ich ausstelle, ein falsches Bild von dem Gang meiner Studien gebe.

Paul Cézanne.

Aix, d. 28. Januar 1903.

Lieber Herr Camoin!

Es sind schon etliche Tage verstrichen, seit ich das Vergnügen hatte von Ihnen zu lesen. Ich habe Ihnen wenig zu sagen. Man kann tatsächlich mehr und vielleicht auch besser über Malerei sprechen, wenn man vor seinem Motiv steht als wenn man rein spekulative Theorien zum Besten giebt — in denen man sich ziemlich oft verirrt. Ich habe in meinen langen einsamen Stunden mehr als ein Mal an Sie gedacht. Herr Larguier, mit dem ich ziemlich oft namentlich Sonntags zusammen bin hat mir Ihren Brief übergeben. Er sehnt sich nach dem Augenblick seiner Befreiung. In 6—7 Monaten kommt er heraus. Mein Sohn, der hier ist, hat seine Bekanntschaft gemacht und sie gehen oft aus und verbringen den Abend miteinander. Sie sprechen von Litteratur und von der kommenden Kunst. Wenn seine Zeit im Heer um ist wird Herr Larguier vermutlich nach Paris zurückkehren und seine Studien (Geistes- und Staatswissenschaften) in der rue Saint-Guillaume fortsetzen, wo namentlich Herr Hanoteau liest, ohne indessen die Poesie aufzugeben. Mein Sohn wird ebenfalls dorthin zurückkehren. Er wird also das Vergnügen haben Ihre Bekanntschaft zu machen, wenn Sie wieder nach der Hauptstadt hinaufgehen. Vollard ist vor 14 Tagen durch Aix gekommen. Ich bekam Nachrichten von Monet und die Karte von Louis Leydet, dem Sohne des Senators, Wahlkreis Aix. Letzterer ist Maler, er lebt gegenwärtig in Paris und denkt ebenso wie Sie und ich. Sie sehen es bereitet sich eine neue Kunstära vor. Sie ahnten sie, studieren Sie nur fort ohne matt zu werden, Gott wird das übrige tun. Ich schließe, indem ich Ihnen guten Mut, und gute Studien wünsche und es kann nicht fehlen, daß der Erfolg Ihr Streben krönt.

Seien Sie von meiner aufrichtigen Freundschaft überzeugt und es lebe das Vaterland, unsre gemeinsame Mutter, und das Land unsrer Hoffnung und empfangen Sie meinen lebhaften Dank für Ihr gutes Andenken.

Ihr ergebener Paul Cézanne.

Aix, d. 22. Februar 1903.

Lieber Herr Camoin!

Ein sehr müder, 64 jähriger Mann, bitte ich Sie zu entschuldigen daß ich Ihren Brief so lange unbeantwortet ließ.

Ich habe Ihnen nur wenige Worte zu sagen.

Mein Sohn, der sich augenblicklich in Paris aufhält, ist ein großer Philosoph. Ich will damit nicht sagen daß er Diderot, Voltaire oder Rousseau gleiche oder ihr Nacheiferer sei.



Paul Cézanne.

Wollen Sie ihn mit Ihrem Besuch beehren? Er wohnt rue Ballu 31, nahe bei der Place Clichy, wo das Denkmal des General Moncey steht. — Wenn ich ihm schreibe werde ich ihm von Ihnen erzählen. Seine Vermittlung wird mir die Schwierigkeiten ebnen, die das Verständnis des Lebens mir bereitet.

Aber ich muß arbeiten. — Alles, besonders in der Kunst, ist entwickelte und auf die Berührung mit der Natur angepaßte Theorie. Wollen darüber noch sprechen, wenn ich das Vergnügen haben werde Sie wiederzusehen.

Das ist der richtigste Brief den ich Ihnen bis dahin geschrieben habe, Credo.

Mit herzlichem Gruß Ihr P. Cézanne.

Wenn ich Sie wiedersehe werde ich Ihnen über Malerei Richtigeres sagen als jeder andere, wer es auch sei. — Ich habe nichts zu verbergen in der Kunst.

Nur die ursprüngliche Kraft, id est das Temperament kann zu dem Ziele führen, das wir erreichen sollen.

P. Cézanne.

Aix, d. 13. September 1903.

Lieber Herr Camoin!

Ich bin glücklich Neues von Ihnen zu hören und beglückwünsche Sie, daß Sie nun frei sind sich ganz dem Studium zu widmen. Ich glaubte Ihnen im Gespräch gesagt zu haben, daß Monet in Giverny wohnt. Ich wünsche, daß der künstlerische Einfluß, den dieser Meister unfehlbar auf die mehr oder weniger unmittelbare Umgebung, die zu ihm in Beziehung tritt, ausüben muß, nicht stärker fühlbar werde, als absolut notwendig ist und als es bei einem jungen und arbeitsfreudigen Künstler der Fall sein kann und soll.

Couture sagte zu seinen Schülern: „Suchen Sie guten Umgang" oder „Gehen Sie in den Louvre".

Doch wenn man die großen Meister, die dort ruhen, gesehen hat, soll man sich beeilen hinauszugehen und selbständig in der Berührung mit der Natur die uns innewohnenden Instinkte, die künstlerische Empfindung zu beleben.

Ich bedaure nicht bei Ihnen sein zu können. Das Alter täte wenig, wenn nicht andre Erwägungen mich abhielten von Aix wegzugehen. Nichtsdestoweniger hoffe ich, daß ich eines Tages das Vergnügen haben werde Sie wiederzusehen.

Ich muß Ihnen gute Studien im Angesichte der Natur wünschen. Das ist das beste.

Sollten Sie dem Meister begegnen, den wir beide bewundern,*) so bringen Sie mich ihm in gute Erinnerung.

Er hat es, glaube ich nicht gern, wenn man ihn belästigt, aber in Anbetracht der Aufrichtigkeit würde er sich vielleicht etwas Zwang antun.

Recht herzlich der Ihrige Paul Cézanne.

An Emile Bernard.

Aix en Provence, 15. April 1904.

Lieber Herr Bernard**) .. Erlauben Sie mir zu wiederholen, was ich hier schon sagte: Man betrachte die Natur nach Cylinder, Konus und Sphäre, so daß jede Seite eines Gegenstandes oder einer Fläche nach einem Mittelpunkt hinführt. Die mit dem

*) Claude Monet.

**) Schriftsteller, Freund Cézannes.

Horizont parallel gehenden Linien geben die seitliche Ausdehnung eines Ausschnitts der Natur, oder wenn es Ihnen lieber ist, des Schauspiels, das der Pater omnipotens aeterne Deus vor unsern Augen entfaltet. Die perpendikulär zum Horizont stehenden Linien geben die Tiefe. Für uns Menschen hat die Natur mehr Tiefe als Oberfläche, daher die Notwendigkeit, unsere durch Rot und Gelb dargestellten Lichtvibrationen mit einer hinreichenden Menge von Blau zu mischen, um Luftwirkung zu erreichen.

Aix, 12. Mai 1904.

Mein lieber Bernard! Mein ununterbrochener Arbeitseifer und mein vorgeschrittenes Alter werden Ihnen eine genügende Erklärung für die Verzögerung meiner Antwort sein.

Sie unterhalten mich übrigens in Ihrem letzten Brief mit so verschiedenen, wenn auch die Kunst betreffenden Dingen, daß ich seinem Inhalt nicht ganz zu folgen vermag.

Ich sagte Ihnen schon, daß mir das Talent Redons sehr gefällt und ich mit seinem Verständnis und der Bewunderung für Delacroix von Herzen übereinstimme. Ich weiß nicht, ob meine schwankende Gesundheit mir jemals die Verwirklichung meines Traumes, seine Apotheose zu malen*), erlauben wird.

Ich komme sehr langsam vorwärts, da die Natur sich mir sehr kompliziert darstellt und es unaufhörlich Fortschritte zu machen gilt. Man muß sein Modell genau betrachten, es richtig empfinden und sich dann mit Kraft und Deutlichkeit ausdrücken.

Der Geschmack ist der beste Richter. Er ist sehr selten. Der Künstler wende sich nur an eine ganz beschränkte Zahl von Individuen.

Der Künstler sollte jede Meinung verschmähen, die nicht auf intelligenter Beobachtung des Charakters beruht. Er sollte den Geist der Literaten fürchten, der den Maler so oft von seiner richtigen Bahn, dem konkreten Naturstudium abbringt — um sich viel zu lange in ungreifbaren Spekulationen zu verlieren.

Der Louvre ist ein gutes Lehrbuch, aber er dürfte nur als Vermittler dienen. Das Studium der Mannigfaltigkeit des Naturbildes allein ist wirklich notwendig und förderlich.

Ich danke Ihnen für die Übersendung Ihres Buches. Ich hoffe es mit freiem Kopf lesen zu können.

Sie können an Vollard schicken, um was er Sie gebeten hat, wenn Sie es für richtig halten.**)

Herzlichst der Ihre.

*) Die Apotheose Delacroix' ist nicht vollendet worden.

**) Es handelt sich um eine Photographie von Cézanne.

An denselben.

Aix, 26. Mai 1904.

Ich stimme mit den Ideen überein, die Sie in Ihrem nächsten Artikel für „Occident“ entwickeln wollen, aber ich komme immer wieder auf dies zurück: der Maler muß sich völlig dem Studium der Natur widmen und versuchen Bilder zu schaffen, die vorbildlich sind.

Unterhaltungen über Kunst sind fast überflüssig. Die Arbeit ist, wenn sie einen Fortschritt auf ihrem eigenen Gebiet bewirkt, eine genügende Entschädigung dafür, von Dummköpfen nicht verstanden zu werden. Der Literat äußert sich in Abstraktionen, während der Maler seine Empfindungen und Beobachtungen mittels Zeichnung und Farbe konkret ausdrückt.

Man ist weder zu skrupulös noch zu wahr, noch zu abhängig von der Natur, sondern man ist mehr oder weniger Herr seines Modells und vor allem seiner Ausdrucksmittel. Man muß durchdringen, was man vor sich hat und sich mit Beharrlichkeit möglichst logisch ausdrücken.

Mit herzlichem Händedruck Paul Cézanne.

Aix, 27. Juni 1904.

Mein lieber Bernard.

Wenn ich gezögert habe Ihnen zu antworten, so geschah es, weil ich unter cerebralen Störungen leide, die mich daran hinderten. Ich stehe nach wie vor unter dem starken Einfluß sinnlicher Wahrnehmungen und bin trotz meines Alters an die Malerei festgeschraubt. Das Wetter ist schön und ich benutze es zum Arbeiten. Ich müßte zehn gute Studien machen und sie teuer verkaufen, da Liebhaber darauf spekulieren. Gestern kam hier ein an meinen Sohn adressierter Brief an, dessen Absender Frau Brémond in Ihnen vermutete. Ich ließ ihn nach Rue Duperré 16, Paris adressieren. Es scheint, daß Vollard vor einigen Tagen einen Ball gegeben hat, an dem die ganze junge Schule, Maurice Denis, Vuillard etc. teilgenommen haben sollen. Paul und Joachim Gasquet haben sich dort getroffen. Ich glaube, daß beste ist viel zu arbeiten. Sie sind jung, schaffen Sie und verkaufen Sie. Paul Cézanne.

Aix, 25. Juli 1904.

Mein lieber Bernard.

Ich habe die Revue Occidentale erhalten. Ich kann Ihnen nur für das danken, was Sie über mich geschrieben haben. Ich bedaure, daß wir nicht beisammen sein können, denn ich will nicht nur theoretisch, sondern thatsächlich recht haben. Ingres

ist trotz seines „estyle“ (Aixer Aussprache) und seiner Bewunderer nur ein sehr kleiner Maler. Die größten, Sie kennen sie besser als ich, sind die Venezianer und die Spanier.

Nur durch das Studium der Natur können wir Fortschritte machen. Durch die Berührung mit ihr übt sich das Auge. Es lernt durch Schauen und Arbeiten konzentriert zu sehen, ich meine, in einer Orange, einem Apfel, einer Kugel, einem Kopf giebt es einen kulminierenden Punkt, und dieser ist immer, trotz des tollen Effekts von Licht, Schatten und Farbe, unserm Auge das Nächstliegende. Mit ein wenig Temperament kann man doch ein guter Maler sein. Man kann gute Sachen machen, ohne großer Kolorist zu sein. Es genügt, einen Sinn für Kunst zu haben — und dieser Sinn ist ohne Zweifel der Schrecken des Spießbürgers. Darum können Institute, Pensionen und Ehren nur für Kretins, Narren und Schelme gemacht sein. Seien Sie nicht Kunstkritiker, malen Sie lieber. Da ist das Heil.

Ich schüttle Ihnen herzlich die Hand. Ihr alter Kamerad

Paul Cézanne.

An denselben.

23. Dezember 1904.

Ich habe Ihren lieben, aus Neapel datierten Brief erhalten; auf ästhetische Betrachtungen werde ich mich nicht mit Ihnen einlassen. Ich stimme Ihrer Bewunderung des kühnsten der Venezianer bei; preisen wir Tintoretto. Durch Ihr Bedürfnis, in sicher unübertrefflichen Werken einen moralischen und intellektuellen Stützpunkt zu finden, sind Sie beständig auf der Suche nach Interpretationsmitteln, die Sie sicher wieder auf die Natur zurückführen werden. Und seien Sie überzeugt, an dem Tage, wo Sie dahinter gekommen sind, werden Sie ohne Mühe in der Natur die von den vier oder fünf großen Venezianern angewandten Gesetze wiederfinden.

So viel jedenfalls steht fest — ich bin dessen ganz sicher: eine optische Empfindung entsteht in unserm Sehorgan, durch das wir mittels Licht, Halb- oder Viertelton die durch Farbeneindrücke hervorgebrachten Flächen abzuschätzen vermögen (das Licht existiert also nicht für den Maler). Sobald Sie also gewaltsam vom Schwarzen zum Weißen übergehen, wobei die erste dieser Abstraktionen sowohl fürs Auge wie für den Verstand ein Anhaltspunkt wird, patschen wir herum, kommen wir zu keiner Meisterschaft und werden nicht Herr über uns selbst. Während dieser Periode (ich bin gezwungen, mich ein wenig zu wiederholen) nähern wir uns den von alter Zeit her überkommenen Wunderwerken und finden in ihnen einen Trost, eine Stütze, wie der Schwimmer an der Planke. Alles was Sie mir in Ihrem Brief sagen, ist sehr wahr. Wir sehen uns, hoffe ich, bald wieder.

Ohne Datum.

Mein lieber Bernard. Ich antworte ganz kurz auf einige Abschnitte Ihres letzten Briefes. Wie Sie mir schreiben, glaube ich in der That in den letzten Studien, die Sie bei mir sahen, einige sehr langsame Fortschritte gemacht zu haben. Es ist immer schmerzlich, konstatieren zu müssen, daß die Verfeinerung, die hinsichtlich der Bilder und der Entwickelung der Ausdrucksmittel durch das Verständnis für die Natur entsteht, immer von Alter und Körperschwäche begleitet sein muß.

Wenn die offiziellen Salons so inferior bleiben, so ist die Ursache darin zu suchen, daß ihre Veranstaltungen meistens eine zu große Ausdehnung annehmen.

Es wäre wertvoller, mehr auf persönliche Empfindung, Beobachtung und Charakter zu sehen.

Der Louvre ist das Buch, in dem wir lesen lernen. Wir dürfen uns jedoch nicht damit zufrieden geben, an den schönen Formeln unserer berühmten Vorgänger festzuhalten. Machen wir uns frei davon, um die schöne Natur zu studieren, suchen wir ihren Geist zu erkennen und uns unserm persönlichen Temperament gemäß auszudrücken. Zeit und Nachdenken klären allmählich den Blick und schließlich kommt uns das Verständnis.

In dieser Regenzeit ist es unmöglich, diese doch so richtigen Theorien draußen praktisch anzuwenden. Aber Ausdauer hilft uns Interieurs zu verstehen wie alles andere. Die alten Überbleibsel allein sind hemmend für unsere Intelligenz, die aufgepeitscht werden muß.

Sie werden mich besser verstehen, wenn wir uns wiedersehen; das Studium klärt den Blick in solchem Maße, daß der bescheidene und kolossale Pissarro mit seinen anarchistischen Theorien recht behält.

Zeichnen Sie, aber bedenken Sie, daß es der Reflex ist, der die Form betont, das Licht; daß im allgemeinen Reflex die äußere Form enthalten ist.

Herzlichst — Der Ihre.

Aix, 23. Oktober 1905.

Mein lieber Bernard. Ihre Briefe sind mir in doppelter Hinsicht lieb, erstens in rein egoistischer, da ihre Ankunft mich der Monotonie entzieht, die das unausgesetzte Verfolgen des einen, einzigen Ziels verursacht, so daß in Augenblicken physischer Ermattung eine Art von geistiger Erschöpfung eintritt, und zweitens, weil sie mich anregen Ihnen wahrscheinlich etwas zu oft zu wiederholen, wie hartnäckig ich der Verkörperung Dessen nachgehe, was uns in der Natur als Bild erscheint. Und die These entwickeln heißt — welches auch unser Temperament oder unsere Kraft der Natur gegenüber

sein mag — das Bild Dessen zu geben, was wir sehen und dabei Alles zu vergessen, was vorher gewesen ist. Dies glaube ich, würde dem Künstler dazu verhelfen, seine ganze Persönlichkeit, sei sie groß oder klein, zu geben.

Im Alter von etwa siebzig Jahren hindert mich das farbige Flimmern des Lichtes, meine Leinwand zu decken und die Abgrenzung der Gegenstände zu verfolgen, wenn die Berührungspunkte sehr dünn und zart sind. Andrerseits schwirren die Flächen durcheinander, weshalb der Neo-Impressionist die Konturen mit einem schwarzen Strich umzieht, ein Fehler, der mit aller Macht bekämpft werden müßte.

Nur die zu Rate gezogene Natur giebt uns die Mittel unser Ziel zu erreichen. Ich erinnere mich wohl, daß Sie in T . . . . waren, aber durch die Schwierigkeit mich zu Haus einzurichten, war ich gezwungen mich meiner Familie ganz zur Verfügung zu stellen, was diese ausnutzt und mich darüber ein wenig vergißt. So ist das Leben; in meinem Alter müßte ich etwas mehr Erfahrung haben und sie fürs allgemeine Wohl anwenden. Ich schulde Ihnen Wahrheit in der Malerei und werde sie Ihnen sagen.

Ihr alter

Paul Cézanne.

Aix, 21. September 1906.

Mein lieber Bernard. Ich befinde mich in einem solchen Zustand cerebraler Störungen, so ernster Störungen, daß ich einen Moment fürchtete, meinen schwachen Verstand zu verlieren. Nach der furchtbaren Hitze, unter der wir zu leiden hatten, haben sich unsere Gemüter in der milden Temperatur wieder etwas beruhigt, und es war hohe Zeit dazu; jetzt geht es mir besser und ich glaube in Bezug auf meine Studien richtiger urteilen zu können. Werde ich das so eifrig gesuchte und lange verfolgte Ziel erreichen? Ich wünsche es, aber solange es nicht erreicht ist, bleibt ein vages Unbehagen bestehen, das nicht schwinden wird, ehe ich im Hafen gelandet bin, indem ich nämlich die Malerei zu höherer Entwicklung bringe als sie früher war und dadurch beweiskräftige Theorien schaffe, die an sich ja immer leicht sind.

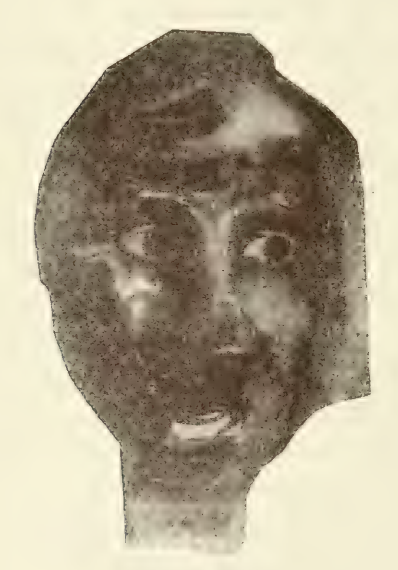
Nur den Beweis für Das zu liefern, was man denkt, das macht ernste Schwierigkeiten. Darum setzte ich meine Studien fort.

Aber ich habe Ihren Brief nochmals gelesen und merke, daß ich nichts beantworte. Sie müssen mich schon entschuldigen, es kommt, wie ich Ihnen bereits sagte, nur durch die beständige Beschäftigung mit dem vorgesteckten Ziel. Ich studiere immer nach der Natur und mir scheint, daß ich langsame Fortschritte mache. Ich wollte, Sie wären bei mir, denn die Einsamkeit bedrückt immer ein wenig, aber ich bin alt und

krank und habe mir geschworen, lieber malend zu sterben, als an der würdelosen Hinfälligkeit zu Grunde zu gehen, die Greisen droht, wenn sie sich von sinneverrohenden Leidenschaften beherrschen lassen. Wenn ich eines Tages das Vergnügen haben werde, Sie wiederzusehen, können wir uns mündlich besser verständigen. Sie werden entschuldigen, daß ich immer wieder auf denselben Punkt zurückkomme, aber ich gelange zur logischen Entwicklung Dessen, was wir durch das Studium der Natur sehen und empfinden und brauche mich darum nicht mehr mit der Technik zu beschäftigen, die für uns nur das einfache Mittel ist, dem Beschauer sichtbar zu machen, was wir selber empfinden um seinen Beifall zu erlangen. Die Großen, die wir bewundern, haben eben auch nichts anderes gethan.

Mit herzlichem Händedruck denkt Ihrer Ihr eigensinniger, langlebiger

Paul Cézanne.



Auguste Rodin.

Paul Gauguin

geboren 7. Juni 1848 in Paris, gestorben 6. Mai 1903 auf Tahiti.

Brief von August Strindberg an Gauguin.*)

Sie bestehen absolut darauf, von meiner Hand ein Vorwort zu Ihrem Katalog zu haben, und zwar als Andenken an den Winter 1894—95, den wir hier zusammen verlebten, hinter dem Institut, nicht weit vom Panthéon, vor allem nahe beim Kirchhof Montparnasse.

Gern hätte ich Ihnen dies Andenken mitgegeben auf die australische Insel, die Sie sich ausgesucht haben, um eine Umgebung zu finden, die sich harmonisch Ihrer mächtigen Persönlichkeit anpaßt und um einen unbegrenzten Raum vor sich zu haben — aber ich fühle mich von Anfang an in einer peinlichen Lage und ich antworte kurzerhand auf Ihre Aufforderung durch ein „ich kann nicht" oder noch brutaler ausgedrückt: „ich will nicht".

Aber gleichzeitig bin ich Ihnen eine Erklärung dieser abschlägigen Antwort schuldig, die sich nicht auf einen Mangel an Gefälligkeit oder gar auf Schreibfaulheit gründet, obgleich es mir ein leichtes gewesen wäre, die Schuld auf diese schon berühmt gewordene Krankheit meiner Hände zu schieben, mit der es übrigens gar nicht so weit her ist.

Also ganz ehrlich: Ihre Kunst ist mir nicht verständlich und ist mir nicht sympathisch. (Ich kann Ihre Kunst, die diesmal ganz den Charakter von Tahiti trägt, nicht in mich aufnehmen.) Doch weiß ich, daß dies Geständniß Sie weder in Erstaunen setzen noch kränken wird, denn Sie scheinen gerade Ihre Kraft aus dem Haß der Anderen zu schöpfen; Ihre Individualität fühlt sich in der Abneigung wohl, die sie erweckt, instinktiv von dem Wunsche beseelt, unberührt zu bleiben. Und das vielleicht mit Recht; denn von dem Augenblicke an, wo Sie, anerkannt und bewundert, eine Partei hinter sich hätten, wo man Sie einreihen oder gegen Andere aufstellen würde, gäbe man Ihrer Kunst einen Namen, dessen sich die Jungen vor Ablauf von fünf Jahren bedienen würden, als Schlagwort für eine veraltete Kunst, mit dem Bestreben, sie möglichst schnell und möglichst gründlich veralten zu lassen.

Ich selbst habe mich ernst und ehrlich bemüht, Sie zu klassifizieren, um Sie als ein Glied der großen Kette zu empfinden, um mich zu dem Verständnis der Geschichte Ihrer Entwicklung durchzuarbeiten — aber umsonst.

*) Gauguin beabsichtigte Frankreich zu verlassen und sich für immer nach Australien einzuschiffen. Zu diesem Zweck brauchte er Geld und wollte eine Auction seiner sämtlichen Bilder veranstalten. Zum Katalog dieser Auction bat er Strindberg, der ihn mehrfach besucht hatte, ihm ein Vorwort zu schreiben. Der Brief Strindbergs ist zur Erklärung des folgenden Briefs Gauguins notwendig.

Ich denke an meinen ersten Pariser Aufenthalt im Jahre 1876. In der Stadt herrschte eine trübe Stimmung, denn die Nation trug noch die Trauer um die letzten Geschehnisse und blickte mit Bangen in die Zukunft; irgend etwas war in Gährung. In den schwedischen Künstlerkreisen wußte man noch nichts vom Namen Zola, denn der „Assommoir" war noch nicht erschienen; im Théatre Français wohnte ich einer Vorstellung des „Besiegten Rom" bei, in der Mme. Bernhard, der neue Stern, zu einer zweiten Rachel gekrönt wurde; und meine jungen Künstler schleppten mich zu Durand-Ruel, um etwas ganz Neues, noch Niedagewesenes in der Malkunst zu sehen. Ein junger, damals noch unbekannter Maler führte mich und wir sahen höchst merkwürdige Bilder, die größtenteils mit den Namen Manet und Monet signirt waren. Aber da ich Anderes in Paris zu tun hatte, als mir Bilder anzusehen, — ich sollte nämlich in meiner Eigenschaft als Sekretär der Bibliothek in Stockholm ein altes schwedisches Meßbuch in der Bibliothèque Sainte-Géneviève ausfindig machen — sah ich mir diese neue Malerei mit einer ruhigen Gleichgiltigkeit an. Aber am anderen Morgen ging ich, fast unbewußt, wiederum hin, und ich entdeckte „ein gewisses Etwas" in diesen seltsamen Kunstäußerungen. Ich sah das Hin- und Hersummen der Menschenmenge auf einem Bahnhof; aber ich sah nicht die Menschen selbst, ich sah den rasenden Lauf eines Schnellzuges durch eine Landschaft der Normandie, das Rollen der Räder auf einem Straßendamm, abscheuliche Porträts von ganz häßlichen Menschen, die dem Maler nicht einmal stillgehalten hatten. Von diesen ungewöhnlichen Bildern aufs Äußerste gepackt, schickte ich an eine Zeitung meines Heimatlandes einen Artikel, in dem ich versuchte, die Empfindungen aufs Papier zu bringen, die, wie ich wohl fühlte, die Impressionisten wieder geben wollten, und mein Artikel machte, als etwas Unbegreifliches, ein gewisses Aufsehen.

Als ich im Jahre 1883 zum zweiten Male nach Paris kam, war Manet gestorben, aber sein Geist lebte in einer ganzen Schule fort, die sich um die Oberherrschaft mit Bastien-Lepage stritt. Bei meinem dritten Aufenthalt in Paris im Jahre 1885 sah ich die Manet-Ausstellung. Die Bewegung hatte sich damals durchgesetzt, sie hatte ihre Wirkung getan und jetzt war sie klassifizirt. In der triennalen Ausstellung im selben Jahre, vollständige Anarchie. Alle Style, alle Farben, alle Sujets: historische, mythologische und naturalistische. Man wollte nichts mehr von Schulen noch von Richtungen hören; Freiheit war jetzt das Losungswort geworden. Taine hatte gesagt, daß das Hübsche noch lange nicht das Schöne, Zola, daß die Kunst ein Stück Natur sei, durch ein Temperament angesehen. Jedoch, inmitten der stärksten Zuckungen des Naturalismus wurde ein Name von Allen mit der größten Bewunderung ausgesprochen: Puvis de Chavannes. Er stand allein da, wie ein großer Widerspruch, mit gläubiger Seele

malend, wenn er auch ein klein wenig dem Zeitgeschmack für Anspielungen Rechnung trug (damals besaß man noch nicht den Ausdruck Symbolismus, eine höchst verunglückte Benennung für einen so alten Begriff wie die Allegorie).

Und zu Puvis de Chavannes gingen gestern Abend meine Gedanken, bei den südlichen Klängen der Mandoline und Guitarre, als ich an den Wänden Ihres Ateliers dieses Tohuwabohu von sonnigen Bildern sah, die mich die ganze Nacht im Schlaf verfolgt haben. Ich sah Bäume, die kein Botaniker in der Natur wiederfinden würde, Tiere, von denen Cuvier nicht gewußt hat, Menschen, die nur Sie haben schaffen können. Ein Meer, das einem Vulkan zu entströmen scheint, ein Himmel, in dem kein Gott wohnen kann. Mein Herr, sagte ich zu Ihnen im Traum, Sie haben eine neue Erde und einen neuen Himmel erschaffen, aber mir gefällt es nicht in Ihrer Schöpfung. Sie ist zu sonnig für so Einen wie mich, der das Helldunkel liebt. Und in Ihrem Paradies lebt eine Eva, die nicht mein Ideal ist, und wahrhaftig, auch ich habe ein Frauenideal, vielleicht gar mehrere.

Heute Morgen bin ich nun in das Luxembourg-Museum gegangen, um einen Blick auf Chavannes zu werfen, der mir immer und immer wieder in den Sinn kam. Ich habe mir mit tiefinnerlicher Sympathie den „armen Fischer" angesehen; wie sorglich er sich bemüht, die Beute zu belauern, weil sie ihm die treue Liebe seiner Gattin, die beim Blumenpflücken ist, und seines Kindes, das faullenzt, eintragen soll. Ja, aber die Dornenkrone des Fischers stört mich! denn ich hasse Christus und die Dornenkronen! Mein Herr, ich hasse Sie, verstehen Sie mich recht. Ich will keinen solchen jammervollen Gott, der sich schlagen läßt. Mein Gott, dann schon lieber Vitzliputzli, der im Sonnenschein die Menschenherzen verspeist. Nein, Gauguin ist nicht aus der Rippe Chavannes', aber auch nicht aus der Manet's oder Bastien Lepage's erschaffen.

Was ist er denn? Er ist Gauguin, der Wilde, der eine ihn störende Zivilisation haßt, er hat etwas vom Titanen, der, eifersüchtig auf den Schöpfer, in seinen müßigen Stunden sich seine eigene kleine Schöpfung macht, er ist das Kind, das seine Spielsachen zerstört, um sich neue daraus zu formen, er ist Einer, der leugnet und trotzt und lieber den Himmel rot sieht, als ihn blau mit der Menge zu sehen. Es scheint mir, weiß Gott, als ob mir, seit ich mich warm geschrieben, ein gewisses Verständnis für Gauguin's Kunst kommt.

Man hat es einem modernen Schriftsteller vorgeworfen, daß er keine wirklich existirenden Wesen male, sondern sich ganz einfach seine Personen selbst konstruire. Ganz einfach!

Glückliche Reise, Meister! Aber bitte, suchen Sie mich bei Ihrer Rückkehr auf.

Vielleicht habe ich bis dahin gelernt, Ihre Kunst besser zu verstehen, was es mir ermöglichen würde, ein wirkliches Vorwort für einen neuen Katalog für ein neues Hotel Drouot zu schreiben, denn auch ich fange an, ein unendliches Bedürfnis zu fühlen, ein Wilder zu werden und eine neue Welt zu erschaffen.

Paris d. 1. Februar 1895.

August Strindberg.



Paul Gauguin, Selbstbildnis.

Lieber Strindberg!

Ich erhielt heute Ihren Brief; Ihren Brief, der ein Vorwort für meinen Katalog ist. Ich bekam den Einfall, Sie um dies Vorwort zu bitten, als Sie neulich in meinem Atelier die Guitarre spielten und dazu sangen. Ihr blaues Nordländer-Auge blickte aufmerksam auf die Bilder, die an den Wänden hingen. Ich ahnte gewissermaßen eine Empörung in Ihnen: den Anprall Ihrer Zivilisation gegen mein Barbarentum.

der Zivilisation, an der Sie kranken, das Barbarentum, das für mich zum Verjüngungsmittel wird. Vor der Eva meiner Wahl, die ich in den Formen und Harmonien einer anderen Welt gemalt habe, sind vielleicht Erinnerungen in Ihnen wachgeworden an eine schmerzliche Vergangenheit. Die Eva in Ihrer zivilisirten Fassung macht Sie und uns Alle fast immer zu Weiberfeinden; die primitive Eva, die Ihnen in meinem Atelier Angst gemacht hat, könnte Ihnen sehr wohl eines Tages weniger bitter lächeln. Diese Welt, die vielleicht weder ein Cuvier noch ein Botaniker finden würde, könnte ein Paradies sein, das ich nur in leichten Strichen angedeutet habe. Und von der Andeutung bis zur Verwirklichung des Traumes ist ein weiter Weg. Doch was tut das? Ein Glück ahnen, ist das nicht schon ein Vorgeschmack des Nirwana?

Die Eva, die ich gemalt habe (und nur sie) kann sich, logischerweise, nackt vor unseren Augen zeigen. Die Ihre müßte, in diesem einfachen Zustand, nicht ohne Unkeuschheit zu schreiten, und zu schön (vielleicht) würde sie ein Übel und einen Schmerz heraufbeschwören.

Um Ihnen meinen Gedanken verständlicher zu machen, werde ich nicht die beiden Frauen direkt, sondern ihre Sprachen miteinander vergleichen. Die maorische oder turanische meiner Eva mit der Sprache, welche die von Ihnen unter Allen auserwählte Frau spricht, die Sprache mit Beugungen, eine europäische Sprache.

In den australischen Sprachen, die nur die notwendigen Elemente in ihrer rohen Einfachheit kennen, die ohne irgendwelche Sorgfalt für Glättung des Styls einzeln oder in Verbindungen dastehen, ist Alles nackt, glänzend und ursprünglich. Während in den Sprachen mit Beugungen die Wurzeln, mit welchen sie, wie alle Sprachen, angefangen haben, im täglichen Verkehr, der ihr Relief und ihre Konturen abgenutzt hat, mehr und mehr verschwinden. Sie wird zu einer Mosaik, die so fein ausgeführt ist, daß man schließlich das mehr oder weniger feine Gefüge der Steine übersieht und nur noch eine schöne Steinmalerei bewundert. Nur ein sehr geübtes Auge kann dann den Zusammensetzungsprozeß unterscheiden.

Entschuldigen Sie diese lange philologische Abschweifung; ich hielt sie für notwendig, um zu erklären, warum ich eine immerhin barbarische Zeichnung anwenden mußte, um dem Reiz eines turanischen Landes und Volkes gerecht zu werden.

Es bleibt mir nur noch übrig, Ihnen zu danken, lieber Strindberg. Wann werden wir uns wiedersehen?

An jedem Tage, so wie heute, von ganzem Herzen der Ihrige.

Paul Gauguin.

An Daniel de Montfreid.*)

Tahiti, d. 7. April 1896.

Seit meiner Ankunft verschlechtert sich meine Gesundheit von Tag zu Tag. Mein gebrochener Fuß verursacht mir fürchterliche Schmerzen; ich habe zwei Wunden, die sich trotz größter Bemühungen des Arztes nicht schließen wollen, was in den heißen Ländern immer seine Schwierigkeiten hat. Sowie die Nacht anbricht, stellt sich heftiges Reißen ein, das mich bis Mitternacht wachhält. Sie müssen schon zugeben, das Leben geht grausam mit mir um.

Während meines ersten Aufenthalts in Tahiti habe ich unerhörte Anstrengungen gemacht; Sie haben die Resultate in der Rue Lafitte gesehen. Was habe ich dabei erreicht? Eine vollständige Niederlage. Feinde, weiter nichts. Das Pech wird mich mein Leben lang unerbittlich verfolgen. Je mehr ich vorwärts gehe, desto mehr geht es abwärts mit mir. Vielleicht habe ich kein Talent, doch glaube ich wiederum (jede Eitelkeit bei Seite), daß man keine künstlerische Bewegung, sei sie auch noch so klein, macht, ohne welches zu haben, oder sonst giebt es recht viele Narren. Kurz, nach den damaligen Anstrengungen darf keine mehr folgen, ohne Früchte zu tragen. Ich habe jetzt gerade ein Bild von 1 m 30 zu 1 m fertig, das mir besser erscheint als alle meine früheren: eine nackte Königin liegt auf einem grünen Teppich, eine Dienerin pflückt Früchte, zwei Greise im Schatten mächtiger Bäume diskutiren über den Baum der Erkenntnis; im Hintergrunde ein Fluß. Die leichte, in ein paar dünnen Strichen angedeutete Skizze kann Ihnen nur einen unbestimmten Begriff davon geben. Ich glaube, in Bezug auf Farbe ist mir noch nie ein Bild von so ernstem und großem Klang gelungen. Die Bäume blühen, der Hund steht Wache, die Tauben, rechts, girren. Wozu sollte ich wohl dies Bild hinschicken, wenn so viele schon dort sind, die keine Käufer finden und nur das feindliche Geheul herausfordern. Und dies Bild wird ein noch stärkeres Geheul hervorrufen. Ich bin dazu verdammt freiwillig zu sterben, um nicht Hungers sterben zu müssen.

Gerade jetzt habe ich mir 500 Frs. geborgt, um auf ein paar Monate zu essen zu haben. Mit den 500 Frs., die ich noch auf mein Haus schuldig bin, macht das also tausend Frs. Schulden.

Und ich bin nicht etwa unvernünftig. Ich komme mit 100 Frs. monatlich aus und zwar mit meiner vahiné, einem jungen Mädchen von 13½ Jahren. Sie müssen doch sagen, daß das nicht zuviel ist. Dazu kommt noch Tabak für mich und Seife und ein Kleid für die Kleine: zehn Frs. Toilettengeld monatlich.

*) Gauguins Freund und Verwalter seines litterarischen Nachlasses. Auch die folgenden Briefe sind an ihn gerichtet.

Und wenn Sie meine Installation sehen würden: eine Hütte mit einem Strohdach, einem Atelier-Fenster, zwei Kokospalmenstämmen, die in Form von hanakischen Göttern geschnitzt sind, einige blühende Sträucher und ein kleiner Schuppen für Pferd und Wagen. Nun ja, ich habe einige Ausgaben für meine Niederlassung gemacht, um keine Miete zahlen zu müssen und um das sichere Gefühl zu haben unterm eigenen Dach zu schlafen.

An denselben.

Papeete d. 10. Nov. 1897.

Ich hätte beinahe vergessen, über Ihren Freund, den Litteraten, zu sprechen. Ich zweifle nicht, daß er viel Talent hat, doch glaube ich, es ist über mich schon Alles gesagt worden, was man sagen und was man nicht sagen soll. Ich wünsche mir einzig und allein Schweigen, Schweigen und nochmals Schweigen. Man soll mich nur ruhig und vergessen sterben lassen, und muß ich leben, so möge man mich noch ruhiger und noch vergessener leben lassen.

Was kommt es darauf an, ob ich Schüler von B. oder von S. war! Wenn ich Schönes geschaffen habe, so wird nichts es verdunkeln können und wenn ich Dreck gemacht habe, wozu ihn vergolden und die Leute über die Güte der Waare betrügen wollen?

Das Eine ist sicher: die Gesellschaft kann mir nicht vorwerfen, ihren Taschen mittels Lügen viel Geld entlockt zu haben. Wenn ich eine Rechnung aufstellen würde über die Bilder, die in anderen Händen sind, so kommen weit mehr geschenkte als verkaufte Bilder dabei heraus. Aber glauben Sie nicht etwa, daß ich dies bedauere, ganz im Gegenteil!

9. Dez. 1897.

Sie schreiben mir, ich soll das Segel am Großmast halten, aber wie Sie wissen, da Sie selbst ein wenig Seemann sind, man hält das Segel, selbst das trockne Segel nur mittels einer Spur von einem Vorstagsegel und einem Stück Briggsegel. So viel ich auch in meinen Schiffskammern nach solchen Stücken Leinwand suche, ich kann nichts davon zu finden.

Meine Gesundheit wird von Tag zu Tag schlechter, und um das, was ich durch die ewige Unruhe an Kraft verloren habe, wieder einzuholen, habe ich nicht einmal mehr ein Stück Brot. Ich lebe von etwas Wasser und einigen Guyavafrüchten und Margostan-Äpfeln, die jetzt gerade wachsen, und manchmal von einigen Süßwasser-Krevetten, wenn meine Vahiné Glück hat und welche fängt.

11. Februar 1898.

Ich wollte mir das Leben nehmen. Mit diesem Entschluß bin ich in die Berge gegangen; die Ameisen sollten dort meinen Körper zerfressen. Ich hatte keinen Revolver, aber ich hatte Arsenik, das ich mir während meiner Erkrakung an Excema zusammengespart hatte. War die Dosis zu schwach oder war es die Wirkung des starken Erbrechens, die den Vergiftungsprozeß zu Nichte machte, wodurch der Körper das Gift ausstieß, ich weiß es nicht. Jedenfalls aber, nach einer Nacht des furchtbarsten Leidens bin ich in meine Wohnung zurückgekommen. Und während dieses ganzen Monats bin ich von einem heftigen Drucke an den Schläfen, von Schwindelanfällen und Übelkeiten bei meinen kargen Mahlzeiten heimgesucht worden...

Noch ehe ich sterbe, wollte ich ein großes Bild malen, das ich fertig im Kopfe hatte, und in den letzten vier Wochen habe ich Tag und Nacht in einem unerhörten Fieber gearbeitet. Freilich ist das kein Bild geworden in der Art eines Puvis de Chavannes: erst Studien nach der Natur, dann ein vorläufiger Karton, etc. Es ist durchgängig aus dem Kopf gemalt, frisch vom Pinsel weg, auf einer Sackleinwand voller Knoten und Unebenheiten. Daher sieht es auch furchtbar karg aus und man wird sagen, daß es flüchtig und unfertig ist...... In Wahrheit habe ich aber meine ganze Energie daran gesetzt, es ist in einer so schmerzlichen Leidenschaft unter so fürchterlichen Begleitumständen entstanden und ist eine so ganz bestimmte Vision ohne Verbesserungen, daß das Eilige verschwindet und volles Leben daraus hervorquillt. Es ist eine Leinwand 4,50 m zu 1,70 m Höhe. Die beiden Ecken des Bildes sind chromgelb, mit der Inschrift auf der linken Seite und meiner Signatur rechts, in der Art einer an den Ecken beschädigten Freske auf einer goldenen Wand. Rechts unten ein schlafendes Kind und drei hingekauerte Frauen. Zwei in Purpur gekleidete Frauen teilen sich ihre Gedanken mit. Eine Figur, im absichtlichen Widerspruch zur Perspektive, kolossal, sitzt gekauert da, hebt einen Arm in die Höhe und sieht erstaunt die beiden Menschen an, die es wagen, über ihr Schicksal nachzudenken. Eine Figur in der Mitte pflückt eine Frucht. Zwei Katzen neben einem Kind. Eine weiße Ziege. Das Idol, beide Arme geheimnißvoll und rythmisch emporhebend, scheint auf das Jenseits hinzuweisen. Eine auf dem Boden kauernde Figur scheint dem Idol zuzuhören. Und schließlich eine Greisin, die, dem Tode nahe, einzusehen scheint, daß es gleich ist, was man denkt und somit den Schlußstein zu dieser Legende bildet. Zu ihren Füßen sitzt ein seltsamer, weißer Vogel, der eine Eidechse in seinen Krallen hält und die Nutzlosigkeit aller eitlen Worte versinnbildlicht.

All das spielt sich am Rande eines Baches im Walde ab. Im Hintergrund erst das Meer, dann die Berge der benachbarten Insel. Trotz der Ton-Übergänge ist die

Landschaft durchweg in Blau und in Veronesergrün gehalten. Davon heben sich alle Figuren in einem kühnen Orangeton ab. — Ich schicke Ihnen anbei eine schlecht gekommene Photographie meiner Doppelhütte, die linke dient mir ausschließlich als Atelier; ich habe sie sehr reizvoll mit einigen Skulpturen hergerichtet. Im Ganzen sind es zwanzig Meter Länge auf acht Meter Breite, den kleinen Garten, den ich mir angepflanzt habe, mit eingerechnet. Muß es mal eines Tages verkauft werden, so will ich nicht die Zerstörung meiner Behausung mitansehen.

15. April 1898.

Im nächsten Monat wird eine Schuld von 1200 Frs. fällig und ich zittere wie Espenlaub. Ich nahm meinen ganzen Mut zusammen und habe mich vor dem Gouverneur gedemütigt. Ich habe Schreibarbeit (bei den öffentlichen Bauten) und geometrische Zeichnungen zu machen bekommen für den Tageslohn von sechs Francs. Was tut das? ich werde den Kelch meiner Schande leeren, und weiß Gott, wie ich die Arbeit machen werde, die mir von einem Zeugwärter zugeteilt wird........ Warum bin ich im vorigen Monat nicht gestorben. Man wird sagen müssen, daß ich meine Pflicht getan habe und Alles daran gesetzt habe, das Segel gehißt zu halten.

13. April 1899.

Augenblicklich habe ich, in Ermangelung anderer Hoffnungen, etwas Freude an den Samen, die Sie mir geschickt haben. Die meisten sind aufgegangen. Werden sie zu voller Reife gelangen? Die Iris, die Dahlien und Gladiolen schießen schnell und wundervoll aus dem Boden. Dafür waren die Anemonen innerhalb dreier Tage wie vom Erdboden verschwunden. Unmöglich, auch nur eine Spur davon zu entdecken! Alles zusammen mit den vielen blühenden Sträuchern Tahitis wird um meine Behausung herum ein wahres Eden schaffen; und wenn ich wieder soweit bin malen zu können, und keine Phantasie mehr haben sollte, werde ich einige Blumenstudien machen. Kurz, es ist für mich eine große Freude, und die habe ich sehr nötig. Denn mein Leben ist so traurig durch diese Krankheit, die alle meine Kräfte aufzehrt.

9. Mai 1899.

Wer konnte die ganze Reihe von Unglücksfällen und Enttäuschungen vorahnen? Ohne dieses Rindvieh, den L., der mir fest zugesagt hat meine Bilder verkaufen zu können, wäre ich nicht abgereist. Statt der Niederlassung, die ich geplant hatte, d. h. ein Pachtgut, wodurch das materielle Leben so gut wie gesichert ist, habe ich nichts als Schulden, und noch dazu in einem Lande, wo einem keinerlei Hilfsquellen zu Gebote stehen. Ich wollte zum Beispiel einen kleinen Garten anlegen lassen (denn durch meine Krankheit kann ich nichts selbst machen), um Gemüse zu ziehen; aber dazu mußte ein Brunnen

gebohrt werden. Das Loch ist beinahe fertig, aber da kein Geld da ist, bleibt Alles liegen. Ich wünschte Sie könnten eines Tages in einem Feenwagen herüberkommen und sehen, was ich gemacht habe, Sie müßten dann selbst sagen, wie geschickt und praktisch ich war. Hätte ich von Anfang an das Notwendige gehabt, auf das ich gerechnet hatte, so wäre ich heute Besitzer einer kleinen Plantage, die mir jährlich 1500 Frs. einbrächte in Nahrungsmitteln — Vanille, Kaffee, Gemüsen und Geflügel. Statt dessen habe ich ein Objekt von ungefähr 3500 Frs., das Haus mit dem Grund und Boden, und dazu 150 Frs. Rente aus den Kokos-Anpflanzungen. Und es gehört schon ein wahres Kunststück dazu, so weit zu kommen.

Zum Schluß schreiben Sie mir über meine Malerei, und Sie sagen mir ganz ehrlich Ihre Meinung, so, wie ich Sie darum bat. Ich bin und bin nicht derselben Meinung wie Sie. Ich habe nur Absichten und Versprechungen hineingezeichnet..... Ja, glauben Sie etwa, daß man solche Absichten zeigen oder gar betonen kann, indem man die einzelnen Teile ziseliert, besonders in einem großen, dekorativen Bilde? Ist das denn das wahre Ziel eines großen Bildes? Gerade in unserer Epoche wird der schwere Fehler gemacht, alle Bilder als Staffeleibilder zu behandeln, oder bei Anderen, wie bei Gustav Moreau, den Mangel an Phantasie (oder Konzeption, wenn Sie wollen) durch genaues Durcharbeiten und Vollendung des Handwerks zu ersetzen, also nichts mehr zu versprechen durch übertriebenes Unterstreichen. Und erweckt nicht gerade das Versprechen jenes Geheimnisvolle und steht nicht unsere Natur dem Absoluten fremd gegenüber? Die Ausstellungen haben die fertigen Bilder gezeitigt, und aus Opposition ist man manchmal glücklich, das unvollendete Bild eines Meisters in einem Museum zu finden, einen Corot zum Beispiel — gerade die Corots, die mit einem so besonderen Zauber nur skizzirt sind.

Was mich stets hauptsächlich beschäftigt ist zu wissen, ob ich auf dem rechten Wege bin und fortschreite, oder ob ich Kunstfehler mache, denn das Material, die Sorgfalt, die Ausführung und selbst die Vorbereitung der Leinwand kommen erst ganz zuletzt in Frage. Das Alles läßt sich noch immer gutmachen, meinen Sie nicht auch? während es sehr heikel und furchtbar schwer ist, in die Kunst einzudringen.

In der kurzen Zeit, als ich im Atelier Montparnasse korrigirte, sagte ich immer zu den Schülern: Erwarten Sie nicht etwa, daß ich daraufhin korrigire, ob Ihre Figur zu lang oder zu kurz ist (wer weiß das übrigens so genau?) sondern auf Kunstfehler, Verstöße gegen den guten Geschmack etc. Zur Genauigkeit werden Sie schon noch gelangen, wenn Ihnen viel daran liegt. Die Technik kommt ganz von selbst, sogar ohne daß man 's will, mit der Übung und desto leichter, je weniger man daran denkt.

Papeete 13. Juni 1901.

Da die letzte Post unerwartet abging, hatte ich gerade nur ein paar Minuten Zeit um Ihnen die wenigen unverständlichen Worte zu schreiben, und doch hatte ich Ihnen viel Wichtiges mitzuteilen. Ich gehe im nächsten Monat von hier fort und will mich auf den Marquisen-Inseln niederlassen, zwar stoße ich dabei auf lauter Schwierigkeiten, aber was macht das? ich gehe trotzdem. Ich hatte meine Niederlassung für 5000 Frs. verkauft. Damit konnte ich die Hypothek auf der Caisse Agricole bezahlen (800 Frs.) und hatte noch genügend übrig, um mich dort drüben häuslich niederzulassen. Und da tauchte nun eine Schwierigkeit auf, an die ich nicht entfernt gedacht hatte. Das dumme Gesetz erlaubt nicht, daß man über Güter der Ehegemeinschaft verfügt, ohne die Einwilligung der Frau. Sie können sich meine Wut vorstellen. Gezwungen zu sein zu borgen! Wenn wenigstens Mr. Fayet die Statue gekauft hätte! ein solches Pech! Wollen Sie die Güte haben, sofort nach Empfang dieses Briefes S. nach der Adresse meiner Frau zu fragen und ihr dann einen Brief zu schreiben, ungefähr beiliegenden Inhalts ...... Ich bin unter unbedingter und unbeschränkter Gütergemeinschaft verheiratet, ohne irgendwelchen Kontrakt.

Ich glaube, auf den Marquisen-Inseln, wo es ganz leicht ist Modelle zu bekommen, (etwas was hier auf Tahiti von Tag zu Tag schwerer wird) und mit Landschaften, die noch zu entdecken sind, kurz mit ganz neuen und weit wilderen Elementen, werde ich Schönes schaffen. Hier begann meine Phantasie sich abzukühlen und zudem gewöhnte sich das Publikum zu sehr an Tahiti.

Die Welt ist so dumm, daß wenn man Bilder zeigen wird, die neue und wilde Elemente enthalten, ihr Tahiti selbstverständlich und reizvoll vorkommen wird. Meine Bilder aus der Bretagne sind wegen Tahiti das reine Zuckerwasser geworden. Tahiti wird kölnisches Wasser gegen die Marquisen sein.

Es giebt Maler, die nur von der Provinz leben, und ich glaube, für mich ist das vorteilhafter als all die Ausstellungen in Brüssel, Norwegen etc., wo ich der Kritik als Prügelknabe diene, und mich dann ein Haufe ausländischer Maler dazu benutzt, sich eine Originalität zu schaffen. Sie malen Gauguin, aber natürlich viel besser.

Die Kritik ist verganglich, das Kunstwerk bleibend. Darin liegt Alles. Leider haben wir von dem wahren Kunstwerk nur eine leise Vorahnung und erst die Zeit befestigt es und setzt Alles an seinen richtigen Platz.

Ich wäre sehr glücklich, wenn ich durch Ihre Briefe hörte, daß Sie endlich den Platz einnehmen, der Ihnen in der Welt gebührt, und zwar durch eigenes Verdienst und nicht durch elende Intrigen, wie sie jetzt bei den modernen Malern gang und gäbe sind. Wenn Sie mir bei Gelegenheit, als Tausch gegen meine Holzskulpturen, die ich am liebsten

in Ihrem Besitz weiß, ein kleines Bild von Ihnen schicken könnten, etwa Ihr kleines Selbstporträt, so wäre ich glücklich, es in meinem Zimmerchen auf den Marquisen-Inseln aufzuhängen. Sie könnten es mir einfach als Rolle per Post schicken und ich würde ein hübsches geschnitztes Rähmchen darum machen.

Papeete August 1901.

Ich schreibe diesen Brief im Voraus, denn sowie das Postschiff eintrifft, fahre ich nach den Marquisen, es war nicht leicht. Endlich! — — — Würde nicht auch eine große Erschöpfung der Phantasie eintreten, wenn sie in eine einzige Note gezwungen wird? Ich habe es immer gesagt — wenn nicht gesagt, so doch gedacht — daß die literarische Poesie des Malers etwas für sich allein Dastehendes ist und nicht etwa eine in Formen ausgedrückte Illustration oder Übersetzung des Wortes. Man muß in der Malerei überhaupt mehr die Suggestion als die Beschreibung suchen, übrigens genau so wie in der Musik. Man wirft mir manchmal vor, daß ich unverständlich bin, und das nur, weil man eben in meinen Bildern ein erklärendes Element sucht, das garnicht drin ist. Über dies Thema ließe sich endlos hin und herreden, ohne daß dabei etwas Positives herauskäme.

Mein Gott, seien wir doch froh! Die Kritik mag ruhig ihre Dummheiten sagen, wenn wir nur das berechtigte Gefühl unserer Überlegenheit haben. Ein Haufe Dummköpfe, wie sollten die wohl unsere Genüsse zergliedern können!

Constantin Meunier

belgischer Bildhauer und Maler

geboren am 12. April 1831 in Brüssel, gestorben daselbst 4. April 1907.

An Henry van der Velde, Professor an der Kunstschule in Weimar.

18. Febr. 1901.

Mein lieber Freund!

Dank für Ihren guten Brief. Graf Keßler sollte Ihnen ausrichten, wie sehr ich es bedauert habe, Sie nicht in Berlin getroffen zu haben. Sehr glücklich war ich aber, ihm zu begegnen und einige angenehme Stunden bei ihm verbringen zu können. Er wird Ihnen mitgeteilt haben, daß er mir einen großen künstlerischen Genuß bereitet hat. Dieser wunderbare Fries aus Pergamon, — das Leben selbst in einem Stil von Größe und Wucht, — dies allein lohnte für mich die Reise, — und ohne seine Hülfe hätte ich Berlin verlassen, ohne zu ahnen, daß dies Museum existiere. Uebrigens haben Sie recht, ich habe kindisch gehandelt, allein nach Deutschland zu kommen. Seit dem Frühjahr plante ich die Reise, die immer wieder verschoben wurde, durch die Arbeiten für le Monument au travail, dessen endgültige Form ich suchte, da mich die Skizze immer noch nicht befriedigte. Da kam mir der Gedanke, mir Rat bei Hortà zu holen, welcher mir hilfreich zur Seite gestanden hat, ohne das Archetiktonische zu betonen, sich selbst ganz ausschaltend. Das neue Modell ist von kräftigerem, derberem, mächtigerem Aussehen, ohne unnötige Details, ohne Profile und ornamentale Verzierungen. Ich halte es so für besser. Ich wäre sehr froh, Ihre Meinung darüber zu hören, — da Sie mir Ihr Kommen nach Brüssel versprechen.



Constantin Meunier von Max Liebermann.

Um auf meine Reise nach Deutschland zurückzukommen, — eines schönen Morgens beschloß ich aufzubrechen und reiste ab. Leichtsinnigerweise, denn so bin ich um die Freude

gekommen, Ihnen zu begegnen. Es ist nichts Angenehmes um eine lange Reise ohne Gefährten. Ich hatte auf Charpentier gehofft, der mir seine Begleitung zugesagt hatte, der mich aber im letzten Augenblick im Stich ließ. Ich war in München, wo ich Gelegenheit hatte M. zu treffen, der ein angenehmer Gesellschafter ist. Ich habe dort mit großem Genuß das schöne Museum wieder gesehen, wo unter anderem sich prächtige Rubens befinden....

Dann habe ich Dresden besucht mit seinem prachtvollen Museum, welches Sie von der Zeit her kennen, als wir uns dort mit unseren Familien aufhielten, — sie ist mir in angenehmer Erinnerung geblieben.

Ich habe auch auf meiner Reise das wundervolle Museum von Kassel gesehen, — welch herrliche Rembrandts und welch schöne Jordaens, — ein Maler, der noch nicht genügend gewürdigt wird.

Dann war ich in Essen, wo ich ausgezeichnet von Herrn Krupp empfangen wurde, eine einnehmende Persönlichkeit, — fürstliche Besitzung. Die Werke sind riesig, 22 000 Arbeiter, aber im Allgemeinen sind unsere kleinen Fabriken malerischer. Im Ganzen habe ich viel schönes gesehen. Was Herrn Krupp betrifft, den König dieser Höllen, so tut er, glaube ich, viel Gutes, aber mit etwas zu viel Wichtigkeit..

Viele Grüße an alle, und vergessen Sie nicht mich dem Grafen Keßler zu empfehlen und ihm zu sagen, daß ich gern bereit bin, den wundervollen Kopf Nietzsche's zu machen; wir haben darüber gesprochen.

Hoffentlich auf baldiges Wiedersehen.

Herzlichst der Ihre

C. Meunier.

Félicien Rops

geboren den 7. Juli 1833 in Namur, gestorben den 23. August 1898 zu Essonnes bei Corbeil.

Knocke, März 1872.

Seit zwei Monaten sucht mich Ihr Brief auf allen Dünen Seelands und erwischt mich endlich hier in diesem verlorenen Weiler der flandrischen Küste. Der Brief muß schon die Nase eines Jagdhundes gehabt haben, um mich in Knocke zu finden, wohin seit zwanzig Jahren kein Briefträger den Fuß gesetzt hat. Ich freue mich aufrichtig, daß Ihnen das Enterrement au pays walleu gefallen hat; Ihr gütiger Brief ist für mich eine Ermutigung, wie immer, wenn mich Leute loben, deren Talent und Gesicht mir sympathisch sind. Ich glaube, die wirklichen Künstler arbeiten wie die wirklichen Schriftsteller nur um Beifall und Zustimmung der paar Leute, mit denen sie sich in einer Art geistiger Gemeinschaft fühlen. In dem ‚Enterrement' ist nichts chargiert. Eher bin ich unter der lugübren Wahrheit der Sache geblieben. Ich kann übrigens nur nach der Natur arbeiten, versuche ganz blöd und simpel das zu geben, was ich mit meinen Nerven fühle und mit meinen Augen sehe — das ist meine ganze Aesthetik, die ich zu prakticieren versuche, und ich finde das schon verflucht schwierig.

Talent habe ich noch keines, bekomme es vielleicht mit der Kraft des Willens und der Geduld. — Etwas anderes habe ich mir noch in den Kopf gesetzt: Scenen und Typen dieser Zeit zu malen, die ich sehr merkwürdig und interessant finde; die Frauen sind so schön wie nur irgendwann und die Männer ja immer die gleichen; die Perücke Louis XIV. macht nicht die Molière'sche Komödien. Zudem haben die Leidenschaft für brutale Genüsse, die Geldwut und die gemeinen Interessen auf die Gesichter der meisten unserer Zeitgenossen eine höchst eigentümliche Maske gelegt, auf der man den „Instinkt der Perversität", von dem Poe spricht, in Majuskeln liest. Das alles scheint mir amüsant und charakteristisch genug, wenn die Künstler ehrlich versuchen wollten, die Physiognomie ihrer Zeit festzuhalten.

Sie fragen mich, wo man meine besseren Sachen finden könne. Ich habe ja wahrhaftig eine Menge gezeichnet, lithographiert und radiert, aber mein Gott, wo meine armen Blätter sind, an denen übrigens die flämischen und die holländischen Herausgeber, die den traurigen Einfall hatten, mich zu publicieren, wenig genug verdient haben? Ich habe mich drum auch entschlossen, in Paris um meine künstlerische Adoptierung einzukommen. Aber glauben Sie nicht, daß ich über meine geringen Erfolge jammere . . Mein Stolz träufelt Balsam auf die Wunden meiner Eigenliebe.

Wenn Sie in Brügge gelebt haben, diesem alten nordischen Venedig, das nur mehr ein herrliches Grab ist, wo die gothischen Paläste traurig auf die Wasserrosen

im Hafen schauen, in dem einmal hundert Schiffe gleichzeitig vor Anker gehen konnten, wo nur alte Weiber, häßliche, gelbe Hemlingsgesichter wie Klagefrauen der großen Vergangenheit an den verlassenen Quais hocken, da werden Sie das tiefe Erstaunen begreifen, das mich faßte, als ich mich zum ersten mal diesem höchst sonderbaren Produkt gegenüber befand, das sich „die Pariserin" nennt. M. Prud'homme, der an einer Boulevardecke auf die Hottentotten-Venus im Nationalkostüm stößt, wird weniger weg sein, als ich es vor diesem unglaublichen Composé von Seide, Nerven und Puder war. Und wie ich sie liebe! Zwei, drei Blätter, die ich aus meinem Buch reiße, zeigen Ihnen, daß ich meine Zeit da unten nicht verloren habe. Ich habe etwa hundert ‚Rosières du diable', die ich diesen Winter herausgeben will, und von hier nehme ich an die zweihundert flämische und holländische Studien mit. Mit der gleichen glücklichen Freude zeichne ich die großen bemalten Augen der Pariserin und das benedeite und üppige Fleisch meiner flandrischen Schwestern. Sie sollen meine „Zeeländerinnen" sehen! Mit dieser Verbindung Spanien-Flandern, dieser Heirat von Schnee und Sonne ist eines der schönsten Menschengeschöpfe entstanden. Rubens wußte das! Schön sind sie und einfach und voll Glut; sie haben eine Simplicität der Bewegung von epischer Größe. Barbey d'Aurevilly fällt einem ein: „L'épigne est possible dans tous les sujets, qu'il chante le combat à coups de bâton d'un bouvier dans un cabaret, ou la rêverie d'une buandière battant son linge au bord du lavoir, et cela sans avoir besoin de l'histoire. Il ne s'agit que de frapper juste toute pierre, si salie qu'elle soit dans le sornières de la vie, pour en faire jaillir le feu sacré; seulement, pour frapper ce coup juste, il faut la suprême adresse de l'instinct, qui est le génie, ou l'adresse de seconde main de l'expérience, qui est du talent plus ou moins cultivé." Kann man schon nicht das Genie haben, dann probieren wir es im zweiten Glied dieser ‚esprit frappeurs'; aber was muß man da nicht alles zeichnen, radieren, malen, lithographieren — große Götter!

Auf Wiedersehen diesen Winter in Paris, wo ich meinen künstlerischen Kreuzweg beginnen will. Daß ich nicht öfter als dreimal stürze. F. R.

1874.

Ich habe ein großes Blatt für die „Vie Parisienne" gemacht ‚zwei Tage in Monaco'. Unglücklicherweise hat Robida, der es auf den Stein zu zeichnen von Mascelin beauftragt ist, die Hälfte von sich hineingebracht und dem Ganzen den Charakter genommen. Was für eine intelligente Büffelherde diese Zeichenjournalisten! Zum Tollwerden. Zum Glück habe ich nicht erlaubt, daß man meinen Namen darunter setzt. Die Dame rechts unten in der Ecke, die ihren Gatten zum letzten Zug nach Nizza begleitet, mit

einem weißen Fächer, das ist sie, mein Freund. Sie, SJE! oder sollte es vielmehr sein vor dem Robida, der aus dem Ganzen einen elenden Ropsida gemacht hat. SJE ist wirklich herrlich, kaum schön, aber herrlich!!! Groß wie ich, brandrot, wollüstig, kühn — zu reich, was mich Geld kostet — dreißig Jahre! Ich, der ich die jungen Mädchen anbete, es ist unerhört! Ich bin ganz verrückt! Sie hat eine Art nach der Villa Bella



Félicien Rops.

zu kommen, die von einer anbetungswürdigen Unvorsichtigkeit ist. Sie kommt mit ihrer Tochter (11 Jahre und zu schön, ein ‚Ideal'). Ich seh sie von weiten kommen, im scharfen Trab ihrer beiden Füchse; der Wagen hält plötzlich in dem weißen Staub, das Gitter ist schon offen, ich hinter dem Vorhang. Ein mächtiges Frou-Frou auf der Treppe. Ein Duft von Veilchen, sie ist da, beißt mich und weg ist sie! Der Wagen verschwindet wie die goldene Karrosse Aschenbrödels. Ach diese Frau! Eine rotblonde Mme. Stevens, aber mehr Kind, mehr Eigensinn, und jünger, heftiger — ein Teufelsweib! Sie gleicht nichts als sich selber, und das ist das Entzückende.

Ich habe unter den blauen Augen der keuschen Diana, Lächeln auf den Lippen und ein Bouquet Violettes de Parme im Knopfloch ein Dach überschritten, ein 45° geneigtes Dach, 23 Meter über dem Meer, ein Dach ohne Dachrinnen!!! Ohne Dachrinnen, verstehst du! Das sieht wie nichts aus: ohne Dachrinnen, aber man solls probieren! welches Dach mich von einer schönen Dame trennte, der ich einfach den himmlischen Berg küssen mußte, „Grande Vénus, ton mont sacré!" — Sie sagte mir neulich, daß die grands amoureux tot seien, daß heutzutage die Männer Angst haben, Schaden zu nehmen, wenn sie was riskieren, und daß, wagte es ein Verliebter um 11 Uhr nachts in ihr Zimmer zu kommen, sie ihm sie zu küssen erlaubte wo er nur will.

Ainsi cela fut fait!

Schade, sie ist ein bischen zu sehr verheiratet!

... Diese Frau hat einen Charme, unbesiegbar und triumphierend! Ich habe Angst vor diesem Verhältnis. Die kleine Auré wird mich aus diesen unsinnigen und gefährlichen Trunkenheiten retten! Wenn sie nicht von hier fortgeht, geh ich. Ich habe Angst vor dem Verhältnis, denn sie übersiedelt nach Paris. Ja, ich habe Angst, denn die Sache geht verrückt über Maß und Grenzen. Sie schläft mit meinen Veilchen, meinen Bleistiften, meinem Album. Sie hatte ein hübsches Wort: „Vor dir hat mein Herz gesprochen, aber es hat nie gesungen". Was für ein Unterschied gegen die Prinzessin Stella! Diese große Dédaigneuse, verliebt blos zu ihren Stunden und so kalt schön! Doch man darf aus seinen Erinnerungen keinen Blague machen, und die Oliven vom Kap Martin erinnern mich an Schönes.

Ich gehe von hier nach Paris. Die kleine Auré wird mich in ihre schönen Arme nehmen. Und ihre frischen Kleinmädchen-Lippen werden diese Mittagsträume von allzuheißer Sonne verscheuchen. Sie schreibt mir jeden Tag, die teure Abwesende, jeden Morgen kommen ihre lieben kleinen süßen Briefe. Ich bin sie nicht wert, wirklich. Wir sind alle Tollhäusler, Künstler, Dichter und Idioten, die wir sind. Das sag ich so, aber wenn ich morgen den Trab der Füchse höre, so trabt mein Herz unisono mit. Sie heißt Marie, das ist „der schönste Name der Welt". Natürlich!!

Féli.

1877.

Ich weiß nicht, wohin meine Kunst geht, ob ich im vieux oder im nouveau jeu, ob ich modern oder nicht bin. Ich weiß nur das eine, daß ich nach bestem Können ehrliche Arbeit mache. Dieses Gefühl wird mich wie einen Gothiker enden lassen. Und

ich laß es geschehen. . Die Vierziger haben mir nichts genommen, weder meinen Enthusiasmus noch meinen Glauben an alle die schönen Dinge. Ob meine Zeichnung gut ist oder schlecht, das weiß ich nicht. Ich mache sie ganz ehrlich, das ist alles. Ich arbeite wie ein Benediktiner.

Januar 1879.

. . . Ich habe zwei wilde Sachen gemacht, die eine wirst du in Brüssel sehen. Manet sagte von der Studie zu Cadart, sie sei „de toute première force", und von Manet freut einen so was, denn der schmeichelt nicht. — In Paris — coups de Paris! — hatte ich Gelegenheit die schwarzen rotgeblümten Seidenstrümpfe eines schönen Kindes zu sehen und zu küssen, dessen Geliebter in Monaco ist. Ich habe sie nackt gemalt wie eine Göttin, zog lange schwarze Dänische über diese schönen schmalen Hände, die ich seit drei Jahren küsse, und coiffierte sie mit einem dieser großen Gainsboroughs in schwarzem goldgestickten Samt, die den Mädchen unserer Zeit diese gelassene Würde der Frauen aus dem siebenzehnten Jahrhundert geben — und meine „Pornocratie" war fertig. Ich bin ganz weg von dieser Zeichnung. Sie hat fast die gleichen Dimensionen wie die „Versuchung", und ich machte sie in vier Tagen in einem überhitzten Salon; blauer Satin, voller Parfüms, wo mir das Oppoponax und das Cychamen ein die Arbeit sehr förderndes kleines Fieber gaben. Ob die jemand kauft? Aber — ist mir egal. Ich glaube es ist eine gute Zeichnung, und ich versichere dir: keine andere Absicht war dabei als meinen Enkeln ein Souvenir von dem schönen strahlenden Körper meiner kleinen Gefährtin zu hinterlassen, der teuren Kleinen, die meine Geliebteste war und bleiben wird. PS. Bemerke, daß ich Oppoponax und nicht wie alle guten Litteratoren Opoponax schreibe. Oppoponax Pastinaca (eine Ombellifere!) Die Botanik ist doch zu was gut. Dieser Duft einer Dolde! Wenn die Dichter das wüßten!

Paris, 19. August 1879.

Was sind die Maler doch für Viecher! Ich habe immer einen Schrecken vor ihnen gehabt, die zusammen mit den Musikern und Schauspielern die dümmste Race der Welt constituieren. Diese Maler laufen in die Bretagne und sehen nichts mit ihren blöden Augen! — Ich durchstreifte zweihundert Meilen skandinavische Küste; ich saß unter den Zelten der Loffoten, wo die Frauen schauen als spännen sie einen Traum weiter, den sie auf einem andern Planeten begonnen haben, ich aß Renntierfleisch mit den Lappen und trank Birkenschnaps mit den Eskimos, die ihre schneeblinden Augen schwarz bemalen. Aber bei unserer Frau von Roscoff, ich sah nie was Merkwürdigeres als die Niederbretonen der Küste! Nach dem zehnten Topf Cidre klettert er auf seinen Gaul, der aussieht wie eine Kreuzung aus einem keltischen Pudel mit

einer Eselin, hat den Berbapfelbusch als Peitsche unter der Achsel, gröhlt die Legende vom Heiligen Yves — das ist eine Silhouette, die man sehen und immer wieder ansehen muß, trifft man sie auf seinem Wege . .

Paris, 19. April 1894.

Die jungen Dichter, diese guten Kinder, legen goldne Aureolen um die Köpfe der lieben kleinen Fräulein, was die dann sehr beim Frisieren geniert. Aber wir haben das ja alle gemacht! Haben wir doch die kleinen Gänschen damit geödet, daß wir von ihnen verlangten, sie sollen uns ganz große Dinge verrichten lassen! Wir hätten sie lieber bei den Brüstchen nehmen sollen als bei den Gefühlen — das wäre auch runder gewesen! Der junge Dumas hat die richtige Formel für diese moralischen Krankheiten gefunden, die unsere Generation bedrückt und geschwächt haben: „Die Frauen inspirieren große Dinge und hindern uns, sie auszuführen". Die erste Qualität einer Frau ist die Güte. Die Güte kann schöne Hüften haben. Gott hat sie selber so geschaffen. Diese sehr gesunden Aphorismen sollten in goldnen Buchstaben bei allen Künstlern glänzen und was sie schaffen wird sich dabei besser befinden. Flaubert hat diese Education sentimentale geschrieben und beschrieben in einem wundervollen Buche. Er hat auch Briefe an ein Frauenzimmer hinterlassen, die blödsinnig damit protzte. Er hat dafür nur diese Entschuldigung, daß besagte schöne Dame ein hübsches und leichtes Bein hatte und daß sie alle bis in die Schwarzbeitze hinein betrog, die ihre schöne Litteratur machten, — wie das auch so ganz in Ordnung ist.

Henry van de Velde

Architekt

geboren den 3. April 1863 in Antwerpen.

An Herrn Karl Scheffler. Sonntag, März 99.

. . . Ihre Studie ist sicherlich unter allen die erschienen diejenige die meinen Fall am besten studiert.

Ich gewahre darin eine so zuverlässige Tiefe, daß ich in Ihnen den Mann zu sehen glaube, welcher Deutschland ein klares Bewußtsein der Bewegung geben wird, die rings-umher und in seiner Mitte ins Wesen tritt. Ich erwarte von Ihrem Lande mehr als von den andern und zwar gerade wegen jener Gesinnung, die sich in Ihnen besonders schön darstellt, die es antreibt, sich sorgfältig von allem zu unterrichten was anderswo geschieht, nachzusinnen über das was man ihm enthüllt, es nachzuprüfen und schließlich mit Enthusiasmus aufzunehmen, wenn nur sein Grund ernsthaft, vernunftgemäß und vernünftiger Beweisführung fähig befunden wird.

Ich erwarte von Ihnen, werter Herr, daß Sie uns viele ähnliche Studien geben und Ihre Forschungen und Ihre Kritiken nicht auf das Gebiet der dekorativen Künste beschränken werden. Sie werden sicherlich ebenso ausgezeichnet über Malerei und Plastik reden und die Gründlichkeit, die Sie so tief in meine Versuche eindringen ließ, wird Sie befähigen auch in ihrem Falle wie in dem meinigen Dinge zu sagen, die den Deutschen noch nicht gesagt worden sind . . . .

. . . . Was mich selbst betrifft, so ist noch nicht gesagt worden „daß meine Kunst auf der Tradition ruht".

Ich fühle tief was mich alles mit der Vergangenheit verknüpft, aber es wird mir nicht zur Fessel und hindert mich nicht darüberhinaus zu sehen. Insofern ist es mit mir doch etwas anderes. Nicht wahr?

Gehen Sie ein ander Mal noch weiter und nennen Sie meine Kunst auch klassisch; denn sie ist es, oder sucht es wenigstens zu sein. Aber hüten Sie sich daß man Sie nicht akademisch schilt. Denn das eine deckt sich mit dem andern in der Vorstellung des Publi-kums. Und wie töricht ist diese Vorstellung! Verbinden nicht unsre Lokomotiven in ihrer vernunftgemäßen Schönheit, unsre Dampfschiffe, unsre Markthallen, unsre eisernen Brücken uns mit dem Klassischen und sind nicht die unmittelbaren Nachkommen der großen Baumeister unsre Ingenieure? Jene sind aus dem Besitze der Tradition ver-trieben und diese nehmen sie in Verwahrung, die klassische Tradition.

Gewiß, ich bin mit der Gothik verwandt — durch den Geist — aber mit der Früh-gothik — dem Romanischen. Ich finde viel zu viel Phantasie — an anderer Stelle sagte ich daß ich diese für ein Laster des Geistes halte — in der späteren Gothik.

Auch Ihre Bemerkung, daß Barock und Rokoko nicht ein Abschluß sondern ein Anfang seien, zeugt von wahrer kritischer Tiefe. Aber dieser Punkt sowie die Verwandtschaft, die Sie zwischen meinen Werken und denen jener Epochen zu finden glauben, müßte noch erörtert werden. Heut kann ich an diese Erörterung noch nicht herangehen, aber ich hoffe mich eines Tages schriftlich über diesen Punkt zu äußern und ihn für mich und andere aufzuklären.

Mit Ihnen werde ich mich bald darüber verständigt haben, denn Sie vermengen den Sinn und den Geist meiner Verzierungskunst nicht mit denen der vergangenen Epochen: denn sie sind doch tatsächlich modern. Ich habe mich darüber erklärt (Artikel im „Pan") warum ich so wenig Wert darauf lege die Tradition der vernunftgemäßen Konstruktion wiederaufgenommen zu haben, wenngleich mich diese Tradition neue und unbekannte Formen finden ließ. Mehr bilde ich mir darauf ein der Schöpfer einer neuen Verzierungskunst zu sein, die zugleich begrifflich (intellektuell) und plastisch ist.

Sie charakterisieren sie ganz vortrefflich werter Herr und in dem Briefe, den Sie mir in dieser Beziehung schrieben und den ich noch nicht beantwortet habe gelingt es Ihrem forschenden und eindringenden Geiste beinahe ihren Ursprung zu fassen. Ich schulde Ihnen, werter Herr, den aufrichtigsten Dank für Ihre Bewunderung und Ihr eindringendes Studium. Ihre Studie ist mir ganz besonders wert und es ist mir eine unsagbare Freude, darin einen Denker und einen Menschen entdeckt zu haben und nicht einen Journalisten.

An Frau E. C.

9. Februar 12.

Aber selbstverständlich, verehrte Frau, autorisiere ich Sie gern jenen Brief zu veröffentlichen; obgleich ich mich seiner nicht mehr erinnere und sicherlich inzwischen meine Ansicht über viele Dinge geändert haben muß. Sagen Sie nicht, daß der Brief 1899 geschrieben ist? — Nun also, vor dreizehn Jahren von denen ich zwölf in Deutschland verlebte und ungefähr 10 in Weimar.

Ich hatte also Zeit genug mein Urteil über mich selbst, meine Handlungen und meine Werke zu revidieren um auch andere anders beurteilen zu lernen. So darf ich denn offen sagen, daß, wie sehr ich auch mein Urteil über so manchen änderte der meiner neuen Lehre folgend sich nach einem Ideale aufmachte, an das er in jenem Augenblicke ebenso fest wie ich zu glauben schien und das er in der Folge so ungezwungen verleugnete wie er es angenommen hatte, ich doch keine Veranlassung habe über mich selbst so abweichend zu urteilen, denn ich habe mich nicht geändert und der ganze Aufwand meiner Selbstkritik ging dahin, mir eine richtige Wertung der Verzierungskunst zu bilden, die ich den Architekten, den Kunsthandwerkern und dem Publikum aufzuzwingen gesucht

habe. Jetzt kann ich es besser ermessen, wie gründlich ich bei meinem Erscheinen in Berlin alles umstürzte und wie wenig die Werke, die ich brachte noch geeignet waren dem Publikum eine Ahnung davon zu geben, wohin ich es führen wollte.

Seit 10 Jahren habe ich mich jeden Tag abgemüht die endgültige Ausdrucksform zu finden und jene Kräfte in mir, die über mein Ideal und selbst meine Prinzipien Herr werden wollten, zu organisieren, und was mir in Weimar unter den friedlichsten Bedingungen, die man denken kann, zu vollbringen gelang, wird eines Tages kunden, wie das Bewußtsein dessen, was ich erreichen wollte, sich von Tag zu Tag erweiterte.

Stolz bin ich nur auf die Folgerichtigkeit meines Strebens. Und wenn ich rastlos kämpfte und die Überzeugung daß das „sic vos non vobis" das verhängnisvolle Gesetz sei, das mein Schicksal regiert, mich schmerzte, so glauben Sie mir verehrte Frau, die Sie als einer der ersten mit Ihrem Herrn Gemahl meine Versuche ermutigten; glauben Sie mir, was mich aufrecht erhielt war vor allem das Bewußtsein der Anerkennung, die man der vollkommenen künstlerischen Ehrenhaftigkeit zollte, die Jedermann, jeder aus Ihrem Kreise mir zugestand, so oft der Zufall mich zu Ihnen nach Berlin führte.

Schließlich bin ich es doch, der sein Ideal nicht verriet und mein Ideal steht noch immer aufrecht, bin ich auch wieder der einzige es zu verteidigen.

Und alle widrigen Kräfte und die Schläge eines mir eher übelgesinnten Schicksals vermögen nichts gegen diese Tatsache.

Von 1892—1912. Zwanzig Jahre, Wenn ich richtig zähle.

Zwanzig Jahre hinter demselben Ideal her zu jagen kann einen Mann wohl altern lassen, nicht aber das Ideal selbst. Und befinde ich mich wieder unter denen, die bei meinem ersten Auftreten in Deutschland mir zujauchzten, so fühle ich, wie jungfräulich und unverbraucht die Idee eines neuen Stils ist. Aber ich fühle auch immer mehr, wie schon allein das Faktum, nur für diesen Gedanken gelebt zu haben, aus mir einen Fremden gemacht hat, einen Menschen, der aus weiter Ferne zurückkehrt, einen Greis, der nicht müde wird über Dinge nachzudenken und zu reden, die die Macht der Tatsachen uns täglich mehr aufzwingt auf die aber kein Mensch mehr achtet noch daran denken will.

So könnte es denn fast scheinen, als habe für den Stil die Epoche des Unbewußtseins begonnen nachdem wir über ihn allzu bewußt beratschlagt und gesprochen hatten.

Für die Verwirklichung des neuen Stils kann das nur förderlich sein. Die Kräfte die uns überkommen ohne sich anzukündigen — ohne vorherige Warnung — wie die Liebe und der Tod — sind die einzigen unvermeidlich siegreichen und ewigen.

Empfangen Sie, verehrte Frau, die Versicherung meiner vorzüglichen Ergebenheit und bringen Sie mich gütigst Ihrem Herrn Gemahl in geneigte Erinnerung.

Ihr Van de Velde.

Johan Thorn Prikker *)

holländischer Maler.

Oktober 1892.

. . Ich kann mir vorstellen, wie schön die Natur bei Euch (in Indien) sein muß, wie reich muß sie da sein, kostbar wie türkische Weihrauchgefäße mit Silber eingelegt; wie schön muß da die Vegetation sein, nach dem, was Du schreibst, stark in der Farbe, und alle die Figuren. Ist es aber nicht etwas leer, etwas zu deutlich, ich meine, daß man alles zu schnell sieht. Natürlich abends ist es anders, dann sieht man ein Ding schön und rein, während das andere sich in der Umgebung verliert.

Letzthin habe ich hier prächtige Dinge gesehen. Ich lief an einem regnichten Abend mit meinem Mädchen durch die Gehölze. Weißt Du, dann sind alle Blättchen so schön naß, sie glänzen, man weiß nicht, wo sie anfangen, oder wo sie aufhören, alle Zweige gleich glänzend, unten schön dunkel, oben hell bläulich, der Boden mit dürren Blättern, weiß, gelb, schwarz, braun, schön, deutlich, alles mit Glanzlichtern. Dann stieg aus dem Boden ein Dampf auf, hier und da, und dadurch wurde es noch schöner, voller, intimer, gerade als wenn unsere Frau ins Zimmer hereinkommt. Solche Natur, meine ich, kann es bei Euch nicht geben, nicht wahr? Gerade der Nebel und das matte Glänzen machen unsere Natur so schön, so herrlich, es ist als ob man die Natur dann persönlich kennt, als ob sie auf uns zukommt und mit uns spazieren geht.

20. November 92.

Nun hatten wir Paul Verlaine hier, haben mit ihm gegessen, geplaudert und Spaziergänge gemacht. Es war ein evénement. Ich sehe uns noch sitzen Mittags am Tage nach seiner Ankunft. Verweg war herübergekommen, Veth und alle andern waren im Haag, eigens für Verlaine. Wir hatten erst die Absicht ihn gemeinschaftlich abzuholen, nach langen Debatten aber wurde beschlossen, daß nur ein paar von uns ihn abholen sollten. Gegen 7 Uhr gingen wir zum Bahnhof. Der Zug kommt an. Verlaine steigt aus und alle unsre schönen Pläne für den Empfang gingen in Scherben. Himmel! was für eine Figur, nicht wie man nach den Bildern denkt, ein kleines gebücktes Männchen, sondern ein Riesenkerl, mit so'nem Stiernacken, buschigen kohlschwarzen Augenbrauen und darunter ein paar dunklen Augen, die beim geringsten Worte funkeln. Nun ging ein allgemeines Vorstellen los, noch ein bischen würdig, dann in die Wagen und zu Riche, wo wir essen sollten.

Verlaine war da schon gerade so, wie er später war. Vor Tisch trank er einen Bittern, ganz gemütlich, führte das Wort und sprach über Kunst. Er sagte, wörtlich

*) Die Briefe sind an den Kunsthistoriker Henri Boret, der sich auf einer Studienreise in China befand, gerichtet.

übersetzt: Was ich mache ist ja besser als was ein Kaufmannslehrling schreibt, aber ich habe keinen Grund stolz darauf zu sein. Ich kann es nicht ändern, daß ich so bin, es liegt das an ganz zufälligen Dingen, darum darf ich mich nicht über andere erheben. Ich betrachte die Kunst als ein Handwerk (je suis travailleur). Er war riesig gemütlich, aß, als ob er unter seinen besten Freunden säße, kümmerte sich nicht um alle die Augen, die ihn anstarrten, fand es ganz natürlich, als wir ihn um die Wette zeichneten, guckte, wenn man fertig war, das Porträt an, sagte „c'est bien ça" oder „c'est mauvais" alles mit der größten Gemütlichkeit. Er aß mit großem Appetit, trank ein tüchtiges Glas Wein und füllte regelmäßig sein eigenes Glas und die seiner Nachbarn (Toorop und Veth). Ab und zu sagte er „c'est bon ça".

Vor der Ankunft hatte er, sicher um ein bischen würdig auszusehen, einen Cylinder aufgesetzt, es dauerte aber nicht lange, so nahm er aus seinem Koffer einen Schlapphut und so 'nen seidnen Foulard und sagte, „So ists gemütlicher", mehr „moi-même!" Am selben Abend in der Bordelaise sagte er etwas Hübsches über Anarchismus. Er behauptete, wer Künstler ist, der muß ganz von selbst Anarchist sein. Wenn man um sich her die Halunken (pignoufs) sieht, so möchte man wohl mal ein paar davon in der Luft sehn. Am folgenden Abend las er in der Loge vor, hielt eine Revue über die verschiedenen Jüngeren und las zum Schluß ein paar von seinen eigenen Gedichten. Er war etwas befangen vor dem überfüllten Saal, und las leise, wie für sich, ohne die Stimme zu erheben, er saß da, den Kopf in die Hand gestützt, als ob er plaudere. Aber welche Kraft lag in seiner Stimme. Seine letzte Handbewegung bei seinem „mais ce que j'ai, mon Dieu, je vous le donne" vergesse ich nie. Er hob seine Hand ein wenig und bog die Finger etwas nach hinten, sehr schön.

Alle Amsterdamer waren an dem Abend da, Witsen, Kloos, Boeken, Holst, Delang, Tideman und noch ein paar Freunde aus andern Orten. Am folgenden Tage hatten wir ein großes Diner im palais royal. Das fand Verlaine ganz nett. Er meinte, er lebe zurückgezogen, aber wenn er einmal ausgehe, dann hätte er ein Diner oder so etwas recht gern und der Wein ist im Haag obendrein sehr gut, sagte er. Zwischendurch las Verlaine noch in Leiden und in Amsterdam. Da wurde er ehrerbietig empfangen. Vom Bahnhof fuhren sie nach der Wohnung von W.., die war mit Blumen und andern schönen Sachen geschmückt. An der Tür standen Isaac Israels und Boeken mit dem Hut in der Hand.

Inzwischen war im Haag auch der Sar Peladan erschienen. Er hielt Vorlesungen über „le mystère, l'art et l'amour". Abends gingen wir mit Verlaine, der Sonnabend zurückgekommen war, in die Vorlesung. Es waren gerade zwei Gegensätze, der Sar und Verlaine. Der Sar sah prächtig aus, trug hohe graue Stulpenstiefel bis über die Knie,

eine violette Bluse mit Streifen auf dem Rücken und vorn sehr fein gefaltet. Du kennst gewiß sein Porträt mit dem langen schwarzen Bart, der Aureole von schwarzen Haaren und sehr bleicher Gesichtsfarbe. Obendrein trägt er anstatt eines Überrockes eine Mönchskutte mit großer Kapuze, die er Abends über seinen Kopf zieht. Kurz, er giebt sich beim ersten Eindruck als ein Poseur. Der Sar erzählte eine Menge Schönes über Kunst und fand z. B. die Landschaft der modernen Maler abscheulich „ce n'est que de peinture", er wollte mehr die Seele der Landschaft sehn, nicht die Porträts von Bäumen u. s. w. Besprach den Rosenkreuzer Salon, erzählte von dem Zweck dieser Ausstellung im Gegensatz zu den gewöhnlichen Pariser Salons. Und hielt eine große Konferenz über die Frauen. Er fand, daß es abscheuliche Geschöpfe seien, die immer tief unter dem Manne standen, nur ein Instrument worauf man ab und zu spielen muß. Niemals ist etwas Großes und Ganzes durch eine Frau vollendet worden. Darum seien es große Halunken, er verachte sie innig. —

Der Sar hält Verlaine für den größten Künstler Frankreichs und wurde wütend, als wir ihm erzählten daß die Leute hier nicht zu Verlaines Vorlesungen kommen wollten, weil er ein gemeiner Kerl wäre. Zunächst C. der Bücherfritze, der hörte daß Blok so dick mit ihm befreundet wäre. „Blok ist kein solider Buchhändler, darum tu ich nicht mit für Verlaine (logica)." Dann sogar Leute wie Mesdag und dergleichen, die beschuldigten ihn gemeiner Dinge und kamen daher auch nicht. Ten Brink in Leiden schoß den Vogel ab. Er sagte „Ich werde tun was ich kann, um der Vorlesung eines Spitzbuben entgegenzuarbeiten". (!!!!) Er wollte das sogar hinten auf die Subskriptionsliste setzen die ihm vorgelegt wurde, doch verbat man sich das.

Der Sar, dem wir es erzählten, sagte, daß er es in seiner Vorlesung in Leiden zur Sprache bringen würde, was er dann auch tat, er las sogar Gedichte von Verlaine vor all den Menschen, die so auf ihn geschimpft hatten. Als Abschluß seines Aufenthalts hier hatten wir ein Dejeuner mit Verlaine und dem Sar vis-à-vis bei Tisch.

Der Sar sah wieder famos aus, trug eine schwarzatlassne Bluse mit silbersammtner Hose, hohe graue Reitstiefel, eine Astrachanmütze und einen großen schwarzen Mantel. Verlaine trug seinen Filzhut und seinen roten Foulard. Das muß man sagen, der Sar war ein angenehmer Gesellschafter. Verlaine sprach nicht so viel wie der Sar, war aber satyrisch. Er moquierte sich über den Sar, der trotz seiner Antipathie gegen die Frauen neben Frau . . (der Frau eines belgischen Malers) saß und sich eifrig und sehr höflich mit ihr unterhielt. S. sprach dann einen sehr drolligen Toast. Er sagte, gegen den Sar gewendet: „Ich bin verlobt und habe mein Mädchen sehr gern, ich glaube daß sie gut ist. Darum trinke ich unter der Hut Verlains, der so viel schöne Gedichte auf die Liebe gemacht hat, auf die anwesenden Damen". Der Sar trank natürlich mit, sagte

sehr hübsch „Auf Ihren Irrtum, Herr S." In Leiden sprach der Sar sehr gut über die Bilder von Lukas von Leiden. Er sagte: „Das war einer der größten Künstler nach Botticelli". Je mehr wir ihn kennen lernten, desto besser gefiel er uns, man vergaß seinen Anzug und seine Pose und fand, daß er ein sehr kultivierter Kerl sei.

Verlaine gefiel es hier sehr gut, er schrieb Prosa und neue „Holländische Landschaften", er buddelte in Zilckens Garten, bei dem er wohnte, schnüffelte schon frühmorgens in seinem Atelier und zwischen seinen Büchern herum und sang stets das anarchistische Liedchen „dynamitons, anarchistes", kurz er fühlte sich ganz zu Hause.

Wir haben ihn alle Mann zum Bahnhof gebracht und sehr herzlich Abschied genommen. Natürlich sagte er, echt französisch „au revoir à Paris, mes amis". Dem Sar haben wir dieselbe Ehre erwiesen. Toorop, Holst und ich sind Mitglieder der Rosenkreuzer geworden. Wie schön werden wir mit unserm Orden aussehen, die Rosenkreuzer tragen, wie Du weißt, eine Art Amulet; das kriegen wir nächster Tage zugeschickt.

Dezember 1894.

..... In meiner „Estampe" nach Verhaeren habe ich auch das Gefühl gegeben, das die Mönche hatten, wenn sie so ein Heiligenbild betrachteten, der eine fühlt die Angst, der andere die Liebe. Ja, so ist es doch eigentlich mit der Kunst, ich halte die Kunst nur für ein Mittel. Das, was auf einem Bilde dargestellt ist, erweckt bei uns ein Gefühl; dieses Gefühl entscheidet, ob ein Bild schön ist oder nicht und sagt uns wie wir selbst sind. Das ist gewiß, je feinfühlender wir werden, destomehr wird sich unser Urteil verfeinern, und schließlich nur noch das reinste behalten. Sieht man etwas Schönes, so ist es, als ob daraus etwas in uns überfließt. Man fühlt sich dann behaglich und wohl, erst später, nachdem man es lange betrachtet hat, also nachdem der Gedanke in einem stark geworden ist, fühlt man, daß manche Dinge zu groß für uns sind. Das ist also das Werk, das uns zu schwierig ist, zu schwer für uns, etwas, das uns mit Gewalt zieht und fürchterlich ermüdet. Ich habe das letzthin in Brüssel so recht gemerkt. Es war bei einem kleinen Bildchen eines Primitiven, eine Madame mit Kind, es war prächtig, ich habe lange hingesehen, aber es paßte genau zu mir und ermüdete mich nicht, es war, als ob ich es selbst wäre. Dagegen ist die Kreuzabnahme von van der Weijden im Mauritshuis noch immer für mich zu schwer. Erst immer ein wohltätiges Ergreifen, aber dann allmählich schwerer und schwerer, bis man davonläuft und anfängt irgend eine einfache Sache ganz genau zu betrachten, wieviel Figürchen auf dem einen oder andern Bild wohl stehen, und wenn man sich dann noch einmal in der Runde umgesehen hat, so landet man doch von selbst wieder vor der Kreuzabnahme. Das ganze Herumlaufen hatte also keinen anderen Zweck, als unsre Gedanken von dem Gegenstand ab-

zulenken, was aber niemals gelingt, so lange die umgebenden Bilder ein minder starkes Gefühl bei uns erwecken. Wie gern möchte ich wissen wie so ein rechter Halunke oder Kitschier einen van der Weijden sieht!

Wie anders sehen wir unsre Umgebung an dem einen Tage als an dem andern, was natürlich von unserer Gemütsverfassung abhängt, da die Umgebung sich nicht verändert: Weist Du was ich glaube, so ein Tag an dem man nichts arbeitet und Maulaffen feilhält, steht vielleicht als Lebensmoment höher als ein Tag, an dem wir unsre besten Sachen machen. Ich glaube daß grade das Nichtkönnen in uns oft ein Zeichen ist, daß wir das Schöne kennen und fühlen, und zwar so stark daß wir es idiotisch finden, uns daran zu versuchen. Daß man dann vollkommen ruhig lebt, während wir an so einem anderen Tage, wo wir von selbst arbeiten, geradezu mit Blindheit geschlagen sind. Just das Fühlen unsrer Niedrigkeit und Ohnmacht ist vielleicht ein Umgehen mit dem Stolzesten, was es giebt. Die Schlußfolgerung ist also die, daß wir unsre Werke zu der Zeit machen, wo wir am wenigsten leben. —

Nun weiter über die Zeichnung „Estampe“. Ich habe die Worte, die Verhaeren sagt, darunter geschrieben, natürlich mit viel Ornament.

> Que de baisers rempli de deuil et d'infini,
> Que de lèvres u. s. w.

Ich habe die Buchstaben so schön wie möglich geschrieben, in lateinischen Charakteren, und ornamentiert. Wie schändlich und dumm, daß unsre Vorgänger so ganz die Kunst der Verzierung vergessen haben. Du weißt wohl noch wie z. B. meine Herrn amices seinerzeit, als Du noch hier warst, über Malerei dachten. Sie hatten so eine schöne Formel gemacht, so von Athmosphäre, die drin sein mußte, die Perspektive nicht zu vergessen u. s. w. Was sind das für Kerls, die es niemals capiert haben, wie schön eine Folge von Buchstaben in unsrer gewöhnlichen lateinischen Schrift sein kann. So schön Wort für Wort der Verszeilen kann man durch Ornamentik illustrieren, findest Du nicht auch, z. B. das Wörtchen „Que“ was für ein schöner Anfang ist das, es liegt darin etwas von viel und allzeit, ein bischen traurig. Was können gerade unsre lateinischen Buchstaben für reiche Verzierung haben. Ich habe die Ornamentierung so beabsichtigt (folgt eine Zeichnung). Ich will den Klang jedes Wortes durch das Ornament verstärken. Ich habe aus dem Motiv der Buchstaben meine Komposition herauswachsen lassen.....

Vincent van Gogh

geboren 1853 in Groot-Zundert, einem Dorf in der niederländischen Provinz Nord-Brabant, als Sohn eines Pfarrers; gestorben 1890 in einer Nervenheilanstalt Auvers-sur-Oise.

An seinen Bruder Théodore.

Du wirst gewiß sagen, daß es nichts hilft an die Zukunft zu denken, aber mit der Malerei gehts langsam vorwärts, und damit muß man bei Zeiten rechnen. G . . .*) ebenso wenig wie mir wäre damit geholfen, wenn wir ein paar Bilder verkaufen könnten. Um ruhig arbeiten zu können, müßte man so viel als möglich sein Leben regeln und eine einigermaßen feste Grundlage haben, um seine Existenz zu sichern. Wenn er und ich lange hierbleiben, werden wir immer persönlichere Bilder schaffen, gerade weil wir dann die Natur dieses Landes gründlicher studirt haben werden. Ich kann mir nur schwer einen anderen Kurs vorstellen; da man nun mal mit dem Süden angefangen hat, sollte man sich nicht mehr vom Fleck rühren und sich immer mehr in ihn vertiefen.

Ich glaube eher bei größeren Sachen die Möglichkeit zu haben, etwas Gutes zu machen, als wenn ich mich gar zu ängstlich an kleines Format halte. Daher will ich auch jetzt größere Leinwände nehmen und kühn Leinwand Nr. 30 quadratisch benutzen. —

Mein letztes Bild schlägt absolut alles Übrige; nur ein Stillleben mit Kaffeekannen, Tassen und Tellern in Blau und Gelb hält sich daneben. Das liegt wohl an der Zeichnung. —

Unwillkürlich muß ich jetzt immer an Cézanne denken, weil er, z. B. in der Ernte, die wir bei Portier sahen, gerade die herbe Seite der Provence wiedergegeben hat.

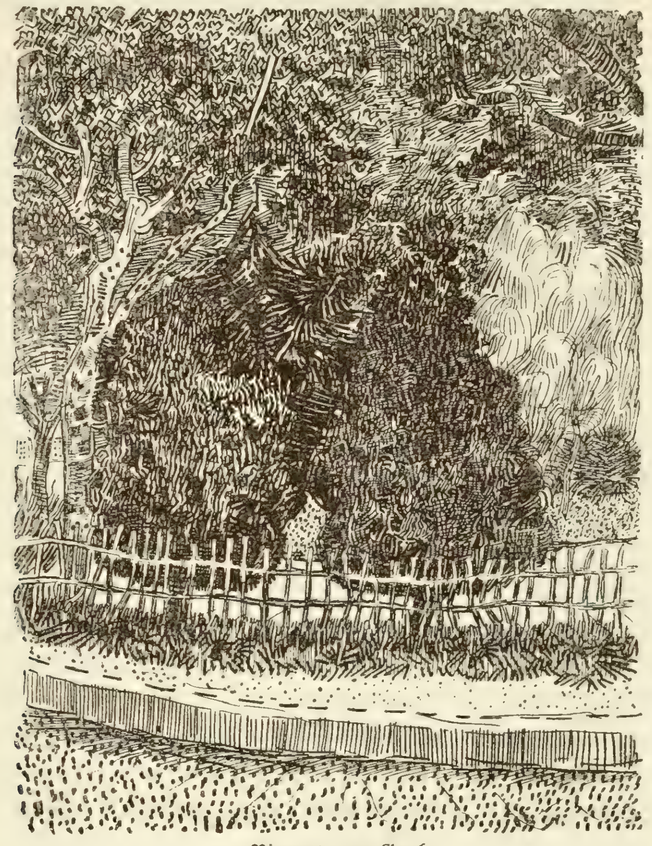
In Allem sind jetzt Töne von Altgold, Bronce, Kupfer, könnte man sagen; und dies mit dem Grünblau des Himmels, das sich bis zum Weiß glühend abtönt, giebt eine entzückende, außerordentlich harmonische Farbenstimmung, mit gebrochenen Tönen, wie bei Delacroix. —

Wenn ich daran denke, wie Portier erzählte, daß seine Cézannes, wenn man sie für sich betrachtete, nach garnichts aussahen, daß aber jedes Bild, daneben gehalten, schwarz erschien; und auch daß die Cézannes ganz goldig wirkten, was eine sehr gesteigerte Farbe voraussetzt; dann meine ich, daß ich auf der rechten Fährte bin und daß mein Auge sich der hiesigen Natur anpaßt. Mein letztes Bild verträgt die Nachbarschaft von roten Ziegeln, mit denen das Atelier gepflastert ist. Wenn ich es auf die Erde stelle, sodaß ich es gegen den Hintergrund des sehr starken Ziegelrots sehe, so verlieren die Farben nicht ihre Kraft und werden auch nicht weißlich. —

---

*) Gauguin.

Die Natur in der Umgebung von Aix, wo Cézanne arbeitet, ist eigentlich genau dieselbe wie hier. Und wenn ich mit meinem Bild nach Haus komme und mir sage: Na, da haben wir ja genau die Töne von Vater Cézanne; will ich damit Folgendes



Vincent van Gogh.

sagen: da Cézanne, wie Zola, ganz der Sohn dieses Landes ist, so ist es ihm so vertraut, daß man innerlich denselben Weg gehen muß, um zu seinen Tönen zu gelangen. Doch versteht es sich von selbst, daß neben einander gesehen, die Bilder sich halten könnten, aber nicht ähnlich zu sein brauchten. —

Wer weiß! Schließlich werde ich vielleicht am Ende meiner Laufbahn sehen, daß ich Unrecht hatte. Wie dem auch sei — ich werde dann eben erkennen, daß nicht nur die Kunst, sondern auch alles Andere ein Wahn ist und man selbst — ein Nichts. Nun, umso besser für uns: wenn wir hier auf Erden so wenig Gewicht haben, dann

steht der Möglichkeit einer späteren Existenz nichts im Wege. Woher kommt es, daß bei dem Tode unseres Onkels, an den ich eben denke, sein Gesicht ruhig, heiter und doch ernst war, da es doch im Leben nie so aussah, weder in der Jugend noch im Alter?

Schon oft habe ich diese Wirkung des Todes beobachtet, wenn ich einen Verstorbenen ansah, wie um ihn danach zu fragen. Und das ist für mich ein Beweis — wenn auch vielleicht kein sehr starker — daß es noch eine Existenz giebt nach dem Tode. Das Kind in der Wiege, wenn man es sich ebenso eindringlich ansieht, hat die Unendlichkeit in den Augen. Schließlich weiß ich ja nichts davon. Aber gerade dieses Gefühl des Nichtwissens läßt das wirkliche Leben, das wir hier leben, wie eine Fahrt in der Eisenbahn erscheinen: man bewegt sich schnell vorwärts, keinen Gegenstand draußen können wir deutlich erfassen, und vor allen Dingen: wir sehen nicht die Lokomotive ... das Weiterleben des Künstlers durch sein Werk! Wie wenig halte ich davon! Ein Künstler macht dem Andern Platz, indem er die Fackel weitergiebt. Delacroix den Impressionisten und so fort. Aber das sollte Alles sein? —

Ich nehme schon lieber die Dinge wie sie sind, ohne etwas daran zu ändern, als sie halb zu verbessern. Die große, revolutionäre Idee: „Die Kunst gehört den Künstlern", ist vielleicht ein Hirngespinst, tut nichts. Ich meine, daß das Leben recht kurz ist und schnell verfliegt. Ist man Maler, nun, so soll man eben malen.

An den Tagen, an denen ich eine Studie nach Haus bringe, sage ich mir: wenn es alle Tage so ginge, könnte man vorwärtskommen. Aber wenn man unverrichteter Sache zurückkommt, und dann doch schläft und ißt und Geld ausgiebt, ist man unzufrieden mit sich und fühlt sich als einen Narren, einen Schurken, einen Faulpelz. —

Lucie Pellegrin ist sehr schön und recht nach dem Leben. Außerdem bleibt das Buch durchweg geschmackvoll und rührend, denn es behandelt eben das rein Menschliche. Warum sollte es verboten sein solche Sujets zu wählen? Die kränklichen und überreizten Geschlechtsorgane suchen Wolllüste und Zärtlichkeiten à la Vinci. Ich allerdings nicht, der in seinem Leben nichts Anderes zu sehen bekommen hat, als die Sorte Frauen, die zum Vergnügen der Zuaven bestimmt sind; aber alle diejenigen, die sich jeden Luxus der Liebe gestatten können, suchen das Geheimnißvolle eines Vinci.

Ich kann mir denken, daß diese Art Liebe nicht von jedem Beliebigen verstanden wird: aber vom Standpunkt des Erlaubten aus, könnte man selbst Bücher schreiben, die von ernsteren Verirrungen des Geschlechtslebens handeln, als von den Gewohnheiten der Lesbierinnen. Warum sollte das nicht ebenso erlaubt sein, als über diese Fragen medizinische Dokumente und chirurgische Abhandlungen zu veröffentlichen? Na, Recht und Berechtigung bei Seite, eine hübsche Frau ist ein lebendiges Wunder und die Bilder des Vinci und Correggio sind in diesem Sinne geschaffen. Warum

bin ich so wenig Künstler, daß ich immer bedauere, daß die Statue und das Bild nicht leben? Warum verstehe ich die Daseins-Berechtigung der Musik und ihrer Abstraktionen besser? Bei erster Gelegenheit schicke ich Dir eine Reproduktion nach einer Zeichnung von Rowlandson, die zwei Frauen darstellt, schön wie Fragonard oder Goya.

Arles, 1888.

Mein lieber Freund Gauguin! Dank für Ihren Brief. Allein geblieben in meinem kleinen gelben Hause, wie es übrigens vielleicht meine Pflicht war, als Letzter darin zu bleiben, fühle ich mich in recht jämmerlicher Stimmung nach der Abreise der Freunde.

Raolin ist nach Marseille versetzt und ist gerade abgereist. Es war rührend ihn in den letzten Tagen mit der kleinen Marcelle zu sehen, wie sie auf seinen Knien jauchzte und tanzte. Seine Versetzung macht die Trennung von seiner Familie notwendig und daß dem, den wir eines Abends gleichzeitig „den Abreisenden" nannten, das Herz recht schwer war, (wird Sie nicht wundern.) Mir übrigens auch, der Zeuge des Abschieds und anderer herzzerreißender Szenen war.

Seine Stimme, als er seinem Kinde vorsang, hatte einen seltsamen Ton; es klang darin die Stimme einer verängstigten Mutter, die ihren Säugling einschläfern will und dann noch ein anderer eherner Ton, wie die schmetternden Trompetentöne Frankreichs.

Jetzt habe ich Gewissensbisse, daß ich, der so in Sie drang hierzubleiben und die Ereignisse abzuwarten und Ihnen soviele gute Gründe dafür angab, ja, jetzt peinigt mich mein Gewissen, daß ich vielleicht Ihre Abreise herbeigeführt habe? — wenn nicht vielleicht Ihre Abreise schon vorher beschlossene Sache war? Und daß es dann vielleicht an mir gewesen wäre zu zeigen, daß man mich hätte ehrlich auf dem Laufenden halten müssen?

Wie dem auch sei, wir haben uns, wie ich hoffe, lieb genug, um noch immer, zur Not, wieder gemeinsam anzufangen, wenn die Geldklemme, die leider! immer auf uns mittellosen Künstlern lauert, eine solche Maßnahme nötig machen sollte.

Ach, lieber Freund, das malen, was schon vor uns Berlioz und Wagner aus der Musik gemacht haben — eine tröstende Kunst für zerrissene Herzen! Aber es giebt nur Wenige, die das so wie Sie und ich fühlen.

Mein Bruder versteht Sie und wenn er mir sagt, daß Sie ein Unglücklicher sind, wie ich, dann beweist das, daß er uns Beide versteht. Ich werde Ihnen meine Sachen schicken, aber, auf Augenblicke übermannt mich wieder die Schwäche und dann kann ich nicht einmal die Hand dazu rühren, Ihnen Ihre Sachen zu schicken. In einigen Tagen werde ich mich dazu aufraffen. Und „die Dratlarven- und Fechthandschuhe,

(befassen Sie sich so wenig wie möglich mit weniger kindlichen Kriegswerkzeugen) diese fürchterlichen Geräte müssen bis dahin warten. Ich schreibe Ihnen jetzt sehr ruhig, aber all das einpacken — das war mir bis jetzt unmöglich.

Während meiner Gehirnentzündung oder Wahnsinn (ich weiß nicht recht, was das Richtige ist, oder wie ich es nennen soll) hat mein Geist viele Meere befahren. Ich



Vincent van Gogh.

habe vom Fliegenden Holländer, ja selbst vom Horla geträumt, und wie ich höre, habe ich sogar gesungen, ich, der für gewöhnlich überhaupt nicht singen kann, ein altes Ammenlied, weil ich an das Wiegenlied dachte, das die Matrosen in den Schlaf sang und das ich, kurz ehe ich krank wurde, in Farben auszudrücken versucht hatte.

Die Musik von Berlioz mir ganz unbekannt. Einen herzlichen Händedruck.

Ganz der Ihre Vincent.

Ich werde mich sehr freuen, wenn Sie mir recht bald schreiben. Haben Sie inzwischen Tartarin ganz durchgelesen? Die Liebe zum Süden macht Einen nun mal zu Kameraden und zwischen uns wird doch immer Freundschaft bleiben.

An seinen Bruder Theodor.

Du hast wirklich Glück, Guy de Maupassant kennen gelernt zu haben. Ich las eben sein erstes Buch: „Verse", Gedichte, die er Flaubert, seinem Lehrmeister zugeeignet hat. Einige darunter, z. B. „Am Wasser" haben schon eine ganz persönliche Note. Hier meine Meinung: was unter den Malern Vandermeer van Delfft neben Rembrandt, das ist er unter den Schriftstellern.

Was immer wichtig bleibt, das ist zu zeichnen; und ob das nun mit dem Pinsel oder mit etwas Anderem (z. B. mit der Feder) geschieht — nie macht man genug davon. Ich trachte jetzt, das Wichtige zu übertreiben und das Banale absichtlich im Unklaren zu lassen.

Ich glaube mehr und mehr, daß man den lieben Gott nicht nach dieser Welt hier beurteilen sollte; denn das ist eine Studie, die ihm nicht ganz geglückt ist. Aber was schadet das? Die mißglückten Studien, wenn man nur den Künstler liebt, bekrittelt man auch nicht viel. Man schweigt, denn man weiß, man hat das Recht Besseres zu verlangen. Es wäre eben für uns wichtig, andere Werke von derselben Hand zu sehen. Diese Welt wurde augenscheinlich in einem ungünstigen Moment zusammengepfuscht, wo der Schöpfer nicht recht aus noch ein wußte, wo er nicht recht klar bei Sinnen war. Und doch meldet die Legende, daß sich der liebe Gott kolossale Mühe bei dieser Studie gegeben hat. Und ich glaube sogar, daß die Legende die Wahrheit spricht; aber die Studie ist in verschiedenen Punkten miserabel, und so irren nur die, die wahre Meister sind. Das ist vielleicht der beste Trost, denn dann wäre man berechtigt zu hoffen, daß dieselbe Schöpferhand Einem den notwendigen Ersatz bieten wird. Und daher müssen wir dies Leben hier, das (mit Recht) so heruntergemacht wird, nehmen wie es ist und uns mit der Hoffnung trösten, daß wir in einem anderen Leben Besseres zu sehen bekommen werden.

Warum bin ich so wenig Künstler, daß ich immer bedauere, daß ein Bild oder eine Statue nicht lebendig sind? Warum verstehe ich eher den Musiker, warum sehe ich die Daseinsberechtigung seiner Abstraktionen besser ein? Bei nächster Gelegenheit schicke ich Dir eine Gravure nach einer Zeichnung von Rowlandson, die zwei Frauen darstellt, schön wie Fragonard oder Goya.

Ich habe zwei Studien fertig: auf einer weiten Ebene Disteln, die ganz bedeckt von dem feinen, weißen Staube der Landstraße sind. Dann eine kleine Studie; die Rast der Gaukler, mit grünen und roten Wagen.

Meiner Meinung nach sind die beiden Ansichten der Crau und des Landes nahe bei den Rhoneufern das Beste, was ich bis jetzt mit der Feder gezeichnet habe. Will T. sie vielleicht haben? Ich gebe sie ihm aber nicht unter hundert Francs das Stück, und

wenn ich ihm in diesem Fall die drei anderen als Geschenk geben müßte. Billiger dürfen wir sie keinesfalls lassen, es ist keine Kleinigkeit sie zu machen, nicht Jeder würde sich geduldig von den Moskitos zerstechen lassen und unablässig gegen die aufreibenden Widerwärtigkeiten des Nordwestwindes ankämpfen; ganz abgesehen davon, daß ich tagelang draußen von etwas Milch und Brot gelebt habe, weil es zu weit war, immer in die Stadt zurückzulaufen. Ich schrieb Dir schon einmal, wie sehr mich die Crau und die Camargue an das alte Holland zu Ruysdael's Lebzeiten erinnern, wenn man von der Verschiedenheit der Farbe und der viel durchsichtigeren Luft hier absieht. Vielleicht geben Dir diese beiden Flachlandschaften mit Weingärten und Stoppelfeldern, von oben gesehen, einen Begriff davon. Man hat mich bei der Post wieder sehr barsch behandelt, weil meine Zeichnungen zu groß waren. Schließlich haben sie sie doch angenommen, woran mir viel lag, denn nach der Feier des 14ten Juli werden die weiten Flächen der Crau Deinen Augen wohltun. Der Zauber, den diese großen Ebenen auf mich ausüben, ist ungemein stark; daher stören mich auch die unangenehmen Begleitumstände, wie Moskitos, Nordwestwind etc., so gut wie garnicht. Wenn ich all diese kleinen Miseren bei einem Anblick vergesse, so muß schon etwas Besonderes daran sein. Dabei siehst Du, daß sie durch keinerlei Effekte bestechen. Auf den ersten Blick ist es eine geographische Karte, ein strategischer Plan, was die Komposition anbetrifft. Übrigens, als ich mit einem Maler dort spazieren ging, sagte er: „Muß das blödsinnig langweilig zu malen sein". Na, und ich war nun wohl schon fünfzig Mal in Montmajour, um mir dies langweilige Land anzusehen. Habe ich nun Unrecht? Dann bin ich auch mit Jemandem dort gewesen, der nicht Maler war, und als ich sagte: Sehen Sie mal, das finde ich schön und unendlich wie das Meer", antwortete er, der das Meer kennt: „Mir ist es lieber als das Meer, denn es ist auch unendlich und doch fühlt man, daß es bewohnt ist".

Hast Du Madame Chrysanthème gelesen? Es hat mir zu denken gegeben, daß die echten Japaner nichts an den Wänden haben (sie verwahren die kostbaren Zeichnungen in den Schubladen) demnach muß man also ein japanisches Kunstwerk folgendermaßen betrachten: in einem ganz hellen Raume, von dem aus man in die Landschaft sieht. Willst Du es mal mit diesen beiden Zeichnungen von der Crau und vom Rhone-Ufer, die garnicht japanisch aussehen und es doch mehr sind als manche Andere, auf diese Art probieren? Sieh sie Dir in einem recht hellen Kaffeehaus an, wo keine anderen Bilder hängen, oder im Freien. Man müßte sie vielleicht mit einem dünnen Bambusstäbchen einfassen. Wenn ich so darauf dringe, daß Du die beiden Zeichnungen in dieser Weise ansiehst, so ist es nur, weil ich Dir den wahren Begriff von der Einfachheit der hiesigen Natur geben möchte.

Ich bin in einer Nacht an den ganz einsamen Meeres-Strand gegangen, es war nicht gerade heiter, aber auch nicht traurig, nur schön: Am tiefblauen Himmel standen hie und da Wolken von noch dunklerem Blau als das starke Kobalt, und wieder welche von so hellem Blau, wie der bläulich-weiße Dunst der Milch-straße. Weit hinten funkelten die Sterne grünlich, gelb, weiß, rosig, heller und noch mehr wie Diamanten und Edelgestein schimmernd als bei uns und in Paris; man kann wirklich dabei von Rubinen, Saphiren und Smaragden etc. sprechen. — Das Meer in tiefstem Ultramarin, der Strand in violetten und blaß-roten Tönen mit Sträucher, wie mir schien, von 5 Metern Höhe, die Sträuchern Preußisch Blau.

Jetzt, wo ich hier das Meer gesehen habe, fühle ich erst ganz, wie wichtig es ist, im Süden zu bleiben und die Frage drängt sich mir auf, ob man nicht noch die Farbe vertiefen müßte, Afrika liegt ja garnicht weit ab.

Sieh mal, man liebt die japanische Malerei, man läßt sich von ihr beeinflussen — allen Impressionisten ist das gemeinsam — und man ginge nicht nach Japan oder dahin, was dem etwa gleichkommt, nach dem Süden? Denn ich glaube, daß schließlich doch die Zukunft der neuen Kunst im Süden liegt. Nur ist es schlechte Politik, dort allein zu leben, wo zwei oder drei zusammen es sich erleichtern könnten, von Wenigem zu leben. Ich wünschte, Du kämest für einige Zeit her, da würdest Du die Sache gleich richtig fühlen: Man lernt ganz anders sehen, man sieht Alles mit einem mehr japanischen Himmel, man fühlt die Farbe ganz anders. So habe ich die Überzeugung, daß ich, durch einen langen Aufenthalt hier meine Persönlichkeit frei machen werde. Der Japaner zeichnet schnell, so schnell wie ein Blitz; das kommt daher, daß seine Nerven feiner, sein Gefühl einfacher ist. Ich bin erst seit ein paar Monaten hier; nun sage ein-mal, ob ich in Paris in einer Stunde die Zeichnung mit den Booten fertig gebracht hätte, selbst durch das Netz; und hier habe ich sie ganz ohne Messen gemacht, indem ich einfach darauf loszeichnete. Ich sage mir also, daß nach und nach die Kosten durch die Arbeitsresultate ausgeglichen werden. Ich wünschte, man verdiente recht viel Geld, um gute Künstler herkommen lassen zu können, die nur gar zu oft im Schmutz des äußeren Boulevards untergehen. Glücklicherweise scheint es ja außerordentlich leicht zu sein, anständige Bilder an einem anständigen Ort an anständige Abnehmer zu ver-kaufen! Seit uns der hochfeine A. das Rezept dafür gegeben hat, sind alle Schwierig-keiten wie durch Zauberei verschwunden. Man begebe sich ganz einfach in die Rue de la Paix, da geht der ernsthafte Bilderliebhaber ganz eigens zu diesem Zweck spazieren.

Was Pissarro sagt, ist wahr: man müßte energisch die Wirkungen übertreiben, die die Farben durch ihren Zusammenklang oder durch ihre Dissonanz hervorbringen. Es ist dasselbe wie mit der Zeichnung: — die richtige Zeichnung und Farbe sind vielleicht garnicht der Weg, den man suchen müßte, denn wenn man den Reflex der wirklichen Außenwelt im Spiegel mit Farben und allem Anderen festhalten könnte, so würde weder ein Bild noch eine Photographie herauskommen.

Was G.*) immer sagt, sich von den Weibern zurückhalten und sich gut nähren, das ist wahr; das ist gut für die Gesundheit, denn da man mit dem Kopf arbeitet und ohnehin genug von seinem Gehirn und Mark ausgiebt, so ist es ganz logisch, sich nicht durch mehr Liebschaften als gerade nötig sind ganz auszupumpen; aber das läßt sich leichter auf dem Lande als in Paris bewerkstelligen. Ist der Wunsch nach den Frauen, der Einen in Paris verfolgt, nicht eher die Folge einer krankhaften Nervenerschlaffung, deren geschworener Feind Gauguin ist, als ein Symptom der Kraft? Deshalb schwindet auch dieser Wunsch in dem Moment, wo man sich wieder zu erholen anfängt, denn die Wurzel des Übels sitzt in der Konstitution selbst, in der unausbleiblichen Entartung der Familien von Generation zu Generation, in dem schlechten Handwerk und in dem traurigen Pariser Leben. Darin steckt unbedingt die Wurzel des Übels und man weiß eigentlich nicht, wodurch man gesunden soll.

Mein Gasthaus hier ist sehr eigentümlich, es ist durchweg grau: der Fußboden ist grauer Asphalt, wie ein Trottoir, an den Wänden graue Tapete, grüne Vorhänge immer heruntergelassen; eine breite grüne Portiere vor der stets offenstehenden Tür, sodaß der Staub nicht eindringen kann. Das Alles hat den grauen Velasquez-Ton, wie in den „Spinnerinnen"; und der sehr dünne, aber grelle Sonnenstrahl, der schräg über den Velasquez fällt, stiehlt sich auch hier durch einen Vorhang; natürlich lauter kleine Tische mit weißen Tüchern. Hinter diesem Velasquez-grauen Raum sieht man in eine ganz altertümliche Küche, blitzblank wie eine holländische, der Fußboden mit grell-roten Ziegeln belegt, grüne Gemüse, ein eichener Schrank, der Herd aus blauen und weißlichen Kacheln mit leuchtendem Kupfer, dazu das hell orangefarbene Feuer. Die Bedienung besorgen zwei Frauen, grau gekleidet, die ähnlich wie auf dem Bild von Prévost sind, das bei Dir hängt, sogar in jeder Beziehung ähnlich: in der Küche eine dicke, kleine Magd und eine alte Frau in Grau, Weiß und Schwarz. Ich weiß nicht, ob ich es klar beschreibe, aber das ist der einzige, echte Velasquez, den ich hier gesehen habe. Vor dem Restaurant ein bedeckter Hof, mit roten Ziegeln gepflastert, und an der Mauer wilder Wein, Winden und alle möglichen Kletterpflanzen. Das ist noch echte alte Provence, während die anderen Gasthäuser derartig nach Pariser Rezept einge-

*) Gauguin.

richtet sind, daß selbst, obgleich auch nicht die leiseste Andeutung eines Portiers zu finden ist, seine Loge trotzdem da ist mit der Aufschrift: „Bitte sich hier an den Portier zu wenden". Auch hier ist also nicht Alles farbenprächtig.

So habe ich auch einen Stall mit vier hellbraunen Kühen und einem Kälbchen von derselben Farbe gesehen, der Stall bläulich-weiß, mit Spinneweben überzogen; die Kühe sehr sauber und prachtvoll. Ein großer, grüner Vorhang an der Eingangstür zum Schutz gegen Staub und Fliegen. Auch grau, echtes Velasquez-Grau. Und



Vincent van Gogh.

eine Ruhe! Dieses helle Braun und Havanna der Felle mit dem sanften bläulichen Ton der grauweißen Wände, der grüne Vorhang und das schimmernde Gelbgrün der sonnenbeschienenen Außenwelt machten einen überwältigenden Eindruck. Daraus siehst Du, daß es hier noch Anderes giebt, als ich bisher gemacht habe.

Ich muß an die Arbeit gehen. Ich habe neulich noch etwas wunderbar Ruhiges und Schönes gesehen: ein junges Mädchen von hellbrauner Gesichtsfarbe — und wenn ich mich recht erinnere — aschblondem Haar und grauen Augen, in einem Mieder aus blaßrosa Kattun, durch das man die straffen, runden, kleinen Brüste sah, die ganze Gestalt gegen das Smaragdgrün der Feigenbäume, eine echte Landbewohnerin mit großen, jungfräulichen Bewegungen. Nicht ganz ausgeschlossen, daß sie mir im Freien Modell steht, vielleicht auch ihre Mutter, eine Gärtnerin, von erdfarbener Hautfarbe, damals in schmutzigem Gelb und verschossenem Blau gekleidet. Der hellbraune Teint

des jungen Mädchens ist dunkler als das Rosa ihres Mieders. Die Mutter wirkte einfach toll, das dunkelgelbe Gesicht und das verschossene Blau hob sich in voller Sonne von einem leuchtenden, schneeweißen und citronengelben Blumenbeet ab. Also ein echter Van der Meer van Delft. Nicht schlecht, der Süden.

Ich habe zum zweiten Male eine Studie des Christus mit dem Engel im Olivengarten abgekratzt, weil ich hier die Olivenbäume sehe, wie sie wirklich sind. Aber wiederum kann ich, oder vielmehr will ich, das Bild nicht ohne Modell malen, und habe es doch ganz im Kopf, auch die Farbe. Die Sternennacht, die blaue Figur des Christus, in den stärksten blauen Tönen, den Engel in zitronengelben Nüancen, und die Landschaft in allen violetten Tönen, vom blutroten Purpur bis zum Aschgrau.

Die Kunst, in der wir schaffen, hat noch, das fühlen wir wohl, eine lange Zukunft vor sich; man muß demnach versuchen, sich wie ruhige, gesetzte Menschen einzurichten und nicht wie dekadente zu leben. Hier werde ich mit der Zeit mehr und mehr die Existenz eines japanischen Malers führen, ganz spießbürgerlich, in und mit der Natur leben. Du mußt doch fühlen, daß das weniger düster ist als die Dekadenten. Wenn ich nur lange genug am Leben bleibe, werde ich noch als eine Art Vater Tanguy enden.

Schließlich — was wissen wir über unsere eigene Zukunft? aber das Eine fühlen wir: der Impressionismus wird bestehen.

Bereite Dich nur darauf vor, daß alle Welt sagen wird, ich arbeite zu schnell. Aber laß Dich dadurch nicht beeinflussen. Führt uns nicht gerade die Erregung, die Ehrlichkeit, das Gefühl für die Natur die Hand und sind diese Erregungen nicht oft so stark, daß man arbeitet, ohne zu wissen, daß man arbeitet, wenn die Pinselstriche so schnell und so abhängig von einander kommen, wie die Worte einer Rede oder eines Briefes? In solchen Augenblicken darf man nicht vergessen, daß es nicht immer so war und daß auch die Zukunft schwerfällige Tage bringen wird, an denen die Begeisterung sich nicht einstellt, was zur Genüge beweist, daß man das Eisen schmieden soll, so lange es heiß ist und daß man die geschmiedeten Stangen hübsch aufheben soll.

Wenn ich allein bin, kann ich mir, weiß Gott, nicht helfen, mich überkommt dann weniger das Verlangen nach Gesellschaft als eine zügellose Arbeitswut, und dann bestelle ich, ohne viel zu überlegen, eine Menge Leinewand und Farben. Nur, wenn ich in der Arbeit tüchtig vorwärtskomme, fühle ich wirkliches Leben, während, wenn ich Gesellschaft hätte, ich das Bedürfniß danach nicht so stark empfinden würde oder vielmehr ich würde komplizirtere Sachen malen: bin ich allein, so rechne ich nur auf die Exaltation einzelner Momente und ich erlaube mir dann Extravaganzen. Daher sind auch die Leinwände, die ich mir hier vor nicht allzu langer Zeit gekauft habe, schon Alle übermalt.

Die Malerei, wie sie jetzt ist, verspricht zarter, mehr Musik, weniger Skulptur, mit einem Wort mehr Farbe zu werden. Gott gebe, daß sie dies Versprechen hält!

Die Sonnenblumen gehen gut vorwärts, ich mache einen Strauß von 14 Blumen auf gelbgrünem Hintergrund ..... Erinnerst Du Dich an einen Päonienstrauß von Manet, den wir mal im Hotel Drouot gesehen haben? die Blumen rosa, die Blätter sehr grün, in dickem Farbenauftrag gemalt (und nicht mit Lasuren wie die von Jeannin) heben sich, wie ich glaube, von einem einfachen, weißen Hintergrunde ab? Das war ein Stück gesunder Malerei.



Vincent van Gogh.

Ich habe in dieser Woche zwei Modelle: eine Arlesierin und einen alten Bauer, ich male ihn diesmal auf einem lebhaften Orange Hintergrund, der nicht etwa die Prätension hat, einen Sonnen-Untergang vorzuspiegeln, doch aber vielleicht die Suggestion eines solchen giebt. Leider, fürchte ich, wird mich die kleine Arlesierin für den Rest des Bildes schnöde im Stich lassen; ganz treuherzig bat sie mich das letzte Mal, als sie bei mir war, um das ganze Geld, das ich ihr für alle Sitzungen versprochen hatte und da ich keinerlei Schwierigkeiten machte, ist sie damit verduftet, ohne daß ich sie seitdem wiedergesehen habe. Schließlich muß sie doch eines Tages mal wiederkommen, es wäre doch wirklich zu stark, wenn sie mich ganz sitzen ließe! Ich habe einen Haufen Arbeitsideen und wenn ich mich mit großer Energie der Figur zuwende, so werde ich vielleicht Neues darin finden; aber aufrichtig gesagt, fühle ich mich manchmal zu schwach

den äußeren Umständen gegenüber, und man müßte weiser und reicher und jünger sein, um zu siegen. Glücklicherweise für mich, liegt mir nichts mehr an einem Siege; und in der Malerei suche ich nur das Mittel mich mit dem Leben abzufinden.

Es ist wirklich schön, daß Claude Monet es fertig gebracht hat, von Februar bis Mai zehn Bilder zu malen; schnell arbeiten heißt nicht, weniger ernst arbeiten, das hängt von dem eigenen Bewußtsein der Sicherheit und der Erfahrung ab. So erzählt Jules Gérard, der Löwenjäger, in seinem Buche, daß es den jungen Löwen anfangs die größten Schwierigkeiten macht, ein Pferd oder einen Ochsen zu töten, während die alten Löwen mit einem gutgezielten Einhauen ihrer Pranken oder ihrer Zähne glatt töten und dies Geschäft mit einer geradezu verblüffenden Sicherheit ausführen.

Ich wollte gern noch einige Sonnenblumen malen, aber sie waren schon verblüht. Ja, während der Herbstmonate möchte ich gern ein Dutzend Bilder, dreißig im Quadrat, malen, und das kann sich auch ganz leicht verwirklichen, soweit ich es voraussehen kann. Ich habe in manchen Augenblicken eine Hellsichtigkeit, die geradezu erschreckend ist, wenn die Natur so schön wie in diesen Tagen aussieht; dann fühle ich mich selbst nicht mehr, und ein Bild entsteht wie im Traum. Ich habe ein wenig Angst vor der Reaktion, der Melancholie, die beim Eintritt der schlechten Jahreszeit eintreten könnte, aber ich werde versuchen mich ihr zu entziehen, indem ich dann dem Studium, Figuren aus dem Kopf zu zeichnen, näher trete. Ich fühle immer, daß ich weit mehr leisten könnte, wenn nicht der ewige Mangel an Modellen mich behindern würde, aber ich lasse mir darum keine grauen Haare wachsen. Ich male eben Landschaften und Farben, ohne mir Gedanken darüber zu machen, wohin es mich führt. Soviel weiß ich: wenn ich die Modelle anflehen würde: „Bitte, habt doch die Freundlichkeit, mir Modell zu stehen!" so würde ich's wie Zola's braver Maler in L'Oeuvre machen, und ganz gewiß hat Manet zum Beispiel nicht so gehandelt; Zola sagt auch nicht in seinem Buche, wie es diejenigen gemacht haben, die in der Malkunst nichts Übernatürliches erblicken.

Das große Porträt des Briefträgers habe ich zurückbehalten; der Kopf, den ich hier beilege, ist in einer Sitzung gemacht. Ja, das ist nun mal meine Stärke, einen Kerl in einer Sitzung forsch herunterzumalen. Hätte ich mehr Schneid, mein lieber Bruder, so müßte ich es immer auf diese Weise machen: ich nähme den Ersten Besten, ginge mit ihm in die Kneipe und malte ihn, und zwar nicht mit Wasserfarben, sondern mit Öl, gleich in einer Sitzung, à la Daumier. Wenn ich derart hundert machte, so fänden sich sicher gute darunter, und ich wäre dadurch mehr Franzose, mehr ich und — mehr Trinker. Und das reizt mich sehr, nicht etwa das Trinken, sondern diese gassenjungenhafte Malerei. Was ich nun auf diese Art als Künstler gewänne, würde ich das

als Mensch verlieren? Wenn ich in diesem Punkt einen festen Glauben hätte, so wäre ich ein famoser Kerl. Jetzt bin ich kein famoser, aber Du siehst, daß ich diesen Ruhm nicht so sehr begehre, um bis zum Äußersten zu gehen. Ich warte lieber auf die kommende Generation, die im Porträt das machen wird, was Claude Monet in der Landschaft macht: die reiche und schneidige Landschaft à la Guy de Maupassant.



Vincent van Gogh.

Ich weiß wohl, daß ich nicht zu diesen Leuten gehöre, aber hat nicht Flaubert und Balzac Zola und Maupassant gemacht? Also nicht wir, sondern die kommende Generation soll leben! Du verstehst genug von Malerei, um zu sehen und zu würdigen, was ich an Originalität besitze; ebenso wie unnütz es wäre, das was ich mache, dem jetzigen Publikum zu zeigen, denn die anderen übertreffen mich doch durch ihre bestimmtere Malerei. Das liegt mehr am Wind und an den Umständen, als an dem was ich könnte; ja, wenn der Mistral nicht wäre, die leichtsinnig vergeudete Jugend, die relative Armut. Aber ich möchte garnicht mein Los ändern und ich rechne es mir schon als ein großes Glück an, so wie bisher weiter leben zu können.



Nachweis der Quellen.

Gottfried Schadow.

Antonio Canova.

Karl Friedrich Schinkel.

Christian Rauch.

Jacob Asmus Carstens.

Joseph Anton Koch.

Gottlieb Schick.

Johann Friedrich Overbeck.

Peter von Cornelius.

Julius Schnorr von Carolsfeld.

Gustav König.

Caspar David Friedrich.

Philipp Otto Runge.

Moritz von Schwind.

Erwin Speckter.

Karl Begas.

K. F. Blechen.

Franz Krüger.

Theodor Hosemann.

J. C. Dahl.

A. L. Richter.

Fr. Preller d. Ä.

Alfred Rethel.

Wilhelm Leibl.

Hans Thoma.

Wilhelm Busch.

F. von Uhde.

Charles Schuch.

Seite

Max Liebermann.

Francesco Goya.

Seite

Joshua Reynolds.

Thomas Gainsborough.

Gustave Courbet.

E. A. Fromentin.

Jules Bastien-Lepage.

Eugène Carrière.

Edouard Manet.

C. Pissarro.

A. Sisley.

Claude Monet.

P. A. Renoir.

A. Rodin.

P. Cézanne.

P. Gauguin.

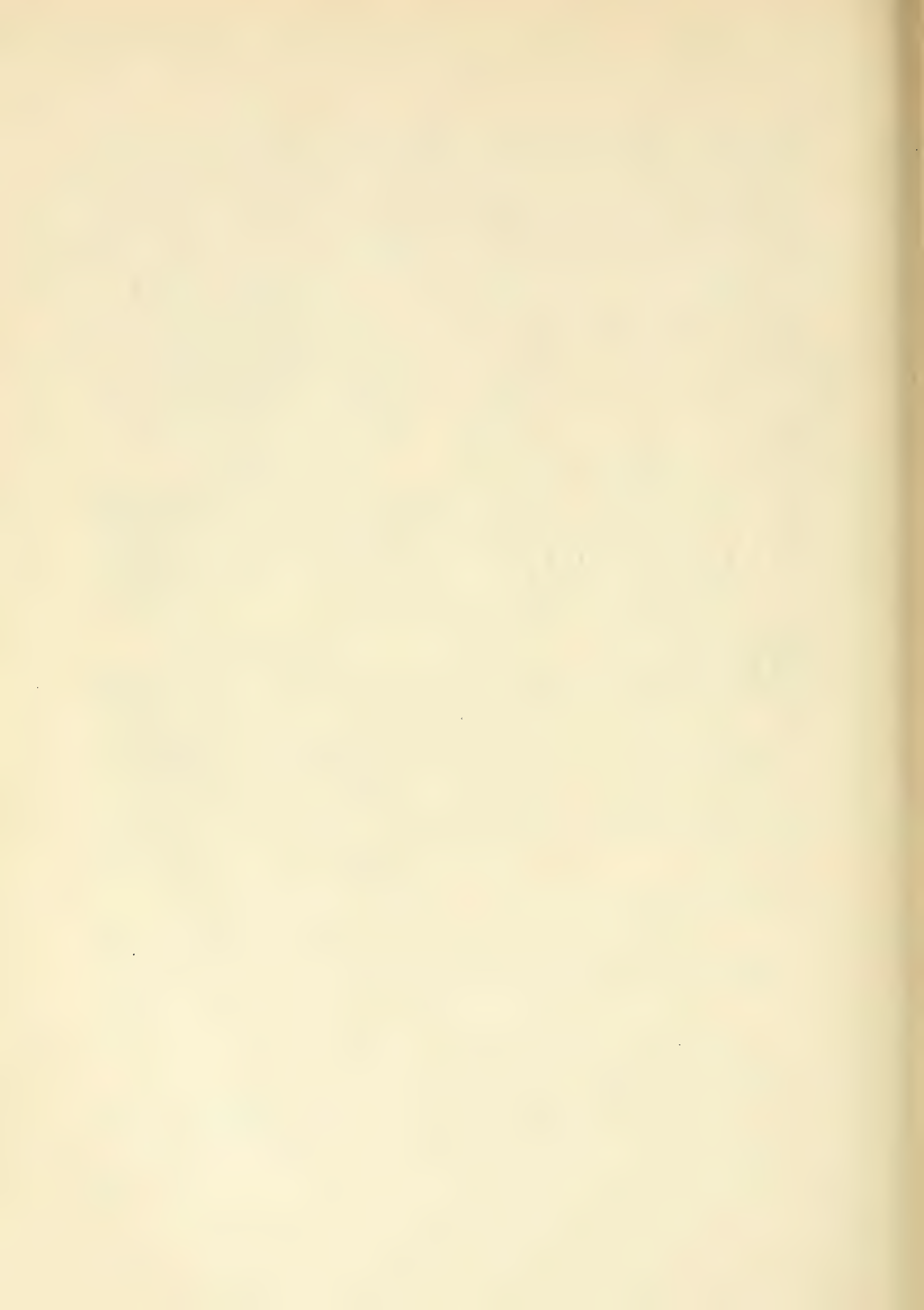
C. Meunier.

F. Rops.

H. van de Velde.

J. Thorn-Prikker.

V. van Gogh.



Namenregister.

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig



